Deutſche Geſchichte

von den älteſten Zeiten

bis

zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Dritter Band.

Deutſche Geſchichte

von den älteſten Zeiten

bis

zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von

Adam Pfaff.

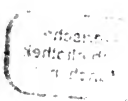
In vier Bänden.

Dritter Band:

Von Rudolf von Habsburg bis Kaiſer Karl V.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.

1864.



Bayerische
Staatsbibliothek
München

Achtes Buch.

Die Wiederherstellung und der Verfall des Reiches.

Erstes Kapitel.

Rudolf von Habsburg.*)

Lage des Reiches. Wahl und Krönung des Grafen Rudolf von Habsburg. Sein Charakter. Seine Stellung im Reiche. Die Willebriefe der Kurfürsten. Verhältniß zu den Bürgern. Der Hoftag zu Nürnberg.

Verfahren gegen Ottokar von Böhmen. Eroberung von Oesterreich. Ottokars Unterwerfung, Friedensbruch und Untergang. Schlacht auf dem Marchfelde.

Rudolf in Böhmen und Mähren. Verhältnisse zu Italien und Deutschland. Landfrieden in Böhmen, Oesterreich, Baiern, Franken, Schwaben. Oesterreich wird habsburgisch. Hoftag zu Augsburg.

Der falsche Friedrich (Tile Kolup). Kämpfe in Schwaben. Graf Eberhard von Wirttemberg. Judenverfolgung. Erbkrieg um Limburg. Schlacht bei Woringen.

Rudolf in Schwaben und Burgund Sieger, wendet sich in den Norden. Aufenthalt zu Erfurt. Verhältnisse Norddeutschlands. Vereitelte Thronfolgehoffnung. Feindseligkeit Frankreichs und des Papstes. Rudolf's Ende.

Der im April 1272 in England erfolgte Tod des deutschen Scheinkönigs Richard war fast spurlos am Reiche vorübergegangen; der Zustand der Auflösung und Anarchie, unter welchem unser Vaterland seit Jahrzehenden seufzte, schien dadurch nur insofern verschlimmert zu

*) Vergleiche besonders: Kopp, König Rudolf und seine Zeit, Böhmers Regesten, Lichnowsky's Geschichte des Hauses Habsburg, Palacky's Geschichte von Böhmen, und die Quellen-Sammlungen von Böhmer, Pertz, Petz und Anderen.

werden, als die Wiederbesetzung des deutschen Thrones Deutschland mit neuen schweren Bürgerkriegen, ja, mit Unterwerfung unter das Ausland bedrohte. Es war in Deutschland Niemand vorhanden, der sich, sei es auf den Grund eines Rechtes oder irgend einer Alles überragenden Macht und Würdigkeit der Krone hätte bemächtigen können. Gleichwohl war an eine dauernde Erledigung derselben doch auch nicht zu denken. Abgesehen von dem noch keineswegs in Deutschland erstorbenen Nationalgefühl bedurften alle Glieder noch eines Oberhauptes, unter dessen, wenn auch noch so ohnmächtigem Namen sie ihren Zwecken nachzuleben vermochten. Denn noch standen weder die Landesgewalten der Fürsten, noch die Gemeinwesen der Bürger so fest und gesichert da, daß sie des höheren Rückhaltes hätten entbehren können. Das Volk bedurfte noch eines Königs als einer letzten Zuflucht, die Kirche als eines höchsten Schirmherrn, die Fürsten als eines Mittels, um sich in dem errungenen Besitze gesetzlich zu befestigen. Und wäre auch alles dieses nicht gewesen, hätte auch Deutschland kein Oberhaupt schaffen wollen, so würden Andere, so würde der Papst es gethan und ausländische Herrscher würden der Krone Karls des Großen sich bemächtigt haben. Denn diese Krone war und blieb ein europäisches Bedürfniß, und selbst in ihrer tiefsten Erniedrigung noch der Gegenstand des höchsten Ehrgeizes.

Unter den mächtigsten Fürsten des Reiches waren es zwei, welche, so viel wir wissen, nach der höchsten Ehre strebten: Ottokar, König von Böhmen, und Ludwig, Pfalzgraf am Rhein und Herzog in Baiern. Konnte sich der Czeche Ottokar des größten Ländergebietes, vielfacher Verbindungen im Reiche, mit Köln, Brandenburg ꝛc., und der päpstlichen Freundschaft rühmen, so galt Ludwig dagegen als der vornehmste Reichsfürst, ward seit Jahren als Reichsverweser in Baiern und Schwaben betrachtet, und war, der Hohenstaufen naher Verwandter und Erbe, das natürliche Oberhaupt der noch immer zahlreichen Ghibellinen. Mit den rheinischen Erzbischöfen, besonders mit dem Mainzer, war er aber wegen Grenzhändel zerfallen und befand sich schon seit lange mit seinen Ländern im Kirchenbann. So darf es uns nicht befremden, daß Engelbert von Köln wenige Monate nach Richard's Tode sich zum König Ottokar, dem Erbfeind des Baiern, begab, um

Jenem, wie es einst vor sechzehn Jahren sein Vorgänger Konrad von Hochstaten gethan, angeblich „im Namen der Wähler" die Krone anzubieten. Die Bedingungen, unter denen es geschah, sind unbekannt. Wir erfahren nur, daß Ottokar ablehnte. „Der Ruhm und die Macht seines Herrn", so erklärte ein czechischer Edler in der Versammlung, „bedürfe keiner Mehrung. Alle Fürsten der Erde seien bereits seines Winkes gewärtig und der Kaiser selbst werde ihm Gehorsam leisten müssen." Diese Ablehnung war jedoch nicht ganz ernstlich gemeint und galt, wie es scheint, nur der Wahl und den Wahlbedingungen. Die Wahlfürsten wollten, das war freilich klar genug, nur einen König, der von ihnen abhänge, und dazu mochte sich Ottokar nicht verstehen. „Wozu", rief jener Edle aus, „den Thron der Czechen verlassen, um sich einem so unsichern Schicksal Preis zu geben?" „Die Deutschen", so schrieb damals Ottokar's Vertrauter, der Bischof Bruno von Olmütz nach Rom, „die Deutschen wollen keinen kräftigen Kaiser, sondern einen solchen, der den Wählern mehr gehorchen soll, als sie ihm." Seiner Seits faßte Ottokar, ermuthigt durch seine bisherigen Erfolge und gestützt auf Macht und Einfluß, die kühne Hoffnung, den deutschen Thron sogleich ohne Bedingungen zu besteigen. Er verhandelte darüber mit seinem alten Bundesgenossen gegen Deutschland, dem römischen Stuhle. Ebendaselbst bewarb sich, von seinem Oheim Karl von Sicilien unterstützt, auch König Philipp von Frankreich um das deutsche Reich und Alphons von Kastilien machte seine fast verschollenen Ansprüche wieder geltend.

Unter diesen Umständen war es hohe Zeit, an eine baldige und einmüthige Königswahl zu denken, damit nicht die ganze Sache in fremde Hände gerathe, wohl gar von den wilden Kriegshorden der Böhmen und Baiern ausgefochten werde, deren Schrecken zu jener Zeit Süddeutschland Jahre lang gekostet hatte. Am guten Ausgang verzweifelnd, schlossen die vier Reichsstädte der Wetterau am 5. Februar 1273 mit Mainz, Worms und Oppenheim einen Bund wie nach König Wilhelm's Tode zu gegenseitiger Hülfe in der Noth und 1273
daß sie keinen anderen als einen einstimmig gewählten König anerkennen würden. Indessen war Pfalzgraf Ludwig nicht müßig gewesen. Es gelang ihm in Unterhandlungen, deren Gang und Inhalt

im Dunkel liegt, eine Verständigung mit den übrigen Wahlfürste er machte Frieden mit den Erzbischöfen und sie halfen ihm aus de Banne. Er kam mit Werner von Mainz überein, einen Wahlt anzusetzen, und, wenn es dem Erzbischof, als dem Leiter nicht geli gen sollte, die Stimmen der Wahlfürsten auf den Pfalzgrafen selbst z lenken, sie mit gemeinschaftlichen Kräften einem ihrer Freunde, entwed dem Grafen Siegfried von Anhalt oder dem Grafen Rudolf vo Habsburg zuzuwenden. Bald traten auch Köln und Trier de Verabredung bei; man einigte sich über die allgemeinen Bedingungen, unter denen die Krone dargereicht werden solle: eines jeden Wahlfürsten Vortheil und Ehre, so wie die Schadloshaltung wegen der Unkosten sollte bei diesen Bedingungen nicht vergessen werden. So kam der Wahltag, es war der 29. September 1273, heran. Alle Wahlfürsten mit vielen Herren und Rittern waren in Frankfurt erschienen, auch Boten des Böhmenkönigs, welche jedoch, so groß war bereits die Erbitterung und Besorgniß vor den Plänen ihres Herrn, den früheren Vorgängen entgegen, von der Verhandlung ausgeschlossen wurden; wohingegen man den Bevollmächtigten des Bruders des Pfalzgrafen Ludwig, des Herzogs Heinrich von Niederbaiern, die siebente Stimme zugestand. Darauf ward zur Wahl geschritten. Auf den Pfalzgrafen Ludwig fiel keine Stimme; dagegen empfahl der Erzbischof Werner warm und dringend den abwesenden Grafen Rudolf von Habsburg als einen tapfern, verständigen und frommen Mann, und es schlossen sich ihm die beiden geistlichen Mitwähler sogleich an. Minder bereitwillig waren zwar die weltlichen Kurfürsten. Namentlich zeigte sich Ludwig sehr verstimmt. Aus seiner laut geäußerten Besorgniß vor Rudolf's Gefährlichkeit geht hervor, daß der Habsburger im Reiche bereits einen gefürchteten Namen hatte. Jedoch im Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dem nahen Verwandten des Grafen und zugleich des Pfalzgrafen Freund, hatte Rudolf einen beredten Fürsprecher. Friedrich war offenbar als Unterhändler bereits instruirt und konnte den Wahlfürsten befriedigende Versprechungen machen. So z. B. war er in der Lage, den unvermählten Kurfürsten, nämlich dem Pfalzgrafen Ludwig, dem Herzog Albrecht von Sachsen und dem Markgrafen Otto von Brandenburg, Töchter des Grafen, falls sie

denſelben zum König erwählten, zur Ehe zu verſprechen. Einhellig ward Rudolf von Habsburg hierauf zum König gewählt.

Graf Rudolf von Habsburg, den wir bereits unter Kaiſer Friedrich II. als eifrigen, bei dem Kaiſer, der ihn über die Taufe gehoben und zum Ritter geſchlagen hatte, und bei deſſen Sohne trotz Bann und Interdict treu ausharrenden Ghibellinen, im Zwiſchenreich als den gefeierten Schirmherrn der elſäſſiſchen Städte und als ſchlimmen Gegner der Biſchöfe von Straßburg und Baſel kennen lernten, war einer der mächtigſten Herren in Schwaben und Elſaß. Hier regierte er als Landgraf, in den obern Landen vereinigte er große Beſitzungen aus dem Kiburgiſchen Erbe mit dem Habsburgiſchen Familienbeſitz. Vieles, darunter die St. Galler Schirmvoigtei, hatte er mit dem Schwerte gewonnen. Er richtete durch den Aargau und Thurgau. Er war damals 55 Jahre alt, ein hagerer Mann von ſieben Schuh Länge und von blaſſer Geſichtsfarbe, mit einer langen Habichtsnaſe und ſpärlichem Haupthaar. Er war ein tapferer Kriegsmann, ohne ſonderliche Bildung, aber von praktiſchem, nüchternem, geſcheitem Verſtande, ſchlicht in ſeinem Weſen, mäßig in Speiſe und Trank, und ſo ganz ohne Stolz, daß er im Winter wohl beim nächſten Bäcker einſprach, um ſich zu wärmen. Nur mit dem Gelde, ſagte man, wiſſe er nicht umzugehen. Mitten im Reichthum litt er oft Noth und machte Schulden. Dichtern und Sängern gab er freilich nichts zu verdienen; dagegen waren ihm für einen Vogelkäfig dreißig Pfund Silbers nicht zu viel. Er lag eben mit den Baſeler Rittern vom Stern gegen die vom Sittich im Lager vor Baſel, als ſein Neffe, Burggraf Friedrich, aus Frankfurt eintraf, ihm die Wahl zu verkündigen, die ihn wegen ihrer Einſtimmigkeit höchlichſt überraſchte. Er hob die Belagerung ſogleich auf und entſagte, um ein gutes Beiſpiel zu geben, den alten Fehden. Die Kunde von Rudolf's Wahl brachte im Reiche ſehr verſchiedenartige Eindrücke hervor. Der König Ottokar, welcher gerade die Ungarn beſiegt und einen Theil ihres Landes durchzogen hatte, vernahm die Nachricht mit Hohn und Spott. Er wollte den kleinen Grafen nicht als ſeines Gleichen, geſchweige als Oberhaupt anerkennen. Einen tödtlichen Schreck empfand dagegen der Biſchof von Baſel. „Herr Gott", rief er aus, „ſitze feſt; ſonſt wird Rudolf ſich

bald auch auf Deinen Thron setzen!" Der Bischof starb bald nachhe angeblich in Folge des Schreckens. Aber mit Jauchzen und Freude fesien ward die Wahl in des Reiches Städten aufgenommen. Nic bloß die Persönlichkeit des Erwählten und was man von seinen Th ten im Elsaß wußte, sondern auch der Umstand war Glück verheißend daß er einhellig und von Wählern erkoren sei, deren Berechtigun nun schon althergebracht schien, und daß somit kein allgemeiner Krie um das Reich zu befürchten, wohl aber eine kraftvolle, gerechte Kö nigsregierung zu hoffen stand. Allenthalben brachten die Städte ihr Geschenke und Glückwünsche dem König entgegen. So zog er nac Frankfurt und Mainz und von den Kurfürsten und zahllosem Volk begleitet, — drei Meilen weit war die Heerstraße von der Menge dich bedeckt, — den Rhein hinab und in das festlich geschmückte Aachen, w in der Marienkirche die Krönung und Salbung in alter Weise geschah Fast hätte jedoch das hehre Fest beim Krönungsmahle durch den lau ten Zank zwischen Köln und Mainz wegen des vornehmeren Sitzes in Unfrieden geendet.

Es waren sehr widersprechende Aufgaben, welche dem König Rudolf gestellt wurden. Er sollte ein Wiederhersteller des Reiches sein, dabei aber doch es mit denjenigen, welche das Reich an sich gerissen hatten, nicht verderben, weder mit den Wahlfürsten, noch mit dem Papste. Nichts irgend Bedeutendes, keine Reichsbelehnung keine Erhöhung in den Reichsfürstenstand, keine Einziehungen und dgl sollte er ohne die Willebriefe der Kurfürsten unternehmen. Dies war die Hauptbedingung seiner Wahl gewesen. Schon unter den Pfaffenkönigen hatten deren Wähler dieses Recht ihren gekrönten Werkzeugen entrissen; jetzt mußte es von Rudolf sanctionirt werden. Damit hörte das deutsche Reich freilich auf, ein Königreich zu sein; es ward ein Kurfürsten-Reich. Der deutsche König behielt zwar seinen Namen, war aber in Wahrheit nur ein lebenslänglich gewählter Vorstand der Kurfürsten. Auch ein Mehrer des Reiches sollte Rudolf sein; er sollte Alles, was dem Reiche entrissen worden, wieder zurückbringen; dabei aber doch von denen, welche das Meiste genommen hatten, nichts zurückfordern, sondern noch mehr dazu geben. Die Handsalbe, die er den Kurfürsten nach Frankfurt mitzubringen hatte,

ward durch ein Anlehen beschafft, dessen Rückzahlung die Kurfürsten mit dem Vorbehalt verbürgten, sich durch das noch vorhandene Reichsgut nöthigenfalls bezahlt zu machen. Man sieht, die Verfassung dieser Krone war so schlecht, die Bedingungen waren so drückend, wie möglich. Dennoch war Rudolf kein solcher Thor, sie auszuschlagen wie der König Ottokar. Er nahm die Krone und hielt sie fest; wohl wissend, daß ein kluger Mann mit Muth und Geschick auch mit einer solchen Krone gar viel ausrichten könne. Er ließ sich zunächst alle Bedingungen, auch die Willebriefe gefallen, er versprach Alles, was man verlangte, und dachte ohne Zweifel, das Weitere werde sich dann im Laufe seiner Regierung schon finden. Wir werden jetzt dem aufsteigenden Gange dieser Regierung folgen: es ist eine Freude, ihm zuzusehen. Unter Einwilligung der Kurfürsten beginnt er zunächst seine Thätigkeit mit der Belohnung einiger um die Wahl besonders verdienter Herren. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg sowie der Freie von Hanau treten hier am stattlichsten hervor, jener wird mit ostfränkischem, dieser mit wetterauischem Reichsvermögen belehnt. Gegen ihre Bürger bedangen die geistlichen Herren zwar den Beistand des Königs; Werner von Mainz erwirkt von Rudolf's Reichshofe zu Speier im März 1275 eine Wiederholung der alten, schmählichen Verordnungen gegen Städte-Einungen, Stadträthe und Zünfte. Andererseits baten aber auch die Städter um die Bestätigung ihrer bürgerlichen Freiheit, und da sie in ihren Ringmauern mächtiger waren, als die Bischöfe, und viel Geld einbrachten, indeß die geistlichen Herren dem König nichts gaben, sondern immer nur nahmen, so sehen wir Rudolf schon sehr bald mit großer Consequenz darauf bedacht, in den Städten des Reiches seine Stütze zu suchen und sie sich zu befreunden. Liberaler, als je ein Vorgänger, bestätigt und verleiht er ihnen köstliche Rechte, besonders auch das Privilegium, Rittergüter zu besitzen. Namentlich die altbefreundeten Städte im Elsaß und Schwaben wurden reichlich bedacht. Hier, nahe den Stammsitzen seines Hauses, tritt Rudolf's Streben alsbald am deutlichsten zu Tage. Während er die Städte auf jede Weise an sich fesselt, erblicken wir bald seine Söhne und Verwandten als Landgrafen und Landvögte in Thätigkeit, und den König selbst beschäftigt, die Grafen,

welche Reichsgüter an sich gerissen hatten, oder die Städte bedrängte zuerst den Grafen von Freiburg, mit dem gewohnten Nachdruck u glücklichem Erfolge zu bekriegen. Bis über den Mittelrhein und Fra kenland erstreckte sich bald Rudolf's persönliches Eingreifen. Au hier wurden die städtischen Freiheiten ansehnlich erweitert. Städte welche in der Anarchie tyrannische Reichsvögte verjagt hatten, verzieh er i Gnaden. Um so freudiger nahmen sie dann seine neuen Statthalter a und zahlten ihm große Reichssteuern. Der vom Mainzer Bischof gege seine Bürger erwirkte Reichsschluß blieb ohne praktische Folge. Auc die Freundschaft der reichen Kölner war dem König doch noch lieber als der Beifall ihres unzuverlässigen Kirchenfürsten. Denn obwoh Engelbert außer Handsalbe und Reichsgütern auch die Unterdrückun der Kölner und Herstellung seiner Gewalt in der Stadt „nach Minn und Recht" ausbedungen und zugesichert erhalten hatte, so mußte e doch zu seinem Verdrusse sehen, wie die verhaßten Bürger nicht bloß die Bestätigung ihrer Freiheit, sondern auch große Ehre, Einladung zu den königlichen Hoftagen und den besondern Königsschutz erhielten. Ungesühnt mit der im Interdicte verharrenden Stadt beschloß der Tyrann im Jahre 1275 seine schmachbedeckte Laufbahn. In das ferne, mächtige Lübeck sandte Rudolf mit huldreicher Botschaft einen seiner geehrtesten Freunde, den Grafen von Fürstenberg, zur Huldigung. Nach seiner freundlichen Einladung erschienen Gesandte der Lübecker auf dem Reichstage zu Nürnberg. Hier verhieß Rudolf dem „Vogte, den Räthen und den Bürgern der Stadt", künftig nur nach ihrem Willen die Reichsstatthalter für Lübeck zu bestimmen und in allen Reichsangelegenheiten sie zu Rathe zu ziehen. Auf diesem Reichstage war es, wo die neue Ordnung der Dinge nicht bloß durch Erneuerung der Friedricianischen Landfriedensordnung, sondern auch durch hochwichtige Beschlüsse über das Reichsgut befestigt werden sollte. Alles nämlich, was seit Friedrich's II. Thronentsetzung von dessen Gegenkönigen und Nachfolgern wegen des Reichsgutes verfügt worden, solle ungültig sein, wofern es nicht von den Kurfürsten bestätigt werde. Damit waren freilich die Kurfürsten vollends als Herren im Reiche proclamirt. Sie konnten nun, wenn sie wollten, den ganzen Territorialbestand revidiren, der sich im Zwischenreiche in einem

großen Theile Deutschlands gestaltet hatte. Rudolf aber hatte nun Gelegenheit, seine Kräfte zu prüfen. Schon bald nachher sehen wir ihn denn auch den blutigen Tanz mit den schwäbischen Grafen beginnen. Doch jener Beschluß hatte noch eine ganz andere Seite: es war der einleitende Schritt, um die Reichslehen einzuziehen, die unter den Pfaffenkönigen in fremde dem Reiche Gefahr drohende Hände gekommen waren. Namentlich stellten sie den gesammten außerböhmischen Besitzstand des Königs Ottokar in Frage.

König Ottokar war nach Rudolf's Wahl zum gesammten Reiche in ein feindseliges Verhältniß getreten. Der Christenheit Schutz, — so ließ er in Rom vorstellen, — beruhe jetzt allein auf Böhmen, der Vormauer gegen Osten, und der Papst möge nicht dulden, daß das römische Reich in die Hände eines obscuren, armseligen Grafen komme. Er verweigerte dem Rudolf die Anerkennung und erhob bei der Curie Anspruch auf die deutsche Krone. Gregor X. befand sich in nicht geringer Verlegenheit. Er hatte große Pläne mit auf den römischen Stuhl gebracht, er wollte das Morgenland erobern und bedurfte dazu der vereinigten Kräfte des Abendlandes. Nun sollte er zwischen den Herrschern von Böhmen, Frankreich, Spanien und den deutschen Fürsten entscheiden. Gegen die Letzteren und für den befreundeten Ottokar sich auszusprechen, durfte er doch nicht wagen. Denn Rudolf, einhellig gewählt, hatte ihm sofort nach der Krönung seine Wahl angezeigt, alle Zusicherungen früherer Könige auch seinerseits wiederholt und die deutschen Wahlfürsten hatten ihren Erwählten dem Papste auf das Dringendste als einen „kirchenfreundlichen, katholisch gläubigen, durch Frömmigkeit glänzenden, Gott wohlgefälligen" Mann empfohlen. Um nun diese schwierige Angelegenheit nebst vielen anderen zu ordnen, hatte Gregorius X. ein allgemeines Concilium nach Lyon ausgeschrieben. Fünfhundert Bischöfe und über tausend Aebte waren hier zehn Wochen lang beisammen (vom 7. Mai bis 17. Juli 1274). Die Kaiser Michael Paläologus und sein Sohn Andronikus sandten in der Hoffnung auf Unterstützung Schreiben ein, daß sie sich und ihr Reich der Kirche unterwürfen, und es war große Freude unter den versammelten Vätern über diese vermeintliche Vereinigung der Kirchen; eine sechsjährige Kriegssteuer zum Kreuzzug sollte erhoben,

allenthalben der Kreuzzug geprediget werden u. ſ. w. Hier erſchien nun auch vor Papſt und Cardinälen die Geſandten der Könige Al fons, Ottokar und Rudolf; unter den Letzteren finden wir wiederu Rudolf's geſchickten Unterhändler, den Burggrafen von Nürnber Sie ſchwuren im Namen des Königs, daß er Alles das gelobe ur halten werde, was die Vorfahren, insbeſondere was Otto IV. ur Friedrich II. angelobt und verliehen hätten, jedoch ohne Minderur des Reiches. Namentlich verzichte der König auf Sicilien und d vom Papſte rechtmäßig angeſprochenen italieniſchen Marken. Der Köni Alfons erhielt nun nach vieljährigen Vertröſtungen kurzen Beſcheid: „Red und Thatſache ſtänden ihm entgegen; er möge alſo Zeit und Kräf ſparen und ſich lieber ein Reich in Afrika erobern; darin werde ih der Papſt ſofort beſtätigen.“ Minder herbe lautete die Antwor welche Ottokar's Boten empfingen. Gregorius erkannte deſſen Wah ſtimme an, behielt ſich nähere Prüfung vor, und ließ den Böhmer König einſtweilen inſtändig bitten, die Sache nicht bis vor einen deu ſchen Reichstag kommen zu laſſen, ſondern ſich dem päpſtlichen Schieds ſpruch im voraus unbedingt zu fügen, ſo werde er beſſer fahren. Bi zu erfolgendem Spruch ſolle er jedoch vom Reiche unbehellig bleiben. Ottokar war geneigt, hierauf einzugehen, vorausgeſetzt, da der Spruch einſtweilen ganz ausgeſetzt werde. Das ſei am vor theilhafteſten, meinte Biſchof Bruno, ſo könne der Papſt beide mäch tige Könige fortwährend im Zaume halten. Indeß dieſe Idee ſchein doch nicht ausführbar geweſen zu ſein; nur zum Theil ging der Papſ darauf ein; er entſchloß ſich nämlich, zwar den Rudolf anzuerkennen ermahnte aber den Ottokar, mit der ehrenvollen Stellung neben den römiſchen Könige vorlieb zu nehmen.

Die Sache ſtand alſo jetzt ſo, daß der Böhmenkönig wohl fü den Augenblick von der gewaltſamen Erlangung der deutſchen Kron abſtehen; aber mit ſeinen Reichsländern ein eigenes, unabhängiges von Deutſchland abgetrenntes Reich bilden wollte: offenbar ein gan unhaltbares, allen Begriffen von deutſcher Reichsehre widerſtreitende Verhältniß. König Rudolf war aber nicht der Mann, ſich mit eine ſolchen Idee zu befreunden. Und wären die Kurfürſten auch unpa triotiſch oder kurzſichtig genug geweſen, es ruhig geſchehen zu laſſen,

ſchon die geographiſchen Verhältniſſe hätten es nicht erlaubt. Die ſüddeutſchen und mitteldeutſchen Kirchenländer lagen zwiſchen Ottokar's Gebieten, welche, Eger und die Mark Portenau umfaſſend, von Italien bis nach Franken reichten. Schon war großer Lärm unter den Biſchöfen; denn Ottokar, ſeine Drohungen ausführend, hatte ihre Güter, weil ſie es mit Rudolf hielten, confiſciren laſſen. Er hatte auch ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit dem Herzog Heinrich von Baiern-Landshut geſchloſſen, welches deſſen Bruder, den Pfalzgrafen, direct bedrohte. So kam denn der November 1274 und der Hoftag zu Nürnberg heran und brachte zunächſt jene auch die Erwerbungen Ottokar's für nichtig erklärende allgemeine Sentenz. Rudolf erhob auch ſogleich vor dem Pfalzgrafen Klage auf Herausgabe der dem Reiche heimgefallenen, von Kaiſer Friedrich beſeſſenen, durch Ottokar von Böhmen uſurpirten und gewaltſam vorenthaltenen Länder. Ottokar ward nach Würzburg vor den Pfalzgrafen geladen. Auch an andere fremde Herren, welche ſich von den Pfaffenkönigen deutſches Reichsgut hatten ſchenken laſſen, oder es gewaltſam uſurpirt hatten, ergingen zufolge des Nürnberger Reichsſchluſſes Rudolf's Gebote: an Karl von Sicilien, daß er Toscana, an den Grafen von Savoyen, daß er Kiburgiſche Reichslehen in Burgund herausgebe. Schon zog Philipp von Frankreich, um ſeinen Verbündeten beizuſtehen, ein Heer zuſammen. Dringend mahnte jedoch der Papſt, der die chriſtlichen Streitkräfte für den Kreuzzug ſparen wollte und es mit Neapel und Frankreich nicht ganz verderben durfte, zum Frieden. Er verſprach dagegen förderſamſt den Rudolf als Kaiſer zu krönen. Dem Ottokar konnte Gregor nun nicht mehr helfen; „er könne und wolle", ſo lautete endlich die Antwort an den Böhmenkönig, „die Reichsgeſetze nicht ändern, und werde den Rudolf nicht hindern, zu fordern, was des Reiches ſei." Dieſes herauszugeben, war Ottokar aber nicht im Geringſten geſonnen. Er leiſtete der Ladung nach Würzburg keine Folge. Darauf wurden ihm zunächſt die durch erpreßte Verträge erlangten Länder Kärnthen und Krain zu Gunſten des herzoglichen Erben Philipp abgeſprochen. Auf dem im Sommer gehaltenen Hoftag zu Augsburg erſchien endlich eine prächtige Geſandtſchaft des Böhmenkönigs unter Biſchof 1275
Werner von Seckau; aber nicht um zu huldigen oder um Frieden zu

ſuchen, ſondern um Rudolf's Wahl in unziemlicher Rede anzufechten nur dem Schutze des Königs hatten es die Geſandten zu danken daß ſie die aufgebrachte Verſammlung ungefährdet verlaſſen konnten Wiederholt vor den Reichshof geladen, antwortete Ottokar durch ei Bündniß mit den lombardiſchen Ghibellinen; ſo daß Papſt und Guelfen den König Rudolf beſorgt zu Hülfe riefen. Freilich, zu koſtſpieligen Römerzügen reichten Rudolf's Mittel noch nicht aus. Daher ließ er den Papſt um einen Geldvorſchuß bitten, zu welchem ſich jedoch Gregor, ſelbſt von Schulden bedrängt, ganz außer Stande erklärte Nur mit ſchwacher Mannſchaft erſchienen Rudolf's Geſandte in der Lombardei. Doch konnten ſie, von den Guelfen willig aufgenommen, in vielen Städten die Huldigung empfangen. Bald ſahen auch Toscana und die Marken wieder deutſche Statthalter. Zwiſchen Böhmen und Rom aber erfolgte nunmehr der offene Bruch; nach einem ſchneidenden Briefe des Papſtes löſte Ottokar das Verhältniß auf, bald nachher, im October, waren Rudolf und Gregor in Lauſanne zuſammen, um die von den Unterhändlern getroffene definitive Abrede perſönlich zu bekräftigen. Rudolf wiederholte ſeine Verſprechungen, er heftete ſich auch mit ſeinen Rittern das Kreuz an, Gregorius aber beſtimmte das Pfingſtfeſt 1276 als die Zeit, wo er den König, falls er mit 2000 Rittern zu Rom erſcheinen werde, unfehlbar als Kaiſer krönen wolle. Glänzende Feſte und Ritterſpiele beſchloſſen die Zuſammenkunft. Von Allem, was hier beſprochen worden, kam jedoch nichts zur Ausführung; Gregor X. verſchied wenige Wochen ſpäter zu Arezzo; drei Nachfolger, Innocenz V., Adrian V. und Johann XXI. folgten binnen acht Monaten unter ſchwankenden, unruhigen Verhältniſſen, mit den Römern zerfallen, vom König von Sicilien bedrängt, und mit den Statthaltern Rudolf's im Streite. Daher bat Papſt Johann, den Römerzug noch auszuſetzen, und Rudolf war auch gar nicht im Stande, ihn auszuführen. Denn längſt hatten ihn die Verhältniſſe nach Oeſterreich abgerufen.

Auf ſeine Uebermacht pochend, war der Böhmenkönig keiner Ladung vor den Reichshof gefolgt. Seine drohende Stellung — war er doch auch im Beſitze der ſüdöſtlichen Hochlande nach Italien hin — die Verbindung mit Niederbaiern und Italien, vielleicht auch mit den ſchwä-

bischen Grafen, die ja in gleicher Lage mit Ottokar waren, wurde für den römischen König und auch für den Papst sehr gefährlich und mag hauptsächlich die Zusammenkunft in Lausanne veranlaßt haben. Rudolf beschloß, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Burggraf Friedrich von Nürnberg erschien im Frühling 1276 vor dem Böhmenkönig, um ihn zum letzten Male zur Herausgabe der Reichsländer aufzufordern. Ottokar aber war ganz erstaunt, wie ein so armseliger Graf es wagen könne, von ihm Länder zu fordern, die er durch Heirath und Waffenthaten erworben habe! Rudolf möge in seinem Wahlreiche treiben, was er wolle, hier im Ostreiche habe er nichts zu suchen! Ungesäumt ward jetzt am Johannistage 1276 der Krieg gegen den Uebermüthigen angesagt; Ottokar lachte bei der Nachricht, 1276
ließ die böhmische Grenze besetzen und begab sich auf die Jagd. Er kannte die Ohnmacht der deutschen Schattenkönige aus langer Erfahrung. Es war auch gar nicht abzusehen, woher Rudolf ein Heer würde nehmen können, stark genug, um den mächtigsten König zu überwältigen. „Herr, wo ist Euer Schatzmeister?" fragte ihn, als er am Rheine Krieger warb, ein Ritter. „Was Schatzmeister", sagte Rudolf, „ich besitze nur fünf lumpige Schillinge." „Aber, o Herr", erwiederte Jener, „wie gedenkt Ihr denn ein Heer zu erhalten?" „Dafür wird", meinte Rudolf, „der liebe Gott unterweges sorgen." Aber ohne seine eigene erstaunliche Betriebsamkeit würde ihm der liebe Gott schwerlich geholfen haben. Durch Anstrengung seiner Erblande und der Reichsstädte, durch Steuern und Anleihen, durch Versprechungen und Drohungen brachte er das nöthige Geld und ein Heer zusammen; er ließ sich keine Mühe verdrießen, jedem einzelnen Fürsten, ja, jedem einzelnen Ritter zur Heeresfolge zuzureden. So zog er den Rhein hinab um die Bischöfe zu gewinnen; dann durch Ostfranken, und unterwegs wuchs das Heer an; verschiedene Herren folgten; sei es aus Patriotismus oder aus Hoffnung auf Beute; auch Landgraf Heinrich von Hessen, obwohl wegen seiner Händel mit dem Kurfürsten von Mainz und seines Ungehorsams gegen Rudolf schon seit lange im Interdict und seit dem Januar 1274 auch in des Reiches Acht und Bann, erscheint dem ungeachtet hier unter den eifrigsten und geehrtesten Herren im Gefolge. Ohne die böhmischen Grenztruppen an-

zugreifen, wandte sich das Reichsheer rasch rechts ab nach Niederbaier
Der Widerstand, welchen Herzog Heinrich, Ottokars Bundesgenosse, i
leisten versuchte, ward rasch und einfach beseitigt. König Rudolf ve
lobte dem ältesten Sohne des Herzogs eine Tochter und wies den Brau
schatz auf Oesterreich an. Hierauf schlossen sich die Kriegshaufen d
Herzogs dem Heere Rudolf's sofort an. Unaufgehalten drang es
Oesterreich ein. Dort waren geistliche und weltliche Herren bereits für da
deutsche Reich aufgestanden. Sie hatten sich mit Eiden verbündet, da
Joch des Böhmenkönigs abzuschütteln, und dem Rudolf mit Waffen un
Geld zu helfen. Durch ihre Zusicherungen war er zu dem rasche
Zuge ermuthigt worden. Auch die Städte Linz und Ens tr
ten ohne Bedenken gegen Bestätigung alter Freiheiten an's Reich zu
rück, und ehe Ottokar sich dessen versah, lagerte Rudolf's mächti
angeschwollenes Heer vor der festen Hauptstadt Wien. Ottokar, vo
dem Geschehenen auf's Höchste überrascht, führte nun zwar seine sieg
gewöhnten Streiter in Eilmärschen herbei. Aber schon war es zu spä
zum Widerstande; das feste, von Böhmen vertheidigte Kloster Neubur
ward durch Pfalzgraf Ludwig überrumpelt; in Wien brach ein Auf
stand für das Reich aus; Kärnthen und Steier sandten dem Rudol
neue Schaaren zu Hülfe, ja, selbst in Böhmen brach unter den Land
herren eine Empörung aus, und als Bundesgenossen des römischen
Königs erschienen nun auch die Ungarn an der Grenze. Da bat de
gebeugte Böhmenkönig um Frieden; er mußte nach Uebereinkunft uni
Schiedspruch am 21. November 1276 auf Oesterreich, Steier, Kärn
then, Krain, die Mark, Portenau und Eger verzichten, Böhmen uni
Mähren wie vor Alters als deutscher Vasall vom König Rudolf zu
Lehen nehmen, seinen eigenen ungetreuen Dienern Verzeihung zusicherr
und auch den Ungarn die eroberten Städte und Länder zurückstellen.
Eine Doppelheirath seiner Kinder mit Kindern Rudolf's sollte der
Frieden befestigen. In Folge dieses durch die Zeugnißbriefe sämmt
licher Fürsten bekräftigten Friedens erschien Ottokar im Lager vor
Wien, beugte in Gegenwart der Fürsten das Knie vor Rudolf und
empfing, nachdem er ihm den Huldigungseid geleistet hatte, die Be
lehnung mit den alten Reichslehen seiner Vorfahren.

So waren denn die weiten und blühenden Ländergebiete, deren

Wichtigkeit für das Reich schon Friedrich II. so wohl begriffen hatte, wieder an die Krone zurückgefallen. Auch hier benahm sich Rudolf, um nur vorerst Raum und Boden zu gewinnen, mit derselben Klugheit und Umsicht, wie im Reiche. Die einheimischen Großen, die sich das meiste Verdienst beilegten, erlangten ihre früheren Privilegien zurück. Die Burgen, die ihnen Ottokar niedergebrochen, durften sie wieder aufbauen, die Hoheitsrechte, die ihnen Jener geschmälert hatte, erhielten sie in reicherem Maße zurück. Doch auch die Städte gingen nicht leer aus. Rudolf war überdies durch große Anleihen und Beiträge ihr Schuldner geworden und war dafür mit Freiheiten nicht sparsam. Er vergaß auch nicht, was er den Juden schuldig sei; er nahm sie für alle Fälle, wo der Judenrichter und der Stadtrichter nicht ausreiche, in den unmittelbaren Schutz seines königlichen Gerichts. Ein Landfriede, welcher auf fünf Jahre in den neuen Landen verkündigt wurde, sollte die Kriegswunden heilen, die Fehden beilegen, den Verletzten Entschädigung bringen, viele Mißbräuche und Bedrückungen, namentlich solche, die durch Mauthen und andere Raubstätten geübt wurden, abstellen und überhaupt einen Rechtszustand herbeiführen, wie ihn Rudolf auch im übrigen Reiche erstrebte. Den Steiermärkern ward ihr altes, eigenthümliches Landrecht bestätigt; niemals solle ihnen wider ihren Willen ein Landesherr gesetzt werden. Auch hatte König Rudolf ohnedies wenig Lust, das Land unter Herzöge zu stellen; er schlug seine Hofstatt in Wien auf; übernahm die obere Verwaltung selbst und wußte die Kirchenfürsten leicht zu bewegen, daß sie mit den großen Kirchenlehen der alten Herzöge, die ihnen Ottokar entrissen hatte, seine Söhne belehnten. Nach Osten befestigte er sich durch Allianz mit Ungarn. Dem Bruder des Königs Ladislaus, Herzog Andreas von Sclavonien und Croatien, ward Clementia von Habsburg verlobt. Mit König Edward I. von England brachte er jetzt ebenfalls einen Heirathsvertrag zu Stande, welcher seinem zweiten Sohne, Hartmann, Landgrafen im Elsaß, die Prinzessin Johanna von England mit zehntausend Mark Sterling zusicherte. Dagegen versprach Rudolf unter Anderem sich dafür zu verwenden, daß, so bald er selbst Kaiser geworden, die Kurfürsten den Hartmann zum römischen König wählen möchten. Für seinen

Erstgeborenen, Albrecht, hatte er, wie es scheint, bereits das Her thum Oesterreich in's Auge gefaßt, welches somit bereits mehr ree Werth zu haben schien, als die deutsche Königswürde. Einstwe wollte er dem Hartmann von den Kurfürsten das Königreich Are verschaffen. Die Wiederherstellung sowohl dieses Königreichs, als Reichshoheit in Italien und die endliche Erlangung der Kaiserwi war jetzt Rudolf's dringendste Sorge. Aber der plötzliche Tod hanns XXI. unterbrach im Mai 1277 die Verhandlungen. Se Monate lang regierten die acht Kardinäle; bis sie von den Bürg Viterbo's durch Einsperrung gezwungen, der allgemeinen Aufregu und der Besorgniß vor dem immer drohender werdenden französisch Uebergewicht durch die Erwählung Nicolaus' III. aus dem Ha der Orsini, ein Ziel setzten. Rudolf säumte nicht, die Verhandlu gen sofort wieder aufzunehmen, die früheren Versicherungen zum dr ten und vierten Male zu wiederholen, auch die Schritte seines Kai lers in den Marken förmlich zu widerrufen. Er schien nun dem Zi wieder nahe zu sein; da brach unerwartet ganz in der Nähe ei Gefahr herein, welche alle seine Erfolge unrettbar zu vernicht drohte.

Als König Ottokar tief gedemüthigt, der schönsten Hälfte sein Reiches beraubt, wieder heimzog, soll ihn die Gemahlin zornig em pfangen und gerufen haben, er sei ein Schwächling, ein simpler Gr habe ihn spielend überwältigt. Nach Art der Hunde habe er ihn v weitem angebellt und in der Nähe vor ihm gewedelt. Seitde wurmte es den Czechen-König unablässig, und er beschloß, entwed mit Ehren zu sterben oder die Schmach von sich abzuschütteln. S erzählen die deutschen Chronisten. In der That hätte es der weil lichen Aufreizungen kaum bedurft. Die drückenden Bedingungen, welch er eingegangen war, mußten ihm bei ihrer Ausführung und in ihre Folgen unerträglich erscheinen; am unerträglichsten der von Rudol in Anspruch genommene Schutz über die böhmischen Großen, welch Verrätherei getrieben hatten. Dazu kamen zahllose Grenzstreitigkeiten die Verbindung des deutschen Hofes mit Ungarn u. s. w. Sein Tochter nahm den Schleier, um nicht dem Sohne des „Grafen" an

gehören zu müssen. So wuchs die Spannung von Tage zu Tage und ein wahrhafter Friede kam gar nicht zu Stande. Ottokar wartete nun die Zeit ab, wo das Reichsheer in die Heimath entlassen und Deutschland mit Händeln angefüllt war, die er trefflich durch Gold anzuschüren wußte. Er traf indessen seine Anstalten. Sein Plan ging dahin, den König Rudolf wie in einer Falle zu fangen. Zu diesem Ende gewann er auf's Neue den Herzog von Niederbaiern, welcher sich verpflichtete, bei dem, gegen seinen königlichen Anverwandten und Wohlthäter beabsichtigten Ueberfall den Reichstruppen, die etwa zu Hülfe eilen würden, den Durchpaß zu verlegen. Ein großes Faß voll Silber war der Preis dieser Niederträchtigkeit. Noch andere Fürsten Teutoniens, besonders „Bischöfe, Grafen und Barone am Rheine," wurden mit vielem Gelde bestochen, daß sie keine Hülfe leisten möchten. Nur zu sehr gelang dieser Plan. Als Rudolf von dem bevorstehenden Angriffe unterrichtet, eilige Boten in's Reich sandte, da sah es mit der Hülfe sehr übel aus. Die Fürsten waren aber auch zum Theil nicht im Stande, die Heimath zu verlassen, um die weite, kaum beendete Kriegsfahrt zu wiederholen; schon während der ersten war allenthalben im Reiche Mord und Todtschlag ausgebrochen. Auch war in vielen Städten große Unzufriedenheit über die unerschwinglichen Geldforderungen des Königs, welcher seiner Seits in diesem Augenblicke, durch die Noth gedrängt, und um Fürsten zu gewinnen, zur Verpfändung von Reichsstädten griff. Schon während des ersten Feldzugs befanden sich Frankfurt, Friedberg und Oppenheim im vollen Aufstande. Dazu kamen die alten Händel. Die unzufriedenen Grafen in Schwaben und am Rheine glaubten, als Rudolf fort war, ihre Zeit sei wieder gekommen. Um sich ihrer zu erwehren, hatte der alte Städtebund erneuert werden müssen; siebenzehn rheinische Städte hatten unter dem kaiserlichen Landrichter von Leiningen, mit dem Erzbischof von Mainz und dem Pfalzgrafen einen Landfrieden aufgerichtet. Sie hatten alle ihre Kräfte nöthig, diesen Landfrieden zu schützen. Die eignen Söhne und Schwiegersöhne Rudolf's, selbst der so sehr bevorzugte Pfalzgraf Ludwig, vermochten im Augenblicke nicht zu helfen. Auf Norddeutschland war überhaupt nicht zu zählen. Der Osten war

mit der Magdeburger Fehde beschäftigt, der Niederrhein und Westf
in einen Knäuel von Grafen- und Bischofsfehden verwickelt. I
dies waren die Markgrafen mit Ottokar nahe verwandt und so
ihm Brandenburger, Sachsen und Thüringer zu Hülfe; Siegfried
Köln, ohnedies mit dem Könige unzufrieden, und von Ottoka
vielem Gelde gewonnen, trieb offne Agentschaft für den Reichs
Alles in Allem, war Rudolf auf seine eigenen Kräfte, auf einige
und rastlose Freunde, wie den Burggrafen von Nürnberg und
die treugebliebenen Städte, besonders im Schwabenlande, angew
Doch auch aus den wetterauischen und rheinischen Städten kam
ger Zuzug. Zürich schickte 200 ritterliche Bürger. Besonders
tig war es, daß Rudolf's früherer Geheimschreiber, der Hei
Knotenstrick, ein Barfüßer von dunkler Herkunft, jetzt die Baseler Bisc
mütze trug. Er führte dem König 200 Baseler Ritter zu Hülfe.
Hoffnungen Rudolf's beruhten also im Wesentlichen auf der
rischen Hülfe und der Treue der neuen österreichischen Lande, w
ihm auch trotz schweren Steuerdruckes nicht versagte. Aber ma
Landherren, gerade die, welche am meisten durch die erste Empö
gewonnen hatten, wurden jetzt von Ottokar aufgewiegelt. Die S
Wien ward unruhig und kaum vermochte sie Rudolf durch Erneuer
ihrer Reichsbriefe zu beschwichtigen. Unter solchen Umständen
Triumphes gewiß, verließ Ottokar, von Volk und Klerus festlich
leitet, Ende Juli 1278 die Hauptstadt Prag. Zu Brünn samm
sich das Heer der Polen, Böhmen und Mähren; leider waren
sehr viele Deutsche, Sachsen, Meißner und Baiern darunter. Da
einen Widerstand des Gegners in offner Feldschlacht nicht geb
wurde, so hatte sich Ottokar desto reichlicher mit Belagerungsz
versehen; Laa, Drosendorf, Zistersdorf fielen, schon war Drösing
der March erreicht, da kam die unglaubliche Nachricht, König
dolf mit seinen geringeren Streitkräften habe sich erhoben, die
nau bei Heimburg überschritten und wolle die Schlacht hier an
March wagen. „Wer das wahr macht," rief Ottokar ungläubig a
„dem schenke ich zwanzig Mark!"

In der That stand Rudolf bereits unfern im festen Lager
Marcheck. Hier wollte er das Heer des Königs Ladislaus

Ungarn und alle die erwarten, die ihm aus Steier und Oesterreich zu Hülfe zögen. Hier trafen auch die Schwaben ein. Sie hatten sich mit dem Schwerte den Weg durch Niederbaiern gebahnt. Als sie die kleine Zahl in Rudolf's Lager sahen, und von der Uebermacht der Böhmen und der Unzuverlässigkeit der österreichischen Großen hörten, da begannen sie laut zu prahlen von der Menge ihrer Landsleute, die sich noch unterwegs befinde. Im Geheimen aber erzählten sie dem Könige, daß sie leider die einzige Hülfe aus dem Reiche seien. „So vertraue ich auf Euch!" rief Rudolf „und Gott wird helfen." Indeß hatten die Ungarn, von zahlreichen Schwärmen der heidnischen Cumanen begleitet, die Vereinigung bewerkstelligt; Rudolf hatte die Stellung zwischen Stilfrid und Dürrentrut genommen. Dorthin zogen sich auch die Böhmen und Polen; am dritten Tage standen sich die Heere schlachtbereit gegenüber.

Es war am frühen Morgen des 26. August 1278 an einem Freitag nach 1278
Bartholomäustag, als diese berühmte Schlacht begann, in welcher über Habsburg und Oesterreich die Schicksalswürfel fielen. Mit besonderer Feierlichkeit bereiteten sich die Heere zum Treffen. Ottokar rief seine Edeln in das Zelt: „Es ist mir," sagte er, „die Anzeige gemacht worden, daß Verräther unter Euch seien. Hier stehe ich unbewaffnet. Ist Einer, der Böses sinnt, so stoße er mich nieder. Besser dann, ich sterbe jetzt, als wenn morgen Tausende mit mir geopfert werden." Da betheuerten sie Alle ihre Treue. Dagegen gelobte ein starker eigens hierzu gemietheter Ritter, dessen Dienste König Rudolf verschmäht hatte, er wolle den Rudolf im Getümmel aufsuchen und niederstoßen. Ehe die Schlacht begann, hielt Ottokar, dessen Beredtsamkeit berühmt war, eine Rede vor dem Heere. Alle Böhmen bezeichneten sich mit einem weißen Kreuze. Praga hieß die Losung. Ein Löwe war das Feldzeichen. König Rudolf's Streiter bereiteten sich durch Beichte und Communion zur Schlacht. Sie führten den römischen Reichsadler und das Kreuz als Feldzeichen. Burggraf Friedrich von Nürnberg führte des Reiches Sturmfahne. Deutsche und Ungarn und auch die heidnischen Cumanen hefteten ein rothes Kreuz an ihre Kleider. Christus war ihr Feldgeschrei. Fast Alle aber gelobten, falls sie siegen würden, einen Kreuzzug in's heilige Land, von dem jedoch späterhin nichts mehr ver-

lautet hat. Rudolf hatte, um unerkannt zu bleiben, die königli
Zeichen abgelegt und sich in gemeine Kriegertracht gekleidet. In
facher Schlachtordnung näherten sich die Heere. Beim Anblick
Böhmen hielt Bischof Heinrich eine begeisternde Anrede; und ein mi
rer Bruder verkündete mit lauter Stimme, daß Allen, die in di
Schlacht fallen würden, als Märtyrern einer heiligen Sache die hir
lische Siegeskrone verheißen sei, wohingegen die gefallenen Feinde
ewige Höllenpfuhl erwarte. Auch Rudolf begann eine Rede. T
dem schwäbischen Ritter Heinrich Schorlin dauerte das Reden zu la
Er sprengte ungeduldig in die feindlichen Reihen und Ritter Rul
zu Rhein aus Basel erhob gleichzeitig mit so lauter Stimme
Schlachtgesang, daß es von beiden Heeren gehört wurde. Bald
das Treffen allgemein und währte unentschieden bis Mittag.
gelang es dem Böhmenkönig, die vordersten Schlachtreihen Rudol
es waren meist Ungarn, zu durchbrechen und als Rudolf mit dreihun
Rittern aus der dritten Schlachtordnung sich dem Feinde entgeg
warf, ward er von einem feindlichen Ritter erkannt, sein schwe
Streitroß zu Boden gerannt, und er wäre verloren gewesen, w
ihn nicht der vorgehaltene Schild erst vor der Zertretung geschi
und alsdann der Ritter Heinrich Walter von Ramswag aus d
Thurgau in diesem entscheidenden Augenblicke den mörderischen Pf
abgewandt hätte, der sich schon auf den zu Boden Gestürzten senk
Wie „die Bärin im Walde" so eilten die Schwaben nun unter dem Rit
Capellen heran. Bischof Heinrich mit den Baselern rettete König u
Schlacht. Möchte doch Habsburg nie vergessen, daß es Schwei
waren, denen der Ahnherr Leben, Ehre und Reich zu danken h
Bald sah man Rudolf's mächtige Gestalt wieder hoch zu Roß,
Seinigen anfeuernd; Ottokar schon des Sieges gewiß, war weit v
aus geeilt, sein Heer zertrennt. Durch den Ruf „sie fliehen"
Schrecken versetzt, wich es zurück, sah sich umgangen und nun ward
Flucht allgemein. Tausende kamen in der March oder durch die na
setzenden Ungarn um. Zu spät waren Ottokar's zahlreiche Hülfsvöll
auf dem Schlachtfelde angekommen, sie wurden von der Flucht mit fo
gerissen. Vierzehntausend Böhmen lagen todt auf dem Schlachtfeld
Doch Ottokar, nur noch von wenigen Getreuen umringt, stritt „w

ein Maccabäer". „Von Allen verlassen," so lauten Rudolf's urkundliche Worte, „wollte er auch unsern Siegeszeichen nicht weichen, sondern kämpfte mit gigantischem Sinne und bewunderungswürdigem Heldenmuthe fort." Noch Manchen streckte er zu Boden, nur Wenige wagten dem Helden zu nahen, endlich sank er schwer verwundet nieder. Ein gemeiner Krieger hob ihn theilnehmend auf und wollte ihn in Sicherheit bringen. Da erkannten ihn österreichische Herren, deren Verwandte er früher hatte hinrichten lassen und ermordeten ihn. Ein plündernder Haufe trieb noch vielen Unfug mit dem Leichnam des Mannes, der vor wenig Stunden der gefürchtetste Herr in der Christenheit war. Er blieb endlich nackt und verstümmelt liegen. So traf ihn König Rudolf und seine Siegesfreude soll sich bei diesem Anblick in tiefe Traurigkeit verwandelt haben. Er ließ ihn waschen und einbalsamiren; in Purpur und Linnen gehüllt ward er in Wien beigesetzt; dort holten ihn treue Czechen und führten die Leiche nach Znaim; aber unter den neuen Herren wollte man der Leiche des vordem von Schmeichlern umringten Mannes die schuldige Ehre nicht gönnen; erst neun Jahre später ward sie mit königlichem Pompe in Prag bestattet.

Noch auf dem Schlachtfelde gab Rudolf manchem tapfern Bürger den Ritterschlag. Die heimkehrenden Sieger wurden von ihren Mitbürgern in Colmar, Zürich, der Wetterau ꝛc. mit Freudenfesten empfangen. Rudolf aber brach alsbald nach Mähren und Böhmen auf. Mähren unterwarf sich wieder dem Reiche, Brünn ward deutsche Reichsstadt. Aber in Böhmen hatte Markgraf Otto der Lange von Brandenburg, Ottokar's Schwestersohn, als Vormund der königlichen Waisen ein Heer gesammelt, und lagerte mit seinem Eidam, Herzog Heinrich von Schlesien bei Collin an der Elbe, um den heranziehenden Oesterreichern Widerstand zu leisten. Rudolf erhob ebenfalls den Anspruch auf die vormundschaftliche Verwaltung des Landes; Ottokar's ehrsüchtige Wittwe Kunegundis, noch vor Kurzem so hochfahrend gegen den „Grafen", hatte ihm diese Rechte aus eigennütziger Berechnung übertragen. Schon standen sich die Heere schlagfertig gegenüber; da kam auf das Einschreiten der deutschen Fürsten ein friedliches Abkommen zu Stande. Der frühere Ehevertrag zwischen dem minderjährigen

König Wenzel und der Jutta von Habsburg, des Königs Tocht
ward erneuert; Otto von Brandenburg behielt bis zur Volljährigk
seines Mündels die Verwaltung von Böhmen, Rudolf bis zur Z
lung der Kriegskosten als Pfandschaft Mähren; Heinrich von Bresl
erhielt das Land Glatz, Kunigunda Troppau als Witthum u. s.
Für den jüngsten Bruder des Markgrafen hatte Rudolf noch ei
Tochter Hedwig. Bald nachher machte die Verlobung der Kini
unter vielen Lustbarkeiten dem Streite ein Ende. Doch wurd
Mähren und Böhmen auf etliche Jahre ein Schauplatz wilt
Anarchie. Das Volk glaubte, Ottokar sei noch am Leben und wer
wiederkehren. Mancherlei Aufstände, große Fehden zwischen der Kun
gundis und dem Herzog Nicolaus, Ottokar's unehelichem Sohr
blutige Händel der gestrengen Brandenburger mit den czechischen Bischöf
und Dynasten ließen das Land nicht zur Ruhe kommen. Eine zal
lose Masse armer Ritter und anderen Gesindels war aus allen Th
len Deutschlands nach Böhmen geströmt, um in dem eroberten Lan
nach Herzenslust zu plündern. Das Bauernvolk floh mit seiner letzt
Habe in Höhlen und Erdlöcher, in Bergschluchten und Waldesdickich
Um die Ordnung herzustellen, zog Rudolf noch ein Mal, im Frü
1280 ling 1280, mit einem starken Reichsheere, zu welchem sich dies M
aus dem ganzen Reiche Fürsten und Ritter eingefunden hatten, dur
Böhmen und nöthigte ohne Schlacht die Großen des Landes, mit de
Markgrafen Friede zu machen. Als er mit dem Reichsheere bei a
brechendem Winter abzog, war die Ordnung so weit hergestellt, da
der Markgraf mit den Edeln, Rittern und Bürgern der Städte eine
Landtag halten konnte, auf welchem ein Landfriede aufgerichtet, üb
Landesregierung, Landeseinkünfte und dgl. das Nähere bestimmt un
zugleich ein allgemeiner Aufruf durch Stadt und Land erlassen wurd
des Inhalts, daß alle nicht eingebürgerte Teutsche binnen drei Tage
das Land verlassen, oder als Diebe und Räuber behandelt werde
sollten. Diese durchgreifende Maßregel wirkte; die Bauern kamen au
ihren Verstecken hervor und bestellten ihre Aecker wieder. Aber al
Nachwehe der Anarchie und in Folge von Ueberschwemmung und Miß
wachs stellte sich eine Hungersnoth und ein Sterben ein, welches nac
den Versicherungen der böhmischen Geschichtschreiber in einem Jahr

mehr als die Hälfte der Bevölkerung hinwegraffte. Die Preise der Lebensmittel erreichten fünfundzwanzigfache Höhe. Auf den Straßen und auf den Feldern starben die Menschen Hungers und dienten den Ueberlebenden zur Nahrung. Eine Frau ward gerichtet, weil sie einen Knaben gestohlen und gefressen hatte; eine andere ward erschlagen, weil sie in einem Hause nach Brodkrumen suchte. Erst der fruchtbare Sommer 1282 machte diesem Jammer ein Ende.

Die Ueberwältigung Ottokar's war ein Ereigniß, welches nicht verfehlen konnte, dem König Rudolf durch ganz Europa das größte Ansehn zu verschaffen. Als nächste und wichtigste Folge stellte sich die friedfertigere Gesinnung des Königs Karl von Sicilien, dessen Anerkennung der Reichshoheit über Provence und Forcalquier, dessen Räumung von Toscana, und die Verlobung seines Enkels, des Fürsten Karl Martel von Salerno, mit Rudolf's Tochter Clementia dar, welche ihren ungrischen Verlobten durch den Tod eingebüßt hatte. Der Schmerz der Trennung von ihr kostete der guten Königin Anna (vor der Krönung hieß sie Gertrud), die ihrem Gemahl so viele Kinder zur Gründung seiner Macht geboren hatte, das Leben. Aber die Hochzeitsreise durch Italien glich einem Triumphzug und bezeugte den Respect, welchen die Italiener vor Rudolf empfanden. Nun waren auch die letzten Anstände der Kaiserkrönung leicht gehoben, zumal die einzelnen Kurfürsten Rudolf's Zusicherungen dem vorsichtigen Papste in besonderen Willebriefen wiederholten, da so nahe dem Ziele, scheiterte die Hoffnung wiederum an dem plötzlichen Tode Nicolaus III. am 22. August 1280. Man sagte, dieser Papst, der durch die Bereicherung seiner Familie selbst seiner an den Nepotismus gewöhnten Zeit ein Aergerniß gab, habe mit König Rudolf insgeheim wegen einer Theilung des Reiches unterhandelt. Das Reich Arelat habe als Clementia's Mitgift dem Karl von Salerno, Lombardien und Toscana als getrennte Reiche dem Hause der Orsini, Deutschland als erbliches Königreich dem Rudolf zu Theil werden sollen. Falls dieser Plan wirklich bestanden hat, so kann man wohl nur bedauern, daß er nicht zur Ausführung gelangte. Habsburg würde dann vielleicht mehr in Deutschland geblieben und nach dem Muster seines edlen Ahnherrn für die Geschichte unserer Nation ein Segen geworden sein.

Ein Schlagfluß machte den mannichfaltigen Plänen jenes Papst und zugleich der Herrschaft der Orsini im römischen Gebiete ein End Heftige Parteikämpfe mit den Annibaldeschi, eine Doppelregierung d Stadt, gräuliche Anarchie herrschten am Sitze der Kirche, die Kard näle waren im offenem Streite; bis endlich unter Karl's von Anjo Auspicien die französische Partei nicht ohne Gewaltthaten de Franzosen Simon von Bria als Martin IV. auf den römische Stuhl erhob. Unter diesem Papste, der ein Werkzeug in den Hände der Franzosen war, gerieth Rudolf's Kaiserkrönung fast in Vergesser heit; die sicilianische Vesper, die Kriege zwischen Sicilien und Neape zwischen Frankreich und Aragonien traten dann auf längere Zeit da zwischen.

Weßhalb König Rudolf nicht in diese Verhältnisse eingriff und nicht mit großer Heeresmacht nach Italien zog, um sich die Kaiserkron zu holen, darüber besitzen wir keine Nachricht. Wir wissen nur, daß ihn der Gedanke an diesen Zug fortwährend beschäftigte und daß er eben sowenig als irgend ein Reichsoberhaupt, von Heinrich I. bis Franz II., sich entschließen konnte, auf die Kaiserkrone und auf Italien zu verzichten. Aber wir sahen ja, wie mißlich es um Rudolf's Streitkräfte schon gegen Ottokar stand. Er mußte daher nothgedrungen in Deutschland bleiben und hatte auch vollauf daselbst zu thun. Er belohnte diejenigen, welche sich treu bewährt hatten; den Uebrigen zeigte er kluge Nachsicht, verzieh sogar dem Heinrich von Baiern, behielt aber Oberösterreich nun für sich. Nachdem er mit den Städten, Rittern und Knappen des Landes Oesterreich zu Wien einen zehnjährigen Landfrieden aufgerichtet und seinen Erstgebornen Albrecht als Statthalter zurückgelassen hatte, verließ er nach fünfthalbjähriger Waltung, Ende Mai 1281, Oesterreich, um nunmehr die Regententhätig-
1281 keit im Reiche wieder zu beginnen. Es galt, nach langer Auflösung die allenthalben in Fehden versunkenen Länder eines nach dem anderen dem Frieden zurückzuerobern. Nirgends zeigt sich der zerfallene Zustand des Reiches deutlicher als in der Art und Weise, wie Rudolf seine Aufgabe ergreifen muß, um nur etwas zu erreichen. Er muß für jedes einzelne Land besonders und immer nur auf eine gewisse nach ihrem Ablauf wieder erstreckte Frist Landfriedensgesetze verkün-

den lassen, welche Friedrich II. einst für das ganze Reich zu Mainz als bleibendes Gesetz aufrichten ließ. Aber man wußte fast nichts mehr weder von einem ganzen Reiche, noch von einer für Alle gültigen Gesetzgebung. Rudolf's nächster Weg ging nach Baiern. Vor Allem war hier den langen verderblichen Zwisten der beiden herzoglichen Brüder ein Ziel zu setzen. Bei Strafe der Acht beschworen sie vor dem König eine friedliche Uebereinkunft, welche in den folgenden Jahren noch öfters gebrochen und wieder beschworen würde. Die Zusammenkünfte dieser Brüder scheinen oft gar unfreundlicher Art gewesen zu sein. Denn es wird dem Gefolge bei Verlust der Hand, ja bei Todesstrafe verboten, bei solcher Gelegenheit zu den Waffen zu greifen. Zu Regensburg beschworen am 6. Juli beide Herzöge mit dem Bischof vor dem König einen höchst merkwürdigen Landfrieden auf vierthalb Jahre. Die Straßenräuber sollen ohne Weiteres, wo man sie findet, gerichtet werden. Niemand in Baiern soll sich fürder bei Strafe von 1 Pfund und 72 Pfennigen an das Maul oder mit Knitteln schlagen; ausgenommen Kinder unter vierzehn Jahren, sowie Mann und Frau. Wer Messer in den Hosen führt, verliert die Hand; auf die Entführung von Ehefrauen wird die Acht gesetzt. Alles bezeugte in Baiern noch einen niedern Grad von Entwicklung. Denn außer dem republikanischen Regensburg fehlte es fast gänzlich an den bürgerlichen Elementen. Der König sah sich wegen Haltung des Landfriedens ganz auf die Bischöfe und Herzöge angewiesen. Pfalzgraf Ludwig der Gestrenge regierte wie ein König und ernannte auch die Landfriedensrichter. In Ostfranken, wohin sich Rudolf hierauf begab, waren vier stattliche Reichsstädte: Nürnberg, Rothenburg, Schweinfurt, Weißenburg. Außerdem war hier Burggraf Friedrich des Königs mächtiger, treuer Helfer. Nachdem er in Nürnberg den Landfrieden Friedrich's II. aufgerichtet, brach Rudolf eilends gegen den räuberischen Grafen von Freiburg auf und brachte denselben mit Waffengewalt nicht bloß zur Herausgabe geraubten Reichs-Gutes, sondern auch zur Sühne mit den durch die maßlosen Geldforderungen und die Herrschsucht des Grafen bedrängten Bürgern. Der König besuchte dann, überall Frieden bringend, seine alten, während der österreichischen Kriege etwas schwierig gewordenen Freunde, die Städter im Elsaß; während sein Sohn Hart-

mann in Burgund siegreich gegen den Grafen von Savoyen zu Fel
lag. Im Dezember zog Rudolf nach Mainz, um die Zustän
Rheinfrankens zu ordnen. Auch hier ward wie in Baiern, Schwab
und Franken das Landfriedensgesetz auf's Neue, auf fünf Jahre, v
„arm und reich" beschworen. Alle Städte am Rheine von Consta
abwärts leisteten den Schwur; auch der Mainzer Bischof mit sein
Adel, aber die niederrheinischen Fürsten blieben mit dem Kölner größte
theils fern. Denn mit besonderer Strenge wurden hier die Beläftigu
gen des Handels, die unbefugten Zölle, Münzen und Geleite verpön
Wer den Frieden der Land- und Wasser-Straße verletze, solle a
Straßenräuber gerichtet werden. Ein kaiserlicher Hofrichter ward n
Handhabung des Friedens beauftragt, dessen Wirksamkeit in dies
Gegenden vornämlich auf den zahlreichen und blühenden Reichsstädt
beruhte. Die Städte der Wetterau mit Oppenheim und Boppa
wurden noch besonders zum Schutze von Mainz gegen die Graf
von Sponheim verpflichtet. Damals gelang es auch dem König, d
lange und verheerende Grenzfehde zwischen Fulda und Würzburg
schlichten. Beide Kirchenfürsten wurden bei tausend Mark Strafe g
zwungen, den Schiedspruch dreier Ritter anzunehmen. Bis zum Augu
1282 des folgenden Jahres blieb der König am Mittelrheine thätig, dan
endlich zog er mit Heeresmacht gegen den Erzbischof Siegfrie
von Köln.

Siegfried von Westerburg genannt der Runkel, saß nach heftige
Kriege gegen seinen Nebenbuhler Konrad von Berg seit 1275 als an
erkannter Erzbischof auf dem herzoglichen Stuhle zu Köln. Ein lange
blutiger Streifen der entsetzlichsten Fehden mit allen Nachbarn bi
tief nach Hessen und Sachsen bezeichnet die Regierung dieses unruhigen
herrschsüchtigen Mannes. Sein Waffenglück hatte ihn vollends übe
müthig gemacht. Als sein gefährlichster Widersacher, Graf Wilhel
von Jülich, mit nahe 500 Rittern Nachts in Aachen eingebroche
war, aber von den Bürgern überwältigt und an heiliger Stätte mi
drei Söhnen durch Metzgerfäuste niedergestochen wurde, da jubelt
der Erzbischof wie ein Heide. Die Bürger von Paderborn wiegelt
er gegen ihren Bischof auf; die eignen Bürger suchte er zu unter
drücken. Seitdem aber König Rudolf sie in seinen Schutz genommen

war er dessen Feind und trieb im böhmischen Kriege offnen Reichsverrath. Den Mainzer Landfrieden wollte er nicht beschwören, sondern legte den Reichsgesetzen zum Hohn neue Zölle an, plünderte die Reisenden, nahm Reichsgüter in Besitz und vertrieb die Leute des Königs. Lange hatte Rudolf zusehen müssen, jetzt endlich konnte er gegen ihn aufbrechen, zerstörte ihm etliche Burgen an Rhein und Mosel und nöthigte den Uebermüthigen um Gnade zu bitten. Der König hoffte vielleicht den mächtigen Mann durch Güte zu fesseln und spricht in einem Briefe an den König von England seine Freude darüber aus, daß der ehrwürdige Erzbischof endlich zu Ruhe und Friede gebracht sei und das Reich wieder aufathmen könne. Am 25. September erschienen mit Siegfried alle die Fürsten und Herren vom Rheine, welche den Landfrieden noch nicht beschworen hatten, auf dem Reichstage zu Boppard und leisteten den Schwur. Hier suchte man auch den Klagen über unerträglichen Münzunfug abzuhelfen. Todesstrafe ward auf Falschmünzerei gesetzt; die Herren, welche auf ihren Schlössern Falschmünzer hielten, sollten die Hand verlieren. Eine ganz neue, blos vom König und vom Kölner Bischof zu schlagende Münze, im Gehalte von dreizehn Schillingen und vier Pfennigen auf die Mark Silbers ward creirt; jede Nachbildung derselben sei es an Bild, Gewicht, Reinheit oder Weiße, sollte als Falschmünzerei betrachtet werden. Auf diesem Reichshofe gelang es dem Zureden des Königs, die alte Fehde zwischen Mainz und Hessen endlich zur Sühne zu bringen. — Rudolf hatte die Kurfürsten damals sämmtlich zu Freunden gewonnen; sie gaben daher in Willebriefen ihre Zustimmung, daß er die Lande Oesterreich, Steier, Kärnthen, Krain und die windische Mark, „die er nach langer Entfremdung vom Reiche mit vielem Schweiße und Blute wieder zurückgebracht", seinen Söhnen Albrecht und Rudolf zu Lehen gebe. Hartmann war verwichenen Winter, als er siegesfroh von Burgund hinabfuhr, um den Reichstag zu Mainz zu besuchen, zum unsäglichen Schmerze des Vaters im Rheine ertrunken. Auf dem glänzenden Reichshofe zu Augsburg, welcher um Weihnacht 1282 zusammen kam, wurden nun des Königs Söhne feierlich in den Fürstenstand aufgenommen und vom Vater als Herzöge von Oesterreich, u. s. w. mit der Fahne belehnt. Auf die Bitte der Oesterreicher, denen vor einer

Doppelherrschaft bangte, ward schon zu Ostern folgenden Jahres A
brecht alleiniger Herzog. Rudolf sollte anderweit abgefunden werde
Vier Jahre später trat die Familie das Herzogthum Kärnthen wiet
ab, womit der König den Grafen Meinhard von Görz und Tyr
den Schwiegervater Albrecht's, belehnte, welcher dafür seinen Güte
und Rechten in den übrigen Herzogthümern entsagte.

So kamen die österreichischen Länder in Habsburgs Besitz. Wi
ward eine herzogliche Stadt. Schon König Rudolf hat bei d
Belehnung die Freiheitsbriefe ignorirt und Albrecht hat sie dann z
rissen. Zwar murrten die Wiener Anfangs, hatten aber nicht die Kraft u
den Willen, ihre Reichsfreiheit zu schirmen. Als Albrecht nach eine
von Zünften und Adel erhobenen Aufstand Ende 1287 die Stadt ve
ließ und auf den Kalenberg zog, gaben sie, durch Hunger, Zwietrac
und das Geschrei der wankelmüthigen Menge bedrängt, ohne Kam
den Widerstand auf und baten den Herzog fußfällig, als Landeshe
wieder einzuziehen. Nachher blieben sie ihm treu und verehrten ihn al
einen kraftvollen und gerechten, dem Volke zugeneigten Landesfürste
Aufstände der Landherren bewältigte er leicht, und während man ih
wohl zuweilen einen habsüchtigen Tyrannen schalt und den Schwabe
grollte, mochte man doch auch um keinen Preis diese schwäbische
Herren wieder mit den czechischen vertauschen. Dem unter dem Lüstlin
Ladislaus zerrütteten Ungarn-Reiche nahm Albrecht wieder weite Gren
gebiete mit Preßburg und Tyrnau ab; die räuberischen Güssinge
Grenz-Grafen brachte er auf lange Zeit zur Ruhe. Indeß war Köni
Rudolf nach Schwaben und Elsaß zurückgekehrt, wo wir ihn nu
sieben Jahre lang fast ununterbrochen beschäftigt sehen. Zwar au
die Wiederherstellung des Herzogthums Schwaben hatte er verzichten
den Herzog Ludwig hatte er im Besitz des Hohenstaufischen Erbe
bestätigen müssen. Aber was noch zu retten war, zog er zum Reich
ein und behielt es in seiner Verwaltung oder brachte es zum Familien
gut. Landgraf im Elsaß war sein Sohn Rudolf; sein Schwage
von Hohenberg war Landvogt in Schwaben; eine große Menge be
reits bestehender oder erst von ihm in's Leben gerufener Reichsstädte
sollte die Macht der gerade hier besonders unbändigen Landherren
vollends brechen. Alles dies und seine unablässige Sorge für Hal

tung des Landfriedens zog ihm daher den heftigen Widerstand der schwäbischen und burgundischen Herren auf den Hals, die ihm mehr Arbeit machten, als das gesammte übrige Reich. Zunächst im Jahre 1283 1283
lag er in den oberen Landen gegen die Grafen von Mömpelgard und von Savoyen zu Felde und es gelang ihm, dem Reiche wenigstens einen Theil des Geraubten, darunter Murten und Gumminen, zurück zu erkämpfen. Festeren Fuß gewann er dann in Wälschburgund durch ein Ehebündniß. Der 66jährige König feierte im Februar 1284 zu 1234
Remiremont seine Vermählung mit Isabellen, der 14jährigen, reizenden Tochter des verstorbenen Herzogs Hugo von Dijon. Deren Bruder, den Herzog Robert, belehnte er mit der dem Reiche von Rechts wegen zustehenden Dauphiné. Auch die Erneuerung des fränkischen Landfriedens, sowie die Zustände in Italien und an der Nordsee beschäftigten den alten Herrn damals sehr angelegentlich; doch blieb er persönlich in Schwaben thätig und setzte sich zu Martini selbst an die Spitze eines Kriegshaufens, welcher die fünf im Gebirge an der Nagolt belegenen Raubburgen der Herren von Waldeck zerstörte. Im Lager vor Waldeck sühnte Rudolf auch den mehrjährigen Streit der Stadt Speier mit ihrer Pfaffheit. Die Domherren waren arge Kornwucherer; selbst das furchtbare, nicht blos in Böhmen wüthende Hungerjahr 1281, wo das Viertel Korn auch am Rheine 17 Schillinge, der Schoppen Wein 7 Pfänninge kostete, vermochte die habgierigen Herzen dieser Pfaffen nicht zu erweichen; sie hielten ihre aufgespeicherten Vorräthe zurück; Bitten und Flehen von Rath und Bürgerschaft waren vergebens. Da verbot der Rath den Pfaffen den Kornhandel und den Bürgern die Zehntenentrichtung. Zum Schutze gegen die hochadeligen Sippen ließ er starke Thürme aufrichten und auch die Stiftsgebäude in die Befestigung ziehen. Die Pfaffheit antwortete mit dem Interdicte und zog aus der Stadt aus. Doch die Bürger bauten sich einen eigenen Altar und fanden leicht zwei Priester, welche ihnen die Heilsmittel spendeten. Nach Jahr und Tag, als die Theuerung längst wieder aufgehört hatte, neigten sich alle Theile zum Frieden und brachten ihre Sache nun vor den König Rudolf. Er verordnete, daß der Rath in seinem Rechte gewesen sei, die Ausfuhr zu verbieten, nur dürfe das Verbot nicht gegen die Pfaffheit allein gerichtet werden. Die

Thürme sollten als nicht überflüssig stehen bleiben, den beiden Prie
sollte nichts Leides geschehen, die Pfaffheit aber wieder in ihre Re
zurückkehren. Damit waren nun Alle zufrieden, außer dem hochfah
den Bischof, Herrn Friedrich von Bolanden. Er ward seitdem ein gr
miger Feind des Königs und bald sollte Rudolf seine Rache empfin

Die Huld, welche Rudolf den deutschen Städten bewies, kon
wie wir bereits sahen, weil sie oft gar zu theuer bezahlt werden mu
und weil die Statthalter des Königs sich nur zu leicht als die Her
der Stadt betrachteten und das freiheitsstolze Bürgervolk wider
aufbrachten, den Ausbruch des Mißvergnügens nicht immer verhinde
In Folge der mannichfachen Kriege, sowie der vielen glänzen
Hochzeiten — im Januar 1285 feierte Rudolf zu Eger auch
1285 Hochzeit seiner Tochter Guta mit König Wenzel — hatten sich se
Geldforderungen zu einer fabelhaften Höhe gesteigert. Den ach
Theil ihres Handlungs-Capitals sollten die Kaufleute einmal bezahl
Wie mögen die kleinen Herren damals geraubt haben, wenn ein
theurer Reichsschutz noch immer ein Segen zu sein schien! Die Bürg
von Colmar hatten in Einem Jahre 30,000 Pfund Münze gezal
und nun begehrte man auch noch von ihnen und allen übrigen Städt
den dreißigsten Theil ihrer sämmtlichen Habe. Diese Anforderung r
in vielen Städten am Rheine heftige Unruhen hervor. Die Sta
Colmar leistete Widerstand und der König mußte sie im Juni bel
gern. Indessen war auch am Niederrheine und in der Wetterau ei
Bewegung ausgebrochen. In Köln war ein Mensch aufgestande
der sich für Kaiser Friedrich II. ausgab und großen Zulauf erhiel
Die Meinung, daß der große Kaiser keineswegs gestorben sei, da
seine Existenz nur verläugnet werde, herrschte noch immer unter de
Volke in vielen Gegenden; an verschiedenen Punkten waren scho
Betrüger aufgetaucht, die sich für den Kaiser Friedrich ausgabe
Jener Betrüger soll ein von niederrheinischen Fürsten gegen Rudol
vorgeschobenes und von etlichen Städtern nicht ungern gesehene
Werkzeug gewesen sein. Die Kölner hatten ihn ausgelacht und au
der Stadt gejagt. Aber alte Veteranen, die einst in Italien unte
dem Kaiser gedient hatten, wollten ihn mit ihren blöden Auge
wieder erkennen. Die Stadt Neuß nahm ihn auf; dort hiel

er Hoftage und Gastereien, zu welchen sich zahlreiche Edle einfanden. Man sagte, die Juden hätten ihm, als ihrem gehofften Messias, das Geld dazu geliefert. Aber es ist dies nicht die einzige Verrätherei der Christen, welche man auf die armen Juden schob. Der Afterkönig erließ Befehle an den Grafen von Holland und an den Bischof von Utrecht. Die vorsichtige Aebtissin von Essen ließ sich für alle Fälle auch von ihm eine Bulle ausfertigen. Dann zog er den Rhein hinauf, Wetzlar nahm ihn auf, Frankfurt, Friedberg und Gelnhausen neigten sich auf seine Seite und schlossen mit Wetzlar ein Schutz- und Trutz-Bündniß. Rudolf hatte die Sache anfangs als einen Scherz behandelt. Aber schon „begann der größere Theil Alemanniens zweifelhaft zu werden, wen sie für ihren wahren Herrn halten sollten, und Rudolf's Schifflein gerieth in's Schwanken." Schon drang die Bewegung bis nach Hagenau, Freiburg und Bern. Auf dringende Mahnung seiner Statthalter machte Rudolf eilig Frieden mit Colmar, das sich um dreizehnhundert Mark sühnte, und zog, von den treugebliebenen Städten Speier und Worms mit starkem Zuzug unterstützt, nach Mainz. Diese Städte wurden damals zum Lohne ihrer Treue sogar von der Gerichtsbarkeit des königlichen Hofrichters gefreit. Dagegen der Bischof von Speier glaubte, nun sei die Zeit zur Rache gekommen. Ein mörderischer Ueberfall auf den König mißlang jedoch. Es war ein Glück für Rudolf, daß zu jener kritischen Zeit sein treuer Freund Heinrich der Barfüßer vom Bisthum Basel auf den Erzstuhl Mainz befördert war. Als die Wetzlarschen den ächten König nahen sahen, baten sie um Gnade und lieferten den Betrüger aus. Bei der Untersuchung gestand er, seines Zeichens ein Verfertiger hölzerner Schuhe zu sein, Tile Kolup nannte ihn das Volk. In der Geschichte heißt er auch der Friedrich Holtzschuh. Er wurde wegen Zauberei vor Wetzlar verbrannt. Vermöge dieser Rechtsfiction der Zauberei erschienen nämlich die Wetzlarschen Bürger als unschuldige Bezauberte; sie gingen, wie es der Sühnevertrag besagte, straflos aus und bezahlten dagegen dem Amschel Oppenheimer für Rechnung des Königs die bedungenen Geldsummen.

Das Ansehn des Königs scheint damals einen schweren Stoß erlitten zu haben. Während er im Herbst und Winter Ruhe stiftend

die oberen deutschen und die benachbarten wälschen Lande durchzieht, in Augsburg den Hoftag wegen Kärnthen hält und den Landfrieden für Baiern und Schwaben erneuert, in Basel Bischof und Stadt versöhnt, und eifriger als je bei Papst Honorius IV., dem Nachfolger des am 29. März 1285 hinweggestorbenen Martinus IV., auf endliche Vollziehung der Kaiserkrönung dringt, welche ja so oft zur Hebung gesunkenen Ansehns gebraucht wurde, erneuern die Städte der Wetterau ihr Bündniß auf zehn Jahre in einer für den König feindseligen Weise. Auch anderwärts sah es sehr bedenklich aus; doch besonders ward Rudolf erzürnt durch das Betragen des Bischofs Friedrich von Speier aus dem gräflichen Hause Bolanden; er stellte sich nach dem Ergebniß der Untersuchung als Urheber des mörderischen Ueberfalles heraus; er hatte sich auch frecher Weise unterstanden, die junge Königin Isa-
1286 bella auf der Reise zu küssen. Rudolf legte sich zu Ostern 1286 vor des Bischofs Stadt Lauterburg und forderte dieselbe als Reichsgut zurück. Viele Fürsten und Städter leisteten ihm hierbei Zuzug. Die Stadt ergab sich; der Bischof ward verbannt und durfte sich, so lange Rudolf lebte, nicht wieder im Reiche blicken lassen. Aber dieser Feldzug war nur das Vorspiel zu heißeren Kämpfen. Die unzufriedenen schwäbischen Grafen glaubten damals sich des Königs entledigen zu können. Graf Eberhard von Württemberg brachte einen Bund zu Stande bis hoch nach Burgund. Dieser Krieg regte das ganze Schwabenland auf. Sieben Wochen lag der König mit großer Heeresmacht vor Eberhard's stark befestigter Stadt Stuttgart. Da kam der Graf heraus und bat um Gnade. Er mußte Stuttgarts Befestigungen brechen und geloben, Alles zu bezahlen, was er an Christen und Juden schuldig sei. Da er die Sühne in keiner Weise hielt und die Festungswerke, sobald der König das Reichsheer entlassen hatte, wie-
1287 der herstellte, so begann folgenden Frühling der Krieg auf's Neue. Rudolf zerstörte Burg Canstat und sechs Burgen um Stuttgart. Ein Graf nach dem anderen ward überwältigt, endlich unterwarf sich auch Eberhard wieder und leistete reelle Bürgschaften für Haltung der
1288 Sühne. Mit der Zerstörung des Raubschlosses Weißenburg war endlich der Friede in Schwaben für mehrere Jahre hergestellt und die Chronisten wissen nur noch von Hagelschlag und Brandunglück zu

erzählen. Rudolf suchte dann den Frieden der schwäbischen Herren unter einander durch mehrfältige Verlobungen zu befestigen. Nur in den oberen Landen sah es fortwährend sehr unruhig aus. Verschiedene mächtige Herren, vor Allen der Abt Wilhelm von St. Gallen, sowie dessen Bruder, der Bischof von Chur, aus dem Hause der Grafen von Montfort, „bekumbertent daz rich." Auch sie wurden endlich bewältigt. Aber unüberwindlichen Widerstand fand Rudolf vor dem gewaltigen, streitbaren Bern. Diese trutzige Reichsstadt wollte die Geldforderungen des Königs nicht erfüllen und hatte ihm von Anfang an ihre Beihülfe versagt. Rudolf sammelte jetzt ein großes Heer, angeblich, um die Berner wegen Verletzung seiner Kammerknechte, der Juden, zu strafen. Der Judenmord spukte nämlich seit etlichen Jahren wieder auf das Gräulichste in Deutschland herum. Die alten Mährchen, daß die Juden zum Osterfest Christen zu schlachten pflegten, waren wieder aufgetaucht. Wir finden auch den König Rudolf im Jahre 1286 unter den Beförderern des Wahnes. Er läßt den Juden im Mainzer Sprengel wegen des „guten Werner", eines angeblich von ihnen ermordeten Christenknaben, den Prozeß machen. In Wahrheit scheint jedoch die wirkliche oder erlogene Unterstützung des falschen Friedrich die Ursache dieser Juden-Verfolgung gewesen zu sein. Viele dieser Unglücklichen flohen damals aus den rheinischen Städten über Meer. Darauf ließ Rudolf, weil sie ohne seine schutzherrliche Erlaubniß ausgewandert, ihre Habe confisciren. In Andernach bemächtigten sich die Juden der Burg und leisteten mannhafte Gegenwehr. Hatten die Juden sich schon vordem mit schwerem Gelde bei verschiedenen Stellen, bei der römischen Curie, auch bei dem berühmten Albertus Magnus Schirmbriefe gelöst, so wandten sie sich nun mit diesen, durch ein Geschenk von 20,000 Mark unterstützten Zeugnissen an den König Rudolf. Das wirkte. Er wandte ihnen nunmehr seinen kräftigsten Schutz zu, büßte die Verfolger um etliche Tausend Mark und ließ im Reiche gegen diejenigen einfältigen Christen predigen, welche den Wahn gegen die Juden verbreiteten. Und so legte er sich denn auch, um der Juden willen, im Mai und August 1288 mit mehr als 30,000 Mann vor Bern. Aber alles Stürmen mit Feuer und Maschinen war vergebens. Erst im Jahre 1290 mach-

ten die Berner, des Krieges mit dem tapfern Herzog Rudolf müde, eine billige Sühne mit dem König.

Indeß König Rudolf vergebens Bern berannte, hatte Köln die vereinigte Macht des Erzbischofs Siegfried und zahlreicher Fürsten und Herren in offener, entscheidungsvoller Feldschlacht überwunden. Bald nach der Sühne mit dem König fing nämlich Siegfried den Raubkrieg wieder an. Zwei Meilen unter der Stadt, bei Woringen, wo vier Heerstraßen zusammenstießen, bauete er eine neue Mauthfeste. Weit und breit schloß er Bündnisse wider die freie Stadt, welche sich ihrerseits mit den Grafen von Katzenellenbogen, von Berg, von Jülich und Anderen, endlich auch mit dem berühmten Herzog Johannes von Brabant verbündete. Johannes war nicht bloß der ritterlichste Herr seiner Zeit, als Turnierreiter und Minnesinger gefeiert, sondern was mehr bedeutete, er gehörte zu der leuchtenden Reihe jener Fürsten, welche seit mehr denn hundert Jahren als Herzöge in Brabant geboten und deren sich die Belgier noch heute mit Freude erinnern. Denn sie förderten durch ihre weisen, im Sinne Friedrich's II. erlassenen Gesetze das Wachsthum der bürgerlichen Freiheit ihrer Städte. Löwen, Brüssel, Antwerpen, Mecheln, doch auch die Reichsbürger von Lüttich und Aachen, die Herrn Johannes zum Schirmherrn erkoren, verehrten ihn als einen bürgerfreundlichen Fürsten. Seinem Schutze hatte König Rudolf, der ihm sehr wohlgeneigt, auch durch den Pfalzgrafen Ludwig und den König von England mit ihm verwandt war, jene Reichs-Städte gern anvertraut. Um diese Zeit war aber durch den kinderlosen Tod des Herzogs Walram von Limburg zwischen den Grafen von Berg, von Geldern und von Lützelburg ein Erbstreit um das Land Limburg entstanden, in welchem der Erzbischof Siegfried natürlich nicht fehlte. Der Graf von Berg verkaufte sein Erbrecht an den Herzog Johannes. Seitdem war Krieg zwischen den Fürsten, die Kölner standen zu Brabant, ihrem „lieben, geschwornen Mitbürger", und es kam am Samstag, den 5. Juni 1288, zur entscheidenden Schlacht bei Woringen. Als der Herzog und der Graf von Berg an den Rhein gekommen waren, um den Kölnern bei der Belagerung Woringens hülfreiche Hand zu leisten, hatte Siegfried eilig seine verbündeten Fürsten, von der Lahn bis in's Geldernland, aufgeboten.

Mit dreifach überlegener Heeresmacht eilten sie von allen Seiten heran. Frohlockend, daß „der Wallfisch auf trockenem Lande sitze", hielten sie den Herzog schon für gefangen; seine Streitmacht bestand nur zum kleinsten Theile aus Rittern, es war meist zünftiges Stadtvolk aus Köln und Bauernvolk aus dem Bergischen. Doch zagten diese Streiter nicht im Geringsten; ja, die Sage erzählt, die Kölner hätten die Schlüssel ihrer Stadt auf den Fahnenwagen geschmiedet und als edlen Kampfpreis hinaus in die Schlacht geführt. Als sie am Sonnabend früh beginnen sollte, ließen die Bürger dem Bischof zwei Tage Mundvorrath bieten, wenn er sie vor der Schlacht das Fest der Mutter Gottes in geziemender Ruhe feiern lasse. Die Bitte ward abgeschlagen. Darauf begann das Treffen. Ganz hinten in der Reserve stand das Fußvolk. Der Herzog aber mit seinen Rittern begann lustig die Schlacht. Ordnungslos und übermüthig drangen die ritterlichen Haufen des Feindes vor. Der Erzbischof ließ einen Thurm, mit Rittern besetzt, mitten zwischen die Reihen fahren. In blutiger Umarmung mit dem Herzog fiel der Graf von Lützelburg. So dauerte, in homerischen Kämpfen, das ritterliche Streiten vom Morgen bis zum Mittag. Da, als die Reihen der Feinde vollkommen aufgelöst durch einander wogten, rückte, von den Grafen von Berg und von der Mark geführt, in geschlossenen Säulen das Fußvolk vor und schob sich wie eiserne Keile, Tod und Verderben bringend, zwischen die Reiter. Durch eiserne Sturmhauben und Rückenstücke, durch lederne Schurzfelle vor den Streichen von oben geschützt, leicht im Stande, dem ungelenken Lanzenstich auszuweichen, drängten sie sich mit ihren kurzen Waffen dicht an die Pferde und rissen Roß und Mann zu Boden. Denn gegen die eiserne Keule, die Hellebarde und den Morgenstern, wenn sie von nerviger Faust geschwungen wurden, gab es keinen Schutz. Bloß von den Leuten des Erzbischofs lagen um zwei Uhr Mittags eilfhundert Ritter am Boden. Fast alle feindlichen Fürsten, darunter der spätere König Adolf und der Vater des späteren Kaisers Heinrich, wurden gefangen oder erschlagen.

Seit dieser Zeit schreibt die Chronik von den Bürgern zu Köln, „daß sie sich schreiben und sind Herren der Stadt von Köln und freie Bürger". Zwar beweinten siebenhundert Bürgersfrauen ihre gefallenen

Männer. Aber doch feierte die Stadt mit gutem Grunde die Freudenfeste ihrer Freiheit. Der Tag ward noch lange Jahre heilig gehalten; eine Kapelle ward ihm zur Ehre dem heiligen Bonifacius gebaut und wunderschöne Glasgemälde im Fenster des hohen Domchors, mit den Wappen von Brabant und Jülich und der edlen Kölnischen Geschlechter riefen den Kindern und Enkeln selbst im Gebete noch die Thaten ihrer Väter in's Gedächtniß. Dem Herzog Johannes schenkten sie ein schönes Haus in der Stadt, den hochgefreiten „Hof von Brabant." Der Erzbischof aber lag dreizehn Monate lang in den harten Banden des Grafen Adolf von Berg. Erst gegen Herausgabe vieler Schlösser und heilige Eide, daß er nicht fürder die Rechte Anderer und die Freiheit der Kölner schmälern wolle, kam er los. Dann entband ihn wohl der Papst der heiligen Eide und that Köln in den Bann. Aber die frommen Bürger verharrten getrost wiederum achthalb Jahre im Interdict, indeß Siegfried Rache brütend in Bonn weilte. Limburg blieb fortan bei Brabant.

Die Feldschlacht bei Woringen, in der sich die Ueberlegenheit des gewappneten Fußvolkes so glänzend bewährte, gehört schon deßhalb mit Recht zu den berühmtesten unserer Geschichte. Denn in jener Zeit hing mehr als je der Fortschritt des Lebens vom Waffenwerke ab. Wie aber einst wegen schlechter Bewaffnung die Freiheit unter Rosseshufen zu Grunde ging, so kam sie jetzt neu und besser gerüstet im städtischen Fußvolk wieder zum Vorschein. Nun erst konnten die Bürger auch außerhalb ihrer engen Gassen und Ringmauern mit Nachdruck in die Geschichte eingreifen. Vergebens hatten einst die Salier versucht, die Bürgerhaufen ins offene Feld zu führen, und die Hohenstaufen hatten sich den Rittern und Fürsten wieder in die Arme werfen müssen. Wo die Bürger in's Feld rückten, waren sie von ihren patricischen Bürgerrittern abhängig. Doch von nun an konnten sie Größeres unternehmen, sowohl in der inneren Gestaltung als nach außen hin. Von nun an dringen, im Vollgefühl ihrer Kraft, die Zünfte zur Stadt-Herrschaft, von nun an rücken große, massenhafte Bündnerheere mit überlegener Kriegskunst auch zu Fuße in's Feld, von nun an lernen allmählig auch die Fürsten sich der Ritter zu entschlagen.

Dem Ansehn des Königs gereichten freilich die niederländischen

Händel zu geringer Stärkung. Vorher hatte er sich weder für den Herzog Johannes, noch für den Erzbischof Siegfried, noch für die Kölner ausgesprochen. Auf verschiedenen Hoftagen suchte er zu vermitteln. Denn des Reiches Arm reichte nicht mehr bis in die Niederlande. Er konnte nur dasjenige bestätigen, was auch ohnedies geschah, wie die Eroberungszüge des Grafen von Holland gegen die Friesen, welche im Jahre 1288 auch durch Wasserfluthen heimgesucht wurden — ein weites Land mit vielen Ortschaften und an 80,000 Bewohnern versank dort in den Fluthen! — Wo Rudolf sein Ansehn gegen die Fürsten geltend machte, wie in den Händeln wegen Reichsflandern und Hennegau, ward er nicht beachtet. Graf Wido von Flandern, schwach und kriechend gegen Frankreich, verlachte den deutschen König. Aber freilich, die Macht des Letzteren konnte der des Königs von Frankreich nicht mehr entfernt verglichen werden. Denn während in Deutschland nicht der König, sondern die Fürsten herrschten, verurtheilte das königliche Parlament zu Paris bereits den mächtigsten Kronvasallen, weil er sich unterstanden hatte, Stadtrechte zu geben und Ritter zu schlagen und konnte Eduard I. von England das Königreich Schottland dem seinigen einverleiben! Der deutsche Reichs-Commissar, welcher den rechtmäßigen Erben Johann von Avesnes zufolge Reichsspruch und Huldigung in Hennegau und Namur einsetzen wollte, ward von den Bürgern aus Alost unter Todesbedrohung vertrieben. Die fürstliche Reichswirthschaft war bei den an liberales Wesen gewöhnten Niederländern schon damals als hochmüthig und bürgerfeindlich sehr verschrieen. Die über den Grafen von Flandern und die Städte Alost und Grammont ausgesprochene Reichsacht blieb ohne alle Wirkung.

Rudolf's persönliche Thätigkeit war nach der Beruhigung Schwabens und der oberen Lande gegen Wälsch-Burgund gerichtet. Hier war das Verhältniß ähnlich wie in Reichsflandern. Frankreich, im Einverständniß mit dem Pfalzgrafen Otto, dem Erzbischof von Besançon und Anderen hatte jene Lande seiner Hoheit unterworfen. Hier aber war Rudolf noch im Stande, mit Nachdruck aufzutreten. Er soll damals ein Heer von 6000 Reitern und 118,000 Fußgängern, 1289
darunter 1200 im Bergklettern und Sturmlaufen geübten Männern

aus Schwyz zusammengebracht und freudig ausgerufen haben, mit solcher 40,000 denke er noch die Welt zu erobern. Die burgundischen Grafen hatten ein Söldner-Heer von Picarden und Niederländern. Rudolf drang bis an den Doubs und legte sich im Juli 1289 vor das feste Besançon. Da forderte ihn König Philipp von Frankreich durch Boten auf, das Land, welches doch seit Jahrhunderten deutsches Reichsland war, sofort zu räumen. Glaubt Euer König, rief Rudolf, wir seien hier um zu tanzen? Er möge selbst kommen und zusehen! Die Belagerung zog sich jedoch in die Länge, und bald trat Mangel an Lebensmitteln und Bekleidung ein. Da sah man den 71jährigen Helden, um den Muth des Heeres aufzurichten, vor dem Königszelte sitzend sein zerrissenes Wamms flicken und eine rothe Rübe verspeisen. Endlich gab er Befehl, folgenden Tages zu stürmen. Bei der Nachricht wurden die Feinde bestürzt. „Wie ich ihn kenne", rief Einer der Fürsten, „so wird er uns fassen und sollte er mit Händen und Füßen heraufklettern." Sie verlangten zu capituliren; zahlten Buße und leisteten zu Basel vor dem Reichshof die Huldigung.

Hiernach zog Rudolf in den Elsaß, um auch hier den von französischer Seite vorgekommenen Grenzverletzungen ein Ziel zu setzen. Den Herzog von Oberlothringen hatte er durch Verlobung von dessen Tochter mit seinem Enkel, des Pfalzgrafen Ludwig Erstgeborenen, an das deutsche Interesse wieder zu fesseln gesucht. Er hatte jetzt im oberen Reiche das Nöthigste gethan und dringend rief es ihn nun in den Norden. Am 14. December 1289 hielt er seinen glänzenden Einzug in Erfurt. Nirgends war Hülfe nöthiger, als in diesen seit Jahren durch mannichfaltige Leiden heimgesuchten Gegenden des Reiches. Das Haus Wettin schien seine weiten Länder in Thüringen und dem Osterlande nur deßhalb errungen zu haben, um sie mit fast ununterbrochenen frevelvollen Familienkriegen zu verwüsten. Nicht bloß stritt der alte Markgraf Heinrich mit den Söhnen, — nachdem er das Erbe erst unter sie vertheilt, dann aber eine Ehe mit der Tochter eines Dienstmannes geschlossen hatte, um derentwillen ihn die Theilung wieder gereuete, — sondern die Söhne stritten auch, zumal nach dem Anfangs 1288 erfolgten Tode des Vaters um das Erbe unter sich und mit den eigenen Sprossen. Albrecht der Unartige lag mit seinen Söhnen

Friedrich mit der gebissenen Wange*) und Diezmann im Kriege; sie wollten sich nicht für den Apetz, des Kebsweibes Sohn, im Erbe schmälern lassen und zahlten dem wüsten Vater seine Frevel mit scheußlichen Zinsen heim. Der älteste warf ihn einmal in den Kerker, aus dem er sich mit sechs Städten lösen mußte! In diesen Kriegen, denen der König mit Landfriedensgeboten und gütlichen Vermittelungen vergebens zu steuern gesucht hatte, war alle Ordnung und Sicherheit verschwunden, ein Raubnest erhob sich neben dem anderen. Heinrich von Mainz, des Königs treuer Helfer, der Hüter des Landfriedens durch Thüringen, war nach kurzer segensreicher Waltung schon im März 1288 gestorben. Die Bürger von Erfurt, die in früheren Jahren sich des Landfriedens oft so kräftig angenommen, waren in blutigem Hader entzweit. Dort stand der Kampf der Zünfte gegen die Geschlechter bereits in voller Blüthe. Als nun nach so langem Unheil endlich der König Rudolf erschien, da zog ihm das Volk wie einem Erlöser entgegen. Alsbald nach seiner Ankunft hielt er auf dem Petersberge Gericht. Rings um den Berg lagerte die harrende Menge. Vor Allem versöhnte er Rath und Gemeine; acht namhafte Frevler wurden dann auf dem Marktplatze enthauptet, ihre Köpfe am Rathhause aufgespießt. Noch war der König nicht acht Tage in der Stadt und schon hatte er neun und zwanzig Raubritter auf Schloß Ilmenau fangen, verurtheilen und vor Erfurts Thoren köpfen lassen. Nach drei Monaten hatten die Erfurter mit den Leuten des Königs mehr als siebenzig Raubburgen des Landes genommen, von denen ein Theil zerstört, ein Theil zu Reichsburgen gemacht ward: mehr als 111 Insassen dieser Burgen waren hingerichtet worden. Darauf ließ sich weit und breit kein Raubritter mehr sehen. Bald erschienen nun aus dem ganzen Reiche Fürsten und Boten in Erfurt. Es erschien auch mit glänzendem Gefolge der neue Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppenstein, ein stolzer, habsüchtiger Mann, der dem Könige grollte; denn er war bei der letzten Wahl durch des Königs Günstling, den wackern Barfüßer Heinrich verdrängt worden und erst nach dessen Tode, ohne den König, Erzbischof geworden. Rudolf suchte ihn zu ver-

*) Als die unglückliche Mutter aus der Wartburg floh und ihre kleinen Knaben noch einmal küßte, biß sie in der Aufregung den ältesten in die Wange.

söhnen und brachte es dahin, die alten Streitigkeiten des Erzstiftes mit den Erfurtern, mit Hessen, mit Paderborn und mit Braunschweig zu sühnen. Auch die thüringenschen Fürsten wurden mit einander vertragen. Pfalzgraf Friedrich war dem königlichen Hause durch Heirath verbunden worden. Auch den Niederlanden suchte sich Rudolf in Erfurt zu nähern. Der Graf von Cleve feierte zu Erfurt seine Hochzeit mit einer Nichte des Königs. Herzog Johannes von Brabant und Graf Florentius von Holland wurden in ihren Eroberungen bestätigt.

Nicht ganz so locker, als die Niederlande, aber auch viel weniger fest, als Süddeutschland, hatte Rudolf den Norden wieder an's Reich geknüpft. Hier sah er sich ganz auf die deutsche Gesinnung der Städte und der Ordensritter an der Ostsee und auf persönliche Verbindungen mit den mächtigsten Fürsten angewiesen. Den Schutz des Landfriedens und des Reichsgutes in Sachsen und Slavien hatte er den Herzögen von Sachsen und Braunschweig, so wie den Markgrafen von Brandenburg übertragen. Insbesondere auch sollten sie Lübeck, „des Reiches theuren Pflegling" schirmen, ein Auftrag, dessen sich die Markgrafen leider in einer so üblen Weise entledigten, daß er ihnen auf der Lübecker Antrag als „keineswegs nützlich" wieder entzogen wurde. Ueberhaupt, die zahlreichen Söhne, welche auf das treffliche Brüderpaar Johannes und Otto folgten, waren damals die gefürchteten Störenfriede Norddeutschlands. Sie stritten zwar nur wenig unter einander, desto mehr aber mit den Nachbarn. Während der Böhmenkriege hatten sie eine furchtbare Fehde mit Magdeburg. Zehn Jahre vor der Schlacht bei Woringen triumphirten in ähnlicher Weise wie dort die Kölner hier die Magdeburger in der Feldschlacht bei Frose über Otto den „Minnesinger" und dessen Ritter; sie fingen ihn mit 300 Rittern und legten ihn in Magdeburg an die Kette, dann ward er in einen aus starken Bohlen gezimmerten Kasten gesperrt. Gleichwohl entkam er; seine Gemahlin hatte die Dompfaffen mit 4000 Mark bestochen. Noch öfters ward er von den Magdeburgern geschlagen. Einst erhielt er einen Pfeil in den Kopf, davon heißt er auch Otto mit dem Pfeile. Erst als ein Brandenburger endlich Erzbischof ward, hatten die Magdeburger vor dieser unruhigen Sippe Ruhe, ja, sie wurden

bald deren eifrigste Freunde. Denn während die eigenen Städte der Brandenburger sich großer Freiheit erfreuten, waren nur die übrigen keinen Tag ihres ruhigen Daseins sicher. Das unermüdliche Lübeck hatte daher zwischen den Fürsten und Städten Slaviens ein Landfriedensbündniß geschlossen, welches ganz besonders auch gegen die Markgrafen gerichtet war. Der Herzog Johannes von Sachsen, des Königs Statthalter, sollte als Landfriedenshauptmann an der Spitze des Bundes stehen, ließ sich aber von den Brandenburgern mit Geld bestechen, nicht für, sondern gegen den Bund zu streiten. Das sei, schrieb ihm Rudolf, eine Schmach für den königlichen Namen und er möge doch die Ehre höher achten, als den Vortheil. Ueberhaupt, mit den Fürsten Norddeutschlands hatte Rudolf Unglück. Die Herzöge von Braunschweig, mit Mainz in Fehde, verharrten Jahre lang trutzig in der Reichsacht. Nur den Herzog Otto von Lüneburg hatte Rudolf durch ein Eheband mit seiner Enkelin, Mechthildis von Baiern, gewonnen. Indeß hatten die Lübecker ihren Bund mächtig eingerichtet und ausgedehnt. Der König von Dänemark, der Herzog von Jütland waren als Mitglieder eingetreten und als König Erich Magnusson von Norwegen hansische Kaufleute beleidigte, schlossen hansische Flotten seine Häfen, setzten Truppen an's Land und nöthigten ihn, zu Kalmar im Jahre 1285 einen Frieden zu schließen, worin Lübeck bereits als die Schiedsrichterin des Nordens auftritt. Als die Gesandten der mächtigen Stadt nun zu Erfurt erschienen, ward ihnen von König Rudolf hohe Ehre. Mit Vergnügen schossen sie ihm, der gerade in Geldnoth war, auf acht Jahre die Reichssteuer vor. Rudolf bezeugte sich damals überhaupt den Bürgern vieler Städte sehr geneigt. Die Innungen zu Goslar, die er „auf Andrängen Einiger, in dem Glauben, zu nützen", früher verboten hatte, stellte er jetzt, „besserem Rathe folgend und weil er nicht den Vortheil Weniger über das Wohl der Gesammtheit setze", wieder her. Anderen Städten ward die Zerstörung von Reichsburgen verziehen. Die Erfurter selbst sahen den alten Herrn guter Dinge voll. Er sah seine Hoffnungen sich erfüllen; Kinder und Enkel, Fürsten und Bürger um sich. Er hatte so viel Geld, daß er die Pleißner Lande wieder an's Reich einlösen konnte. Die glänzenden Feste drängten sich damals in Erfurt, die weite Stadt vermochte die Zahl der

Gäste kaum zu fassen. Der greise König scherzte und trank mit den Bürgern in den Gassen. Da sah man ihn einst das Bierglas heben und dem Volke zurufen: „nur immer heran! ein gut Bier hat Herr Siegfried von Butstädt aufgethan!“

Auch König Wenzel von Böhmen erschien mit großem Pompe in Erfurt vor dem Schwiegervater. Dieser sehr fromme, aber eitle und furchtsame junge Mann hatte sich überhaupt bis dahin dem Schwiegervater und der jungen Gemahlin Guta willig gefügt. Oft war Rudolf in böhmischen Angelegenheiten in Eger thätig; seinen Sohn, den jungen Herzog Rudolf, hatte er mit Wenzels Schwester vermählt. Nach König Rudolf's Anleitung hatte sich Wenzel des übermächtigen Herrn Zawisch von Rosenberg, des Gemahles seiner Mutter, auf eine freilich sehr treulose Weise entledigt. Nun war deutscher Einfluß in Böhmen der herrschende; und rasch machte sich die wieder gefestigte Königsherrschaft geltend. Polnische Herzöge erschienen, um zu huldigen, und als Heinrich von Breslau starb, fielen laut Erbvertrags dem Wenzel auch die Städte und Herzogthümer von Breslau und Krakau zu. Doch konnte er sich nur Krakau's bemächtigen. Denn in Breslau war bereits der Bürgerfreund Herzog Heinrich von Liegnitz eingezogen und freudig empfangen worden. Endlich kaufte Wenzel dem Markgrafen Friedrich auch die Lausitz und ein Stück Meißnisches Land ab. So schwoll seine Macht wieder nach allen Seiten an. Rudolf half ihm dabei auf alle Weise: die Eigenschaft eines deutschen Kurfürsten hatte er ihm schon 1283 wieder verschafft. Dagegen sicherte Wenzel dem König zu Erfurt seine Stimme zur Königswahl des Herzogs Rudolf zu. Auch die übrigen Kurfürsten waren für diesen im Reiche sehr beliebten und ihnen zusagenden Fürsten gewonnen. Da starb er am 8. Mai zu Prag eines plötzlichen Todes und es blieb dem schwer bekümmerten König nur noch sein Erstgeborener, Herzog Albrecht von Oesterreich, übrig.

Mit einem überaus zahlreichen und glänzenden Gefolge erschien Albrecht im Spätsommer ebenfalls zu Erfurt, offenbar, um die Bemühungen des Vaters, ihm die Krone zu verschaffen, persönlich zu fördern. Freilich, für Albrecht waren die Aussichten weniger günstig, als für die Brüder. Die Fürsten fürchteten die wachsende Macht dieses

energischen und überlegenen Fürsten. Als Herzog von Oesterreich war er mit den benachbarten Fürsten, mit Salzburg, Baiern, Landshut, ganz besonders mit Wenzel von Böhmen zerfallen. Der König Rudolf suchte nun zwar zu Erfurt allen Streit zu schlichten. Er ließ es nicht an Ehren und Belehnungen an die Wahlfürsten fehlen; dem Reiche ward Albrecht auch als König von Ungarn empfohlen; denn da Ladislaus erblos verstorben, Ungarn aber schon dem Kaiser Friedrich II. von Bela zu Lehn aufgetragen war, so belehnte Rudolf jetzt den Albrecht mit der ungarischen Krone. Aber alles dies brachte die Sache doch nicht weiter und Rudolf sollte nun auch seine Kaiserkrönung scheitern sehen, an die er des Sohnes Königskrönung anzureihen hoffte.

Papst Honorius IV., aus römischem Geschlechte, war dem Franzosen Martinus am 2. April 1285 auf den Thron gefolgt und dem König Rudolf sehr gewogen. Er hatte dessen Freund Heinrich zum Erzbischof von Mainz erhoben, sein Legat hielt mit Rudolf im März 1287 das Würzburger National-Concilium, er hatte auch bereits den 2. Februar 1287 zur Kaiserkrönung bestimmt. Jener Römerzug Rudolf's kam aber nicht zu Stande; bald nachher starb Honorius und es folgte ihm nach zehnmonatlicher Vacanz wieder ein eifriger Franzosenfreund, Nicolaus IV., welcher dem Rudolf erst ausweichend, dann feindselig entgegentrat. Die Curie hatte den König von Frankreich zum Kreuzzug oder richtiger zum Eroberungskrieg gegen den König von Aragonien aufgerufen, weil dieser die Krone Siciliens aus den Händen des Volkes angenommen hatte. Dafür ließ sich die französische Krone die Kircheneinkünfte nicht bloß in Frankreich, sondern auch aus deutschen Reichsländern verschreiben. Dies war aber nicht bloß eine Schmach für das deutsche Reich, sondern auch eine große Gefahr, denn es bot eine Handhabe und einen Anfang für die Eroberungsgelüste und Wühlereien Philipps des Schönen dar. Jetzt hatte Philipp auch im Hennegau Fuß gefaßt und machte, von verrätherischen Großen unterstützt, das Volk aufwiegelnd, Valenciennes dem Reiche abspenstig. Alle Reclamationen und Beschwerden, welche Rudolf nach Rom schickte, weil Philipp in seinen ungerechten Angriffen auf Reichsländer durch päpstliche Anweisungen unterstützt werde, blieben vergeblich. Er

erhielt eine salbungsvolle, sophistische, abweisende Antwort. Die Kaiserkrönung ward in ungewisse Ferne gerückt. Das war der Lohn der langen Schmiegsamkeit des frommen Königs Rudolf — wiederum eine gute Lehre, wie wenig die Fügsamkeit gegen päpstliche Anmaßung einem deutschen König damals gedankt worden ist. Die Erfahrungen, welche König Rudolf am Ende seiner Laufbahn machte, konnten ihn von der tiefen Gerechtigkeit des Kampfes überzeugen, in dem auch Er einst mit jugendlicher Begeisterung für seinen großen Ghibellinenkaiser gestritten hatte.

Aermer an Hoffnungen, als er vor fast einem Jahre in Erfurt eingezogen, verließ Rudolf im November 1290 diese Stadt. Vorher ermahnte er die Bürger zur Eintracht, empfahl den Fürsten die Haltung des Landfriedens und setzte einen Landfriedensrichter über Thüringen. Die Erinnerung an das Jahr, wo der alte freundliche König bei ihnen wohnte, Recht und Gerechtigkeit übte, die Räuber vertilgte und Frieden schaffte, lebte unter den Erfurtern in lieblicher Sage fort und floß mit ihren Maifesten zusammen. Von Erfurt zog Rudolf durchs Pleißenland und durch Franken; unterwegs sanken mehr als 70 Raubburgen in Trümmer. Dann eilte er für den Landfrieden sorgend nach Schwaben, an den Rhein und in den Elsaß und zog hinauf nach
1291 Burgund. Am 20. Mai 1291 war er wieder zu Frankfurt. Noch einen Versuch wollte er machen, vor seinem Tode dem Sohne die Nachfolge am Reiche zu sichern. Aber der Versuch mißlang. Der oberste Reichsfürst, Gerhard von Mainz, des Hauses Habsburg Feind, aber von Papst Nicolaus hoch begünstigt, trat dem König mit Heftigkeit entgegen. Das Erbrecht, welches ehedem, wo sonst nichts vom Reiche erblich war, ein Rechtsgrund *für* Königswahlen gewesen war, es wurde jetzt, wo alles Andere leider zum Erbgut geworden, förmlich als ein Rechtsgrund *gegen* die Zulässigkeit der Wahl Albrechts geltend gemacht! Und wenn schon, rief Erzbischof Gerhard aus, der Graf Rudolf von Habsburg solche Macht im Reiche als König errungen habe, was sei nicht erst von dem noch viel kraftvolleren, herrschsüchtigen Herzog von Oesterreich zu erwarten? Dieser Grund war jedenfalls der entscheidende. Denn schon das wenige Reichsgut, welches Rudolf dem Mainzer entzogen, die Kraft, die er gegen Zollunfug gezeigt hatte,

ward ihm sehr übel genommen und man hoffte es von einem schwächeren Nachfolger wieder zurück zu bekommen. Ueberhaupt aber war es das Interesse des Papstes und der Kurfürsten, dem Aufkommen einer neuen Königsdynastie entgegen zu arbeiten. Auch die Aussichten auf Ungarn zerrannen damals dem Albrecht. In denselben Tagen, als ihn der Vater zu Erfurt belehnte, setzte ein päpstlicher Legat zu Neapel dem Herzog Karl Anjou die ungarische Krone auf. Indeß wollten die Ungarn selbst keinen von beiden, sondern holten einen Abkömmling Arpads, den Andreas, kühn und entschlossen aus der Gefangenschaft in Wien und setzten ihn in Ofen auf den Thron. Statt im Besitze Ungarns, sah sich Albrecht von den Ungarn wegen der eroberten Grenzgebiete jetzt im eigenen Lande aufgesucht und in Wien belagert.

Tief bekümmert über die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen, verließ der greise König am 2. Juni Frankfurt und hielt Pfingsten in Mainz. Noch besuchte er die Straßburger Freunde. Als ihm dann in Germersheim das nahende Ende kund ward, rief er aus: „wohlauf hin zu Speier, da mehr meiner Vorfahren sind, die auch Könige waren; daß mich Niemand hin zu tragen brauche, will ich zu ihnen reiten." Am 14. Juli Abends ritt er, von der Gemahlin und einigen seiner Familie begleitet, in Speier ein; schon folgenden Tages entschlief er, bis zuletzt der hellen Sinne mächtig. Im Dome neben König Philipp ward er beigesetzt. Sein Leichenstein zeigt uns das Conterfei des Helden, — eines der ältesten Portraits, welche in Deutschland gefertigt wurden — und gehört zu den wenigen Denkmälern, welche der rohen Zerstörungswuth der, Deutschland noch in den Gräbern seiner Kaiser beschimpfenden fremden Eroberer entgingen. Nunmehr befindet er sich in einem Antiquitäten-Cabinet.

Wie ein schöner Herbsttag, dessen man sich noch erfreut und der fast an den Sommer erinnert, aber doch den hereinbrechenden Winter weder ganz zu verläugnen, noch auch ihn aufzuhalten vermag, steht Rudolfs Regierung in der deutschen Geschichte. Lange lebte sein Bild, mit vielen volksthümlichen Zügen ausgestattet, in reicher, dank-

barer Erinnerung fort. Und wahrlich, er hatte Großes, fast Ungehofftes erreicht und die Zeitgenossen konnten meinen, gleicher Friede wie zu Rudolf's Zeit sei nie zuvor in Alemannien gewesen. Große Schritte zur Wiederherstellung des deutschen Königthums hatte er gethan; reiche Hülfsquellen hatte er dem Reiche wieder geöffnet; starke Bänder geknüpft. Es kam nur darauf an, auf diesem Wege fortzuschreiten und damit solches geschehen könne, die Krone dauernd von den eigennützigen Bestrebungen der nationalfeindlichen Elemente zu befreien. Die elende Wahlverfassung hat dies verhindert. Von Allem, was Rudolf für das deutsche Reich geleistet hat, ist nichts geblieben. Aber undankbar wäre es, ihm deßhalb etwas von seinem Verdienst zu schmälern. Er hat genug gethan für seine Zeit, und wenn Andere nur halb so viel gethan hätten, als Er, dann stände es besser um unsere Geschichte.

Zweites Kapitel.

Adolf von Nassau.

Wahl und Charakter des Königs Adolf. Schmähliche Wahlbedingungen. Anfänge des Königs. Kriege im Elsaß, in Burgund und Flandern. Adolf wirbt mit englischen Subsidien ein Söldnerheer, erobert Meißen und behält es. Unzufriedenheit und Verschwörung der Kurfürsten. Feste zu Prag und Wien. Aufbruch Albrecht's von Oesterreich. Absetzung Adolf's zu Frankfurt. Schlacht um das Reich bei Göllheim. Ende des Königs.

Alsbald nach dem Tode des Königs Rudolf schlug der Zwist wegen der Nachfolge in hellen Flammen auf. Albrecht, mit dem ältesten seiner Schwäger, dem Pfalzgrafen Ludwig eng verbunden, machte sogleich einen Frieden mit Ungarn, gab die eroberten Gränzländer heraus und gewann den König Andreas zum Verbündeten. Den Aufstand, welchen steirische Herren, nicht ohne Mitwirkung seiner Feinde im Reiche, besonders des Salzburgers, des Herzogs Otto von Baiern-Landshut und des Königs Wenzel, gegen ihn erhoben hatten, schlug er zu Boden, und zog dann mit Heeresmacht durch Schwaben

und Elsaß, entschlossen, seine Erbansprüche auf den deutschen Thron nöthigenfalls mit den Waffen zur Geltung zu bringen. Er lagerte beobachtend an der Grenze zu Hagenau. Indeß gingen im Reiche geschäftige Boten zwischen den Kurfürsten hin und her. Der Faden der Wahlintrigue lag in den Händen der Erzbischöfe von Köln und Mainz und des Königs Wenzel von Böhmen, die aus mancherlei Gründen Erzfeinde sowohl des Albrecht und des Hauses Habsburg als überhaupt eines starken Oberhauptes waren. Boemund von Trier, von Geburt ein Schwabe, neigte sich auf Albrecht's Seite, wohingegen die norddeutschen Wahlfürsten von Brandenburg und Sachsen vom König Wenzel leicht gewonnen wurden. Sie hatten bei der ganzen Sache kein sonderlich lebhaftes Interesse. Auch dem König Wenzel war es am Ende eins, wer römischer König werde, sofern es nur nicht sein Schwager Albrecht sei. Alle am böhmischen Hofe angewendete Mühe und Gewandtheit der habsburgischen Freunde, des Burggrafen von Nürnberg und Anderer, waren vergebens. Auch salzburgische Unterhändler arbeiteten dem Albrecht entgegen. Es hieß, er sei im Banne und dürfe gar nicht gewählt werden. Als man über die Bedingungen einig war, schrieb der Mainzer den Wahltag nach Frankfurt aus. Die Wahlfürsten erschienen persönlich, nur Wenzel ließ sich durch Boten vertreten. Hier galt es nun, den durch die bisherigen diplomatischen Künste unerschüttert gebliebenen Widerstand des Pfalzgrafen Ludwig zu brechen. Vom Freitag bis zum Montag ward verhandelt. Der alte Herr gab endlich nach, wie es heißt, weil er sich aus Sorglosigkeit nicht gehörig gerüstet, der Mainzer aber einen großen Heerhaufen am Wahlort aufgestellt hatte. Am 5. Mai 1292 1292
ward, nach fast zehnmonatlicher Thronerledigung, Adolf von Nassau als römischer König ausgerufen. Adolf, damals den Vierzigen nahe, war ein tapfrer, ritterlicher Mann, wie es deren unzählige im deutschen Reiche gab. Er war nicht ohne Bildung. Aber die praktische Geschicklichkeit und Umsicht seines Vorgängers Rudolf und noch mehr seines Nebenbuhlers Albrecht scheinen ihm gefehlt zu haben. Es fehlte ihm außerdem die Eigenschaft, welche unter den gänzlich veränderten Reichsverhältnissen für einen deutschen König die oberste und unumgänglichste Bedingung der Thätigkeit geworden war, nämlich

die Hausmacht. Von der kleinen Grafschaft Nassau besaß er nur einen Theil, Weilburg und Idstein. Das ganze Nassau konnte aber nicht mit den Landgrafschaften und Hausbesitzungen verglichen werden, welche Rudolf lange vor seiner Königswahl in Elsaß und Helvetien besessen hatte. Adolf war in seiner Gegend wohl durch mancherlei Kriegs- und Liebesabenteuer bekannt, aber für einen König hätte ihn Niemand berufen geglaubt. Er verdankte seine Wahl der Verwandtschaft mit dem Mainzer und dem Umstande, daß ihm der Kölner für geleistete Fehdedienste einiges Geld schuldete. Man kann sich daher leicht die Entrüstung denken, womit Herzog Albrecht, der mit einem großen, glänzenden Heere in der Nähe lagerte, die Kunde dieser Wahl vernahm. Er hatte mindestens auf zwiespältige Wahl gerechnet und dann hätte das Schwert entschieden. Dazu fehlte es nun freilich am Vorwand. Sich in einen Krieg gegen alle Wahlfürsten des Reiches einzulassen, dazu war Albrecht zu vorsichtig. Es begannen daher Verhandlungen, deren Inhalt unbekannt ist, welche aber im November damit endigten, daß Albrecht allem Anschein nach eine ganz selbständige Stellung für sich erlangte, zu Oppenheim und Hagenau die Reichslehen vom Könige nahm und ihm die Reichs-Insignien herausgab. Von einem aufrichtigen Frieden zwischen Beiden konnte aber nicht die Rede sein. Die eheliche Verbindung, welche Adolf, heißt es, für seine Tochter Mechthild mit Albrecht's Sohne vorschlug, soll der Herzog — fast wie eine Beleidigung — zurückgewiesen haben.

Die Anfänge Adolf's auf dem deutschen Throne waren sehr kläglich. Er hatte keine Hausmacht und keine glanzvolle Vergangenheit aufzuweisen, wie sie einst dem Rudolf von Habsburg zur Seite standen. Ihm kamen nicht wie einst Jenem nach langer kaiserloser Zeit die Sympathien der Nation entgegen; er konnte nicht damit beginnen, seine Macht durch glückliche Kriege gegen einen mächtigen Nationalfeind und durch große Erwerbungen zu befestigen. Er hatte keine Partei, auf die er sein Königthum mit nachhaltiger Kraft hätte stützen können. Adolf war bloß Werkzeug, bloß „Pfaffenkönig". Als solcher wurde er von der Nation betrachtet und namentlich von seinen Wählern mit einer bis dahin unerhörten Geringschätzung behandelt. Er mußte ihnen, was nie zuvor geschehen, in eigner Person

körperliche Eide schwören, daß er alle Bedingungen halten werde. Diese Bedingungen aber, wie sie urkundlich vorliegen, sind wahrhaft schmachvoller Art. Das Pleißner Land, welches König Rudolf dem Reiche wieder eingelöst hatte, wird dem König Wenzel als Pfandschaft für 10,000 Mark verpfändet, freilich mit dem Vorbehalt des Rückfalles beim Eintritt der in Aussicht genommenen Vermählung der beiderseitigen Kinder. Auf die Reichsgüter Seligenstadt und den Bachgau, welche Rudolf von Mainz wieder an's Reich zurückgebracht hatte, muß Adolf verzichten. Die Zölle, welche Rudolf abgeschafft hatte und um die sich seit Jahren die Hauptkämpfe des Rheinlandes drehten, Adolf erkennt sie förmlich an. Dem Kölner muß er eine Handsalbe von 37,500 Mark, (an 800,000 Gulden) verschreiben und dafür unter Anderem Stadt und Zoll zu Werd verpfänden. Doch den Preis schamlosester Habgier trug der Mainzer Vetter davon. Nicht bloß jene Zölle, Länder und Rechte, noch vieles Andere, die Reichsstädte Mühlhausen und Nordhausen, die Vogtei Lahnstein, gewissermaßen auch Friedberg und Ballenhausen mußte Adolf hingeben, außerdem aber noch Handsalbe verschreiben und sich für den Mainzer als Schuldner des römischen Hofes bekennen. Wie ein Söldner, nicht wie ein König mußte er dem Bischof versprechen, ihm gegen die Herzöge von Braunschweig beizustehen und mit den einflußreichsten Dienern des Königs Rudolf, den Herren von Hanau und von Klingenberg, zu brechen. Albrecht von Sachsen war nur unter der Bedingung zur Wahl erschienen, daß der Neugewählte ihm 4500 Mark Entschädigung zahle, und gegen Magdeburg helfe. Für den Pfalzgrafen Ludwig übernahm Adolf eine Mitgift von 3000 Mark an den Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg zu zahlen; dieser solle sich wegen der Zahlung an Lübeck oder Goslar halten. Auch Hessen spielt in den Wahlbedingungen eine Rolle. Bei Rudolf's Wahl lag der Mainzer wegen Naumburg mit dem Landgrafen Heinrich in Fehde. Damals ward Heinrich vom Reiche geächtet. Unter Gerhard hatte sich das Verhältniß geändert. Der Landgraf war mit denen von Eppenstein verwandt, denn er hatte seine Tochter Elisabeth einem Brudersohn des Erzbischofs vermählt, seine Erhöhung gehörte jetzt zu den Wahlbedingungen. Er wurde wenige Tage nach der Wahl,

am 11. Mai 1292, mit der Reichsburg Boineburg und der Stadt Eschwege als einem Reichsfürstenthum belehnt und mit seinen Nachkommen in den Reichsfürstenstand aufgenommen. Ueberhaupt tritt das Haus Brabant bei dieser Gelegenheit ganz auffallend in den Vordergrund. Dem Herzog Johannes wurden um 16,000 Mark der Zoll zu Werd, die Reichseinkünfte von Aachen, Duisburg, Dortmund und Sinzig, sowie überhaupt „alle Reichsbesitzungen zwischen der Mosel und dem Meere" verpfändet.

Daß die deutsche Nation, welche sich in solcher Weise verschachert sah, dem „Pfaffenkönig" trotz des Landfriedens, den er am 1. October 1292 zu Köln, im Februar 1293 zu Eßlingen aufrichtete,
1293 nicht eben mit Enthusiasmus entgegenkam, ist sehr natürlich. Um der entfernteren, kaum noch am Reiche haftenden Länder und Städte gar nicht zu gedenken, selbst jene Mittelpunkte des Reiches, auf denen das Königthum noch beruhte und denen Rudolf die letzten zehn Jahre seines rastlosen Lebens gewidmet hatte, wendeten sich von dem Nachfolger bei dem Beginne seiner Regierung verdrossen ab. Gleich nach der Wahl trat ihm Frankfurts Schultheiß mit Nachdruck und Erfolg entgegen, denn Adolf wollte die Frankfurter Juden zwingen, die während der Wahl von ihm contrahirten Schulden zu bezahlen. Nur ein Theil der Städte wollte die Huldigung leisten. Die Städte der Wetterau versagten den Gehorsam. Mainz, erschreckt durch die dem Gebhard erneuerten Beschlüsse von Ravenna, schloß ein Bündniß mit Worms und Speier, des Inhalts, „daß sie keinem König mehr gehorchen würden, der nicht ihre Freiheiten und Rechte anerkenne." Die gegen Mainz ausgesprochene Acht blieb so ganz ohne Erfolg, daß Adolf und Gebhard schon sechs Monate später gegen Empfang einer Geldsumme, die sie unter sich theilten, alle gegen die Bürger ausgebrachten Briefe „auf ewige Zeiten" wieder annullirten. In den oberen Landen vollends gingen alle Erfolge Rudolf's dem Reiche theils durch dessen Schwäche, theils durch Habsburgs Hauspolitik, wieder verloren. Vierzehn Tage nach Rudolf's Tode, am 1. August 1291, hatten die Thalleute und Waldstädter von Uri, Schwyz und Nidwalden einen ewigen Bund aufgerichtet, den ersten, von dem wir urkundlich wissen, um, was auch kommen möge, die alten heimischen Rechte zu

vertheidigen. Sie waren einst von Friedrich II. im Kampfe gegen die guelfische Linie Habsburgs gefreit worden, doch hatte König Rudolf in Schwyz und Nidwalden wieder landherrliche Vogteigewalt geübt und auch Uri damit bedroht. Schon drei Jahre nach seinem Tode stehen Schwyz und Uri nicht mehr unter Vögten, sondern unter Landammännern und zu Schwyz tagt schon 1294 eine gesetzgebende Landsgemeinde. Die Grafen von Savoyen, von Montfort und Andere waren nicht müßig gewesen, Bern hatte sich mit Savoyen, Zürich mit dem Konstanzer Bischof gegen die Habsburgischen Vögte verbündet. Es folgten heiße Schlachten und Belagerungen. Aber von dem Reiche war dabei keine Rede mehr. Als der kluge Albrecht im Sommer 1292 mit überlegener Macht vor Zürich erschien, ließ er sich zu einem billigen Frieden sowohl mit den Grafen, als mit Konstanz und Zürich bereit finden, worin es heißt, daß sie einander auch gegen den römischen König Adolf beistehen würden. Nicht erfreulicher sah es in Schwaben aus. Der Graf von Württemberg begann sofort nach Rudolf's Tode seine alte Fehde gegen den Reichsvogt und weigerte sich, den Landfrieden zu beschwören.

Auch die Natur hatte sich gegen Adolf verschworen und trug nicht wenig dazu bei, seine Regierungszeit in trauriger Erinnerung zu erhalten. Im Jahre nach seiner Wahl war eine große Hungersnoth, zwei Jahre später ein schreckliches Erdbeben, welches in Wallis allein vierzehn Burgen umwarf und große Bergstürze verursachte. Zwei Jahre darauf raffte ein großes Sterben viele Menschen hinweg u. s. w.

Die Vorgänge im Elsaß gaben dem König zuerst Gelegenheit, sein Amt nachdrücklich und mit Nutzen geltend zu machen. Der Walter Rösselmann in Colmar hatte sich, dem königlichen Spruche zum Trotz, gewaltsam in das Schultheißen-Amt gedrängt, in Verbindung mit den Herren von Lichtenberg, zu denen auch der Straßburger Bischof gehörte, eine tyrannische Gewalt aufgerichtet, und endlich die Stadt an den Herrn vom Rapoltstein verrätherisch ausgeliefert. Dieser berüchtigte Mann, bekannt als der Reichsschirmvogt der fahrenden Spielleute am Rheine, hatte schon dem König Rudolf viel zu schaffen gemacht. Er beunruhigte von seiner Burg in den Vogesen aus mit seinen Genossen, „den dreißig Tyrannen", das ganze Elsaß; er war

eine Zuflucht für alles Raubgesindel und dem Reiche wegen der französischen Nachbarschaft doppelt gefährlich. Es ward daher jetzt am ganzen Rheine von Basel bis Köln gegen den Herrn von Rapoltstein gerüstet und willig leisteten die rheinischen Fürsten im Spätsommer 1293 Heeresfolge. Herzog Albrecht soll ebenfalls aufgefordert worden, aber ausgeblieben sein. Rapoltsweiler und Gemar wurden genommen, in Colmar nöthigten die Bürger ihre Tyrannen zur Uebergabe; der von Rapoltstein und seine Gesellen wurden in Achalm festgesetzt, der Rösselmann aber, dem das Leben ausbedungen war, zu grausamer Pein an ein Rad geflochten und so in den Städten herumgezeigt. Der König zog einen Theil der rapoltsteinschen Güter ein und erlangte großen Anhang im Elsaß. Nur die Lichtensteiner und die ohnedies habsburgisch gesinnte, jetzt mit ihrem Bischof harmonirende Stadt Straßburg wurden in Folge dieser Händel des Königs Feinde.

Bald nachher führte der Tod dem König eine neue Stütze zu. Pfalzgraf Ludwig der Strenge, bis an's Ende habsburgisch gesinnt, starb am 1. Februar 1294 auf seinem Schlosse zu Heidelberg. Sein ältester Sohn, Pfalzgraf Rudolf, den Habsburgern feind, verlobte
1294 sich sechs Wochen später mit des Königs Tochter Mechthildis und ward vom königlichen Schwiegervater dafür in den Reichslehen seines Vaters bestätigt. Die Freundschaft mit Pfalz und Oberbaiern war für Adolf sehr wichtig, weil sie ihm den Zusammenhang mit dem befreundeten Salzburg und Baiern-Landshut und mit den schwäbischen Reichsstädten sicherte. Auch nach Italien dachte Adolf jetzt zu ziehen, um sich bei dem ihm befreundeten römischen Stuhle die Kaiserkrone und damit ein erhöhtes Ansehn zu holen. Er verpfändete dem Trierer im Juli für die versprochene Hülfe beim Römerzug zwei Reichsburgen an der Mosel; seine Machtboten waren schon im Frühling in Lombardien erschienen und der Mathäus Visconti hatte ihnen als kaiserlicher Statthalter nach dem Beschlusse einer Volksversammlung in Mailand gehuldigt. Zunächst aber und vor Allem nahmen den König Adolf jetzt die Verhältnisse zu Frankreich in Anspruch.

Philipp den Schönen, König von Frankreich, ließen die Lorbeern seines großen Ahnen, des Philipp Augustus nimmer ruhen. Wie er im Innern die königliche Gewalt bis zum Despotismus steigerte,

so suchte er sie nach außen durch Eroberungen auszudehnen. Nach langem Frieden zwischen beiden Mächten hoben unter diesem Philipp die Kriege zwischen Frankreich und England wieder an; er machte verjährte Souverainetätsrechte über die Könige von England geltend und eroberte Guyenne. Schon ging er auch mit der Einverleibung Flanderns und der gänzlichen Unterdrückung jenes Fürstenthumes um. Wir sahen, wie er auch die deutschen Grenzen in Burgund, Elsaß, Lothringen und Hennegau verkürzte und wie ernst König Rudolf diese Sache nahm. Dem König Adolf sollen die burgundischen Großen nach seiner Thronbesteigung geschrieben haben, daß sie ohne kräftige Hülfe das Land auch mit dem besten Willen nicht beim Reiche würden behaupten können. In der That soll Adolf damals schon den Reichskrieg gegen Frankreich angesagt und von den Vogesen einen Abstecher nach Besançon gemacht haben. Wie in Burgund und Elsaß, so ließ er es auch in den Niederlanden nicht an gutem Willen fehlen. Der Herzog von Brabant ward beauftragt, den alten Zwist des Reiches mit Flandern zu schlichten. Der Beitritt zu der Verbindung zwischen England und den Niederlanden war das Nächste: am 10. August 1294 schlossen zu Dordrecht die Abgesandten des Königs Adolf und Eduard's von England, — der Graf Florenz von Holland und Herr Hugo le Despenser — das Schutz- und Trutz-Bündniß auf gemeinschaftliche Wiedereroberung der ihnen von Philipp entrissenen Lande. Hunderttausend Mark Subsidien sollten den König Adolf in den Stand setzen, ein Heer zu werben. Am 31. August ward zu Nürnberg die Kriegserklärung gegen Frankreich erlassen: „Nicht länger," heißt es darin, „könne das Reich ohne Scham zusehen, wie die französische Krone deutsche Reichsgüter usurpire". Indessen zog sich der Ausbruch des Krieges aus verschiedenen Gründen noch in die Länge. Adolf aber benutzte die Frist, um mit dem geworbenen Heere eine längst vorbereitete Unternehmung im innern Deutschland auszuführen.

Friedrich, Markgraf von Meißen und Landsberg, Heinrich's des Erlauchten anderer Sohn, war am 16. August 1291 erblos gestorben. Seine Länder wurden als erledigt betrachtet. Während aber das Reich ohne Haupt war, hatten sich die Landgrafen von Thüringen, die Neffen des Verstorbenen, jener Besitzungen bemächtigt, auch

des von König Rudolf mit schwerem Gelde wieder eingelöst'ten, dann von Adolf dem König Wenzel wieder verschriebenen Pleißenlandes. Die Kurfürsten waren jetzt an heimfälligem Reichsgute überhaupt sehr betheiligt; jeder hoffte dabei zu gewinnen. Die Landgrafen geriethen daher durch ihre Besitzergreifung in ein feindseliges Verhältniß zum Reiche. Auch ein Theil der Städte und des Adels stand ihnen entgegen und vor Allen der eigene Vater Albrecht der Unartige, welchem dann auch gegen seinen Sohn schon bald nach der Königswahl Subsidiengelder zugesichert wurden. Ein Rechtsverfahren scheint nämlich schon damals begonnen und gegen die Ungehorsamen die Reichsacht herbeigeführt zu haben. Der Vollziehung derselben und der Eroberung jener Reichsländer, sowie der zufolge der Acht nun auch in Thüringen heimgefallenen Gebiete galt der Feldzug, welchen Adolf im September 1294 von Nürnberg aus unternahm. Der Feldzug hatte guten Erfolg und schon zu Weihnacht konnte der König in
1295 Leipzig glänzend Hoftag halten. Die Vorwürfe, welche dem König Adolf wegen dieses Krieges bis auf den heutigen Tag gemacht werden, beruhen auf den Schilderungen der thüringenschen Chronisten, welche den Krieg eben nur für einen Eroberungskrieg hielten und sich in der Ausmalung der von dem fremden Söldnerheere nach der rohen Sitte der Zeit begangenen Ausschweifungen gefallen, obwohl König Adolf denselben durch grausame Bestrafungen nach Kräften zu wehren suchte. Die Kurfürsten, welche den Krieg selbst veranlaßten und daran Theil nahmen, haben ihn dann später dem König zum Verbrechen gestempelt; aber auch die Nachfolger Adolf's und deren Reichshöfe haben ihn als einen rechtmäßigen fortgesetzt.

Der Bereich seiner Thätigkeit erweiterte sich dem Adolf nach jenem glücklichen Feldzug in Meißen sehr bedeutend. Wir sehen ihn im Februar 1295 in Bern, im März in Solothurn mit großen Feierlichkeiten einziehen. Schon hatte er jetzt im Herzen der alten habsburgischen Lande festen Fuß gefaßt. Im Frühling ist er im Elsaß mit Rüstungen gegen Frankreich beschäftigt und ruft alle Fürsten des Landes auf, dem Grafen von Bar Reichshülfe zur Vertheidigung der Grenze zu leisten. Dann zieht er durch Baiern; in Regensburg bezeugt er dem Erzbischofe von Salzburg seine Gunst und bestätigt ihm

alte Vorrechte, wohl nicht ohne Zusammenhang mit dem kurz nachher von hier aus auf's Neue erhobenen Kriege gegen Herzog Albrecht. Dann ward im Spätsommer mit allem Nachdruck der Krieg in Thüringen wieder aufgenommen. Dies Mal zog Adolf über Fulda. Verschiedene Burgen und Städte an der Werra mußten sich nach tapfrer Gegenwehr ergeben. Unaufhaltsam durchzog der König das Thüringer Land. Im Einverständniß mit den Bürgern zog er im Januar 1296 1296
in die reiche Bergstadt Freiberg ein. Aber die Burg fiel erst nach längerer Belagerung. Sechzig von der kriegsgefangenen Besatzung ließ Adolf wegen ihrer Ausdauer als Hochverräther hinrichten; den Uebrigen erkaufte der gebeugte Landgraf mit dem Reste seiner Markgrafschaft das Leben. Damit war dieser Krieg beendigt.

Die definitive Erwerbung der Markgrafschaft Meißen bildete den Höhepunkt von Adolf's Regierung. Er ließ einen Landfrieden durch Thüringen beschwören; im April begrüßte ihn der König Wenzel in eigner Person zu Grünhain und sie feierten die Vereinigung der Kinder, welcher die Hochzeit schon im August folgte. Der bald erfolgte Tod der Agnes löste dann das verwandtschaftliche Band wieder auf. Im Juni und Juli ward ein allgemeines Parlament zu Frankfurt gehalten, wohin Adolf aus dem ganzen Reiche, auch aus dem burgundischen Besançon, die Fürsten, Barone und Bürger entboten hatte. Hier wurde dem Amschel Oppenheimer, dem Rothschild jener Zeit, durch den Rheingrafen Siegfried der reichslehnbare Zoll zu Geisenheim verpfändet. Der Landgraf Heinrich von Hessen brachte hier den Erbstreit seiner Söhne zu einem freiwilligen Austrag, welchen freilich der König schon sechs Wochen später im Lager vor Staufenberg gegen den Landgrafen Otto und den Grafen von Ziegenhain mit den Waffen zur Geltung bringen mußte. Jetzt schritt Adolf auch kräftiger in Schwaben ein, trat dem Grafen von Württemberg und dem habsburgischen Anhange entgegen und setzte Reichsvögte seiner Partei, in Elsaß den tapfern Grafen von Pfirt ein. Er schickte einen Statthalter nach Toscana und bereitete sich, den Krieg gegen Frankreich in Burgund und den Niederlanden mit Nachdruck zu beginnen. Philipp von Frankreich hatte seine Rüstungen vollendet, und in Burgund wie in Flandern die Feindseligkeiten eröffnet. Aus beiden Ländern ergingen

1297 im Frühlinge 1297 die Hülferufe an König Adolf. Gern hätte er ihnen sofort genügt, er sandte Truppen nach Flandern und Burgund und wollte baldigst mit dem Hauptheere folgen. Aber schon lähmte der im Reiche wider ihn heraufziehende Sturm alle seine Bewegungen.

Vorher mit den Kurfürsten so enge verbunden, finden wir den König schon bald nach der Eroberung Meißens vollkommen mit ihnen zerfallen. An einer genaueren pragmatischen Kunde über die Geschichte dieser Wandlung fehlt es. Aber der Colmarsche Chronicant trifft wohl den Nagel auf den Kopf: er berichtet, König Adolf habe sich nicht mehr nach dem Willen der Herren Kurfürsten richten wollen und deßhalb hätten sie seinen Untergang beschlossen. In der That, wir haben ihn nun seit seiner Thronbesteigung von Jahr zu Jahr erstarken und darauf hinarbeiten sehen, sich eine selbständige Stellung zu erwerben, um ein König nicht bloß zu heißen, sondern auch zu sein. Er hatte jetzt eine Partei, er hatte ein Heer und eine Hausmacht. Schon schlossen sich auch die Reichsstädte dem König an, sobald er sich fähig und bereit zeigte, sie gegen Unterdrückung zu beschirmen. Schon wagte er es, den Bopparder Zoll wieder aufzuheben. Daher die steigende Unzufriedenheit der Kurfürsten. Schon daß er die Subsidiengelder nicht mit ihnen theile, ward ihm zum Vorwurf gemacht, sowie daß er ein Söldnerheer geworben und Meißen damit erobert habe. Doch hätte man sich die Eroberung Meißens durch dieses Heer gern gefallen lassen; denn alle benachbarten Kurfürsten, besonders Gebhard und noch mehr Wenzel hatten, wie es scheint, zufolge gemachter Versprechungen auf die Belehnung mit Meißen gerechnet. Statt dessen behielt Adolf dieses Land in unmittelbarer Reichsverwaltung. Seitdem standen Böhmen und Mainz an der Spitze seiner Feinde. Siegfried von Köln, seiner entsetzlichen Vorgänger bis zum Tode würdig, starb im April 1279. Den Grafen Adolf von Berg hatte er noch kurz vor seinem Ende freundlich zu Gaste geladen und dann in den Kerker werfen lassen, der bürgerfreundliche alte Herr, als Düsseldorfs Gründer in gesegnetem Andenken stehend, starb in Folge der erlittenen Mißhandlung. Unter des

1279.

Königs Adolf Vorsitz ward bald nach Siegfried's Tode zu Neuß Wicbolt von Holte, bis dahin ein Mann, auf den sich Adolf verlassen zu können glaubte, zum Erzbischof gewählt. Außerdem waren ja Trier und Pfalz noch ganz für Adolf. Aber schon zogen zur selben Zeit die Kurfürsten von Mainz, Sachsen und Brandenburg zum Krönungsfeste, welches König Wenzel zu Pfingsten in Prag hielt und auf welchem nebst vielen andern Fürsten auch Herzog Albrecht von Oesterreich, mit seinen Hauptgegnern ausgesöhnt, wieder erschien.

Der Herzog Albrecht war während der fünf Jahre seit Adolf's Wahl nicht müßig gewesen. Er hatte seinen unruhigen Adel bewältigt, mit den Nachbarn nothdürftig Friede geschaffen und seine Hülfsquellen durch kluge Wirthschaft vermehrt. Den König Adolf aber verlor er ebenso wenig aus dem Auge, als dieser den Herzog. Während Jener mit Salzburg und Landshut in bedenklichen Zusammenhang tritt und bedrohlich in Schwaben heranwächst, schließt Albrecht, man sagt, durch Subsidiengelder gewonnen, eine Verbindung mit Frankreich. Unterhandlungen wegen ehelicher Verbindung wurden von österreichischen Gesandten schon 1295 in Paris betrieben, ein französischer Gesandter wohnt den Hochzeitsfesten bei, welche dann in Grätz bei Vermählung von Albrecht's ältester Tochter mit dem Markgrafen Hermann von Brandenburg gefeiert wurden. Indessen ward das Verhältniß zwischen Albrecht und König Adolf immer gereizter. Der Herzog erkrankte plötzlich. Er glaubte, man habe ihn vergiftet und die Aerzte hingen ihn, damit das Gift aus Nase, Mund, Augen und Ohren abfließe, an den Beinen auf; da vergingen ihm die Sinne und es verbreitete sich das Gerücht seines Todes, worauf sofort der Bischof von Salzburg und der Adel in Oesterreich und Steier zu den Waffen griffen. Sie rechneten unter Anderem auf den König Adolf. Aber der Herzog erholte sich, der Aufstand war bald unterdrückt und der Haupträdelsführer floh zu Adolf. Um jene Zeit gelang dem Albrecht — die Böhmen behaupten durch einen Fußfall zu Znaym — die Aussöhnung mit dem eitlen, auf den Adolf bereits erzürnten Wenzel. Schon kamen auch die Boten des Gerhard von Mainz, der über dem neuen Haß gegen sein ungehorsames Werkzeug den alten Haß gegen Habsburg nun

vergaß. Die norddeutschen Kurfürsten waren leicht gewonnen: das Krönungsfest Wenzel's brachte die Verschwörung zur Reife.

Ein solches Fest, wie dieses, meinte man in Deutschland, wäre seit Salomo's Herrlichkeit nicht auf Erden gesehen worden. Der König von Böhmen hatte 38 Fürsten mit ihren Rittern eingeladen; 190,000 Pferde wurden auf seine Kosten gefüttert. Sechs Tage lang floß für das Volk der Wein aus dem Brunnen des Prager Neumarktes. Der Herzog Albrecht war mit 10,000 Pferden erschienen; er schlug viele Ritter und schenkte ihnen neue Kleider; er veranstaltete Buhurt und Turnier; täglich hielt er offne Tafel; das zuschauende Volk erhielt die Ueberbleibsel und die alten Kleider. Indeß sich auf diese Weise Ritter und Volk erfreuten, beriethen die Fürsten den Hochverrath. Es heißt, sie hätten zuerst dem Wenzel die Krone angeboten, der sie jedoch abgelehnt habe. In der That, wozu auch hätte Wenzel einen Kampf wagen sollen, da er ja die begehrten Reichsländer viel wohlfeiler haben konnte, wenn er wählte, statt sich wählen zu lassen! So ward denn Albrecht erkoren. Eine Versammlung zu Eger sollte das Nähere bestimmen. Gebhard ließ keinen aus Prag fort, ohne sich Mannschaft zum Kriege gegen den König zusichern zu lassen.

König Adolf, von diesen Vorgängen unterrichtet, schob den Zug in's Niederland auf, ließ die Päße nach Eger besetzen, blokirte den Gebhard, schloß Bündnisse mit den Städten, und verzögerte darüber die dem bedrängten Flandern verheißene Hülfe. Sie waren inzwischen der Uebermacht erlegen. König Eduard, bei Schluys gelandet, fand das erwartete Heer des Adolf nicht und schloß einen Waffenstillstand. Auf diese Nachricht, die ihn bei Sinzig und Andernach traf, kehrte der zu spät heranziehende Adolf wieder mit dem Heere um. Flandern erfuhr nun, welchen Schutz es vom deutschen Reiche habe. Die Engländer aber klagten und schalten, daß sie um ihr Geld geprellt seien.

Mit großer Thätigkeit hatte sich indeß die habsburgische Partei gerüstet. Albrecht hatte es verstanden, Geldsummen aufzubringen, welche für jene Zeit ungeheuer waren. Seine Agenten waren außerordentlich thätig, besonders am Rhein und in Schwaben. Außer dem Gelde und den Versprechungen wirkte hier der Groll der von Adolf abge-

setzten habsburgischen Reichsvögte, der Ochsenstein, Lichtenberg, Hohenberg, Leiningen und der von seinen Statthaltern bekriegten Reichsschädiger, der Grafen von Wirttemberg, von Freiburg u. s. w. Auch die wichtigen Städte Mainz und Straßburg wurden durch ihre Bischöfe und durch Streitigkeiten mit den königlichen Statthaltern zur Theilnahme an dem Aufstande verführt. Straßburg stand überdies von Anfang an in der engsten Verbindung mit Albrecht, er war, gleich dem Vater, Bürger und Bänner der Stadt. Wie die Spinne ihre Fäden an den entlegensten Punkten ansetzt, bis das Netz fertig ist, dem das Opfer nicht mehr entrinnen soll, so hatte Albrecht allenthalben seine Verbindungen angeknüpft. Mit König Andreas von Ungarn schloß er Tractate, er gab ihm die Tochter Agnes mit 40,000 Mark Silbers zum Weibe und erhielt dafür ein ungarisches Hülfsheer. Den Herzog von Baiern-Landshut, Adolf's Anhänger, bewog er mit Gelde wenigstens zum Separatfrieden in Oesterreich, sowie zur Gestattung des Durchzuges. Mit 16,000 Mark Silber zog sein Oheim von Hohenberg nach Rom, um die Curie, wenn nicht für thätige Theilnahme, doch wenigstens für ruhiges Geschehenlassen zu gewinnen. Dieses Letztere ist ihm offenbar gelungen. Denn, wenn auch die zum Aufruhr ermuthigenden Briefe, welche der Gesandte an die Kurfürsten mit zurückbrachte, vom Papste Bonifaz als erlogen oder als unächt bezeichnet wurden, so ist doch auch anderer Seits nicht die mindeste Spur vorhanden, daß dieser sonst über alle Maßen herrschsüchtige Papst wider das offenkundige Unternehmen gegen den König damals irgend welchen Einspruch erhoben hätte.

Zu Fastnacht 1298 wurden zu Wien die letzten entscheidenden Schritte 1298
berathen. Hier bewirthete Albrecht die Könige von Ungarn und Böhmen, die ihre Kinder verlobten, die Herzöge von Sachsen und Kärnthen, die Markgrafen von Brandenburg u. s. w. Er versprach dem König Wenzel urkundlich Eger und Pleißen-Land, Altenburg, Chemnitz und Zwickau, auch bairische Städte, Floß, Parkstein und Weiden um 50,000 Mark Silber zu versetzen. Er solle hinfort von allen Vasallenpflichten frei sein, aber alle Rechte und Privilegien am Reiche solle er behalten. Dagegen bevollmächtigte Wenzel den Mainzer, seine Stimme dem Albrecht zu geben. Wenige Tage nach dieser Zusammenkunft

brach Albrecht von Wien auf zur neuen Königswahl. „Mit fremden zungen, getauft und ungetauften scharn von der wusten Romnei". Es waren Ungarn, Böhmen, Oesterreicher; aus Ungarn u. A. 600 leichtgekleidete Bogenschützen, welche ihre Pfeile im Fliehen versendeten und mit ihren leichten Pferden über jedes Hinderniß hinwegsetzten. Das lange Haar hatten sie wie Weiber in Zöpfe gebunden; die langen Bärte glichen denen der Deutschordens-Ritter. Auch 800 böhmische Speerknappen waren im Heere. Den 800 Weibern im Troß hatte Albrecht einen eignen Deputatus bestellt, welcher sie vor Angriffen jedweder Art schützte und dafür von jeder wöchentlich einen Denar empfing. In langsamen Märschen durch das Salzburgische und Bairische vorrückend, zog Albrecht unterwegs die Kärnthner und Wälschen an sich und gelangte so nach Schwaben. Im Abstich gegen die von Adolf's Söldnerheere in Thüringen begangenen Ausschweifungen wußte Albrecht auf strenge Mannszucht zu halten; kein königlich Gesinnter durfte mißhandelt; Alles mußte baar bezahlt werden ꝛc.

Um dem Gegner zuvorzukommen, war Adolf mit seinem Heere vom Rheine nach Schwaben gezogen. Hierher eilten seine Anhänger, die Herzöge von Baiern, der Abt von St. Gallen und Andere zu Hülfe. Auch die Masse der Reichsstädte stand wie immer in großen und kritischen Augenblicken treu auf der Seite des rechtmäßigen Königs. Albrecht fühlte wohl, daß die Stärke seines Gegners auf dem Rechte beruhe und selbst für den Fall des Gelingens wollte er doch nicht gern als Aufrührer erscheinen. Er ließ dem Adolf sagen, daß er auf der Kurfürsten Geheiß komme, sowie um sein Herzogthum zu vertheidigen. Sorgfältig vermied er ein Treffen. Er wollte zunächst sein Heer nach Mainz zu dem schon anberaumten Kurfürstentage führen. Der König Adolf, der ein besserer Ritter, als Feldherr war, ließ sich durch die Bewegungen des Gegners überflügeln. Er ließ es geschehen, daß Albrecht sich erst mit den Straßburgern vereinigte und aus den reichen Vorräthen ihrer Stadt auf längere Zeit verproviantirte — ein in jenem Hungerjahre, und da die übrigen Städte den Fruchthandel mit Albrecht gesperrt hatten, sehr wichtiger Umstand. Dann ward Adolf nochmals vom Gegner überlistet, der sich erst mit Wirttemberg, dann mit Mainz vereinigen, und jener Stadt nähern konnte, wo Gerhard

jetzt den entscheidenden Schritt wagte. Die ganze deutsche Geschichte hat keinen schmählicheren Rechtsbruch aufzuweisen. Gerhard hatte Vollmacht von Wenzel und vom kürzlich gewonnenen Wicbolt von Köln. Drei Markgrafen von Brandenburg und ein Herzog von Sachsen waren selbst erschienen. Aber es fehlte die Hauptperson, der Pfalzgraf, sowie der Erzbischof von Trier. Statt des ersteren ward sein unmündiger Bruder, Herzog Ludwig, der spätere Kaiser, durch Vollmacht vertreten. Ueber den zweiten Mangel setzte man sich ganz hinweg. Ein Scheinverfahren ward eingeleitet, drei Mal wurde der abwesende König vom Domchor herab vorgerufen, und hierauf, es war am 23. Juni 1298, die Absetzung über ihn vom Erzbischof Gerhard ausgesprochen. Die in der Urkunde aufgeführten Absetzungsgründe waren fast nur für den großen Haufen gemacht: Schändung geweihter Hostien, Beraubung von Priestern, Nothzucht figuriren in erster Linie: lauter Dinge, deren sich Albrecht's Söldnerheer, wie alle Heere jener Zeit in Thüringen schuldig gemacht hatten. Weitere Anklagen waren: Vernachlässigung der Justiz, Störung des Landfriedens, Nichterfüllung der Verträge mit Mainz, beabsichtigte Unterordnung der Kirche unter die weltliche Gewalt, Simonie, Kirchenverfolgung und Machinationen gegen die Reichsfürsten, um sie ihrer Lande zu berauben. Ein päpstlicher Bannfluch, den man bei früheren Absetzungen als Vorwand gebrauchte, war nicht vorhanden. Herzog Albrecht von Oesterreich und Steier wurde, angeblich wegen seiner Tugenden, zum Könige ausgerufen.

Unterdessen hatte Adolf vier kostbare Wochen mit Belagerungen und Zügen im Elsaß vergeudet. Als ihn dann in Speier die Kunde seiner Absetzung traf, beschloß er jetzt ohne Säumen den Gegner aufzusuchen. Im Lager bei Heppenheim an der Wiese, nur eine Meile von Albrecht's Heer entfernt, stießen die Bürgerhaufen von Worms und Speier, von Oppenheim und Frankfurt zu ihm. Es war ein treffliches Heer von 10,000 Mann schweren Fußvolks, eine wichtige Hülfe für Adolf; denn Albrecht war ihm an Reitern weit überlegen. Jedoch Adolf, durch falsche Kundschafter irre geleitet und in der Besorgniß, Albrecht werde ihm wieder entfliehen, trennte sich von dem Fußvolk und eilte zu seinem Verderben mit dem geringeren Ritterheere dem im Pfrimthale vor ihm zurückweichenden Gegner nach. Bei dem Ha-

senbühel, einer Höhe in der Nähe von Göllheim, wendete Albrecht plötzlich um und stellte sich am 2. Juli 1298 dem allzuhastigen König zur Schlacht. So sehr war hier der Vortheil der Ueberzahl und der Stellung auf Albrecht's Seite, so vollkommen war König Adolf in's Garn gelaufen, daß ihn auch die ruhmwürdigste Tapferkeit nicht mehr vom Untergange retten konnte. Albrecht hatte Befehl gegeben, der Menschen zu schonen, aber den Pferden in die Beine zu hauen. Dieses unritterliche, aber humane Verfahren soll den Tag entschieden haben. Blutig war das Treffen nur für die Pferde. An dreitausend Streitrosse wurden getödtet. Die schwerfälligen Ritter waren genöthigt, zu Fuße, zum Theil auf ihren gefallenen Pferden stehend, zu streiten. Dazu kam eine unerträgliche Hitze. Einige erstickten im Harnisch und fielen ohne Wunden. Siebenhundert Grafen und Ritter auf Adolf's Seite wurden gefangen vor Albrecht gebracht, darunter auch Ruprecht, des Königs junger Sohn, der nicht vom Vater hatte weichen wollen. Der aber war wie ein Held gefallen. Schon frühe mit dem Pferde gestürzt und eine kurze Zeit kampfunfähig, hatte er bald ein anderes Roß bestiegen und kämpfte, noch halb betäubt und unbedeckten Hauptes gewaltig weiter, bis er tödtlich getroffen zu Boden stürzte. Es ging eine dunkle Sage, von Albrecht selbst habe er den Todesstreich empfangen.

Ein altersgraues, steinernes Kreuz, das Königskreuz, bezeichnet einige hundert Schritte südwestlich von Göllheim die Stelle, wo Adolf fiel. Sein Leichnam ward in dem nahen Nonnenkloster Rosenthal beigesetzt. Die Aufnahme in die Königsgruft zu Speier ward ihm erst eilf Jahre später zugleich mit seinem ermordeten Gegner Albrecht zu Theil. Aller Streit um das Reich hatte nun ein Ende. Der Pfalzgraf Rudolf und der Erzbischof Bohemund von Trier, welcher, als Alles längst entschieden war, mit seinen Rittern anlangte, unterwarfen sich, gleich den Reichsstädten, dem Sieger, welcher nach Frankfurt zu neuer Königswahl zog.

Drittes Kapitel.

Albrecht I.

Neue Königswahl. Albrechts Charakter. Seine Anfänge. Begünstigung der Städte. Kräftige Regierung. Verbindung mit Frankreich. Aufruhr der rheinischen Kurfürsten. Einmischung des Papstes Bonifaz. Aufruf Albrechts an die Städte. Ueberwältigung der Kurfürsten. Aufschwung des Städtewesens. Friede mit dem Papste. Kriege gegen Böhmen, Wirttemberg und Thüringen. Erwerbung von Böhmen und Meißen. Ermordung Albrecht's. Nachruf.

Nach dem Tode des Königs Adolf beschlossen die Wahlfürsten in Mainz, auf Verlangen Albrecht's, alsbald eine neue rechtmäßige Königswahl, welche schon am 28. Juli zu Frankfurt nunmehr unter Theilnahme des Erzbischofs von Trier und des Pfalzgrafen stattfand. Die Kurfürsten selbst mochten jetzt die Rechtmäßigkeit der ersten Wahlhandlung nicht vertreten, denn in ihren Anzeigeschreiben an den Papst heißt es, daß sie in Folge des eingetretenen Todesfalles zur Wahl geschritten seien. Natürlich ward auch in dieser zweiten Wahl, doch nicht ohne neue und erweiterte Wahlversprechungen, Albrecht von Oesterreich, welcher mit seinem siegreichen Heere gegenwärtig war, erkoren.

Albrecht stand damals etwa in seinem 50. Lebensjahre. Schwerlich hatte das deutsche Reich einen fähigeren und erprobteren Regenten aufzuweisen. Das, worauf es damals ankam und womit sein Vater im Reiche sich so verdient gemacht hatte, das war ihm, trotz vieler innern und auswärtigen Feinde, in Oesterreich gelungen. Er hatte die aus den Fugen gegangenen Verhältnisse zu ordnen, alle Angriffe abzuschlagen und dabei eine Macht zu begründen vermocht, deren Wirkungen wir soeben gesehen haben. Auch hatte er es bei aller Kraft seiner Regierung durch Mäßigung, durch Leutseligkeit und durch thätige Sorge für das gemeine Wohl doch auch verstanden, die Liebe seiner Unterthanen, selbst der bestraften Aufrührer, zu erwerben. Man hatte ihn, behauptet der Reimchronist, nie im Affect, nie zornig, drohend oder übermüthig gesehen, sondern er konnte halten, lassen und schweigen, bis zur Stunde, wo sich Alles fügte. Er pflegte, wie seine Kämpfe mit dem Adel beweisen, lange und geduldig nachzugeben, bis seine

Gegner ihm durch ihre Uebertreibungen leichtes Spiel machten. Dann fuhr er mit großem Erfolge, aber ohne Grausamkeit, über sie her. Es ist wahrlich nichts Geringes, daß man selbst in jener blutdürstigen Zeit dem Albrecht nicht eine einzige Hinrichtung oder körperliche Mißhandlung seiner politischen Gegner vorwerfen konnte. Seine schlimmsten Feinde trieb er aus dem Lande, den übrigen verzieh er. Hatte sich Adolf in seiner Schwäche oft zu den grausamsten Mitteln hinreißen lassen, so finden wir in Albrecht Kraft und Maß vereint. Er war — in der vornehmen Welt jener Zeit eine große Seltenheit — auch keusch und ein vortrefflicher Familienvater. Nur die oft herbe Kälte seines Wesens machte ihn den Zeitgenossen unheimlich. Dazu kam eine abschreckende Blässe und seit der Vergiftungsgeschichte in Wien der Verlust eines Auges. Ei seht doch, ein einäugiger König ist gekommen! rief ihm in Köln ein Betrunkener entgegen. Trinke weiter, sagte Albrecht, und laß Dich durch die Mißgestalt unseres Angesichts nicht stören!

Nur den brennenden Ehrgeiz und die Intriguen, womit er seinen rechtmäßigen König umgarnte, kann man ihm zum Vorwurfe machen. Doch spielte er hierbei nur die zweite Rolle; er benutzte nur die Schlechtigkeit der Andern, und die Deutschen konnten dem Himmel danken, daß das Reich einem solchen Manne in die Hände fiel. Er selbst wollte gar nicht an dem Hochverrathe Theil genommen haben. Nach der ersten Mainzer Wahl vermied er eine bestimmte Erklärung über deren Annahme, und als Adolf gefallen war, lehnte er sie förmlich ab. Auch den Untergang des Königs wollte er nicht verschuldet haben. Fünf Mal, so schrieb er später dem Papst, habe er dem König Adolf, welcher ihm die Herausgabe Oesterreichs angesonnen, angesehene Männer als Vermittler geschickt, um einen Rechtsspruch zu erlangen. Als Alles vergeblich gewesen und Adolf ihn unablässig durch Krieg und Aufruhr bedrängt habe, sei er auf Einladung des Erzbischofs nach Mainz gezogen, um seine Unschuld darzulegen. Dort habe man ihn zwar gewählt, aber er habe nicht beigestimmt, auch die vom König gesuchte Schlacht vermieden und sei wieder heimgezogen, wo ihn dann unterwegs der König unversehends überfallen und durch eigene Schuld den Tod gefunden habe. Beruhte diese Darstellung auch ganz oder größtentheils auf urkundlich nachweis-

barer Unwahrheit, so sieht man doch, wie sehr es ihm auf den Rechtspunkt ankam. Die Absetzung von Königen konnte ihm am wenigsten zusagen. Man hat in seinen Urkunden bemerkt, wie er im Gegensatz zu Vorgängern bei der Bezugnahme auf Friedrich II., dessen Absetzung ignorirt, also nicht anerkannt hat.

Wie sein Vorgänger Adolf mußte auch Albrecht mit unmäßigen Versprechungen und Verschreibungen anfangen. Hier ließen sich der Mainzer und der Kölner nicht bloß die bisher begehrten Zölle, sondern noch drei oder vier neue dazu gestatten. Auch Albrecht hat seine Versprechungen mit körperlichen Eiden bekräftigen müssen. Daß er die Absicht gehabt habe, sie zu brechen, kann man ihm nicht beweisen. Er ließ eben Zeit und Gelegenheit an sich kommen. Nachdem er zu Aachen gekrönt worden, unterwarf er zunächst die tapferen Elsässer unter dem Grafen von Pfirt, welche noch immer für Adolf unter den Waffen standen. Hier und in Schwaben und am Rheine setzte er die Adolfschen Statthalter wieder ab und die habsburgisch gesinnten wieder ein; der Graf von Württemberg ward nun Reichsvoigt in Schwaben. Abgesehen von diesen politischen Maßregeln trug der König seinen frühern Gegnern keinen Groll nach; er ließ alle Gefangenen ohne Lösegeld ziehen und bewies sich gerade den Städten, die ihm am bravsten gegenübergestanden, am gnädigsten. Ueberhaupt, die Gnadenbriefe für Städte treten bei keinem unserer Könige gleich seit den ersten Monaten der Regierung so bedeutsam auf, als bei Albrecht. Die warme und energische Art, wie er die Bürger von Worms, „welche ihre Treue den Kaisern Heinrich IV., Otto IV., beiden Friedrichen und den anderen Vorfahren am Reiche unausgesetzt bewährt haben", in ihren Rechten und Privilegien bestätigt; — der besondere Nachdruck, womit gerade die einst abgesetzten, aber von den Wormsern vertheidigten Kaiser hier hervorgehoben werden, ist sehr beachtenswerth. Auf den glänzenden Hoftage, welchen Albrecht um Martini zu Nürnberg eröffnete, hatten sich sämmtliche Kurfürsten eingefunden und er ließ sie bei dem großen Festmahle, am Tage wo die Königin gekrönt war, ihre Erzämter persönlich verrichten. Selbst der eitle Wenzel mußte sich Sträubens ungeachtet dazu bequemen, mit der Krone auf dem Haupte als Erzschenk des Reiches einen goldenen Becher aus goldenem Fasse

dem Schwager zu kredenzen. Doch beurkundete ihm Albrecht, daß er für die Zukunft nicht nöthig habe, hierbei die Krone zu tragen. Hier in Nürnberg belehnte Albrecht zwar seine Söhne mit Oesterreich, behielt aber dies wichtige Land doch auch als König unter unmittelbarer Aufsicht. Auch verkündigte er einen großen Landfrieden, der, mit Theilnahme vieler aus dem ganzen Reiche herbeigekommenen Fürsten geschlossen, für das ganze Reich gelten solle. Nöthig genug mochte er nach dem Bürgerkriege sein. Eben hatte eine furchtbare Judenverfolgung ganz Franken in Flammen gesetzt. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die Juden hätten mit gestoßenen Christenknochen und Christenblut ihre Ostermazzen gemacht, worauf ein edler Franke, Namens Rintfleisch, mit fanatischen Haufen einen Vernichtungskrieg gegen die Juden begann, welcher, da die Juden sich gewaltig zur Wehre setzten, bereits auch viele aufgeklärtere Christen für sie zu den Waffen griffen, ein wahrer Bürgerkrieg wurde. In Würzburg und Nürnberg, in Bamberg und Amberg kam es zu förmlichen Schlachten und Belagerungen. Die Bürger von Regensburg ergriffen kräftige Maßregeln für die Sicherheit der Juden und das energische Einschreiten des Königs zu Gunsten seiner Kammerknechte machte dem Spuk ein Ende. Mit ihren Schutzgeldern und den ihren Verfolgern auferlegten Bußen konnte Albrecht sogleich seine Finanzen verbessern.

Albrecht's Sorge ging, wie sich schon aus diesen Anfängen ergiebt, auf Herstellung des königlichen Ansehens und einer kräftigen Regierung durch Deutschland. Zu diesem Ende setzte er die mit König Philipp dem Schönen von Frankreich, den gleiches Streben bis zum Uebermaß des Despotismus erfüllte, angeknüpfte Verbindung eifrig fort. Es ist nicht wahr, daß diese Verbindung auf Kosten des Reiches geschlossen worden sei. Grenzverletzungen duldete Albrecht, wie die Urkunden ausweisen, ebenso wenig als sein Vater. Er ließ neue erkennbare Marksteine an den Grenzen des Reiches gegen Frankreich, zu Traveron, Brirey, Val de l'One, auch einen zu Verdün mitten in der Maas, aufrichten. Daß er den Rhein als Grenze anerkannt habe, ist leere Prahlerei eines unwissenden Franzosen. Um streitige Grenzpunkte zu bestimmen, ward im August 1299 eine gemeinschaftliche Commission niedergesetzt. In Burgund ward Waffen-

stillstand geschlossen. In Hochburgund stellte der Graf von Savoyen die usurpirten Reichsgebiete zurück. Um jene Zeit kam der enge Allianzvertrag beider Könige zu Schutz und Trutz zu Stande, zu dessen Befestigung Albrechts Erstgeborener, Rudolf, mit Blanka, der Schwester Philipp's, ehelich verbunden ward. Unter den Bedingungen befanden sich die Ueberlassung Oesterreichs an den Herzog Rudolf, Ausstattung und Witthum in Schwaben und Burgund, und die Nachfolge Rudolf's auf dem Throne. Man sieht, wie enge diese Allianz mit der inneren Politik Albrecht's und der Erhebung seiner Hausmacht zusammenhing. Daher entwickelte sich denn bei diesem Anlasse das steigende Mißvergnügen der Kurfürsten zum offenen Bruche. Bei der prächtigen Zusammenkunft, welche die beiden Könige mit vielen Fürsten und Rittern auf der Grenze ihrer Reiche zu Quatrevaux bei Toul hatten, erhob der anwesende Erzbischof Gerhard gegen die geforderten Willebriefe Widerspruch. Sie wurden verweigert. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel zwischen Albrecht und Gebhard, wobei Letzterer auf sein Hüfthorn geschlagen und ausgerufen haben soll: „ich habe noch mehr Könige drin stecken." In vollem Unfrieden schied Gebhard mit seinem Anhange aus dem Lager. Bald fanden sie in Papst Bonifaz VIII. einen bereiten Helfer.

Bonifacius VIII., aus der hochgemutheten Familie der Grafen von Gaetani und Caserta, tief gelehrt in den kanonischen Schriften und Decreten, noch in der Schule des Papstes Innocenz IV. aufgewachsen, dem er als seinem Vorbild nachstrebte, hatte am 24. Decbr. 1294 den römischen Stuhl mit ungeheuern Entwürfen bestiegen. Er wollte ihn von der Abhängigkeit befreien, in die er seit dem Sturze unserer Kaiser unter Franzosen-Herrschaft gerathen war. Sicilien wollte er wieder erobern, seine Feinde in Italien vernichten, die der französischen Krone und Kirche zugestandenen Rechte wieder beseitigen und endlich eine Weltherrschaft in dieses Wortes verwegenster Bedeutung herstellen. Den altersschwachen Vorgänger, den heiligen Cölestin, hatte er zur Abdankung gedrängt, deren Zulässigkeit jedoch bestritten wurde, weßhalb jener ehrwürdige Greis auf des Bonifaz Befehl verfolgt, eingekerkert, und angeblich durch dessen Bruder, Grafen Gottfried von Caserta, im Kerker ermordet wurde. Hierauf schritt Bonifaz

rüstig an's Werk. Zunächst nahmen ihn Italien und die andern Länder am Mittelmeere in Anspruch. Den armseligen König Karl II. von Neapel hatte er bald ganz in der Hand. Mehr zu schaffen machten ihm die Ghibellinen in Mittel- und Ober-Italien. So nannte er nämlich alle seine zahlreichen Gegner. An ihrer Spitze standen zwei Cardinäle aus dem Hause der Colonna, welches mit König Philipp von Frankreich und mit Herzog Albrecht von Oesterreich eng befreundet war. Vor ihnen mußte er 1297 aus Rom entfliehen und seine Residenz in Orvieto und Anagni aufschlagen. Dennoch gelang es ihm zuletzt, durch Mittel, die ihm in Dante's Hölle einen qualvollen Sitz verschafft haben, seine Gegner zu besiegen. Um auch Sicilien wieder zu erobern, setzte er Himmel und Hölle in Bewegung. In der ganzen Christenheit ließ er zu seinen Kriegen Geld einsammeln, angeblich freilich, um das heilige Land zu erobern, in welchem die entarteten Christen ihr letztes Bollwerk Ptolemais 1291 verdientermaßen verloren hatten. Als es ihm nun gelungen war, durch Intriguen, Corruption und Bannflüche den Siciliern ihre Stützen zu entziehen, ihnen im eigenen Lande Vaterlands-Verräther zu erwecken, als die heldenmüthige Ausdauer des Volkes dem Tode nahe schien, da erschien auch der Triumph des Bonifaz im südlichen Europa nahe und gewiß, und mit den stolzesten Träumen mochte er daher das Jubeljahr der Kirche 1300 begehen. Ein großer Ablaß war für alle Christen ausgeschrieben, welche in diesem Jahre und ferner in jedem hundertsten Jahre in Rom erscheinen würden, um in der Peterskirche zu beten. In der That war das Gedränge aus vielen Ländern ungeheuer und der Papst zeigte sich der Menge im Aufzuge eines Weltbeherrschers. Er erschien am ersten Tage im päpstlichen, am zweiten im kaiserlichen Schmucke und ließ sich zwei Schwerter vortragen, das geistliche und das weltliche. Denn ausschweifender als er hatte noch Keiner die Priestermonarchie aufgefaßt. Er liebte es, sich mit der Sonne, die Kaiser und Könige mit Mond und Planeten zu vergleichen. Ja, nicht bloß sie ernennen und absetzen wollte er, sondern er hielt sie überhaupt für überflüssig und seine eigene Gewalt für genügend.

Indeß war Bonifaz klug genug, diese Ideen gegen die großen Potentaten des Nordens vorerst Jahre lang nicht zur Anwendung zu

bringen. Er beschränkte sich zunächst darauf, sie zum Frieden und zur Kreuzfahrt in's Morgenland zu ermahnen, das erstere mit geringem, das zweite mit gar keinem Erfolge. Dann versuchte er, sich wieder in den Besitz derjenigen französischen Kircheneinkünfte zu setzen, welche seine Vorgänger der Krone als Preis der Hülfe gegen Aragonien und Sicilien hatten abtreten müssen. Als hierauf Philipp alle Geldsendungen nach Rom sperrte und die römischen Gelderheber über die Grenze schaffen ließ, wagte Bonifaz den ersten Sturm mit der den Geistlichen jede Zahlung an den König verbietenden Bulle clericis laicos, welche aber in Frankreich sehr schlechte Wirkung hervorbrachte. Der König Philipp erinnerte an den Spruch: „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist." Der französische Clerus fügte hinzu, daß die französische Kirche aus Franzosen bestehe, welche ihre Pflicht für König und Vaterland erfüllen würden. Hierauf erwiederte Bonifaz, man habe ihn gänzlich mißverstanden und gab das Besteuerungsrecht der Krone „in dringenden Fällen" zu. Der Friede ward vorläufig hergestellt; Bonifaz nahm sogar den Liebling der Franzosen, ihren edlen König Ludwig unter die Heiligen auf. In der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Rede gab er dem Spruche „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" die eigenthümliche Deutung, daß darunter die Belohnung frommer Könige durch den Papst zu verstehen sei. Indessen dauerte der Friede nicht lange. Philipp schritt in Frankreich immer weiter, zog Bisthümer ein, erklärte Stadt und Grafschaft Lyon — ursprünglich zum Königreich Burgund, dann zum deutschen Reiche gehörig, aber schon längst von der Kirche aller weltlichen Oberherrschaft entfremdet — für französisches Gebiet; verbat sich Einmischungen des Papstes in seine englischen Kriege; ließ einem französischen Bischof und päpstlichen Legaten vor seinem Staatsrath den Prozeß machen und nahm des Papstes Todtfeinde, die Colonna, ehrenvoll in Frankreich auf. Es mußte nun zur Entscheidung kommen; Bonifaz hatte in Italien triumphirt und stand auf dem Gipfel seines Hochmuthes; es war die Zeit des Jubeljahres; eben ließ er einen ungarischen Kronprätendenten krönen und decretirte über die polnische Krone; der König von England nahm seine Hülfe gegen Philipp in Anspruch. Die Zeit war gekommen, gegen König Philipp und dessen Verbündeten, den König Albrecht mit größtem Nachdruck vorzugehen.

In die Verhältnisse des deutschen Reiches hatte Bonifaz bis dahin, so viel man sieht, in keiner Weise eingegriffen. Er hatte sich zunächst darauf beschränkt, Adolf's Vicar durch Geldbestechung und Verleihung des Bisthums Lüttich an einen Verwandten aus Tuscien zu entfernen. Dem Adolf verbunden, hatte er doch nichts für ihn gethan, sei es, daß Albrecht's Gold oder die Rücksicht auf die Kurfürsten wirkte, mit denen es Rom nicht verderben durfte. Ueberhaupt aber war das Interesse der Curie am deutschen Reiche sehr geschwunden, seitdem mit dem Sturze der Hohenstaufen die französische Macht in den Vordergrund trat und das Reich zu bleibender Ohnmacht gebracht schien. Um so mehr richteten sich die Blicke des Papstes jetzt auf den mächtig aufstrebenden König Albrecht; es galt, ihn zu überwältigen oder von Frankreich zu trennen, und dazu bot die Stimmung der Kurfürsten eine treffliche Handhabe. Der erste Schlag, welchen Bonifaz führte, war nach Bohemund's Tode im Sommer 1300 die durch päpstlichen Machtspruch geschehene Erhebung Diethers von Nassau, eines Bruders des Königs Adolf, zum Erzbischof von Trier. Diese Erhebung des mit Bürger und Clerus fortwährend in Fehde befindlichen Mannes brachte dem Erzstift zwar großen Schaden, gab aber der nassauischen Partei im Reiche ein mächtiges Oberhaupt und machte die Reihe der unzufriedenen Kurfürsten vollständig. Auch ließen die Folgen nicht auf sich warten. Schon wenig Monate nachher wird das Bündniß der drei rheinischen Erzbischöfe mit Pfalzgraf Rudolf beschworen, wornach sie sich gegen „Herzog Albrecht von Oesterreich, der sich den König von Deutschland nenne", Hülfe leisten wollen. Sie erkannten ihn also schon nicht mehr als König an. Sie hatten, wie es heißt, dem König vor dem Pfalzgrafen Rudolf eine Art von Prozeß machen und seine Absetzung aussprechen lassen, weil er seinen rechtmäßigen Herrn, den König Adolf, umgebracht habe. Der Pfalzgraf erhielt als Gegenleistung die nachträglichen Willebriefe zu König Rudolf's Bestätigung der hohenstaufischen Schenkungen an das Haus Wittelsbach. König Albrecht stand, während diese Dinge verhandelt wurden, mit seinen Kriegern in den Niederlanden, um das nach dem erblosen Absterben des Grafen Johann dem Reiche heimgefallene Holland, Seeland und Friesland dem Johann von Hennegau —

einem Schwestersohne des verstorbenen Grafen, welcher angebliches Erbrecht geltend machte — in Gemäßheit des zu Mainz gefällten richterlichen Spruches zu entreißen. Der König kam bis Nymwegen. Aber die von jeher den Reichsheeren hier entgegenstehenden Terrainhindernisse, so wie der Widerstand der Holländer, welche schon lange nichts mehr von einem Reiche wußten, angeblich auch ein gegen den König versuchter Mordanschlag, vereitelten das Unternehmen. Es kam dann zu einem friedlichen Abkommen mit dem Grafen Johann. Die Kunde von den Umtrieben der Kurfürsten beschleunigte natürlich den Rückzug des Königs. Unterwegs fesselte er die Erbfeinde des Kölners, die Grafen von Berg und von Mark, an sein Interesse, am Oberrhein verband er sich mit Württemberg, dem Bunde der Kurfürsten stellte er Städtebünde entgegen; den wetterauischen Städten gab er in Ulrich von Hanau einen treuen Hauptmann; die „unbestechlich treuen" Bürger von Köln ermächtigte er, sich aller ungerechten Zölle und Geleite gewaltsam zu erwehren. Endlich, im Frühling 1301 führte er seinen 1301
Schlag. Er hatte einen großen Städtetag an den Rhein berufen. Dorthin eilten die Abgeordneten, ihre Beschwerden und Rathschläge vorzubringen; jede Stadt hatte die Klügsten und Erfahrensten ihrer Rathsherren abgesandt. Die Kurfürsten wurden als Angeklagte vor den königlichen Hof geladen, und da sie, die ihrerseits bereits den König abgesetzt hatten, nicht erschienen, so erfolgte nunmehr der Spruch. Noch sind etliche Urkunden erhalten, die auf das Resultat dieser hochwichtigen Vorgänge ein Licht werfen, darunter das aus Speier vom 7. Mai 1301 erlassene denkwürdige Manifest an die Bürgermeister, Schultheißen, Schöffen, Rathmannen und Bürger von Köln, Mainz, Trier, Worms, Speier, Straßburg, Basel und Constanz. Es wird darin verkündet, daß sich herausgestellt habe, wie etliche Fürsten, Herren und Edle des Reiches, namentlich die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier, die alten Zölle über das Maaß erhöht und außerdem noch neue in Bacharach, Lahnstein, Coblenz, Andernach, Bonn, Neuß, Berka und Simthausen von den Bürgern und Angehörigen des Reiches zu erpressen sich unterfangen hätten. Schlaflose Nächte habe der König dazu verwendet, um den Bürgern des Reiches wieder Ruhe und Sicherheit zu verschaffen. Um den Umtrieben jener Erzbischöfe und ihrer

Genossen endlich ein Ziel zu setzen, sollten von nun an alle Zölle, mit alleiniger Ausnahme der von dem sieggekrönten Kaiser Friedrich II. bestätigten, aufgehoben und verboten sein. Die Städte aber werden beauftragt und ermächtigt, einen allgemeinen Landfriedensbund zu beschwören, den Zollerhebern mannhaften Widerstand zu leisten und den Erzbischöfen und Kapiteln diesen Beschluß bekannt zu machen. Ein ähnliches Verfahren fand gegen den Pfalzgrafen statt. Für den Niederrhein und Ostfriesland wurden die Bürger von Köln und die Grafen von Cleve, Jülich, Berg und Mark, so wie die Herren von Valkenburg und Kuke mit der Hut dieses Landfriedens beauftragt.

In unserer ganzen Geschichte ist kein zweites Beispiel, daß ein König mit solchem Nachdruck die Hülfe seiner Bürger angerufen hätte. Es wird sogar berichtet, Albrecht habe damals alle Männer im Reiche zu den Waffen gerufen, welche vormals frei, durch die Uebermacht und Verlockung der Fürsten ihre Freiheit verloren hätten und denen er nun den Schutz des Reiches gegen Herrendienst verheiße. Die Wirkung dieser Schritte war so rasch und überwältigend, daß den Kurfürsten keine Zeit geblieben zu sein scheint, ihre Streitkräfte zu vereinigen. Von allen Seiten angegriffen, schlossen sie sich in ihre festen Plätze ein. Schon zwei Monate nach Erlaß des Manifestes sieht sich Pfalzgraf Rudolf in Schwaben von den Augsburgern, in der Pfalz vom König und den rheinischen Städten angegriffen, in Heidelberg belagert und nach schweren Verlusten zur Unterwerfung genöthigt, worauf Albrecht mit den städtischen Kriegshaufen und seinen aus Oesterreich, Schwaben und Frankreich herbeigezogenen Hülfsvölkern das Mainzische Gebiet überfluthet. Man erinnerte sich nicht, jemals solche Heeresmassen beisammen gesehen zu haben. Die Mainzer waren dem König mit ihrem großen Carrosch und der Martinsfahne zu Hülfe gezogen. Eine Burg des Bischofs fiel nach der andern, nur in dem für uneinnehmbar gehaltenen Bingen leisteten die Krieger des Erzbischofs hartnäckigen Widerstand; bis endlich die Katze und der Krebs — zwei ungeheure vom Meister Ermelein in Mainz gebauete Maschinen, zu deren Handhabung es vieler hundert Männer bedurfte — den Stürmenden die Bresche bahnten. Gerhards Besitzungen wurden gräulich
1302 verwüstet; er erhielt nicht eher Frieden, als bis er, im März 1302, auf

seine ungerechten Zölle verzichtet und alle darüber von Adolf und Albrecht erpreßten Briefe wieder herausgegeben hatte. Zum Unterpfand künftiger Treue mußte er seine vier stärksten Burgen einer königlichen Besatzung überlassen. Hierauf ward im Herbst der Kölner rasch überwältigt. Auch er verlor Zölle und Geleite, Urkunden und Burgen. Hier wie dort wurden Städte und Grafen zur Wachsamkeit wider jeden neuen Uebergriff verpflichtet. Der Rhein war wieder frei.

Mit der schon im November erfolgten Unterwerfung des Trierers war dieser glorioſe Krieg beendigt. So lange König Albrecht lebte, haben die rheinischen Kurfürsten keinen offenen Verrath und Unfug mehr gewagt. Die Bürger lernten damals ihre Kraft kennen; — überhaupt die Wende des Jahrhunderts kündigt sich allenthalben als die große Heldenzeit der Bürger an. Philipp von Frankreich, der mächtigste und streitbarste Herr der Christenheit, sah seine Macht am Heldenmuthe der flandrischen Zünfte zerschellen. Flandern, vom Adel verrathen, dem Uebermuthe französischer Ritter Preis gegeben, ward durch einen Weber und einen Metzger befreit. Peter Koning, der Meister der Weber, ein sechzigjähriger, unansehnlicher Greis, rief die Zünfte von Brügge zu den Waffen. Jean Breyel, seines Zeichens ein Fleischer zu Male, führte ihm rings aus dem Lande die Freunde zu. Nicht auf ein Mal gelang das Werk, schwere Prüfungen mußten bestanden werden; viele bestiegen das Schaffot; tausende mieden die Heimath. Aber vor der Ausdauer und Tapferkeit dieser Patrioten mußten endlich die Bedrücker weichen. Ihrer 3500 wurden in Brügge erschlagen und als nun König Philipp mit einem ungeheuern Ritterheere nahte, wurde es in der Schlacht bei Kortryk am 11. Juli 1302 von dem städtischen Fußvolk überwunden. Diese Schlacht heißt die Sporenschlacht; denn die Sieger ließen 7000 goldne Sporen der gefallenen Feinde in der Kirche zu Mastricht aufhängen. Zwanzigtausend französische Ritter und Reisige sollen in dieser Schlacht niedergemacht worden sein. Viele adlige Kleriker warfen damals die Kutte ab, weil es den ritterbürtigen Frauen an Männern fehlte. Der König Philipp wagte nichts mehr wider Flandern und gab dem Lande seine bürgerfreundliche Dynastie aus der Gefangenschaft zurück, welche somit den Dank der Bürger mit Wucherzinsen zurückempfing. Die französischen Vorwände gegen den Grafen von Flandern hatten einst mit

der Anklage begonnen, daß er den Zünften neue politische Rechte verliehen habe. Es ist eine traurige Vergleichung, die sich hier darbietet. In den Niederlanden kämpften die Bürger um ihrer Freiheit willen für ihre Fürsten; in Deutschland mußten sie aus gleichem Grunde fast regelmäßig gegen dieselben streiten. Gerade damals sahen sich die Hansestädte an der Ostsee von sämmtlichen umliegenden Fürsten auf das Aeußerste bedrängt. So wenig Sinn für vaterländische Ehre hatten jene Fürsten, daß sie in einem großen Bündniß mit König Erich Menved von Dänemark die Verpflichtung übernahmen, demselben zur Eroberung der zum deutschen Reiche gehörigen Stadt Rostock beizustehn.

Nach dem Siege des Königs über die Kurfürsten gab sich Papst Bonifaz rasch zum Frieden. Wie sehr war seine Sprache jetzt verändert. Anfangs, während Albrecht eben das Schwert zog, war ein Legat in Deutschland erschienen, mit Schreiben des Papstes an die Kurfürsten, wornach „Herzog Albrecht von Oesterreich, der sich für einen römischen König ausgebe," binnen sechs Monaten vor dem päpstlichen Hofe sich wegen des an König Adolf begangenen Hochverraths reinigen solle. Das Schreiben sollte öffentlich bekannt gemacht werden, wohl um den „Herzog Albrecht" niederzuschmettern. Aber die Zeiten waren vorüber. Die Herrschaft der Priester hatte trotz des Sturzes der Hohenstaufen in Deutschland keine Fortschritte, sondern nur immer größere Rückschritte gemacht. Schon Landgraf Heinrich der Erste von Hessen setzte es durch, daß in seinen Landen kein geistlicher Send sich in weltliche Dinge einmischen durfte. In dem einen Jahre 1301 wies unter Anderen der Rath in Lübeck, in Bremen, in Speier die gesammte Pfaffheit aus der Stadt, weil sie sich den bürgerlichen Pflichten nicht unterwerfen wollte. Gerade die Bettelorden, besonders die gebildeteren Dominicaner, waren, wenigstens in Deutschland, tief in die bürgerlichen Interessen verflochten und befanden sich großentheils im Dienste der Bürgerschaften, als Stadtschreiber, Schullehrer, Prediger u. s. w. Als im Jahre 1302 in einem großen Ordenscapitel süddeutscher Predigermönche zu Basel Briefe aus Rom verlesen wurden, mit der inständigen Bitte, aus ihrer Mitte Missionaire in den Orient abzuordnen, und das Kreuz zu predigen, welches doch ihr Beruf sei, war unter den

570 Versammelten nicht Einer, der Folge leistete. Daher war an Bewegungen jener Art, wie sie die Bettelmönche des Innocenz einst gegen Friedrich II. zu Stande brachten, unter Bonifaz und dessen Nachfolgern schon nicht mehr zu denken. Bonifaz war klug genug gewesen, sich den Weg der Unterhandlungen offen zu lassen. Als daher Albrecht Gesandte mit einem ehrfürchtigen Schreiben nach Rom schickte, worin er seine gänzliche Unschuld am Untergange Adolf's in der oben beschriebenen Weise betheuerte, als er hierauf die Erzbischöfe so gewaltig gebändigt und endlich gar auf Tuscien Verzicht geleistet hatte, da erkannte ihn, am 30. April 1303, Bonifaz als den „rechtmäßig gewählten Kö- 1303
nig" an, ja er verhieß ihm die, noch vor Kurzem dem Valois zugesicherte Kaiserkrone. Er wollte jetzt, „nach dem Beispiele des allmächtigen Gottes, lieber Milde als Strenge üben". Er hoffte nun im Albrecht einen Helfer gegen Philipp von Frankreich zu gewinnen. Denn der Kampf auf Leben und Tod, den er gegen Philipp eröffnet, hatte eine für Rom sehr mißliche Wendung genommen. Wie einst Gregorius den deutschen König Heinrich, so hatte nämlich Bonifaz jetzt, und mit besserem Vorwande, den französischen König Philipp vor sein Forum geladen, um über dessen Lebenswandel zu richten. Aber längst waren die Zeiten des Hildebrand vorüber. „Auf das Wetterleuchten des Papstes", sagt ein italienischer Geschichtschreiber, „folgten keine Gewitter mehr". Der Versuch endete daher mit einer vollkommenen Niederlage. Wie Ein Mann stellten sich alle Klassen und Stände der französischen Nation um ihren König. Die Bulle der päpstlichen Vorladung ward von den Baronen zu Paris öffentlich verbrannt, ein die weltliche Oberherrschaft des Papstes für immer ausschließendes Gesetz ward dort beschlossen; der Reichstag der französischen Prälaten, Barone und Bürgerschaften erhob seiner Seits gegen den Papst eine lange Reihe der furchtbarsten Anklagen und machte der Christenheit den auch im Ausland lebhaft gebilligten Vorschlag eines allgemeinen Conciliums, um über die Verbrechen des Papstes Bonifaz zu richten. Auch hier sind es die Dominicaner, welche mit der Universität zu Paris sich an die Spitze der gallicanischen Kirchenbewegung stellen und das Beispiel des Anschlusses an den König geben, welchem der übrige Klerus folgt. Von eintausend Ordenshäusern unterließen es nur elf, sich in beson-

deren Zuschriften für König und Parlament zu erklären. Und doch war König Philipp ein Despot, gegen welchen unsere härtesten Kaiser als Engel der Gerechtigkeit und Sanftmuth erscheinen. Aber selbst der ärgste weltliche Despotismus schien den Völkern erträglicher, als jener geistliche, den sie seither hatten erdulden müssen. „Ist," soll Bonifaz betroffen ausgerufen haben, „ist Philipp etwa größer als Kaiser Friedrich war? und bin Ich etwa kleiner als Innocenz?" Er übersah, daß Philipp zwar nicht größer und er nicht kleiner, daß aber die übrige Welt um sechzig inhaltsschwere Jahre älter war.

Nun also sollte ihm der König Albrecht helfen. „Ich habe mir," rief Bonifaz, „einen Löwen im Osten erweckt, der durch sein Brüllen die Kirche rächen wird." Ja, es heißt, er habe dem Albrecht die französische Krone geschenkt. Wenn diese Nachricht auch wahr sein sollte, so war doch Albrecht viel zu klug, um von dem Geschenke Gebrauch zu machen. Zwar sandte er dem Papste ein unterwürfiges Schreiben und erneuerte — mit Rücksicht auf die jetzt in's Auge gefaßte Kaiserkrone — alle jene Versprechungen, welche seit Kaiser Otto IV. bei solchem Anlaß herkömmlich waren, darunter auch, daß er kein Bündniß gegen den Papst eingehen, die etwa bestehenden auflösen und innerhalb der nächsten fünf Jahre keine Statthalter ohne päpstliches Einvernehmen nach Lombardien und Tuscien senden, auch ohne päpstliche Zustimmung keinen seiner Söhne zum römischen König wählen lassen wolle. Aus diesen großen und zum Theil bedauernswerthen Zugeständnissen, welche der siegreiche Albrecht dem bedrängten Papste machte, geht hervor, daß auch er sich fortan des Papstthums als eines Mittels zur Ausführung seiner politischen Pläne zu bedienen gedachte. Hierin kamen ihm jedoch die Könige von Frankreich in verhängnißvollster Weise zuvor. Bald nach seiner großen Niederlage starb nämlich Bonifaz. Kurz vor seinem Ende gerieth er in Gefangenschaft, erst zu Anagni durch den französischen Ritter Nogaret und die Colonna, dann zu Rom durch seinen eignen Anhang. Diese Demüthigungen sollen den leidenschaftlichen Greis zur Raserei gebracht und getödtet haben. Sein Nachfolger Benedict XI. hob den Bann gegen den ungerechten König Philipp wieder auf, dessen Nachfolger Clemens V., ein Franzos, kam gar nicht aus Frankreich heraus, ward

durch französischen Einfluß erhoben, in Lyon gekrönt und nahm seine Residenz erst in Poitiers, dann in Avignon. Der Pact, welchen dieser Papst zum Zweck seiner Erhebung im Walde von Sainsonges mit König Philipp schloß, heißt in der Geschichte der Teufelspact. Er mußte zufolge dieses Pactes unter Anderem eine Art von Todtengericht über den Bonifaz halten, dessen mißliebige Bullen nicht bloß zurücknehmen, sondern auch die betreffenden Stellen ausradiren lassen; er mußte die Kirchengelder der Krone Preis geben; und, um derselben zu den Besitzungen der Tempelherren zu verhelfen, diesen Orden durch entsetzliche Gewaltstreiche vernichten helfen. Der Sitz der Kirche verödete, man zählte bald nur noch 30,000 Einwohner in Rom. Die Curie aber ward ein französisches Hofamt und es trat für die Kirche jene Periode tiefster Verderbniß ein, welche in der Geschichte die Zeit der babylonischen Gefangenschaft der christlichen Kirche heißt.

In Deutschland folgte nach dem rheinischen Kriege in diesen Gegenden ein Augenblick des Friedens und regen, rasch aufblühenden Verkehres. Die Chronisten erzählen, daß der Rhein, — leider nur auf kurze Zeit — dem Handel offen gewesen, und daß nie eine ähnliche Ruhe und Sicherheit in Alemannien gesehen worden sei. Wir sehen den König auch des sächsischen Landfriedens sich annehmen, er giebt den Herzögen von Braunschweig auf, gegen die friedensbrüchigen Harzgrafen von Wernigerode einzuschreiten. Er schickte dann den Erzbischof von Mainz als Landfriedensrichter durch Thüringen und Sachsen. Durch seine Siege hatte Albrecht viel verschleudertes Reichsgut wieder zurück erobert und seine Hausmacht möglichst zu vermehren gesucht. Er schritt nun auf dieser Bahn rasch und gewaltig weiter. Seine Landvögte am Rhein, in der Wetterau u. s. w. erhielten den Auftrag, alles dem Reich Abhandengekommene zu ermitteln und einzuziehen. Sein Hauptaugenmerk richtete er jedoch nun auf die östlichen Reichsgebiete. Er kehrte jetzt, zum ersten Male seit der Thronbesteigung, nach Oesterreich zurück und eröffnete dann zunächst seine Unternehmungen gegen Böhmen.

Der König Wenzel grollte, wie es heißt, dem Schwager schon seit er persönlich ihm hatte Reichsdienst thun müssen. Mit dem Hochverrath der rheinischen Kurfürsten soll er zusammengehangen haben.

Durch seinen Kanzler, den Medicus Peter Aichspalter, Bischof von Basel, brachte er ein Bündniß mit Philipp von Frankreich zu Stande. Ein Jeder der Beiden verpflichtete sich, für 100,000 Mark deutsche Söldner gegen den deutschen König, der ihnen zu mächtig geworden, anzuwerben. Das Königreich Polen war dem Wenzel bereits angefallen, bis tief nach Thüringen besaß er Länder. Die Brandenburger brachte er durch Länderabtretung auf seine Seite, wie sein Vater hatte er Verbindungen in Oesterreich, Schwaben, Nassau u. s. w. Es war ein Verhältniß, ebenso gefahrdrohend und ebenso unhaltbar, wie zur Zeit Ottokars und Rudolf's. Und Albrecht war ebenso wenig geneigt es zu dulden, als sein Vater. Er forderte daher zunächst, natürlich ohne Erfolg, vom König Wenzel verschiedene Reichslande zurück, sowie Polen als heimfälliges Reichslehen, und den Reichszehnten von den Silberwerken in Kuttenberg. Wenzel hingegen brachte nun auch noch Ungarn an sich und es war offenbar für Albrecht jetzt, wenn er nicht eingeschnürt sein wollte, die höchste Zeit, loszuschlagen. Nach Andreas' Tode hatte Wenzel, von einer ungarischen Adelspartei gerufen, für seinen Sohn Wenzel ~~III.~~ V. die Krone dieses Landes erworben. König Albrecht nahm dieselbe für seinen Schwestersohn, Karl Robert von Anjou, welchem Erbrechte und die päpstliche Unterstützung zur Seite standen, in Anspruch.

Es galt nun zunächst, eine hinreichende Macht gegen Böhmen zusammenzubringen. Denn dieser Krieg war ungleich schwieriger als der gegen die rheinischen Kurfürsten. Hier waren keine zahlreichen, mächtigen Reichsstädte, die für den König stritten; wohl aber stand ihm das große streitbare, an ihrem nationalen Könige hängende Volk der Czechen in seinem fast unzugänglichen Gebirgslande gegenüber. Die Reichsfürsten, nie sehr zur Hülfe bereit, waren seit den großen Erfolgen Albrecht's vollends widerwillig geworden. Vergebens demüthigte sich Albrecht persönlich vor seinem Schwiegersohne, dem Brandenburger und ritt ihm fünf Stunden weit bei Nacht nach, um ihn zum Abfall von Böhmen zu bewegen. Vergebens bat er den Herzog von Kärnthen inständig um Hülfe. Dieser Fürst konnte es nicht verschmerzen, daß seine Ritter von den schwäbischen Rittern im Turnier sammt und sonders aus dem Sattel gehoben worden. Andere Fürsten, wie der Graf von Württemberg, die Bischöfe von Würzburg und Salzburg, die

Herzöge von Baiern u. a. m. ließen sich endlich durch Hingabe von Reichsstädten und dgl. bewegen. Um das Bündniß des Brandenburgers mit Erich von Dänemark zu brechen und Jenem einen Gegner im Norden zu erwecken, ging Albrecht ebenfalls einen Bund mit dem Dänenkönig ein, dem er, wie einst der jugendliche Friedrich, das Land jenseits der Elbe und Elde, mit Ausnahme von Lübeck und Zubehör, abtrat. Glücklicher Weise waren unsre nordischen Städte stark genug geworden, um trotz solcher Verschacherungen ihre Selbstständigkeit und damit die Ehre des deutschen Namens aus eigner Kraft zu schirmen. Schon im Sommer 1304 begann der Krieg, nachdem Karl Robert in 1304
Ungarn angekommen, den Wenzel von dort vertrieben und dem Albrecht ein großentheils aus heidnischen Cumanen bestehendes Heer bei Budweis zugeführt hatte. Dieses Heer wüthete schon im Freundes Lande, geschweige im Böhmischen, so fürchterlich, daß die ganze Bevölkerung verzweifelten Widerstand erhob. Noch ehe Wenzel's Streitmacht, aus mehr als 100,000, großentheils deutschen Kriegern bestehend, heranzog, sah sich Albrecht wegen des nahenden Winters vor Kuttenberg nach vergeblicher Belagerung zur Rückkehr veranlaßt. Er wollte nächsten Frühling den Feldzug wiederholen. Während des Winters fielen ihm aber die Herzöge von Baiern und der Graf von Wirtemberg wieder ab, weil sie bei dem ersten Feldzug ihre Rechnung auf Albrecht's Seite nicht gefunden hatten und vom Wenzel gewonnen wurden. Dem Otto von Baiern trat Wenzel dafür seine Ansprüche auf Ungarn ab, die jedoch von den Ungarn nicht beachtet worden sind. Otto mußte nach einem abenteuerlichen Zuge durch Ungarn auf weiten Umwegen wieder heimkehren. Karl Robert hat lange unangefochten in Ungarn regiert. Auch Heinrich von Kärnthen trat offen zu Böhmen über und ward Wenzel's Schwiegersohn. Nun mußte Albrecht, während er folgenden Jahres im Reiche beschäftigt war, erst wieder auf's Neue mit Kärnthen und Baiern unterhandeln, um sich in Oesterreich den Rücken und die Flanken zu decken. Indeß starb Wenzel von Böh- 1305
men. Die Zeitgenossen rühmen seine mönchische Frömmigkeit; doch an seinem Hofe sah es desto unheiliger aus. Sein noch fast im Knabenalter stehender, aber bereits durch Laster aller Art ruinirter Sohn Wenzel III. folgte ihm auf dem Throne und machte zunächst Frieden mit

seinem Oheim Albrecht, der ihn auch als König von Böhmen und Polen, aber nicht von Ungarn anerkannte und dafür die verlangten Reichsgüter im Meißnischen zurücknahm. Auch mit den Baiernherzögen kam ein Friede zu Stande und der König konnte nun im Sommer den Grafen von Wirttemberg mit Krieg überziehen, und zu seinen Pflichten zurückführen.

Nach der Rückerwerbung Meißens und dem hergestellten Frieden mit Böhmen, Baiern und Wirttemberg, ließ Albrecht auf dem Hof-
1306 tage zu Fulda, im Juli 1306, wo auch ein blutiger Zwist zwischen Hessen und Braunschweig wegen des Kaufunger Waldes geschlichtet ward, den Reichskrieg gegen die Landgrafen von Thüringen verkünden. Dieser Feldzug war nur die Fortsetzung des bereits von seinem Vorgänger Adolf geführten Krieges; schon damals waren die Besitzungen der Landgrafen dem Reiche verfallen; sie hatten sich aber nach Adolf's Tode wieder in deren Besitz gesetzt, aus welchem sie Albrecht, seiner Politik gemäß, um so mehr zu vertreiben beschloß, als die Landgrafen mit dem böhmisch-brandenburgischen Knäuel enge zusammenhingen; noch vor Kurzem hatte Markgraf Hermann von ihnen die Lausitz erworben. Die Aebte von Hersfeld und Fulda, die Reichsstädte in Thüringen, der alte Vater der Landgrafen, Albrecht der Unartige, sowie die Bürger von Eisenach, die darnach strebten, Reichsstädte zu werden, forderten den König zum Kriege auf und leisteten Hülfe. Da ward, noch während Albrecht zu Frankfurt rüstete, Wenzel III., der letzte Przemyslide, von einem seiner Kumpane zu Olmütz ermordet. Bei dieser Kunde sprach Albrecht sofort Böhmen als erledigtes Reichslehen an, und führte sein Heer alsbald über Eger und Laun auf Prag, indeß Herzog Rudolf mit einem zweiten rasch gesammelten Heere von Oesterreich heranzog. Unter dem Eindrucke dieser Ereignisse und durch Albrecht's günstige Bedingungen gewonnen, erklärten sich die Stände für den ohnedies wegen seiner Tugenden allgemein beliebten Rudolf, der sich dafür mit der Königin Wittwe vermählen mußte. Die Partei Heinrich's von Kärnthen, welcher ein Erbrecht von seiner Gemahlin her geltend machte, unterlag, der Prätendent mußte aus Böhmen entfliehen. Rudolf aber ward mit Böhmen, sein jüngerer Bruder Friedrich der Schöne mit Oesterreich belehnt; eine Erbver-

bindung, welcher Geistlichkeit, Herren und Städte beitraten, sollte das dauernde Verbleiben beider Länder beim Hause Habsburg sichern. Durch diesen glücklichen Wurf schienen Albrecht's Pläne ganz unermeßlich gefördert. Leicht brachte er jetzt ein ewiges Schutz- und Trutz-Bündniß zwischen Böhmen, Oesterreich und dem eng verbundenen Salzburg zu Stande, welchem sich Baiern und Pfalz anschlossen. Damals gingen Albrecht's königliche Briefe auch nach Venedig, dessen Dogen er auffordert, sich der Zollbedrückung deutscher Kaufleute zu enthalten; er zog durch Franken, Schwaben und Rheinland, erneuerte ein Land- 1307
friedens-Bündniß in Schwaben, bei welchem wir zuerst auch österreichische Herren als Landvögte aufgeführt finden, — und wendete sich dann wieder gegen Thüringen, um den Widerstand der Landgrafen definitiv zu brechen. Dieselben hatten, mit dem Herzog von Braunschweig vereint, das unter dem Burggrafen von Nürnberg bei Lucka stehende Reichsheer überfallen und zersprengt; aber wenig würde dieser Sieg bedeutet haben, wenn nicht das Schicksal wieder mit seinen launenhaften Schlägen eingefallen wäre. Rudolf von Böhmen starb ohne Kinder, eines plötzlichen Todes. Es hieß, er sei vergiftet worden. Die czechische Partei triumphirte über ihre Gegner; die vornehmsten Anhänger Friedrich's wurden ermordet und der so eben beschworenen Erbverbrüderung entgegen, ward statt Friedrich's von Oesterreich Heinrich von Kärnthen zum König ausgerufen. Als der König, den diese Kunde in Thüringen erreichte, rasch mit dem Heere in Böhmen einfiel, konnte er zwar das Land verwüsten, mußte aber, nachdem er lange vor Kollin und Prag gelegen, im Herbste wieder umkehren. An einem besseren Erfolge des nächsten, schon früh im Jahre vorbereiteten Zuges war jedoch kaum zu zweifeln. Kärnthen und Mähren hatten sich bereits an Friedrich ergeben. In Böhmen selbst hatte wiederum ein Umschwung begonnen; die vorherrschend deutschen Städte waren 1308
für Habsburg; schon schickte auch der Adel wieder Boten an Friedrich und dessen unfähiger Gegner dachte bereits an die Flucht. Schwerlich würde die neue Verrätherei des Wirttembergers, der im Sommer 1307 für schweres Geld Söldnerdienste für Böhmen gegen Albrecht übernahm, den Gang der Dinge geändert haben. Ein nachdrücklicher, tiefgreifender Triumph der königlichen Sache stand bevor und auch den Eisenachern

konnte Albrecht im Januar voller Zuversicht versprechen, daß er nächstens mit Heeresmacht in Thüringen wieder erscheinen werde. Der größten Hoffnungen voll, weilte der König im Frühling in seiner schwäbischen Heimath, da machte, am 1. Mai des Jahres 1308, in der Nähe seines Stammschlosses Habsburg, zwischen der Aar und der Reuß, ein niederträchtiger Meuchelmord allen diesen Hoffnungen ein Ende.

Johann, der nachgeborne Sohn des zu Prag im Jahr 1290 verstorbenen Herzogs Rudolf, war unter dem Einflusse seiner von fieberhaftem Ehrgeiz erfüllten czechischen Mutter mit dem lasterhaften Wenzel und dessen Kumpanen am böhmischen Hofe aufgewachsen, voll Haß gegen seinen Oheim und ohne sittliche Regel, bis ihn vor dem Ausbruche des böhmischen Krieges Albrecht an seinen Hof nahm und wie sein eigen Kind erzog. Von angeblichen, durch den König verletzten Erbrechten ist nur so viel bekannt, daß Herzog Rudolf einst mit einer Geldsumme für Oesterreich abgefunden wurde, deren Betrag durch das eingesetzte Schiedsgericht noch nicht bestimmt worden war. Albrecht hatte jedoch dem Neffen ein großes Fürstenthum, vermuthlich Meißen, zugedacht und verheißen. Daß er dem noch nicht 18jährigen, unter des Königs Feinden aufgewachsenen, in der Erziehung verwahrlosten Jüngling nicht eher zu den ersten Würden des Reiches verholfen, ihn etwa gar über das weite Schwaben und Elsaß gesetzt habe, kann ihm doch nur der Haß oder der Unverstand zum Vorwurf machen. Ein „Herzogthum Schwaben", welches dem Johann von modernen Schriftstellern gewöhnlich zugebilligt wird, existirte seit den letzten Hohenstaufen gar nicht mehr. Längst hatte schon König Rudolf auf dessen Wiederherstellung verzichten müssen. Anders freilich mag der junge Mensch selbst die Sache angesehen haben. Er trug Rache und Mordgedanken in seiner Seele, welche, wie gleichzeitige Schriftsteller versichern, „von etlichen Fürsten genährt wurden, denen der König zu strenge auf das Reichsgut und die königliche Gewalt hielt." Nach Ottokar's Chronik hat einer der Mörder vor den Richtern den „ungetreuen Wolf, den Bischof von Mainz" als Anstifter genannt. Das war der Peter Aichspalter, der böhmische Kanzler, längst Albrecht's gefährlichster Gegner, welchen aber wohl gerade deßhalb der französische Papst Clemens auf den obersten Fürstenstuhl Deutschlands erhoben hatte, wo er dann noch weiterhin

ein Fluch unseres Vaterlandes geworden ist. Ihn bezeichnete damals die allgemeine Stimme als den wahren Urheber der dunklen That. — — Der König Albrecht war vor dem Neffen gewarnt worden, ein Mordgeselle hatte ihm gebeichtet, aber er hatte es nicht glauben wollen. Freundlich und arglos gab er sich seinen Mördern hin. Es waren außer Johann die schwäbischen Herren von Palm, von Eschenbach und von der Wart. Um seiner von Rheinfelden kommenden Gemahlin entgegenzureiten, war Albrecht frohen Muthes von Baden in Begleitung der Mörder aufgebrochen, dann hatten sie das übrige Gefolge aus der Fähre über die Reuß verdrängt, und eine kurze Strecke vom jenseitigen Ufer entfernt den König auf eine entsetzliche Weise niedergestoßen. In seiner Todesnoth rief er den Neffen zu Hülfe: der aber rannte ihm noch zuletzt das Schwert von hinten durch den Rücken. Auf der Mordstelle baute die Königin Agnes das Kloster Königsfelden. Folgenden Jahres ward der Leichnam in Speier mit der Leiche des Königs Adolf beigesetzt. Als man die von fremdem Gesindel verunehrten Kaiserreste im Jahre 1739 zusammensuchte, erkannte man Albrecht's Schädel an der drittehalb Zoll langen über dem linken Auge die Hirnschale spaltenden Wunde.

Von den Mördern ward Rudolf von der Wart und sein Knecht Rulaffingen auf der Flucht ergriffen und gerädert, Ulrich von Palm fand ein Asyl in einem Kloster zu Basel, wo er starb; Walther von Eschenbach entkam in's Wirttembergische und lebte dort unbemerkt als Viehhirt noch 35 Jahre; erst bei seinem Tode gab er sich zu erkennen. Der Herzog Johann, fortan Parricida oder Vatermörder geheißen, floh in der weiten Welt herum und starb im Jahre 1315 als Gefangener zu Pisa. Die Burgen der Mörder wurden von den Kindern des Ermordeten gebrochen; alle, welche Widerstand leisteten, als Mitschuldige hingerichtet und die Verwandten bis ins zweite und dritte Glied blutig verfolgt.

Die Urtheile über König Albrecht lauteten schon bei seinen Zeitgenossen sehr verschieden. Einige und die Verständigsten, die in der Lage waren, das Ganze zu würdigen, preisen ihn als den kräftigen Schützer und Mehrer des Reiches, welcher eine unerhörte Sicherheit

geschaffen habe, die nach seinem Tode wieder verschwunden sei. Andere hingegen klagen ihn schon als einen Tyrannen und Eroberer an. Diese Meinung ist so lange die überwiegende geblieben, als der Particularismus in Deutschland sein Wesen trieb und seinen Wiederhall bei den Geschichtschreibern fand. Diese Geschichtschreiber declamiren fortwährend von deutscher Einheit, Macht und Größe; sie singen Klagelieder über das Elend und die entsetzlichen Folgen der politischen Zersplitterung des Reiches; aber jeden kräftigen Herrscher, welcher die unerläßlichen Mittel anwandte, um Macht und Größe wieder herzustellen und dem Elend der Zersplitterung zu wehren, schelten sie einen Tyrannen. Gerade bei Albrecht fehlt es jedoch für diesen Vorwurf an allen thatsächlichen Beweisen. Das Volk beklagte seinen Tod als ein Unglück; denn es verlor den Schützer gegen Unterdrückung. Oesterreich eilte unter seiner herzoglichen Regierung den übrigen deutschen Ländern in allen Fortschritten voraus. Hätte ein solcher noch durchaus deutscher Herrscher also das ganze Reich auch wirklich „erobert", so könnte sich die deutsche Geschichte hierzu nur Glück wünschen.

Endlich hatte Albrecht noch das Unglück, in die Freiheitskämpfe der Schweizer Eidgenossen als die obligate Figur des Tyrannen verflochten zu werden. In jenen Tagen nämlich, als Albrecht ermordet wurde, begannen die durch übermüthige Vögte hervorgerufenen Kämpfe der Eidgenossen von Schwyz, Uri und Nidwalden, welche in den Sagen und Liedern des Schweizervolkes von Tell dem Schützen, vom blinden Landmann im Melchthal, vom Biedermann auf Alzellen, vom Stauffacher zu Steinerde gefeiert sind. Wir wollen diesen Sagen, die unter dem Einflusse einer langen glorreichen Geschichte im Munde eines freiheitsstolzen Volkes ihre poetische Verherrlichung empfingen, nichts von ihrem Werthe nehmen. Aber wir wollen uns auch nicht das Bild eines unsrer größten Könige dadurch entstellen lassen, dessen Geschichte mit jenen Vorgängen, die sich auch unter den besten Königen ereignet haben, in keinem erheblichen Zusammenhange steht.

Viertes Kapitel.

Heinrich VII. (von Lützelburg).

Wahlumtriebe und Bürgerkriege. Pläne Frankreichs. Wahl Heinrich's von Lützelburg. Charakter und Stellung desselben. Spannung gegen Habsburg. Reichstag zu Speier. Erwerbung von Böhmen für das Haus Lützelburg. Römerzug Heinrich's. Stellung, Politik und Ende des Kaisers in Italien. Zustände in Deutschland.

Nach dem Tode des Königs Albrecht athmeten die Feinde der königlichen Gewalt und insbesondere die rheinischen Kurfürsten hoch auf. Friedrich der Gebissene, nach dem Tode seines Bruders Diezmann im alleinigen Erbanspruch, eroberte die ihm entrissenen Länder zurück, jagte den Vater nach Erfurt und erhob den Rachekrieg gegen die Reichsstädte Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen. In Böhmen fühlte sich Heinrich von Kärnthen wieder sicher. Herzog Friedrich versuchte es gar nicht, seinen Rechtsanspruch mit den Waffen durchzuführen und entsagte im Frieden von Znaym am 14. August gegen eine Geldabfindung der böhmischen Krone. Die Habsburger dachten jetzt vor Allem an die Sicherheit ihrer älteren Erblande und an die Blutrache. Selbst die Königin Agnes von Ungarn, gefeiert als die zarteste der Frauen, zog einer Erinnye gleich durch Deutschland, um den geliebten Vater im Blute seiner Mörder und ihrer Sippen zu rächen. Dann baute sie ein Kloster an der Mordstätte, wo sie ihr Leben unter frommen Uebungen beschloß.

Indessen ward im Reiche wegen einer neuen Königswahl zwischen den Kurfürsten unterhandelt. Mannichfache Gelüste und Interessen durchkreuzten einander; der Erzbischof von Köln hatte sich jedoch der Fäden bald zu bemächtigen gewußt. Zunächst erscheint König Philipp von Frankreich auf der Bühne, welcher Krone und Kaiserthum für seinen Bruder Karl von Valois begehrt. Ihm hatte schon der Papst Bonifaz die Kaiserkrone versprochen und jetzt zumal, wo der Papst ihr Werkzeug geworden, glaubten die Franzosen mittelst desselben die ganze Welt erhaschen zu können. In einer hochtrabenden Rede vor seinem Parlamente prahlte Philipp schon, daß die Krone Karls des Großen wieder an die Franzosen komme und die eitlen Zuhörer jauchzten

Beifall. So erschienen denn die Boten Philipps und des Papstes im dritten Monat nach Albrechts Ermordung bei dem Erzbischof von Köln, um den französischen Prinzen vorzuschlagen. Der Erzbischof, seit Jahren mit König Philipp verbündet, versprach sein Möglichstes zu thun. In allen anderen Stücken uneins, waren jedoch die Kurfürsten in dem Widerwillen gegen den Franzosen einmüthig. In der That, der despotische Philipp und sein nicht minder ruchloser Bruder Karl, der sich in Italien bereits einen berüchtigten Namen gemacht hatte, wären wohl die letzten gewesen, welche sich die deutschen Fürsten und Völker als Oberherren hätten gefallen lassen. Die weltlichen Kurfürsten wollten nun, daß jetzt auch einmal einer der Ihren auf den Thron gelange. Aber dies war auch das Einzige, worüber sie sich verständigen konnten. Welcher von ihnen zu wählen sei? darüber hatte Jeder einen anderen Plan. Sie setzten sich endlich allesammt, sowie noch einige Andere ihres Geschlechtes, auch den Friedrich von Oesterreich auf die Candidatenliste und machten zu Boppard im October einen Vertrag, daß sie von diesen Bezeichneten denjenigen wählen würden, welcher die meisten Stimmen der geistlichen Kurfürsten erhalten werde. Der solchermaßen Gewählte sollte dann den Anderen gegen verschiedene Nachbarn, Brüder und Feinde helfen u. s. w. Der Beihülfe des Kölners glaubte dabei Jeder gewiß zu sein; schon im Juli und August hatte er Separatverträge mit ihnen geschlossen. So begaben sich denn wenige Tage nach dieser Verabredung, am Ende des October, die Wahlfürsten zur Vorwahl in den Baumgarten bei Rense. Hier, wo die Lahn in den Rhein fließt, stand auf der Höhe, von uralten Bäumen beschattet, von neun hohen Säulen in spitzen Bogen getragen, ein „Königsstuhl" des Reiches und schauete den Rhein hinauf und hinab in vier Kurfürsten Länder. Hier stellten sich denn auch die drei geistlichen Kurfürsten mit ihrem Gefolge ein; außer dem Kölner, Heinrich von Virneburg, waren es der Peter Aichspalter, als Erzbischof von Mainz, und der Balduin von Lützelburg, als Erzbischof von Trier. Diese beiden letzteren hatten längst ihren eigenen Plan in aller Verschwiegenheit zur Reife gebracht. Sie wollten den Bruder des Balduin, den Grafen Heinrich, welchem Peter einst als Arzt gedient hatte und den Anfang seines Steigens dankte, erheben. Dafür hatten sie bereits

ebenwohl den Kölner gewonnen, und als es nun zur Wahl kam, sahen sich die weltlichen Kurfürsten in ihren Erwartungen betrogen. Drei Tage lang ward auf dem alten Königsstuhl zu Rense gestritten und gezankt. Da aber kein Absehen des Streites war und der Lützelburger zu denselben Bedingungen sich bereit fand, wie nur irgend ein anderer Bewerber, so gaben sie ihm endlich ihre Stimmen. Am 27. Novbr. ward in üblicher Weise in Frankfurt im Dominicanerkloster zur Wahl geschritten, — wobei jedoch, wie es nach einem hier erlassenen Verbote scheint, noch Andere mitzuwählen begehrten. Graf Heinrich von Lützelburg, oder, wie es jetzt französirt heißt, Luxemburg, ward dann vom Pfalzgrafen Rudolf als König ausgerufen.

Die Wahl dieses Königs hatte sehr große Aehnlichkeit mit der des Königs Adolf von Nassau. Die Kirchenfürsten erheben einen aus ihrer Sippe, einen unbedeutenden Grafen, um vermittelst desselben ihre nie zu sättigende Habgier zu befriedigen; ein Handel, bei welchem sich dann auch die übrigen Collegen gegen gute Bedingungen leicht beruhigen. Doch am unverschämtesten bedachten sich natürlich wieder die Urheber und Lenker: wir finden, daß der neue König die sämmtlichen von Albrecht beseitigten Zölle wieder gestatten und noch neue dazu gewähren muß, — um so mehr, fügt er in der Urkunde für den Kölner wie zur Entschuldigung hinzu, als ja der Papst von dem geleisteten Verzicht ohnedies wieder entbunden habe. Dem Mainzer mußte er noch obendrein schon vor der Wahl den theilweisen Ersatz des dem Erzstift von König Albrecht zugefügten Kriegsschadens(!) ersetzen und die von Jenem eingezogenen Reichsgüter wieder überlassen. Dafür behielt er dann den Bischof zum eifrigen Gönner. Seinem Bruder mußte er unter Anderem zwei wichtige Reichsstädte, Wesel und Boppard, schenken, sowie von jedem Faß Wein, das auf dem Rhein verfahren würde, zwei Groschen Zoll. Die Markgrafen von Brandenburg erhielten auf sieben Jahre die Reichsrechte in der von ihnen so viel begehrten Stadt Lübeck. Pfalzgraf Rudolf endlich, einst Adolf's Schwiegersohn, erhielt jetzt die Tochter des Königs Heinrich für seinen Sohn mit einer Aussteuer von Reichsgütern und unter Benachtheiligung seines Bruders Ludwig von Baiern, der nun ein unversöhnlicher Feind sowohl des Bruders als des Königs wurde.

Heinrich, Graf von Lützelburg und la Roche, Markgraf von Arlon, aus dem Geschlechte der alten Herzöge von Limburg, gehörte von Kind auf mehr zu Frankreich, als zu Deutschland. Nach dem Tode seines Vaters, der in der Schlacht bei Woringen fiel, war er am Hofe des französischen Königs erzogen, von Philipp zum Ritter geschlagen und mit einer Jahresrente von 500 Pfund Silber beschenkt worden, wofür er der Krone Frankreich den Vasalleneid schwor und Kriegsdienste gegen den deutschen König Adolf übernahm. Der deutschen Sprache war er, wie es scheint, nicht mächtig; er sprach und schrieb französisch. Auch seine Familien-Verbindungen waren wesentlich auf die wälschen und halbwälschen Provinzen beschränkt, in seiner Umgebung sah man fast nur Ausländer. Auch scheint sich der König von Frankreich bei der Wahl seines Dienstmannes leicht beruhigt zu haben. Heinrich's ritterliche Tugenden wurden allgemein gerühmt. Er war ein ächter Ritter von der Art, wie sie in Romanen zuweilen geschildert wurden, nach denen er sich gebildet zu haben scheint: ein Mann von kräftiger, schöner Gestalt und edlem Wesen, das nur durch übergroße Kurzsichtigkeit und fortwährendes Zwinkern mit den Augen einigen Abbruch litt; wohingegen die hohen, hervortretenden Augenbrauen, die kühngeschnittene Nase und die sparsame, kurz abgebrochene Rede den vornehmen Mann bekundeten. Dazu kamen die trefflichsten Eigenschaften des Gemüthes; er war tapfer und großmüthig, fromm und keusch. Um in Turnieren seine Tapferkeit zu zeigen, Schwache zu beschützen, Bösewichter zu strafen, war er vordem von Meer zu Meer gezogen. Mit diesem edlen Streben hatte er sich nun zwar als Graf von Lützelburg recht nützlich gemacht; das Diebs- und Raubgesindel seiner Gegend war sehr vor ihm auf der Flucht; zu seiner Zeit konnten die Handelsleute unangefochten durch den Ardennerwald ziehen; — ob es aber zur Regierung des Reiches hingereicht und ihn vor dem Loose der Könige Wilhelm und Adolf bewahrt haben würde, falls das Schicksal ihm die Zeit zu dieser Probe gestattet hätte, steht sehr dahin. Daß es ihm außer der materiellen Macht an einer Hauptbedingung, nämlich am Verständniß seiner Zeit gänzlich gebreche, hatte sein Benehmen gegen die Stadt Trier bereits bewiesen. Dieser Stadt, die nach langer Fehde mit den Lützelburgern

Friede geschlossen, den Grafen Heinrich zu ihrem Bürger und Vänner, seinen Bruder Balduin zum Bischof gemacht hatte, dankten die Gebrüder mit abscheulicher Unterdrückung und dem rechtswidrigen Umsturz ihrer seit siebenzig Jahren bestehenden Communalverfassung. Wie ganz anders hatten doch die Habsburger ihre Stellung zu Straßburg und anderen Städten zu würdigen und zu nützen gewußt! Aber mit erhabenem Stolze schauete Heinrich's Rittergeist auf so nüchterne Politik und auf das gesammte bürgerliche Wesen herab. Er verstand, wie er sagte, die Botschaft der Herren von Straßburg nicht, weil er keine Stadtherren kenne. Ein solcher, die Herrschaft von Bürgern nicht verstehender Standpunkt mochte unter den Hohenstaufen noch natürlich und entschuldbar sein. Jetzt war er lächerlich und kläglich, nachdem sich in erschütternden Beispielen gezeigt hatte, wie erbärmlich es um einen König ohne die Hülfe der Städte stehe und wie Großes er mit derselben noch immer vollbringen könne.

Nächst dem Eigennutze und dem Familien-Interesse der geistlichen Kurfürsten hatte Heinrich seine Erhebung dem Hasse derselben gegen Habsburg zu danken. Sein oberster Gönner und Lenker, Peter von Mainz, der Agent der Franzosen und der Czechen, war bekannt als der unversöhnliche Feind jenes Hauses, man bezeichnete ihn öffentlich als den wahren Mörder Albrecht's; den Bischof Otto von Basel, einen Franzosen, welcher wenig Tage vor jenem Morde ebenfalls einen, an der Treue eines Baseler Bürgers gescheiterten Mordanschlag gegen Albrecht versucht hatte, sehen wir am Hofe des Nachfolgers floriren. Es scheint, daß es der Partei bei der Wahl Heinrich's zugleich um die gänzliche Unterdrückung der Habsburger zu thun war; denn obwohl die Herzöge sich mit ihrem Anhang der Wahl willig anschlossen und die von Albrecht eingesetzten Statthalter im Reiche dem neuen König ihre Huldigung und Hülfe leisten, verweigert doch der König seinen urkundlichen Versprechungen zuwider die Belehnung der Herzöge. Selbst die Bestrafung der Meuchelmörder des Vaters wird als bloße Parteisache behandelt, und der als so gerecht und großartig gepriesene König zieht ohne Bedenken durch Schwaben, ohne dieser obersten Pflicht der Gerechtigkeit irgend zu genügen. In diesem Sinne ist denn auch seine damalige Begünstigung der im Kampfe gegen Habs-

burg begriffenen helvetischen Waldstädte und ihre urkundliche Befreiung von den habsburgischen Vogteigerichten zu verstehen. Auf seinem ersten
1309 großen Hoftag, welchen Heinrich im August 1309 zu Speier hielt, erschienen nun die Herzöge mit stattlichem Heeresgefolge, um ihre Belehnung, sowie Gerechtigkeit gegen die Mörder ihres Vaters zu fordern. Lange und heftig wurde verhandelt; der königliche Rath, heißt es, habe Oesterreich von den Hausgütern abtrennen wollen; „fünf Könige, habe man vorgegeben, seien schon wegen Oesterreich umgekommen.“ „So mag Heinrich der sechste sein!“ soll hierauf Herzog Friedrich ausgerufen haben. Schon saß er mit seinen Rittern zu Pferde, um in offener Feindschaft davonzuziehen, da beschworen der Pfalzgraf Rudolf und der Bischof von Straßburg den Sturm. Die Herzöge empfingen ihre Belehnungen, der König verzichtete auf alle aus des Johann Parricida angeblichem Erbe von ihm erhobene Ansprüche und sprach endlich auch die Acht über Albrecht's Mörder und über Jeden aus, der sie seit der Blutthat wissentlich aufgenommen, gehauset und gehofet habe. Eine Verbindung des Herzogs Leopold mit der Nichte des Königs, der Tochter des Grafen Amadeus von Savoyen, sollte den Frieden befestigen. Hier zu Speier wurden auch unter ergreifender Feier die Leichname der beiden letzten erschlagenen Könige im Dome neben dem gleichfalls ermordeten Könige Philipp beigesetzt. Drei Königinnen weinten am Grabe der Gatten und des Vaters, und die vierte, des lebenden Königs Weib, flehte zu Gott, daß er sie vor gleichem Loose bewahren möge. Ihr Gebet ward erfüllt; denn sie hat das nahe, tragische Ende ihres Gemahls nicht mehr erlebt.

Von größter Wichtigkeit für die Stellung des Königs zum Hause Habsburg waren offenbar die Verhältnisse Böhmens. Heinrich von Kärnthen, der Fürst einer Adels-Partei, die ihm zur Krone verholfen, vermochte dieselbe nicht auf seinem Haupte festzuhalten. Unbedeutend, genußsüchtig, zu träge zum Handeln, zu gutmüthig zur Strenge, hatte er dem zuchtlosen czechischen Adel gegenüber bald den Respekt und das Vermögen eingebüßt. Er war so arm geworden, daß er oft an seinen geliebtesten Speisen Mangel litt. Darauf wurde er zornig und wechselte so zwischen Schwäche und Grausamkeit. Schon nach einem Jahre war Böhmen in schauderhafte Anarchie versunken und Heinrich konnte

sich nur mit Hülfe fremder Truppen halten. Da verlangte es die Städte nach Ruhe und Ordnung und einem besseren König. Ihnen schloß sich der größte Theil des Adels an. Zwar wiesen Manche nun wieder auf die beschworenen Rechte des Herzogs Friedrich und seines Hauses hin. Aber Oesterreich war theils verhaßt, theils war bei dessen gespannten Verhältnissen zum Reiche und den vielen Kämpfen, welche die Herzöge damals in Schwaben und Oesterreich zu bestehen hatten, wenig von ihnen zu hoffen. Dazu kamen die böhmischen Verbindungen des Peter von Mainz. Schon vor dem Tage zu Speier hatten daher die Unterhandlungen böhmischer Abgeordneten mit König Heinrich begonnen. Der König nahm Böhmen als heimgefallenes Reichslehn in Anspruch, betrachtete den Heinrich von Kärnthen als Usurpator und suchte das Land seiner Familie zuzuwenden. Er that also dasselbe, worüber man auf Albrecht schmäht, nur daß er nebenbei die beschworenen, vom Reiche genehmigten Huldigungsverträge für Oesterreich mißachtete. Es handelte sich um die von den Böhmen gewünschte Erhebung von Heinrich's Sohn Johann und dessen Vermählung mit Wenzel's II. Tochter Elisabeth. Unter dieser Bedingung versprachen die auf ihre abgesonderte Nationalität eifersüchtigen, und an ihrer Przemyslidin festhaltenden Böhmen, den Johann aufzunehmen. Auf dem allgemeinen Parlamente zu Frankfurt im Juli 1310 ward der Verlobungsvertrag unter großen Festlichkeiten geschlossen. Der dem Heinrich von Kärnthen geleistete Eid ward durch Rechtsspruch für nichtig erklärt. Zwar zu der Heirath seines erst vierzehnjährigen Sohnes mit der als unsittlich verschrienen und vier Jahre älteren Prinzessin konnte sich der König nur schwer entschließen. Noch zuletzt, da sie sich persönlich in Heimbach ihm vorstellte, erschien ihm ihre Gebärde und Kleidung so unziemlich, daß er die Erlaubniß zur Hochzeit verweigerte, bis die ehelustige Prinzessin durch das Gutachten ehrbarer Bürgersfrauen ihre Jungfräulichkeit nachwies. Am Tage der Hochzeit, zu Speier am 30. August, ward Johann mit Böhmen belehnt. Wahrscheinlich fühlte sich der König durch die Aussicht auf Böhmen schon zu Speier mit bewogen, von seinen Plänen auf Oesterreich abzustehen. Denn die Einwilligung und Beihülfe der Habsburger ward um 30,000 Mark, sowie durch pfandweise Ueberlassung von Mähren erlangt, Böhmen aber

gelangte in den Besitz einer neuen Dynastie, unter welcher es für Deutschland noch verhängnißvoller wurde, als unter den Przemysliden.

Noch weitere Gelegenheiten, in die Erbschaften und Aussichten des Vorgängers ohne Mühe einzutreten, boten sich dem König in Thüringen, Meißen und Württemberg dar. Gegen Friedrich den Gebissenen, des Reiches alten Feind, hatten die dortigen Reichsstädte bereits am 25. März 1309 mit Landgraf Johann von Hessen, dem Sohne und Nachfolger Heinrich's des Kindes in Niederhessen, ein Bündniß geschlossen. Ihm, der von König Heinrich Belehnung empfing, übertrug der König die Reichsverweserschaft über Goslar, Nordhausen und Mühlhausen und den Befehl über die Truppen der Reichsstädte, denen er aus dem Reiche Hülfe gegen Friedrich den Gebissenen zu senden versprach. Erfurt ward ermuntert zur tapfern Gegenwehr; auch die Aebte von Fulda und Hersfeld, und der Graf von Weimar nahmen lebhaft am Kriege Theil. Eine ähnliche Stellung wie Friedrich in Mitteldeutschland, nahm aber Graf Eberhard von Württemberg in Schwaben ein. Seit vierzig Jahren hatte nun das Reich mit diesem alten Friedensstörer, der „zum Aufruhr geboren" war, im Kampfe gelegen. Zuletzt sahen wir ihn für czechisches Geld gegen König Albrecht wiederholt Dienste nehmen. Nach dessen Tode, ohne sich um den Nachfolger zu schieren, hatte er den Raubkrieg wieder begonnen, und da er, auf die Klage der Städte und Reichsfreien in Schwaben, auf den Hoftag zu Speier vorgeladen, und vom König hart angefahren wurde, verließ er die Versammlung ohne Gruß und Abschied und setzte seine Fehden fort. Die Reichsacht wurde nun über ihn verhängt, das Stadtvolk in Schwaben griff zu den Waffen und der König bestellte ihnen im Konrad von Weinsberg einen tüchtigen Hauptmann und Helfer.

Indeß nun die Ausführung aller dieser Dinge, sowie die Aufrechthaltung des zu Nürnberg und Hagenau erneuerten Landfriedens den Reichstruppen, meist städtischem Kriegsvolk, überlassen blieb, erhob sich König Heinrich selbst zu seinem vielberühmten und vielbejammerten Zuge nach Italien. Der Gedanke, den hohen Ruhm zu ernten, die goldenen Früchte zu brechen, nach denen die prosaischeren Vorgänger vergebens ausgeschaut hatten, weil sie immer in der Nähe noch

Dringenderes zu thun fanden, beschäftigte Heinrich's hochfliegenden Geist seit dem Tage, da er den deutschen Königs-Thron bestieg. Alles Andere hatte er nur als Nebensache behandelt. Auch lag ihm, dem Wälschen, Italien näher als Deutschland. Dort wurde seine Sprache verstanden, in Deutschland nicht. Schon bald nach seiner Thronbesteigung kündigte er den Mantuanern und Venetianern seine bevorstehende Ankunft an; italienische Boten erschienen darauf bei Hofe, um durch glänzende Aussichten und bewegliche Bitten den Entschluß zu beschleunigen; eifrig wurden die Unterhandlungen mit dem Papste betrieben und zum Abschlusse gebracht. Johann ward unter Pflege des Mainzers zum Reichsverweser in Deutschland ernannt; am 23. October 1310 zog dann Heinrich über den Mont Cenis nach Lombardien hinab. Außer reichsstädtischen Contingenten und verschiedenen Grafen und Herren folgten ihm von größeren Fürsten aus Deutschland nur Herzog Leopold von Oesterreich. Zahlreicher hatten sie sich aus den wälschen Provinzen eingefunden. Doch war das Reich unter den Habsburgern wieder fähig geworden, gleichzeitig drei Heere in's Feld zu stellen, welche damals gegen Böhmen, Meißen, Wirttemberg und Italien aufbrachen.

Auch der Römerzug Heinrich's war nur die Ausführung dessen, was unter seinen Vorgängern gesäet und gepflegt worden und der Ernte harrte. Es galt nämlich, „die seit Friedrich's II. Tode in Italien herabgewürdigte Ehre des Reiches wieder herzustellen und jenem Lande, welches von Zwietracht vernichtet werde, die Ordnung und den Frieden zurückzugeben." Hierzu, so verkündigte Heinrich den Fürsten in Speier, fordere ihn kaiserliche Pflicht und der Hülferuf zahlreicher Städte, sowie die Stimme der Kirche auf. Die Richtigkeit und Rechtmäßigkeit dieser Erwägungen wurde auch zu jener Zeit von Freund und Feind nicht bestritten, weder in Deutschland, noch in Italien. Seit dem Verschwinden der kaiserlichen Macht, seit dem Zerfalle des Einheitsbandes für Italien, seit den Kriegen der Curie und französischer Eroberer gegen Sicilien, Apulien, Tuscien und Lombardien, noch neuerlich gegen Venedig, war in unablässig geschürten Bürgerkriegen der Städte und Städtchen, der Geschlechter und der Familien unter einander und wider einander, Italien vollends ein Tummelplatz der Anarchie geworden. Eine Periode des Zwischenreiches war dort ein-

getreten, in der es sich entscheiden mußte, ob wie in Deutschland eine Wiederherstellung des Reiches daraus hervorgehn, oder ob Italien in seine Theile dauernd auseinander fallen werde. Chaotisch flutheten alte und neue Elemente durch einander. Die alten Parteinamen der Guelfen und Ghibellinen dauerten wohl noch fort; jene beriefen sich wohl noch auf den Papst und die Franzosen, diese auf den Kaiser; jene hatten damals in Florenz und Bologna, diese in Pisa und Lombardien ihre Hauptsitze. Aber in Wahrheit waren diese Parteinamen bloß noch Aushängeschilder für die allgemeine Zwietracht und für die allenthalben aufgetauchten Tyrannen, welche sich der Bürgerkriege bedienten, um auf den Trümmern der bürgerlichen Freiheit neue Fürstenherrschaften zu begründen. Sie schürten und stachelten daher unablässig den Haß der Parteien, die sich nun, ohne selbst mehr zu wissen weßhalb? unter einander mit der entsetzlichsten Erbitterung befehdeten. Wie erboste Bienenschwärme fielen die siegenden Parteien über die besiegten her, tödteten sie oder trieben sie von Haus und Hof. Diese irrten dann als banditi oder fuorusciti im Lande umher. Aus diesem Jammer stellte sich vielen Patrioten Italiens nur Ein Rettungsmittel dar: die Wiederherstellung der Monarchie. Für das italienische Königthum war aber damals keine andere Form vorhanden und bekannt, als die deutsche Krone, mit welcher die Krone der Lombarden und die römische Kaiserkrone unzertrennlich verbunden schien. So riefen denn Italiens Patrioten, unter ihnen der herrliche Dichter Dante Alighieri, mit der tiefsten, heißesten Sehnsucht den deutschen „Arrhigo" um Rettung an. Es waren aber keineswegs bloß Dichter und Schwärmer, welche zu dieser ächten Ghibellinen-Partei Italiens gehörten. Sie war im Unglück und in der Noth des Vaterlandes gereift und befand sich mit ihren Hoffnungen so durchaus im historischen Rechte, so augenfällig war auch die Zweckmäßigkeit ihres Verlangens, daß ihr Anfangs Niemand offen zu widersprechen wagte. Sie hatte in allen Städten ihren Anhang. Das von den Tyrannen bedrängte Volk war ihr natürlicher Bundesgenosse. Es fehlte ihr weiter nichts zur Erfüllung als eben nur ein König, der den Augenblick und seine Pflichten hätte fassen können.

Die natürlichen und aller Welt bekannten Widersacher der Einheit Italiens waren der König von Neapel, der Papst in Avignon, die

guelfischen Tyrannen in verschiedenen Städten und die durch inneres Parteigetriebe mit Jenen verbündeten Republiken Florenz und Bologna. Indeß jene Gegner vertrauten ihrer Sache selbst so wenig, daß sie zunächst keinen offnen Widerstand gegen die Wiederherstellung des Reiches wagten. Es schien ihnen wohl sicherer, den König Heinrich durch sich selbst zu verderben; der Papst erklärte sich, als Heinrich die üblichen Eide geleistet, bereit, ihn durch dem Heere mitgegebene Legaten in der Peterskirche krönen zu lassen; der König von Neapel sandte friedfertige Botschaften, und schon in Speier erschien ein Abgesandter des Torre, des guelfischen Gebieters in Mailand und suchte den König in sorglose Sicherheit zu wiegen. Er versprach, daß ihm die lombardischen Guelfen bis Lausanne entgegenziehen und huldigen würden und daß der Torre ihn mit einem Falken auf der Hand durch ganz Italien geleiten werde. Diese Vorspiegelungen waren wohl auch ein Grund, weßhalb Heinrich das größere Heer mit dem Pfalzgrafen nach Böhmen schickte und nur mit 5000 Deutschen über die Alpen zog.

Trotz dieser geringen Zahl und obwohl die guelfischen Versprechungen sich sofort als Trug erwiesen, war an einen Widerstand gegen Heinrich nicht zu denken. Von allen Seiten eilten ihm die streitbaren Haufen der Ghibellinen mit jubelnder Begeisterung entgegen. Widerwillig oder gleißnerisch stellte sich dann auch ein Theil der Guelfenhäupter vor ihm ein. Willig und freudig nahmen ihn die Städte auf, und selbst der mächtige Torre wagte trotz des unverhohlensten Widerstrebens keinen Widerstand; so zog Heinrich ohne Hinderniß in 1311
Mailand ein und ward am 6. Januar 1311 gekrönt. Die alte Krone der Lombarden war freilich trotz vielen Suchens nicht mehr aufzufinden; einer der letzten Tyrannen hatte sie an Juden versetzt; der Goldschmied Lando fertigte aber eine neue, ein kunstreiches und prächtiges Werk, welches die Form eines Lorbeerkranzes hatte.

So schienen die schönsten Hoffnungen der Italiener ihrer Erfüllung gewiß. Bitter sollten sie getäuscht werden! Sie glaubten einen König gefunden zu haben, der das Glück, das ihm in den Schooß gefallen, erfassen und wie die früheren Kaiser ohne Zaudern und Schwanken auf sein Ziel losgehen, seine offenkundigen Feinde zu Bo-

den werfen, und in Italien das erreichen werde, was den Habsburgern unter schwierigeren Verhältnissen durch kluge Thätigkeit in Deutschland gelungen war. Statt dessen sahen sie jetzt das Schlimmste, was ihnen in diesem entscheidungsvollen Augenblicke widerfahren konnte: einen königlichen Romantiker und Phantasten, welcher statt verständiger Einsicht und nüchterner Thatkraft seine Träumereien, seine seltsamen, willkürlichen Einfälle mit auf den Thron brachte, mehr seinen Feinden wie seinen Freunden folgte, ein Spielball in den Händen von Verräthern wurde, und wie durch ein böses Verhängniß getrieben, sich selbst und das Land, das auf ihn hoffte, in's Verderben stürzte.

Das ganze Auftreten Heinrich's in Italien ist weiter nichts, als eine, freilich verfehlte, Nachahmung des großen, romantischen Kaisers Friedrich Barbarossa. Er wollte wie dieser wieder ein Kaiser sein in dieses Wortes verschollenster Bedeutung. Hoch oben über den Parteien wollte er thronen — eine Stellung, welche schon jenem großen Kaiser trotz seines schnellen Heldengeistes zum Verderben ausschlug, nun aber zum kläglichsten Ende führen sollte. Denn während Kaiser Friedrich einst aus erhabener Parteilosigkeit doch nur seine eigene Partei in Italien gewähren ließ, fiel Heinrich nun gar seinen Feinden in die Hände. Als ihn bei seinem Eintritt in Italien vertriebene Ghibellinen um Hülfe anflehten, erklärte er, daß er keine Parteien in Italien kenne und daß er im Interesse Aller gekommen sei. Kann es etwas Widersinnigeres geben, als einen König, welcher im Interesse auch des vor aller Welt offenkundigen Gegners gekommen zu sein behauptet? Sein erstes sichtbares Bestreben war, den Guelfen zu gefallen. Gegen den Rath treuer Diener weigerte er sich, die vertriebenen Ghibellinen heimzuführen. Da lachten ihn die Guelfen aus und athmeten hoch auf; die Ghibellinen wurden zornig und verzagt. Als man ihm den urkundlichen Beweis von den Feindseligkeiten des Königs von Neapel vorlegte, welcher Rebellionsverträge in Lombardien schloß, da ließ Heinrich, wie einst der große Pompejus, das nützliche und wichtige Actenstück verbrennen. Denn er konnte es gar nicht glauben, „daß ein Fürst aus des heiligen Ludwig Geblüte solcher Dinge fähig sei." Die Wahrheit ist, daß Heinrich nichts glauben wollte, was nicht in seine Einbildungen paßte; dagegen Alles, womit guelfische Häuptlinge,

Agenten des Königs Robert, seinem Wahne schmeicheln mochten. „Er hielt", sagt sein treuester Diener, der Bischof Nicolaus von Butrinto, welcher uns einen sehr lehrreichen Bericht über den Römerzug hinterließ, „er hielt Alles für wahr, was Jene sagten." Unter seinen Augen durften sie ungestraft die Huldigungen im Lande verhindern und bestrafen. „Seit dieser Zeit", sagt der ehrliche Erzähler, „hat sich meine Achtung vor dem König sehr gemindert." In Mailand nahm er in einem Privathause vorlieb, weil es dem Herrn Torre nicht gefiel, die Kaiserpfalz zu räumen. „Da sprachen die Leute viel wider den König, der sich solches gefallen ließ." So großmüthig er sich nun gegen die Großen benahm, so unbillig gegen die Bürger. Zum Entgelt für gute Aufnahme versuchte er, sie wie einst die Trierer ihrer Gemeindeverfassungen zu berauben, die in seinen Ritter- und Kaiserspuk nicht paßten. Und doch stellte er an diese Bürger fort und fort die größten Geldforderungen. Als die Bürger nun sahen, wie ihre ärgsten Tyrannen florirten, wohl gar königliche Statthalter wurden, und wie sie nun sogar auch des Scheines ihrer Freiheit und damit ihres letzten Trostes beraubt wurden, und für alles dieses zu den alten Lasten neue Steuern bezahlen sollten, da folgte bald in Asti, in Mailand und anderwärts auf den Jubel und die Freude der lichterlohe Aufstand. Die guelfischen Häuptlinge schürten und stellten sich zum Dank für die erfahrene Huld an die Spitze des Aufruhrs. Dieser Umstand befreite den König in Mailand, wo durch die Tapferkeit der Deutschen unter dem jungen Herzog Leopold und durch die ruhige Haltung der Ghibellinen die Bewegung unterdrückt wurde, wenigstens von seinen gefährlichsten Feinden, den Torre. Der schlaue Ghibellinenhäuptling Visconti hatte, wie es scheint, dem alten Torre diese Falle gestellt, und damit dem König wider dessen Willen einen Freundesdienst geleistet, unbeirrt durch die große Versöhnungsscene, welche der König sechs Wochen vorher, in der heiligen Christwoche 1310 auf dem Ambrosiusplatze zwischen dem Visconti und dem Torre gefeiert hatte. Da sah man die beiden alten Füchse, die seit einem Vierteljahrhundert mit unversöhnlichem Grimme um Lombardiens Herrschaft rangen, sich vor dem staunenden Volke den Friedenskuß reichen. Der König schauete vom erhabenen Throne herab und die Umstehenden riefen den geschickten Schauspielern ihren Beifall

zu. Ein neuerer Geschichtschreiber Heinrich's findet diese Scene rührend und erhaben; wir finden sie lächerlich, und mehr des edlen Ritters Don Quixote, als eines Kaisers würdig. Wohl ist es eine schöne Sache um die Großmuth, nur muß sie richtig angewendet werden. Was würde man von dem großmüthigen Hirten sagen, welcher, um die Wölfe zu versöhnen, seine Heerde opfert? Und nicht der schwache Sterbliche soll sich anmaßen, göttliche Wunder der Großmuth zu verrichten, wo die rauhe Nothwendigkeit des Lebens menschliche Pflichten vorgezeichnet hat.

Trotz alle dem begann der Frühling des Jahres 1311 mit den glänzendsten Hoffnungen und Aussichten. Treu hielten die Ghibellinen, welche auf die Natur der Dinge vertrauten und allmählig zu ihrem Rechte kamen, aus, neuer Zuzug aus Deutschland langte an. Was noch nie einem Kaiser geschehen war, die sämmtlichen Seestaaten, Venedig, Genua, Pisa, Sicilien waren bereit und eifrig, ihm mit ihren Flotten und Reichthümern zu dienen. Schon lagen in Neapel die Schiffe zur Flucht bereit, die den König Robert nach Frankreich bringen sollten. In Tuscien und Rom hatten die Ghibellinen ihr Banner erhoben. Es wäre nach der Meinung der kundigsten Italiener damals ein Leichtes gewesen, Florenz, Rom und Neapel zu unterwerfen. Statt dessen verbrachte Heinrich das Jahr mit der Belagerung von Cremona und Brescia, als der einzigen ungehorsamen Städte Lombardiens. Statt seine Kräfte gegen den Feind zu führen, vergeudete er sie in Kriegs- und Belagerungszuständen gegen seine Bürger, die durch unsinnige Behandlung erst in den Aufruhr gestürzt waren. Brescia, vorher ghibellinisch, war erst durch den ihr vom König selbst aufgedrungenen Guelfenhäuptling aufgewiegelt worden. Die Härte, womit in Cremona unschuldige Bürger bestraft wurden, ja die Treugebliebenen am grausamsten, indeß sich die Guelfen längst in Sicherheit gebracht hatten, entfremdete dem König viele redliche Gemüther. Alles Flehens und bitterer Vorwürfe rechtschaffener Rathgeber ungeachtet, war er nicht zur Milde und Billigkeit zu bewegen. „Denn dies," setzt Nicolaus betrübt hinzu, „hatten ihm Einbläser in den Kopf gesetzt, welche Gott verdammen soll." Um so verzweifelter setzte sich natürlich Brescia zur Wehre und diese Stadt wurde das Grab für Heinrichs Entwürfe. Denn bei der langen blutigen Belagerung und durch die furchtbare Seuche, die

im Lager ausbrach, kamen siebenzig Fürsten, siebentausend Lanzenreiter, zwanzigtausend Fußgänger um. Unter den Opfern waren die beiden tapfersten Fürsten, Walram, des Königs Bruder, und Wido von Flandern, der Sieger von Kortryk. Als endlich die Stadt durch Hunger gefallen war, hatte Heinrich von den Deutschen noch den vierten Theil am Leben. Der größte Theil des Restes kehrte aus Furcht vor der Seuche, da die Kriegszeit längst abgelaufen, eilends heim. Schon jetzt war die Kraft des Königs physisch und moralisch gebrochen. Aermlich kam er in die Königsstadt Pavia, deren guelfischer Gebieter ihn fast wie einen Gefangenen behandelte. Und dennoch setzte er notorische Parteigänger des Robert von Neapel als Statthalter über wichtige Städte in Piemont und Lombardien. Natürlich verlor er diese Städte bald nachher an Neapel. Nun endlich, da er machtlos war, beschloß er eilends nach Rom zu ziehen. Das Städte-Parlament zu Pavia gab ihm hier einen schon früher ausgesprochenen guten Rath, den er längst hätte befolgen sollen: „wolle er Ruhe haben, so möge er die Tyrannen aus den Städten jagen, tüchtige Männer aus andern Orten einsetzen, den Bürgern ihre Einrichtungen lassen, und sich seiner Anhänger geziemend annehmen. Nicht als Freund feindlicher Parteiführer, sondern als Feind derselben möge er auftreten; sonst werde die Zwietracht ärger als zuvor sein und er binnen Kurzem nicht als Friedensbringer gesegnet, sondern als eine Geisel Gottes verwünscht werden.“ Der König war sehr dankbar für den Rath, hatte aber, wie er sagte, nun keine Zeit mehr, ihn zu befolgen und entwich schamvoll aus der wehklagenden, dann laut scheltenden Versammlung. Da er nun endlich zum großen Zuge aufbrach, hatte er von dem ganzen glänzenden Heere noch sechshundert Mann und mußte also zunächst sechs Monate lang in Genua und Pisa Hülfe erharren. Aus Deutschland langte damals Pfalzgraf Rudolf mit neuen Streitern an. Die alte Guelfenstadt Genua, damals im Besitz der größten Seemacht der Welt, brachte ihm mit merkwürdiger Bereitwilligkeit große Opfer an Geld, Freiheit, Handelsgewinn. Dafür wollte er ihr mit dem Umsturz ihrer Verfassung danken! Nur Ohnmacht hinderte die Ausführung dieses thörichten Einfalles. Bald war es ihm gelungen, die Sympathien der Genuesen zu verscherzen. „Früher,“ riefen sie, „hätten sie dem mäch-

tigsten aller Kaiser getrotzt und jetzt wolle sie ein Ohnmächtiger verderben!“ In Genua verlor der König die Gemahlin, welche wie so
1312 viele Andere an den Folgen der Seuche starb. Auch erfuhr er hier, wie richtig die Städteboten zu Pavia prophezeiet hatten. Ueberall waren die Guelfen hinter seinem Rücken wieder aufgestanden. Jetzt endlich entschloß er sich, eine Liga der lombardischen „Reichsgetreuen“ — den Namen Ghibellinen suchte er noch immer zu vermeiden — zu bilden und ihr im Grafen Werner von Homberg, dem Minnesinger, einen gewaltigen Capitain, in dem Visconti einen eifrigen Statthalter zu geben. Im Osten der Lombardei erhielt der tapfere Ghibelline della Scala, Dante's Hoffnungsanker, eine ähnliche Stellung. Diese Männer gaben dem Ansehn des Königs in der Lombardei wieder festeren Halt. Mit 800 Mann schiffte er sich, da die Florentiner den Landweg gesperrt hatten, von Genua nach Pisa ein. Diese alle Zeit kaisertreue Stadt empfing ihn mit unermeßlichem Jubel. Die Pisaner sollen ihm nach und nach allein an baarem Gelde die ungeheure Summe von zwei Millionen Goldfloränen zum Opfer gebracht haben. Hier konnte er wieder ein größeres Heer sammeln und die toscanischen Ghibellinen an sich ziehen. Und doch vermochte ihn auch hier nur der drohende Aufstand an dem Umsturz einer Verfassung zu hindern, welche bisher unseren stolzesten Kaisern heilig geblieben war.

Allen Warnungen und Beweisen des Gegentheils zum Trotz, hatte Heinrich bis zum letzten Augenblicke dem König von Neapel vertraut, mit dem er gerne Verwandtschaft angeknüpft hätte, und die Verbindung mit König Friedrich von Sicilien hinausgeschoben. Als er nun am 1. Mai 1312, nicht vorbereitet auf Widerstand, in Viterbo anlangte, um von da den Einzug in Rom zu halten, da überraschte ihn die Nachricht, daß seine vorauseilenden Gesandten vor den Truppen Robert's nur mit Lebensgefahr entronnen seien. Und auch jetzt noch war er der letzte, welcher der Nachricht Glauben schenken wollte. Nur eine Hälfte der Stadt, in welche Heinrich jetzt seinen Einzug hielt, war ihm durch seine römischen Parteigänger, die Colonna, gerettet worden. Wie es wohl oft geht, daß, wer allzu erhabenen Flug beginnt, zu desto Niedrigerem herabfällt, so versuchte es Heinrich hier mit einer häßlichen List, indem er die feindlichen Großen zum Gastmahle lud und dann die

Gäste gefangen nehmen ließ. So erlangte er etliche Burgen; das Kapitol ward erstürmt. Aber den Zugang zur Peterskirche konnte er trotz vielen Blutvergießens, wobei unter Anderen der Bischof von Lüttich, der Abt von Weissemburg, ein Graf von Savoyen umkamen, nicht erobern und mußte endlich mit der Krönung im Lateran am 29. Juni 1312, vorlieb nehmen. Doch wurden die hehren Festlichkeiten durch den lauten Hohn und die Steinwürfe der nahen Gegner sehr gestört. Der Kaiser aber fühlte sich nun von seiner Würde so erhöht, daß er mit Niemandem mehr speisen wollte, sondern wie die byzantinischen Kaiser und wie einst der überspannte Knabe Otto einsam an erhabener Tafel sein Mahl einnahm. Ohne seine Feinde aus Rom vertrieben zu haben, mußte er im August, da die meisten Deutschen mit Pfalzgraf Rudolf wieder heimkehrten, ebenfalls abziehen und die wehklagende Stadt der Rache des Feindes Preis geben.

Jetzt endlich, nachdem ihm der König von Neapel seine besten Kräfte geraubt hatte, entschloß sich Heinrich, den Bund mit Friedrich von Sicilien zu schließen; er verlobte dessen Sohn seiner Tochter Beatrix und erlangte damit Flotten, Geld und Soldaten. Nun ward auch der Bruch mit der päpstlichen Curie unvermeidlich, denn diese ließ ihre Maske fallen und verbot die Feindseligkeiten gegen den Anjou. Heinrich sah sich von seinen Rechtsgelehrten und durch kaiserliche Pflicht zu der Erklärung gezwungen, daß er keineswegs der Dienstmann des Papstes, sondern nur der Schirmherr der Kirche sei. Er ließ nun endlich dem König Robert von Neapel wegen Vasallen-Untreue, Aufruhr und Hochverrath den Prozeß machen. Fürwahr ein großes Werk, wohl geeignet, Italien von seinem schlimmsten Feinde zu befreien und das noch ungesühnte Blut der letzten Hohenstaufen am Geschlecht des Mörders zu rächen, wenn es nur auch mit rechtem Ernste durchgeführt worden wäre! Statt dessen glaubte Heinrich immer noch auf den heiligen Vater Rücksicht nehmen zu müssen; er machte seine Rechtsgelehrten mit ihrem Kopfe dafür verantwortlich, daß dem Robert nur ja kein Unrecht im Prozesse widerfahre; — er wollte sich auch noch ein ganzes Jahr lang aller Executionsmaßregeln enthalten, indeß Robert diese Zeit trefflich benutzte, um durch Verrath und Ueberfall ihm eine Burg nach der andern zu rauben; — er veranlaßte die Si-

cilianer, in der Eroberung Kalabriens inne zu halten; — er setzte gefangene Söldner Robert's mit einfältiger Großmuth in Freiheit. Noch immer wollte er es nicht recht glauben, daß man in Frankreich und Neapel Komödie mit ihm spiele, schlechtem Rathe folgend, versäumte er die unwiederbringliche Gelegenheit, das feige, aber zahlreiche Heer der Florentiner gefangen zu nehmen, womit aller Streit in Mittel-Italien ein Ende gehabt hätte. Da ihm das Kriegsglück die Weiber und Kinder der florentinischen Edlen in die Hände lieferte, ließ er sie ohne allen Vortheil und Bedingung aus höchst unzeitiger Courteoisie, aber zur Betrübniß seiner Räthe, welche doch auch keine Unmenschen waren, und zum Unglück des Landes, heimgeleiten. Denn das unglückliche Landvolk mußte desto mehr leiden. Sengend und brennend legte sich Heinrich vor Florenz, meinend „mit 500 Rittern von edlem Geblüte möge man die Stadt leicht besiegen." Sechs lange Wochen brauchte er, um sich von der Unrichtigkeit dieses Satzes mit schwerem Schaden zu überzeugen. Die Florentiner sahen spottend und scherzend mit ihren Damen von den Thürmen und Mauern herab. Es war ein Glück, daß sie eben so feige als geistreich waren, sonst hätten sie ihn leicht vernichten können. Den Winter brachte Heinrich unter den romantischen Trümmern von Poggibonzi zu. Hier gründete er auch eine neue Stadt, Kaisersberg. Er hätte lieber sein Königthum besser gründen sollen. Es ging schlimm mit seinen Sachen; er betete viel, konnte aber aus Mangel an Disciplin die Kirchen und Klöster vor seinen eignen Leuten nicht schützen. Wenn ihm die Räthe sagten, daß das Beten allein nicht helfe, dann brach er in Thränen aus und ließ die Uebelthäter grausam verstümmeln. Auch that er jetzt wie einst Barbarossa viele Städte in die Acht; nur mit dem Unterschiede, daß die Achtserklärung durch jenen flüchtigen, geschlagenen
1313 Kaiser einst wie ein Donnerschlag durch Italien dröhnte, die des Arrhigo aber von den Betroffenen verlacht wurde. Zu Pisa, wohin Heinrich im Frühjahr zurückkehrte, erließ er ein Gesetz gegen Hochverrath und Majestätsbeleidigung, wornach gegen jeden dieses Verbrechens Angeklagten in jeder dem Richter zweckmäßig scheinenden Weise soll verfahren werden können. Dieses Gesetz ist noch lange zu Staatsstreichen, wie z. B. gegen Wallenstein, benutzt worden. Hier in Pisa ward dann endlich

vor einer unzählbaren zum Parlament versammelten Menge am 26. April die Sentenz gegen Karl von Anjou verkündigt. Er ward als Verräther und Feind des Reiches seiner Ehren, Privilegien, Länder und Rechte verlustig erklärt und verurtheilt, so bald er in die Gewalt des Reiches falle, durch Enthauptung vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Es schien nun endlich, daß es Ernst werden sollte; erwartungsvoll schaute die Welt auf Heinrich; seine Anhänger jubelten und strömten herbei; die lombardischen Statthalter errangen Erfolge, auch aus Deutschland stand in Folge des im Januar zu Nürnberg gehaltenen Reichstages frischer Zuzug und die Ankunft des Königs von Böhmen in Aussicht. Auch hatte der Kaiser jetzt beschlossen, mit dem mächtigen Hause Habsburg sich auf's Engste zu verbinden und daher zur zweiten Ehe mit Katharina, König Albrecht's jüngster Tochter, zu schreiten; schon hatte der Brautzug im Geleite des Böhmenkönigs die Alpen erreicht. Jetzt endlich, als die Curie Ernst und Kraft sah, als der Trug zu Ende gespielt schien, griff sie zu ihren Bannflüchen. Auf die Excommunicationsbulle, welche sie gegen jeden Angreifer Neapels schleuderte, wurde jedoch eine feierliche Gesandtschaft des Kaisers abgeordnet, welche die Zurücknahme des gegen den Kaiser eingeleiteten gänzlich unpassenden Prozesses fordern und zugleich, um jeden Verdacht eigennütziger Eroberung abzuwenden, dem Papste vorschlagen sollte, die kirchlichen Lehenslande selbst in Verwaltung zu nehmen. Um das rechtswidrige und tückische Verfahren der Curie gegen Heinrich zu entschuldigen, wird geltend gemacht, daß Clemens durch Philipp's Leute zum Unterschreiben der Bullen körperlich gezwungen worden sei. Schon damals strengte sich der kirchliche Scharfsinn an, Entschuldigungen aufzufinden. Der fromme Bischof Nicolaus sagt dem Papste Folgendes in's Gesicht: gewiß habe er es ursprünglich ehrlich gemeint und im Kaiser einen Retter von schnöder Tyrannei erwartet; „aber da ihm das Glück nicht hold war, da er arm war und zahllose Feinde hatte, so verlor er Eure Gnade, weil Ihr wohl besorgtet, einem Stärkeren zu mißfallen." Dennoch behandelte der Kaiser die päpstlichen Legaten mit der größten Zuvorkommenheit und befahl, daß man die gegen ihn gerichteten Publicationen ehrfurchtsvoll aufnehme. Der König von Sicilien faßte sich anders. Er ließ zwei Dominicaner, welche päpstliche Bullen

gegen ihn verbreiteten, obwohl sie den Strang viel weniger verdient hatten, als Aufrührer hinrichten.

Am 8. August 1313 hatte der Kaiser Pisa verlassen: der Krieg sollte nun mit Nachdruck eröffnet werden. Aber die Seuche, die ihn schon früher ergriffen, und die zum größtentheile selbst verschuldeten Sorgen und Anstrengungen hatten seine Lebenskraft aufgerieben: er litt auf dem in drückender Sonnenhitze fortgesetzten Marsche an einem Rückfall, welcher am 24. August — wieder der Bartholomäustag, an welchem einst Konradin's Haupt fiel — zu Buonconvento seinem Leben ein Ende machte. Das Gefolge war, vielleicht mit Unrecht, überzeugt, sein Beichtvater, ein Dominicaner, dessen Gesinnung verdächtig schien, habe ihn mit der Hostie vergiftet. Die Aerzte wollten rasch Brechmittel anwenden; die er jedoch zu nehmen verweigerte, weil es sündlich sei, den Leib des Herrn auszubrechen; wenige Stunden darauf war er todt. Das Heer löste sich nun auf; die unterwegs befindliche Braut nebst dem Sohn des Verblichenen kehrten eilends um; ein Häuflein des Gefolges brachte die Leiche verstohlen zu Schiffe. In Paganico ward sie nächtlicher Weile verbrannt, so daß es nicht möglich gewesen ist, die Vergiftung zu untersuchen. Sein Herz ward in Genua beigesetzt. Man fand es, so ging die Rede, vom Kummer in zwei Hälften geborsten. Die Gebeine wurden in Pisa bestattet. Dort im Dome stand bis vor Kurzem der Sarkophag, welcher sich jetzt im Kunstmuseum Camposanto befindet.

Es ward damals und später bis auf den heutigen Tag viel gejammert über das tragische Geschick, über die Tücke, den Verrath, welchem dieser Kaiser erlegen sei. Aber sein Schicksal lag doch meist in ihm selbst. Sein Urtheil ist ihm in den Worten des trefflichen Geschichtschreibers Johannes de Cermenate gesprochen, welcher gleich anderen Patrioten mit Heinrich's Tode die Geschichte seines Vaterlandes trauernd schließt. Er sagt: „Den Unverstand des deutschen Ritters, welcher unfähig die Welt zu lenken, seine Krone nicht zu ergreifen wußte, büßten Alle, welche in alter Treue am Reiche hingen.“ Mit der Einheit von Italien war es nun für immer oder doch für lange Jahrhunderte aus. Dieses Land blieb jetzt seinem Verhängniß überlassen und den Dynastengeschlechtern, denen es bald anheim fiel:

den Visconti, Este, Savoyen und anderen; es ward der Zankapfel aller möglichen Eroberer. Die edelsten Hoffnungen einer hochbegabten Nation waren gescheitert: nicht durch feindliche Uebermacht, nicht durch Verbrechen, sondern nur durch die Unfähigkeit dessen, der berufen war. Dies ist das Schauspiel, welches Heinrich's Regierung darbietet; in dem ganzen Drama der Geschichte giebt es gewiß kein traurigeres.

In Deutschland war seit des Kaisers Abzug sein Sohn Johann, von einem Reichsheer geleitet, vom Lande willig aufgenommen, in den Besitz des wichtigen Königreichs Böhmen gelangt. Durch einen Vertrag mit den Herzögen von Oesterreich erwarb er auch Mähren zurück. Sein Gegenkönig Heinrich kehrte mit dem leeren Titel eines böhmischen Königs in sein Herzogthum Kärnthen heim. Dem Johann war an diesem Besitzthum seines Hauses natürlich viel mehr gelegen, als an der Reichsverweserschaft. Um sich den streitbaren Nachbarn Landgraf Friedrich zu verbinden, stellte er auf des Erzbischofs Peter Vermittlung den Reichskrieg gegen Thüringen ein und gab treue Reichsstände der Rache des Feindes Preis. Die Anstrengungen dreier Könige wurden hier dem lützelburgischen Hausinteresse geopfert. Der Kaiser genehmigte den Pact in Italien. Dagegen in Schwaben bewältigte unter dem Landvoigt Konrad von Weinsberg das städtische Reichsheer, in welchem sich die Eßlinger Bürger hervorthaten, endlich den Grafen Eberhard von Württemberg. Ihm ward jetzt die lange Unbill reichlich vergolten. Nachdem er 72 Schlösser und Städte verloren hatte, floh er zu seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden. Auf dessen Burg Besigheim erwartete er in aller Stille bessere Zeiten, die auch nicht lange für ihn ausblieben. Aber sein Stammschloß Wirttemberg sank damals in malerische Trümmer; in unserer Zeit wurden auch diese Trümmer beseitigt, um einer russischen Capelle Raum zu geben!

Die Länder Pfalz und Baiern waren damals der Schauplatz argen Bruderkrieges. Die beiden Pfalzgrafen Rudolf und Ludwig, schon als Kinder verfeindet, fehdeten, theilten und fehdeten lange; endlich beschlossen sie, des Krieges satt, im Sommer 1313, fortan gemeinsam zu regieren, worauf aber die Feindschaft bald noch ärger

wurde als vorher. Im Reiche hielt es Rudolf mit den Lützelburgern und half ihnen in Böhmen und Italien. Um so mehr blieb Ludwig des Kaisers offner Feind. In Niederbaiern führte Herzog Otto, der sich trotz seiner unglücklichen Fahrten noch immer einen König von Ungarn nannte, mit seinem Bruder Stephan einen verwüstenden Grenzkrieg gegen die Herzöge von Oesterreich. Nach Stephan's Tode (1310) ward kurzer Friede. Von Schulden bedrängt, verkaufte Otto für eine Summe Geldes seinen Ständen Gerichtsbarkeit und Steuerfreiheit. Zu seinem großen Glücke erhielten jedoch auf diese Weise nicht bloß siebenzig adelige Geschlechter, sondern auch die Bürger von neunzehn Städten und Marktflecken, Landshut, Straubing und Anderen, ihre Selbstständigkeit und als Otto auf dem Sterbebette lag (1312), da bat er diese Bürger, sich der unmündigen Kinder seines Bruders und seines eignen Kindes anzunehmen gegen der Habsburger Uebermacht und gegen die Untreue seines Adels. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so rief der Adel im Einverständniß mit den Herzoginnen die Oesterreicher, angeblich als Vormünder, in's Land. Darauf machten jedoch die neunzehn Städte und Städtchen einen Bund für die jungen Herren und setzten sich gewaltig zur Wehre. Zornig über dies in Baiern ganz unerhörte Beginnen gemeinen Bürgervolkes, fiel der Adel über sie her, so daß „kein geruhiges Plätzchen im ganzen Baierlande mehr war." Aber treu und tapfer hielten die Bürger im Elend aus und riefen den Herzog Ludwig von Oberbaiern als Vormund herbei. Er stritt seitdem mit wechselndem Glücke gegen den vorher befreundeten Friedrich von Oesterreich und schlug ihn endlich am 9. November 1313 bei Gamelsdorf. Darauf entsagten die Habsburger, durch größere Pläne beschäftigt, in den Friedensschlüssen von Ramshofen und Salzburg (April 1314) ihren Ansprüchen.

Der Norden Deutschlands erfreute sich indeß einer glänzenden Zeit. Markgraf Waldemar der Große von Brandenburg, schon längst die Seele seines Hauses, hatte, als dies einst so zahlreiche aber immer einträchtige Geschlecht endlich bis auf ihn und einen unmündigen Sprossen erloschen war, den ganzen Nordosten von der Oder und Weichsel und der Ostsee bis zum Harze und Erzgebirge unter seiner Heldenfaust vereinigt. Pomerellen hatte er den Polen entrissen, freudig

nahmen ihn Danzigs Bürger auf. Doch dies allzuferne Land dem deutschen Orden schon 1309 kaufweise überlassend, erhob er bald nachher die Fehde gegen denselben Landgrafen Friedrich von Thüringen, welchen drei deutsche Könige nicht hatten bändigen können. Waldemar nahm ihn gefangen und gab ihn erst gegen Abtretung der Lausitz, des Osterlandes, der Mark Landsberg und Verpfändung der Stadt Leipzig, die ihm bereits im Voraus gehuldigt hatte, wieder heraus. Im Innern schaffte Waldemar durch Niederhaltung des Adels Friede und Wohlstand. Leider hielt auch er den Ritterdienst gegen den fremden König Erich Menved von Dänemark höher als die Ehre des deutschen Namens. Ganz Deutschland war voll von der Pracht des Hoftages, welchen Erich und Waldemar am Johannisfeste 1311 mit neunzehn kleineren Fürsten Norddeutschlands und Slaviens im Rosengarten vor Rostock unter Laubhütten und Zelten von Seide und Scharlach hielten. Von weit und breit waren ritterliche Gäste, Gaukler und Spielleute, auch Meistersänger erschienen, darunter der Meißner Heinrich Frauenlob. Es mußte aber das festliche Gelage, das drei Tage und Nächte dauerte, deßhalb im Freien stattfinden, weil die Bürger den Eingang in die Stadt verwehrten, und von ihren Mauerzinnen herab dem Treiben trutzig zusahen. Denn König Erich ging offen mit dem Plane um, ganz Slavien zu einem dänischen Lande zu machen. Und da die Fürsten unpatriotisch genug waren, sich fremden Herren gern zu unterwerfen, wenn etwas dabei zu gewinnen war, da sogar deutsche Könige von Reichs wegen ganze Grenzländer preisgegeben hatten, da selbst die Lübecker den Vortheil über die Treue stellten und den Dänenkönig zum Schirmherrn nahmen, weil das Reich keinen Schirm mehr bot, so waren die Bürger von Rostock, Wismar und Stralsund die Einzigen, welche unverzagt dem mächtigen König und allen seinen Fürsten widerstanden. Vergebens ward Wismar berannt; die dänische Flotte ward von den hansischen Schiffen zersprengt. Dann zog sich das Unwetter vor Rostock. Als der Rath zagte und von Frieden sprach, erhoben sich die Zünfte, geführt von Heinrich Runge, in gewaltigem Zorne; griffen die Rathsherren und ließen sie als Verräther hinrichten — darunter Heinrich Runge den eignen Bruder — entrissen dem Feinde im Sturmlauf die Burg am Hafen und brachen sogar

ihren stolzen Dom nieder, um mit den Steinen die liebe Vaterstadt zu befestigen. Ihre Schiffer verwüsteten indeß mit den Stralsundern die dänische Küste und brachen die festen Schlösser der Dänen. Besiegt endlich nicht durch die Waffen, aber durch Versiegung ihrer Hülfsquellen und durch innern Hader, mußten sie dem König und dessen Markgrafen von Schleswig dennoch huldigen. Die Führer büßten am Galgen.

Die neuen Länder endlich, die zum Ordensstaate gehörten, schritten in reger fruchtbarer Thätigkeit rüstig vorwärts. Der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen hatte seinen Sitz, der nach Accons Fall 1291 nach Venedig verlegt worden, im September 1309 in der zu Marienburg erbauten Hofburg genommen. Um dieselbe Zeit erwarb der Orden von Polen und Brandenburg Pomerellen. Der Versuch des Papstes und der Pfaffheit, dem deutschen Orden ein ähnliches Schicksal zu bereiten, wie dem im Jahre 1311 aufgehobenen Orden der Tempelherren, scheiterte kläglich. Zwar ein Anklageprotocoll ward auch gegen den deutschen Orden im Jahre 1309 aufgenommen; aber weiter hat man nichts erfahren. Ebensowenig konnte es gelingen, die deutschen Templer in das Schicksal ihrer französischen, durch einen Justizmord — wegen angeblicher Ketzerei, in Wahrheit behufs Einziehung ihrer Güter — vom König Philipp und dessen geistlichen Helfern umgebrachten Ordensbrüder zu verwickeln. Die deutschen Templer behielten ihre Güter und vereinigten sich mit den Johannitern. Blutige Staatsstreiche jener Art waren in Deutschland schon deßhalb nicht möglich, weil man sich dergleichen überhaupt nicht gefallen ließ. Auch würde ein deutscher König oder Fürst solches schwerlich gethan haben, selbst wenn er die Macht dazu gehabt hätte.

Wir sind hier zum Verständniß des folgenden Abschnittes unserer Geschichte leider gezwungen, einen Blick auf den päpstlichen Hof in Avignon und den französischen Hof in Paris zu werfen. Nach einem Leben voll blutiger Verbrechen starb König Philipp der Schöne von Frankreich, ein Jahr nach Kaiser Heinrich. Sein Stamm verdorrte. Seine drei Söhne, Ludwig der Zänker (1314—16) Philipp der Lange (1316—22) Karl der Schöne (1322—27) folgten einander ohne männliche Nachkommen. Die Gräuel und der Schmutz,

womit das Haus der Capetinger zu Ende eilte, nachdem es der französischen Nation so große Regenten geliefert hatte, mahnen fast an die Zeiten der Merovinger und bezeugen die sittliche Verwilderung, welche den innern Verfall der Kirche begleitete, die jetzt in Frankreich ihre Residenz genommen hatte. Noch bei Lebzeiten Philipp's verstießen dessen Söhne ihre Frauen und ließen sämmtliche Buhlen derselben ermorden. Bei der Masse des Volks trat diese Verwilderung und zugleich das öffentliche Elend damals in der grausenhaften Mischung von Kreuzzug, Judenmord und Bauernkrieg zu Tage, die in der Geschichte unter dem Namen der Pastorellenkrieg bekannt ist. Die Ermordung oder Ausplünderung der Juden, welcher in Deutschland die öffentlichen Gewalten stets entgegentraten, wurde damals in Frankreich von Staatswegen aus Habgier unternommen. Geistliche Inquisitionsgerichte zogen im Lande umher und ließen unter Anderen alle Hautkranken als der Zauberei verdächtig verbrennen. „Von diesen Ketzermeistern," schreibt ein Minorit, „würden die heiligen Apostel sicher als Ketzer verbrannt werden." Ein entsetzliches bewaffnetes Gesindel umgab diese Ketzermeister, denen sich dann bewaffnete Volkshaufen, geführt von Franziscanern, entgegenstellten. Staat und Kirche hatten sich damals in Frankreich dahin verständigt, daß der Papst dem König und der König dem Papste im Despotismus behülflich waren. Aber trotz aller dieser Gräuel, sehen die französischen Geschichtschreiber gerade auf diese Periode ihrer Geschichte mit einer gewissen Befriedigung zurück. Denn Frankreich war unter Philipp und seinen Söhnen eben so sehr an Macht gestiegen als Deutschland gesunken. Während der deutschen Könige letzte Hülfsmittel zerrannen, während die Treue und Kraft ihrer Bürger sich aus Mangel an Einheit zersplitterte und zerstörte, konnte die französische Krone, um ihre Einkünfte und Domainen zu verwalten, Rechnungshöfe, Forst- und Steuerkammern anlegen und im bittern Widerspiel gegen Deutschland ein Gesetz erlassen, durch welches alle etwaigen Veräußerungen von Krongut im Voraus annullirt wurden, — konnte sie durch Organisation der städtischen Milizen an die Bildung eines ungeheuren stehenden Volksheeres denken. Doch das wirksamste Mittel, ihre Macht zu erhöhen, erblickte sie in dem unter französische Zwingherrschaft gerathenen Papstthum. Hierauf bauten Philipp und seine Nachfolger

ihre ausschweifendsten Pläne. Nicht gesättigt von den reichen Gütern des Templerordens und dem ihnen preisgegebenen französischen Kirchenzehnten, verlangten sie bald nachher auch den Kirchenzehnten der übrigen Länder, die deutsche Kaiserkrone und den Besitz von Italien.

Papst Clemens V. hatte auch diesem Begehren gefröhnt, so gut er konnte. Da er bei dem Widerstande der deutschen Fürsten nicht im Stande gewesen war, den französischen Prinzen auf den deutschen Thron zu bringen, noch auch Heinrich's Römerzug zu hindern, so hatte er nichts unterlassen, denselben in Italien zu verderben. Wir sahen, wie dieser Plan, freilich gar sehr mit Heinrich's Zuthun, gelang. Allgemein bezeichnete man daher in Deutschland und Italien den Papst als den wahren Mörder des, wie man glaubte, vergifteten Kaisers. Die Entrüstung des Volkes machte sich in einer allgemeinen Verfolgung der Dominikaner Luft und sprach sich unter den Gebildeteren in einer Weise aus, die man am besten aus Dante's göttlicher Komödie erkennen mag. Nie ist Furchtbareres gegen den Papst gesagt worden, als in diesem gewaltigen Gedichte*), welches schon von den Zeitgenossen abgöttisch verehrt, in vielen Handschriften auch bis nach Deutschland verbreitet und von eignen Lehrstühlen auf öffentliche Kosten vorgetragen wurde. Und doch war der Untergang Heinrich's nur das Vorspiel zu viel empörenderen Dingen. Es ward in Avignon verboten, für die Seele jenes, nur allzu frommen, Kaisers das Kirchengebet zu halten. Die Prozesse desselben wurden für null und nichtig erklärt. Auf demselben Concilium zu Vienne, wo Clemens dem König Philipp die schnödesten Dienste leisten und des Bonifazius' Bullen ausradiren mußte, suchte er seinen Ehrgeiz durch desto maßlosere Uebergriffe gegen andere Nationen zu entschädigen. Da wurden die Decrete erlassen, und nachher mit Anderen in der Sammlung der „Clementinen" zusammengestellt, welche als ein Gewebe von Unwahrheit und Uebermuth in der Geschichte berüchtigt sind. Da wurden auch die Eide des Kaisers Heinrich für Treueneide erklärt. Da heißt es, daß der Papst der Herr im Reiche sei, bei erledigter Regierung von selbst die Gewalt wieder

*) Außer zahlreichen anderen Stellen vergleiche man die Charakteristik der Curie im Fegefeuer Gesang 32 am Ende.

an sich nehme und die kaiserliche Gerichtsbarkeit übe. Demgemäß ernannte Clemens auch sogleich seinen geliebten Sohn König Robert zum Reichsverweser von Italien. Fortan wurden die Reichsgetreuen in Italien wegen Aufruhrs gegen die Unfehlbarkeit des Papstes als Ketzer prozessirt.

Doch schon am 20. April 1314 ward auch Papst Clemens vor einen höhern Richter abgerufen. Sein Tod war von den grausenhaftesten Umständen begleitet. Er hinterließ die Kirche in der tiefsten Verderbniß. Selbst sittenlos und geldgierig, umgeben von gleichartigen Kardinälen, machte er Avignon zur Hauptstadt der Unzucht, der Irreligiosität und der schamlosesten Simonie. Die Kirchenwürden und geistlichen Beneficien ohne Zahl waren fast nur noch für Geld zu haben und überall ein Gegenstand der gemeinsten Speculation geworden. Auf diese Weise ward aber die Verderbniß vom Haupte über alle Glieder verbreitet und verpestete die ganze Christenheit; beschleunigte jedoch zugleich die unausbleibliche Reaction des christlichen Geistes und des gesunden Sinnes gegen die steigende Entartung der Kirche und der Menschheit. Nicht bloß die Frivolität und Heuchelei nahmen überhand, nicht bloß die wüste Ketzerei, in welcher der dunkle Trieb nach Besserem sich verirrte; sondern es erwachten auch mit verdoppelter Kraft und Sehnsucht die nie ganz erstorbenen Regungen der Reformatoren. Der wissenschaftliche Kampf, welchen die Universität Paris nie ganz aufgegeben hatte, fand bald seine Träger in den ausgezeichnetsten Theologen und Philosophen des Jahrhunderts und erhielt eine mächtige Helferin in der religiösen Strenge der wieder auftauchenden Mystik. Doch hiervon im nächsten Kapitel*).

*) Vergleiche die Kirchengeschichten von Gieseler und Neander.

Fünftes Kapitel.

Ludwig der Baier.

Wahlverhandlungen. Doppelwahl. Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne von Oesterreich. Allgemeine Parteiung. Traurige Folgen für das Reich. Achtjährige Thronkriege. Sieg der Eidgenossen am Morgarten. Die Habsburger triumphiren im Reiche. Schlacht bei Ampfing.

Verhältnisse im Norden. Krieg der Stralsunder gegen Dänemark. Tod Waldemar's des Großen. Brandenburgische Erbhändel. Belehnung Ludwig's des Baiern mit Brandenburg. Spannung und Bruch mit den Lützelburgern. Französische Liga.

Papst Johannes XXII. bannt den Ludwig. Die Minoriten ergreifen Partei für den König. Der Papst ruft die Polen nach Brandenburg. Versuchte Erhebung des Königs von Frankreich.

Ludwig bei Burgau geschlagen, theilt die Regierung mit Friedrich und zieht nach Italien. Kaiserkrönung. Absetzung und Verurtheilung des Papstes. Gegenpapst Nicolaus V. Allgemeine Weltlage. Zustände in Italien und Deutschland. Rückkehr des Kaisers. Tod Friedrich's des Schönen.

Johann, König von Böhmen, raubt dem Kaiser Italien, theilt mit ihm und bringt ihn zur Abdankung. Tod des Papstes Johannes. Kärnthnischer Erbfolgekrieg. Papst Benedict XII. Dessen Unterhandlungen mit dem Kaiser scheitern an Philipp von Frankreich. Reaction des deutschen Nationalgefühls. Kurverein zu Reuse.

Der englisch-französische Krieg. Stellung Deutschlands. Der Hoftag zu Koblenz. Treulosigkeit des Kaisers. Erwerbung von Niederbaiern und Tyrol. Ehescheidung der Maultasch. Anwachs der bairischen Hausmacht.

Papst Clemens VI. Neue Demüthigung Ludwig's. Einigkeit der Städte. Streit der Fürsten. Wahl des Pfaffenkaisers Karl. Die Schlacht bei Cressy. Johann's Ende. Bürgerkrieg im Reiche. Ludwig's Ende*).

„Die Verfassung des deutschen Reiches, welche wie die der römisch-katholischen Kirche entartet war, trägt die Schuld der leidigen Kämpfe, in denen sich auf eine erbärmliche Weise durch Jahrhunderte das deutsche Volk abquälte und seine beste Kraft aufrieb." Mit diesen Worten bezeichnet Chmel, der kundige Forscher in deutscher Geschichte, am treffendsten den Charakter der Kämpfe, die wir jetzt zu erzählen haben. Die große hoffnungsvolle Zeit Rudolf's und Albrecht's, in der das deutsche Reich aus dem Elend erhoben, seinen Ehrenplatz wieder unter den

*) Vergleiche außer bereits angeführten Quellen und Hülfsmitteln Olenschlager's Staatsgeschichte des röm. Kaiserthums in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Frankfurt 1755. und Böhmer's Regesten Ludwig's des Baiern mit den Supplementen, sowie die Quellensammlungen von Böhmer, Pez, Urstisius, Freher und Eckard.

Völkern eingenommen hatte, ging jetzt mit raschen Schritten unter Zerrüttungen von tiefgreifender Art und Wirkung zu Ende.

Vierzehn Monate lang ward nach Heinrich's Tode unter den Wahlfürsten hin und her verhandelt, ohne daß ein Einverständniß zu erzielen war. Auch die geistlichen Kurfürsten konnten sich nicht vereinigen, drei Mal kamen sie vergebens auf dem Königstuhl zu Rense zusammen. Die Ursache lag in dem jetzt wieder offen hervortretenden Gegensatze zwischen den Häusern Habsburg und Lützelburg. Da der Endzweck aller Herrschaft jetzt Ländererwerb und dynastische Erweiterung war, so sahen sich allerdings beide Parteien, da eine jede Grund hatte, die Vergrößerungspläne der anderen zu fürchten, durch den Selbsterhaltungstrieb gezwungen, nach der Krone zu streben und die Gegenpartei an der Thronbesteigung zu verhindern. Vor diesen habsburgischen und lützelburgischen Nothwendigkeiten trat die Noth des Vaterlandes bereits tief in den Hintergrund. Auf die Kunde vom Tode seines Vaters war der unterwegs befindliche, 17jährige König Johann, mehr erfreut als betrübt, eilends umgekehrt, um seine Wahl zu betreiben. Seine Partei war im Besitz von drei wichtigen Stimmen, Mainz, Trier und Böhmen; andere Anhänger wurden dazu gewonnen. Doch auch die Habsburger waren nicht müßig. Sie hatten ebenfalls einen starken Anhang und wollten entweder den ältesten aus ihrer Mitte, nämlich den Herzog Friedrich von Oesterreich, oder den waffenberühmten, hochgemutheten Herzog Leopold auf den Thron bringen. Sie machten sogleich Friede mit Baiern und verbanden sich mit Kärnthen, Salzburg, Ungarn, mit Sachsen-Wittenberg und vielen kleineren Fürsten. Den Erzbischof Heinrich von Köln, aus dem einflußreichen Geschlechte der Grafen von Virneburg, gewannen sie mit einer großen Summe Geldes, so daß er seinen französischen Prinzen wieder fallen ließ. Indessen verzweifelte die lützelburgische Partei daran, den König Johann durchzubringen. Vielleicht mochte sie ihn selbst nicht. Es hieß, er sei noch gar zu jung. So wiederholte sich denn dieselbe Intrigue, welche schon so viel Unheil angerichtet, man suchte nach einem König, der gerade mächtig genug sei, als Werkzeug zu dienen, aber nicht mächtig genug, um von der herrschenden Partei gefürchtet zu werden. Die Blicke fielen auf den Herzog Ludwig von

Baiern. Es scheint, daß ihn sein Sieg bei Gamelsdorf empfohlen hatte, der ihn als ein passendes Werkzeug der Politik gegen Oesterreich erscheinen ließ. Auch hatte der Mainzer noch seine besonderen Absichten. Ihm war es um die pfalzbairischen Orte Weinheim und Reichenstein zu thun, gegen deren Ueberlassung nebst 10,000 Mark Handsalbe er bereits dem Pfalzgrafen Rudolf die Krone angeboten hatte. Denn außer dem unversöhnlichen Hasse gegen des strengen Königs Albrecht Söhne und den Verbindungen mit Lützelburg war die Habsucht eine Haupttriebfeder Peter's, welche damals Niemand schwerer zu empfinden hatte, als die von ihm ausgepreßten Böhmen. Da jedoch Pfalzgraf Rudolf inzwischen von den Habsburgern gewonnen worden war, so wendete sich Peter nun an dessen Bruder. Anfangs soll sich Ludwig gesträubt haben, mit verständiger Rücksicht auf seine geringe Hausmacht, die ihn nöthigen werde, „wie ein Bettelmann zu regieren." Leider hielten seine Ansichten nie lange vor und auch von dieser ließ er sich sehr bald bekehren. So berief denn endlich Peter von Mainz die Fürsten auf
1314 den 19. October 1314 zur Wahl nach Frankfurt. Beide Parteien zogen mit Heeresmacht heran: auf Ludwig's Seite waren der König von Böhmen, die Erzbischöfe von Mainz und Trier, die Markgrafen von Brandenburg und der Herzog Johann von Sachsen (Lauenburg), auf Friedrich's Seite der Pfalzgraf Rudolf, der Herzog Heinrich von Kärnthen (der als König von Böhmen auftrat), der Herzog Rudolf von Sachsen (Wittenberg). Der Erzbischof von Köln wagte nicht, persönlich zu erscheinen, er fürchtete sich vor den Lützelburgern, die den Krieg bereits gegen ihn begonnen hatten. Auf ihrer Seite war die Uebermacht; sie lagerten in der Vorstadt auf der rechten Mainseite. Die Gegenpartei lagerte jenseits des Flusses in Sachsenhausen. Aus Besorgniß, überwältigt zu werden, verweigerte sie herüberzukommen, und wählte am bestimmten Tage, am 19. October, den Herzog Friedrich von Oesterreich zum römischen König. Die Gegner wählten folgenden Tages den Herzog Ludwig von Baiern. Ihn erkannte des Reiches Stadt Frankfurt als den von der Mehrheit der Kurfürsten rechtmäßig gewählten König an und öffnete ihm am 23. October die Thore. Darauf ward er in der Bartholomäuskirche unter Zustimmung des Volkes auf den Altar gehoben. Aber nicht im festlich frohen Zuge,

sondern unter wüstem Kriegeslärmen zogen nun Beide dem Rheine zu. Köln, ohnedies mit seinem Bischof in Fehde, nahm nach Frankfurts Beispiel den Ludwig auf; ebenso Aachen. Hier ward er, freilich nicht vom Kölner, sondern vom Mainzer und Trierer, am 25. November gekrönt und gesalbt. Indeß krönte und salbte am selben Tage der Kölner, rings vom Kriegsgetümmel umtobt, in seiner festen Hofstatt Bonn den Friedrich.

Vergebens hatten die Freunde des Vaterlandes sich bemüht, das Unheil dieser Doppelwahl abzuwenden. Vergebens hatten etliche Reichsstädte Bündnisse geschlossen, um eine einmüthige Wahl herbeizuführen. Was einst dem großen rheinischen Städtebunde nicht gelingen wollte, das konnten jetzt die vereinzelten Anstrengungen noch viel weniger erreichen. Daher erklärten sich jetzt auf Frankfurts Einladung, abweichend von dem bisherigen Grundsatz, daß Einstimmigkeit nöthig sei, die wetterauischen Städte, sowie Nürnberg, Köln, Aachen, Worms, Oppenheim, Speier und andere für den von der Mehrheit Erwählten. Auch etliche Herren, darunter der redliche Burggraf Friedrich von Nürnberg, thaten deßgleichen. Aber auf den formellen Rechtspunkt, auch wo er klarer vorlag, ist es in solchen Fragen niemals angekommen, deren Lösung von Verhältnissen abhängt, welche mächtiger sind, als Rechtsformeln. Schlimm genug, daß über die deutsche Krone wie über einen Prozeßhandel gestritten ward. Im Elsaß, in Schwaben, in Oesterreich, Steier und Kärnthen und an vielen anderen Orten schlug der Schlachtruf Habsburg! Habsburg! alle staatsrechtlichen Erörterungen zu Boden. Auch auf den persönlichen Werth der Beiden kam dabei wenig an. Es waren Beide zwar keine großen Helden, aber achtbare Männer, wie deren nach dem Worte eines Zeitgenossen „Deutschland Viele hervorbrachte, welche tüchtige Könige hätten sein mögen, wenn die Verhältnisse des Reiches es erlaubt hätten.“ Beide waren vordem zärtlich befreundet und nahe verwandt, Enkel Rudolf's von Habsburg, dessen hohes Werk sie nun zerstörten. Man rühmte den Ludwig als einen tapfern, großmüthigen, bürgerfreundlichen Herrn: ein schlank aufgeschossener, wohlgestalteter Mann von lebhaftem, gewinnendem Wesen, empfänglich für das Höchste und Kühnste; aber auch allzu hastig und dann wieder wankelmüthig und verzagend in

seinem Thun und zu ernster, ausdauernder Anstrengung unfähig. Männlicher und gemäßigter war Friedrich. Man hielt ihn für den schönsten Mann; dabei war er rechtschaffen, fromm und treu. Beide, Ludwig und Friedrich, waren in ihrer Heimath und beim Volke sehr beliebt; nur daß dem Friedrich auch seine Familie, auch die vier mannhaften Brüder, mit großer Liebe anhingen, indeß der Ludwig mit Niemandem bitterer entzweit war, als mit seinem Bruder, Pfalzgrafen Rudolf.

Es folgte nun ein achtjähriger Krieg um das Reich, „da groze menge in oberen Landen von verdarp, land unde liute, witewen unde weisen, wan manec reise michel unde groz uf von Osteriche und Stire darumbe geschach hinz Baiern hinz Schwaben uf zu dem Rine" klagt eine deutsche Chronik jener Zeit. Mehr Blut ward dabei vergossen und mehr Vermögen geopfert, als die Krone zuletzt noch werth war. Den Baier hatte die Mehrheit wohl gewählt, sein Recht war von Vielen wohl anerkannt, aber die Habsburger waren dennoch die Stärkeren. Sie hatten die meisten Streiter und das meiste Geld. Die Finanzwirthschaft in Oesterreich war zu jener Zeit die beste in Deutschland, trefflich hatte Albrecht vorgearbeitet und treu hielten seine Söhne zusammen; sie handelten fortwährend nach Einem Plane, indeß ihr Gegner in Baiern mit seinem eigenen Bruder im Kampfe lag und seine Wähler im Reiche, zufrieden, die Habsburger beschäftigt zu wissen, ihn fast ganz im Stiche ließen. Den Hauptanstiftern, den drei rheinischen Erzbischöfen, war an ihren königlichen Werkzeugen so wenig gelegen, daß sie im August 1318 zu Coblenz einen Vertrag schlossen, wonach sie sich unter einander keinen Schaden zufügen und bei demjenigen ihrer respectiven Erwählten, der als Sieger übrig bleiben würde, dafür sorgen wollen, daß keiner von ihnen etwas verliere. Ludwig war auch schon deßhalb wesentlich auf die eigenen Kräfte angewiesen, weil seine Anhänger im Reiche auf eigene Vertheidigung denken mußten. Denn ganz Deutschland war in zwei Lager getheilt, alte und neue Localhändel wachten unter dem Vorwande des Thronstreites wieder auf. Waren die Grafen von Jülich und von Cleve für Ludwig, so waren die von Mark und von Geldern für Friedrich; stand Mainz zu Ludwig, so fand sich natürlich Hessen auf Friedrich's Seite;

hatte Fulda sich für Ludwig erklärt, so trat Würzburg zu Friedrich's Partei. Und so wälzte sich der Knäuel von Land zu Land. Schwächere, furchtsamere Herren „hinkten stark auf beiden Seiten." Nur Wenige mochten so übergescheit oder auch im Stande sein, „keiner Partei beistimmen, sondern das Ende abwarten" zu wollen. Natürlich versäumten die kleinern Gewalthaber diese gute Gelegenheit nicht. In allen Ländern Deutschlands erhob der kaum gezügelte Raubadel das kecke Haupt, sobald die Fürsten auswärts beschäftigt waren. Allenthalben machte sich das Raubgesindel die Anarchie zu Nutze. Der Bischof von Münster allein hat damals nach und nach siebenzig Raubschlösser in seinem Sprengel belagern müssen. Schlechte Ernten, Hungersnöthe und Seuchen folgten bald. „Der Satan hatte gesäet, und Leiden ohne Zahl gingen als Frucht auf." Was aber das Traurigste war, die Parteiung ging wie ein Krebsschaden in das Herz und Blut des Volkslebens über. Auch Städte stritten wider Städte, und in den Städten Bürger wider Bürger. Jeder andere Hader, der Zünfte mit den Geschlechtern, der Zünfte und der Geschlechter unter einander, Aller mit dem Bischof oder dem Vogt, reihte sich dann an den großen Zwist zudringlich an und wuchs zum unversöhnlichen Hasse auf. Denn die Macht, welche über Allen wachen und walten und den Frieden Aller beschützen sollte, die war selbst gespalten und regte zur Zwietracht auf. „Es war kein Haus", schreibt der Fürstenfelder Abt, „in welchem nicht Parteigänger beider Könige stritten, der Bruder wider den Bruder, der Sohn wider den Vater" — wie zwei prozeßsüchtige Bauern ihren Rechtshandel auf's Blut betreiben, bis daß der Gegenstand desselben den Blicken längst entschwunden ist.

Denn König Ludwig war, um Anhänger zu gewinnen, genöthigt, das Reich, wofür er stritt, so zu sagen stückweise zu verschleudern. Es ist ganz entsetzlich zu lesen, was sich seine Gönner Alles verschreiben ließen, erst weil sie ihn erhoben hatten und dann jedes Mal noch besonders, so oft sie ausziehen sollten, ihn zu vertheidigen. Jene Regestenhefte, in welchen uns Böhmer's Fleiß über dreitausend von Ludwig's Urkunden verzeichnet hat, welche zum großen Theile solche Verschleuderungen enthalten, sind dem Vergantungs-Inventare eines Bankerotten zu vergleichen. An ausgedrückten Nominalwerthen für

solche Verschleuderungen — die nirgends den wahren Werth auch nur entfernt erreichen mögen — rechnen wir allein fast eine halbe Million Mark Silber, mehre hunderttausend Goldgulden und an eine halbe Million Pfund von allerlei Silbermünze zusammen. Da finden sich große Verpfändungen um zwölf Pfund, um zehn Pfund, ja, um acht Pfund Heller. Da werden einem Ritter um ein Roß und „damit er noch diene", drei Reichsgüter hingegeben. Sogar des Reiches Saal zu Frankfurt geht in die Hände des Bürgers Knoblauch um etliche tausend Mark über. Wir werden die allgemeinen politischen Folgen dieser wüsten Wirthschaft später in's Auge zu fassen haben. Es ist die Wirthschaft eines fortwährend in der höchsten Noth befindlichen, geld- und creditlosen Mannes, welcher wohl das Herz im Leibe versetzte, falls ihm Jemand Geld darauf borgte. Die Juden, diese letzte Ressource unserer Könige, wurden damals im großen Style veräußert. Sie waren am schlimmsten daran. Mochten sie es noch so schlau anfangen, mit Einem mußten sie es immer verderben, und hatten sie dem Einen mit Geld aushelfen müssen, dann wehe ihnen, wenn sie als ungetreue Kammerknechte in die Hände des Andern fielen. Im Allgemeinen waren die reichsstädtischen Juden, wie Ludwig bitter klagt, für Habsburg. Offenbar also hatte Habsburg mehr Geld und Credit als Wittelsbach. Es geschah auch wohl, daß Juden einem Herrn das Geld borgten, womit er sie dann vom Reiche kaufte, um zu dem Erborgten neue Summen von ihnen auszupressen. Wir finden, daß Ludwig Parteigängern, Fürsten, Rittern und Städten alle Schulden erläßt, die sie bei seinen Kammerknechten gemacht hätten. Dieses schmachvolle Beispiel der Plünderung, womit im Geldverkehr Treue und Glauben und Sicherheit nothwendig aufhören mußten, fand dann bald unter den Nachfolgern und den übrigen Fürsten gierige Nachahmung.

1315 Gleich das erste Kriegsjahr war für Ludwig sehr unglücklich. Die Habsburger drangen von Oesterreich und Ober-Schwaben her bis an den Mittelrhein. Friedrich hatte erst im Januar dem König von Ungarn geholfen, die Herren von Trentschin zu bändigen und die Feste Komorn erobert; schon im März steht er mit Leopold bei Speier dem Ludwig gegenüber, der sich, vergebens auf die Hülfe des Trierers harrend, zur Flucht auf den Todtenhof der Juden von Speier zurückzog.

Auf dem glänzenden Hoftag zu Basel stellte Friedrich zu Pfingsten die Reichs-Insignien, in deren Besitz er war, vor der herbeigeströmten Volksmenge aus. Hier vermählte er sich mit der Tochter des Königs von Aragonien, sein Bruder Leopold mit der Tochter des Grafen von Savoyen. Der arme Ludwig hatte indeß in Baiern mit seinem Bruder Rudolf zu theidigen. Bald sah er sich in seinem Lande selbst angegriffen, in Friedberg belagert, und nur die Augsburger retteten ihn vom Untergang. Sie zogen mit starker Macht heran und entsetzten die Burg; bei Fackelschein führten sie den König in ihre Stadt und drängten den Feind in den überschwemmten Wertachgrund, dann in das Gebirge zurück. Dann zog Leopold in's obere Land wider die Leute von Schwyz, Uri und Nidwalden. Sie waren nach Albrecht's Ermordung, wie schon so oft, wieder aufgestanden, um die Vögte Habsburgs zu verjagen und die alte von Kaiser Friedrich ihnen einst im Kampfe wider die Pfaffheit als Lohn der Treue verliehene Reichsfreiheit in alter Weise zu üben. Seitdem hatten sie, angefeuert durch Kaiser Heinrich's, jetzt auch durch König Ludwig's Briefe und Schutzverheißungen, Krieg mit den Herzögen. Aber schlimm hätte es um ihre Freiheit gestanden, wäre sie bloß vom Reiche und nicht von der eigenen Kraft geschützt worden! Wohl kundig ihrer Tapferkeit und Kriegserfahrung, hatte Herzog Leopold, der gewaltige und berühmte Held, da es nun zur Entscheidung kam, weit und breit aus Schwaben und Elsaß ein großes Ritterheer gegen sie aufgeboten, und der Abt von Einsiedeln half mit Bann und Interdict. Heinrich von Hunenberg, ein oberländischer Ritter im Heere des Herzogs, hatte aber seinen Landsleuten Alles heimlich kund gemacht. Die Liebe zur Heimath oder die Furcht vor der Rache war bei ihm stärker als die Ritterpflicht. So ließen die klugen Eidgenossen, als dächten sie nicht an Gegenwehr, den Feind ruhig heranziehen und stellten sich still auf zwischen den hohen Felsen am Mattliglütsch und dem tiefen Aegerisee, am Morgarten bei Haßlern, wo der schmale Weg von Zug her in ihre Thäler führt. Oben auf dem Mattliglütsch lagen aber gerade viele Holzblöcke aufgehäuft, von welchen die Eidgenossen selbst nichts wußten und noch weniger die Feinde. Als nun die Ritter an der Gebirgswand hinzogen, da stürzten plötzlich diese wuchtigen Stämme un-

ter sie herab und brachten Tod und Verwirrung in ihre Reihen. Fünfzig Männer erschienen oben und warfen die furchtbaren Geschosse hinunter. Es waren arme Vertriebene, politische Flüchtlinge oder Verbrecher, welche ungleich unzähligen Anderen, nicht durch Anrufen des Feindes, sondern durch dessen Vernichtung, nicht mit der Knechtung, sondern mit der Befreiung des lieben Vaterlandes ihr Heimweh stillten. Als die Eidgenossen erfuhren, was vorging, da rannten Viele hinauf und halfen den Fünfzig, die Anderen aber drangen gewaltig mit Keulen und Hellebarden und Morgensternen in die aufgelösten Ritterhaufen. Es war ein Schlachten, wie es seit den Tagen von Woringen und der Sporenschlacht nicht erlebt worden. Fünfzehnhundert Ritter, darunter vier Grafen von Toggenburg und fast sämmtliche Herren, die aus Zürich herbeigezogen waren, lagen todt auf dem Schlachtfelde. Viele entrannen und kamen trübselig heim; sie hatten die Lust am Kriege für immer verloren! Die drei Lande aber erneuer-
1316 ten, am 9. December, zu Brunnen ihren weltberühmten ewigen Bund. König Ludwig konnte im folgenden Frühling seine Feinde in Franken aufsuchen und der Herren Kraft von Hohenlohe für unbezwinglich gehaltene Burg Schillingsfürst brechen. Die Bürger von Rothenburg thaten mit ihren Sturm-Maschinen das Beste dabei. Seinen Bruder Rudolf vertrieb Ludwig damals ganz aus dem Lande. Er starb in Oesterreich, doch seine streitbare Wittwe Mechthildis, König Adolf's Tochter, vertheidigte später das Erbe ihrer Kinder und Habsburgs Sache gegen den Schwager. Die Lützelburger aber hatten ihrem Erwählten bis dahin nicht nur nicht geholfen, sondern verlangten auch noch seine Hülfe wider die durch ihre Erpressungen zum Aufstand getriebenen Böhmen.

Indeß hatten die Habsburgischen Brüder in Schwaben und Oesterreich, Ungarn und der Slovakei neue Heere zusammengebracht und rückten mächtiger als je in's Feld. Auch der Graf von Württemberg stand auf ihrer Seite; sein Weizen blühte wieder; Friedrich sicherte ihm Alles zu, was er nur je gehabt habe; er konnte nun Rache an den Städten nehmen, die dem Ludwig anhingen, besonders an Eßlingen. Dem Ludwig waren gegen neue Verschreibungen die Lützelburger endlich zu Hülfe gezogen. Bei Eßlingen standen sich die Heere am Neckar gegenüber. Das durch die Troßknechte zufällig am Ufer herbeigeführte Treffen

war sehr blutig aber unentschieden. Doch zog sich Ludwig, da Alles verzehrt war, zurück und gab seine treuen Städte Preis, worauf Eßlingen und Heilbronn nach tapferer Gegenwehr gegen gute Bedingungen capitulirten. Die beiden folgenden Jahre vergingen ohne größeres Treffen. Böhmen zog wieder die Aufmerksamkeit beider Parteien auf sich. Denn während der junge König Johann, ein Ritter von der tollsten Art, Abentheuer suchend in der weiten Welt umher jagte und mit seinem Verweser, dem Erzbischof Peter Aspelt, das Land Böhmen auf das unverschämteste auspreßte, als wäre es bloß eine lützelburgische Domäne, war endlich das ganze Volk, Deutsche und Czechen, Adel und Städte, in hellen Aufruhr gerathen. Schon gingen Boten um Hülfe an Friedrich von Oesterreich, der seine böhmischen Urkunden sorglich aufgehoben und niemals herausgegeben hatte. König Ludwig bemühte sich sehr, die Böhmen zu beschwichtigen, was ihm jedoch nur nothdürftig unter demüthigenden Bedingungen um Ostern 1318 zu Tauß gelang. Am Rheine hielten die Reichsstädte Ludwig's Sache aufrecht und richteten während seiner Anwesenheit in Bacharach im Sommer 1317 einen siebenjährigen Landfrieden unter sich auf. Der Erzbischof von Köln ward durch die Kölner im Schach gehalten. Dagegen vertheidigte sich Boppard, eine der vielen von Ludwig verschleuderten Städte, wacker gegen den Städteunterdrücker Balduin von Trier. Ludwig verharrte in Baiern und Franken, wo wir ihn alles Mögliche verpfänden sehen, um Hülfe zu werben. Eine furchtbare Hungersnoth, lange Winter, Wasserfluthen, Seuchen u. s. w. lähmten alle größeren Bewegungen. Die Noth war so entsetzlich, daß die Baiern ein ganzes Jahr lang, von Egidi 1317 bis Egidi 1318, kein Bier brauen durften. Ein klägliches Zeugniß von des Reiches Schwäche ist in einem Briefe Ludwig's an die Lübecker erhalten, welche auf des Königs Bitten vor zwei Jahren Reichstagsgesandte geschickt hatten, die von einem Schnapphahn, dem Ritter von Truhendingen, niedergeworfen waren und in dessen Burgverließ lagen. Der König schreibt den Lübeckern nun, daß er durch einen Dritten mit dem Truhendingen auf 200 Mark Lösegeld einig geworden sei, die jedoch der ehrsame Ritter nicht von ihm, sondern lieber von den Lübeckern selbst nehmen wolle. Sie möchten demselben daher das Geld zahlen und

1317, 1318

weitere 420 Mark geben, die der König dem vermittelnden Grafen schuldig geworden.

1319 Im September 1319 standen sich beide Parteien auf's Neue bei Mühldorf gegenüber. Auch hier ging jedoch Ludwig dem entscheidenden Treffen aus dem Wege, weil unter seinen baierischen Baronen ein Mordanschlag wider ihn entdeckt wurde; nach anderen Nachrichten, weil dieselben, mit Geld bestochen, vor der Schlacht die Flucht ergriffen; — worauf Friedrich Baiern und das Regensburgische gräulich verwüstete, Leopold sieghaft den Rhein hinabzog. Mitten im Winter ward Speier nun zum dritten Male und wiederum vergebens gewaltig belagert. Sechzig Bannerherren mit ihren Rittern und das Fußvolk von neunundachtzig Städten — so meldet eine stolze Inschrift — seien an Speiers Tapferkeit gescheitert. Indeß war wenig damit geändert. Trotz aller seiner Verschreibungen sah sich der arme Ludwig von seinen Wählern nur elend unterstützt. Der König Johann führte Krieg mit seiner Gemahlin und war dann beschäftigt, im Prager Thiergarten des Königs Artus Tafelrunde zu halten, zu welcher Thorheit halb Deutschland eingeladen wurde. Das folgende Jahr findet den tollen König jenseits der Ardennen in allerlei Fehden verwickelt. Die geistlichen Herren trugen offen auf zwei Achseln. Endlich erlahmte auch die Theilnahme der Städte. Selbst das allergetreueste Augsburg schloß einen Waffenstillstand mit den Habsburgern. Müde seiner vergeblichen Mühen, beschloß Ludwig abzudanken; ein Entschluß, welchen ihm jedoch etliche „auswärtige Anhänger", ohne Zweifel dieselben, die ihn von Anfang an zur Annahme der Krone beschwatzt hatten, wieder aus-

1320 redeten. Endlich zogen ihm nun im Spätsommer 1320 die beiden Lützelburger, dies Mal mit einem zahlreichen Ritterheere, zu Hülfe, um den Habsburgern den Elsaß zu entreißen. Auch hatte Ludwig Hoffnung, das gewaltige Straßburg zu bekommen. Die herrschenden Geschlechter der Mülnheime und der Zorne waren so furchtbar verfeindet, daß die Stadt um jene Zeit ein neues Rathhaus bauete, gleich weit von den Zechstuben beider Parteien entfernt. Damit sie beim Ein- und Ausgang nicht auf einander stießen, bauete man zwei steinerne Treppen zum Rathhaussaale, eine für die Zorne und eine für die Mülnheime. Die Zorne waren für Friedrich, weßhalb natürlich

die Mülnheime den Ludwig riefen; der jedoch, kaum in die Stadt eingezogen, durch drohende Anzeichen zur nächtlichen Flucht veranlaßt wurde. Am 1. September stand dann das Ritterheer der Könige Ludwig und Johann, 4000 Helme stark, an der Breusch dem Herzog Leopold gegenüber, welcher seiner Seits seine Ritter als unnütz heimgeschickt und ein großes Heer städtischen Fußvolkes herbeigeführt hatte, in welchem sich auch viele Schwyzer, vermuthlich als Söldner, befanden. Das Ritterheer der Könige wollte es aber nicht auf die Probe ankommen lassen und machte von seinen Pferden nur Gebrauch, um das Weite zu suchen.

Noch zwei Jahre blieben dann die Dinge in ihrem für Ludwig so traurigen Geleise. Friedrich blieb bis zum Frühling in Schwaben, dann durchzog er Baiern selbst und Ludwig schloß sich in seine Burgen ein. Auch das reiche Regensburg, erschreckt durch die Beschlagnahme seiner Handelsgüter in Wien, fiel ihm ab und begab sich unter des Habsburgers Schutz. Die mächtigen Grafen von Weinsberg und von Oettingen fielen ebenfalls ab. Der Letztere, bis dahin Ludwig's geheimer Rath, ließ sich trotz vorgerückten Alters durch die Hand einer jugendlichen Habsburgerin herüberziehen. Herzog Albrecht führte die Gräfin von Pfirt und Mömpelgard heim, die reichste Erbtochter in Burgund und Elsaß. Noch wichtiger war die politische Intrigue, durch welche auf Empfehlung des in Avignon vielvermögenden Königs von Neapel das Erzstift Mainz nach Peter Aspelt's Tode im Luzerner Probste Mathias, Grafen von Buchegg, ein mit Habsburg eng verbündetes Haupt erhielt. Der neue Erzbischof machte sofort ein Schutz- und Trutzbündniß mit Friedrich gegen Ludwig; nur sah er sich durch die treu bei Ludwig beharrende Stimmung seiner Bürger gehindert; mit denen dieser treffliche Bischof doch auch gern in Eintracht lebte. Alles in Allem stand es damals mit Ludwig's Sache so übel, daß der Bruder Arnold, ein Predigermönch in Regensburg, großes Aufsehen mit der Prophezeihung erregte: Ludwig werde trotz alledem noch triumphiren und wenn auch alle Doctoren und Astrologen das Gegentheil versicherten. 1321, 1322

König Ludwig hatte beim Beginn des Feldzuges von 1322 nur eilf Pfund Heller im baaren Vermögen. Johann von Böhmen und 1322

etliche andere Herren führten endlich gegen die von Schwaben und Oesterreich drohend heranziehenden habsburgischen Heere einen freilich ungenügenden Zuzug — 1500 Helme — herbei; bessere Hülfe — 30,000 Fußstreiter — schickten die baierischen Städte in's Lager, welches Ludwig bei Mühldorf am Inn aufgeschlagen hatte. Hier stand ihm das aus 2200 Helmen und 4000 Ungarn und heidnischen Cumanen, welche „Menschenblut tranken, Hunde und Katzen fraßen", bestehende Heer des Königs Friedrich gegenüber, während der tüchtigere, unter Leopold aus Schwaben heranziehende Heerhaufen sich mit der Belagerung Montfortscher Festen verspätete. Es kam für Ludwig Alles darauf an, seinen Gegner vor dessen Vereinigung mit Leopold zur Schlacht zu bringen. Vergebens warnten Friedrich's Hauptleute, vergebens prophezeiten die Astrologen und Zeichendeuter Unheil. Sie brachten Reliquien herbei und einen goldenen Ring, aus den Gaben der heiligen drei Könige herrührend, mit weissagender Kraft ausgerüstet; der funkelnde Ring erblaßte und verschwand; Einige behaupteten freilich, er sei gestohlen worden und man fand ihn auch zwanzig Jahre später im Nachlasse eines Pfaffen. Friedrich wollte trotz aller Warnungen von keinem Aufschub wissen und so begann früh Morgens am 28. September auf der Vehemwiese beim Dörfchen Ampfing die Schlacht und dauerte bis zum Mittag. „Da sach man heldenwerc. Da streit künic Friderich also riterliche, daz man im gap den pris." — Aber es half ihm nicht; die Schlacht ging verloren, wie es vorausgesagt worden. „Lange stand", erzählt der Fürstenfelder Abt, hier offenbar die nächste und beste Quelle, „die Reiterschlacht unentschieden; endlich errangen die vielen Fußgänger Ludwig's den Sieg; vortrefflich gerüstet, drängten sie sich zwischen den Feind und stachen ihm die Pferde nieder." In der That haben sich noch Jahrhunderte lang die Münchener Bäckergesellen das größte Verdienst um den Ausgang dieser Schlacht zugeschrieben, wie die stolze Inschrift am Bäckerhäuschen und der Reichsadler verkündete, den sie seitdem kraft kaiserlichen Privilegii im Wappen führten. Nach anderen Nachrichten freilich hatten die Oesterreicher bereits gesiegt und waren schon mit Plündern beschäftigt, als der Burggraf von Nürnberg mit fünfhundert Helmen auf dem Schlachtfeld erschien und den Sieg wandte. Friedrich's Heer

ging zu Grunde; die Cumanen wurden auf der Flucht vom Landvolk todtgeschlagen. Unter den Gefangenen aber waren zwei Habsburger, Herzog Heinrich und Friedrich selbst. Ihn hatte ein Ritter des Burggrafen von Nürnberg gefangen. Doch wollte er sich nur dem Burggrafen ergeben, der ihm das Leben verbürgte und ihn dann dem Ludwig auslieferte.

„Gerne sehen wir Euch, Onkel!" rief Ludwig seinem Gefangenen zu, und wohl hatte er Ursache, denn ohne diesen Fang würde ihm der Sieg wenig geholfen haben. Aus Furcht vor dem eilig heranziehenden Leopold verließen die Sieger das Schlachtfeld, ohne die üblichen drei Tage darauf zu verweilen. In Regensburg ward getheilt, den Herzog Heinrich nahm der Böhmenkönig und legte ihn auf Burg Bürglitz in Ketten. König Friedrich ward nach Trausnicht an der Nab in Verwahrsam gebracht. Auf die Kunde seines Mißgeschickes fielen verschiedene Parteigänger, z. B. der Graf Eberhard von Wirttemberg und der Markgraf von Baden, wieder von ihm ab; aber nicht ohne sich Alles von Ludwig bestätigen zu lassen, was ihnen schon Friedrich versprochen hatte. Graf Eberhard wird hier nun gar auf das treue Eßlingen von Ludwig selbst angewiesen! König Johann aber läßt sich zur Belohnung seiner großen Dienste und der gebrachten schweren Opfer eine ganze Reihe von Städten verschreiben, auch seinen verlobten Eidam, Landgrafen Friedrich den Ernsthaften, des Gebissenen Sohn, mit Thüringen, Meißen, Osterland, sich selbst mit brandenburgischen Ländern belehnen. Treue Städte in Franken werden an ihre Todtfeinde verpfändet. Denn Ludwig bedarf der Helfer nach seinem Siege mehr als je; theils, um sich der gewaltiger als je rüstenden Habsburger zu erwehren; theils, um seinen Sieg zu verfolgen und neuen, größeren Stürmen zu begegnen.

Der Norden Deutschlands war während dieser Thronkriege von einem Streite anderer Art erfüllt. Der Kampf der Bürger gegen den Dänenkönig Erich Menved und dessen wendisch-deutsche Fürstenschaft war durch den mannhaften Widerstand der Stralsunder im Jahre 1315 wieder gewaltig ausgebrochen. Markgraf Waldemar der Große, dem angestammten Berufe seines hohen Hauses endlich folgend, hatte, da ihn die Bürger als ihren Schirmherrn anriefen, die Waffen gegen Dänemark erhoben. Darauf

stellten sich, theils wegen dänischen Goldes, theils aus Neid und Haß gegen den größeren Standesgenossen, theils aus Gierigkeit gegen die Bürger, theils endlich aus mißverstandener Ritterpflicht, fast die sämmtlichen Fürsten und Herren von der Ostsee bis hoch in den Harz ihm entgegen unter die dänische Fahne. Sie schämten sich auch der russischen Hülfe nicht. Das Unwetter zog sich über Stralsund zusammen. Während dänische und schwedische Flotten die Stadt von der Seeseite sperrten, legte sich landwärts ein mächtiges Heer unter den Herzögen und Grafen von Sachsen, Braunschweig, Schleswig, Holstein und vielen Wendenfürsten vor die Mauern und Thürme, ward aber bei einem Ausfall am Hainholze, westlich der Stadt, im Sommer 1316 von den Bürgern unter Vorstritt der Hutmacher dergestalt aufs Haupt geschlagen, so viele vornehme Herren wurden in den Thurm eingebracht, daß der Rest umsonst abzog, von den Lösegeldern der Gefangenen aber ein prächtiges Rathhaus und ein Artushof gebaut ward, wo sich tapfere Bürger zuweilen am romantischen Spuk ergötzten. König Erich zog dann seine väterliche Hand von Deutschland ab, der Friede von Templin stellte die deutsche Ehre wieder her. Markgraf Waldemar hatte indeß bei Gransee eine Niederlage erlitten und nur der Tapferkeit zweier Handwerker seine Rettung zu danken. Im Spätsommer 1319 machte ein plötzlicher Tod diesem Heldenleben ein Ende und führte für Brandenburg eine lange Periode des Unglücks und Verfalls herbei. Waldemar hinterließ keine Nachkommen, sein Neffe folgte ihm schon im nächsten Jahre ebenfalls erblos, und das weite herrenlose Land, die Schöpfung einer großen Heldendynastie, das Bollwerk Deutschlands, fiel nun einer Menge begieriger Ansprüche zur Beute. Wie Raubthiere fielen große und kleine Herren darüber her; von den größeren Herren im Norden die Herzöge in Mecklenburg und Pommern, im Süden und Osten der Landgraf von Thüringen, die Herzöge von Schlesien und der Böhmenkönig Johann, welcher einen Theil der schlesischen Erwerbungen Brandenburgs und die Oberlausitz mit Görlitz und Bautzen an sich riß; sowie der Polenkönig Lotto von Krakau, der verwüstend über die Oder hereinbrach. Vom Westen her kamen die Verwandten des Hauses, der Fürst von Anhalt und der Herzog von Sachsen. Außerdem kam der Herzog von Braun-

schweig, welcher Waldemar's Wittwe, Agnes, heirathete und deßhalb die Altmark, Landsberg, die Pfalz und Sachsen als Witthum forderte; erst traten sie fast Alle als Vormünder des unmündigen Heinrich auf, und da dieser bald starb, als Erbnehmer; anderer Seits nahm auch der Erzbischof von Magdeburg die Mark als heimgefallenes Lehen in Anspruch. An ein Eingreifen der Reichsgewalt war nicht zu denken: zu solchen Dingen hatten die streitenden Gegenkönige nicht Zeit und Kraft. Den Städtern blieb es überlassen, Land und Landfrieden nothdürftig zu schirmen. Die Landstädte waren für die einzelnen Länder das geworden, was die Reichsstädte dem Reiche waren. Aber freilich, hier wie dort rächte sich dann bald der Mangel einer Einheit, eines starken Führers. Es kam nur zu vereinzelten, localen Bünden. Frankfurt, Lebus und die Städte der Neumark erkannten den Herzog Wratislav V. von Pommern als den Landesherrn an; die Ukermärkischen gaben sich unter Mecklenburg; Stendal und die altmärkischen Städte verbanden sich zu Schutz und Trutz wider Jedermann, der sie kränken werde; dreiundzwanzig Städte der Mittelmark und der Niederlausitz endlich unter die Führung von Brandenburg, Berlin und Kölln, nahmen in ihr Landfriedensbündniß die Anerkennung des stammverwandten Herzogs von Sachsen auf.

Indeß hatte Ludwig die Schlacht bei Ampfing gewonnen und begann sich zu fühlen. Er wagte es, dem unverschämten König Johann die zu Allem, was er bereits bekommen, geforderte noch weitere Belehnung mit sämmtlichen brandenburgischen Ländern zu verweigern, dieselben vielmehr nebst der Kurwürde seinem eignen achtjährigen Sohn Ludwig zu verleihen. Durch Verlobung desselben mit einer Tochter des Dänenkönigs erwarb er ihm einen Helfer im Norden, die Mark Landsberg mit der Pfalzgrafschaft verlieh er an Anhalt, vorbehaltlich des Rückfalles an Brandenburg, auch die andern Streittheile, Böhmen, Sachsen, Braunschweig, Magdeburg, Meißen wurden mit Stücken abgefunden; gern nahmen auch die Städte den neuen Herrn auf, der ihnen neue Hoffnung besserer Zeiten und neue Freiheitsbriefe brachte, und Ende 1323 hielt der neue Markgraf Ludwig mit dem Pfleger, 1323
dem staatsklugen Grafen Berthold von Henneberg, seinen festlichen Einzug.

So that Ludwig, was alle Vorgänger und niemand mehr als

die Lützelburger bereits gethan hatten, er suchte durch ein rechtmäßig heimgefallenes Land sein eignes machtloses Haus zu stärken. Aber diese Bereicherung seines Hauses ward ihm vom König Johann sehr übel genommen; denn nicht dazu hatten ihn die Lützelburger auf den Thron gehoben. So geringen Respect bezeugte Johann seinem selbstgewählten König und Herrn, daß er schon Ende 1322 hinter dessen Rücken mit den Habsburgern Friede machte und Ludwig mit der Nachricht von der Freilassung des Herzogs Heinrich überrascht ward. Derselbe kehrte zwar, da die Bedingungen seinen Brüdern mit der Ehre des Hauses unvereinbar schienen, freiwillig in sein Gefängniß zurück — ein schöner Zug in so verderbter Zeit — doch kam im Herbst 1323 durch Vermittlung des Königs von Ungarn der Friede zu Stande, welcher dem Johann außer verschiedenen Grenzbesitzungen die lange erstrebte Herausgabe der Urkunden über die Nachfolge in Böhmen einbrachte. Gegen die Habsburger und wegen Böhmens hatten die Lützelburger den Ludwig auf den Thron gerufen, jetzt war Johann der erste, der sich mit den Habsburgern um Böhmen verglich und dafür den Ludwig preisgab. Er verpflichtete sich, dem Letzteren fernerhin keine Hülfe mehr aus Böhmen und Mähren, sondern höchstens 200 Helme aus Lützelburg zuzuführen! Dagegen spielte ihm Ludwig gleichzeitig einen schlimmen Streich. Er vermählte seine Tochter Mechthildis dem Landgrafen Friedrich, welcher seine verlobte Braut Guta, Johann's Tochter, dem Vater heimschickte. Dergleichen Dinge waren in dieser verwilderten Zeit an den Fürstenhöfen nicht selten; Johann selbst hat es noch ärger getrieben. Dem Landgrafen versetzte Ludwig zur Mitgift „nach dem von seinen Vorfahren gegebenen Beispiel" die alten Reichsstädte Nordhausen und Mühlhausen, die sich auf diese Weise zum Lohn langjähriger Reichstreue und schwerer Opfer an ihren Erbfeind verschachert sahen.

1324 Glücklicherweise waren sie noch kräftig genug, sich mit den Waffen zu widersetzen. Ludwig selbst vermählte sich im Frühling 1324 mit der Gräfin Margarethe von Holland und Hennegau. Die im „Rosengarten" zu Köln mit großer Pracht gefeierte Hochzeit — 11,000 Ritter waren zu Gaste — stach seltsam ab von dem Elend des Vaterlandes, über welches nach kurzer Rast wieder neues Unheil, ärger als vorher, hereinbrechen sollte.

Denn von allen Seiten zogen sich jetzt schwere Gewitter über dem Reiche zusammen. Die Habsburger hatten Hülfe in Ungarn, Deutschland und Frankreich gesucht. Herzog Leopold, die Seele und der Führer des Hauses, hatte keinen anderen Gedanken, als den Bruder ohne allzugroße Minderung seiner Ehre zu befreien. Ein düsterer Gram lag seit der Gefangenschaft Friedrich's über dem starken Helden. Vergebens suchten ihn schöne Frauen, denen er nur allzu ergeben war, zu zerstreuen. Er hatte auch friedliche Mittel versucht und dem Ludwig die Reichs-Insignien zustellen lassen, ohne die Befreiung des Bruders damit zu erlangen. Denn Ludwig verlangte vollständige Abdankung und hierzu wollten sich die Habsburger um keinen Preis verstehen. Auch die düstern Zauberkünste verschmähte Leopold nicht; doch der frömmere Bruder ließ sie sich verbitten. Dann begann er mit grimmigem Zorne im Sommer 1324 wieder den Krieg in Schwaben und Baiern und machte ein reichsverrätherisches Bündniß mit dem König Karl von Frankreich.

Der französische Hof hielt jetzt die Zeit für gekommen, wo er seine längst vorbereiteten Pläne ausführen und die zum Handelsartikel gewordene Krone der Deutschen — nicht durch Eroberung, denn noch fürchtete man die Tapferkeit der Deutschen, sondern durch Intrigue — mit der französischen vereinigen könne. Die mächtigsten deutschen Reichsfürsten, die Habsburger und Johann von Lützelburg, hatten sich um diese Zeit den Franzosen in die Arme geworfen. König Johann, von jeher mehr Franzos als Deutscher, lebte gewöhnlich in Paris; dorthin kehrte er stets nach weiter Ritterfahrt zurück; dort ließ er seine Kinder erziehen, dort hielt er Hof; er sagte selbst, nur in Paris, wo Turnier und ritterliches Gelage nimmer aufhörten, könne er es aushalten. Er vermählte seine Schwester dem französischen König; seinen ältesten Sohn Wenzel ließ er nachträglich umtaufen in Karl und gab ihm den französischen König zum Pathen. Da er ohnedies mit Ludwig zerfallen war, so ging er mit großem Eifer auf die französischen Pläne ein. Wesentlich auf französisch-ungrischen Betrieb — der König von Ungarn war französischer Abkunft, die Kronen Frankreich, Neapel und Ungarn hingen mit einander zusammen — hatte er auch Frieden mit den Habsburgern gemacht. Als das dritte und

furchtbarſte Werkzeug ſetzte Frankreich jetzt die päpſtliche Curie in Avignon in Bewegung.

Nach langer Erledigung des päpſtlichen Stuhles waren die zu Lyon eingeſchloſſenen Kardinäle am 7. Auguſt 1316 durch die Liſt und Gewalt des Grafen Philipp von Poitiers, der wenig Monate ſpäter ſelbſt König von Frankreich wurde, gezwungen worden, einen Kanzler des Königs, den Kardinal Jean von Cahors zu wählen, der als Johannes XXII. den päpſtlichen Thron beſtieg. Er war bei ſeiner Thronbeſteigung 72 Jahre alt, von winzig kleiner Figur, todtenblaß und hager, mit einer dünnen, kreiſchenden Stimme; eigenſinnig, rachſüchtig und durch jeden Widerſpruch, falls er nicht von ſeinem Herrn, dem König von Frankreich ausging, zum heftigen Zorne aufgeregt. Mit der Fügſamkeit gegen dieſen verband er der übrigen Welt gegenüber eine, wie es ſcheint, krankhafte Herrſchſucht und Habſucht und das maßloſe Verlangen, ſeine Verwandten zu bereichern. Das canoniſche Recht, wie es eben durch ſophiſtiſche Federn bis in ſeine abſurdeſten Conſequenzen ausgeführt wurde, gab dieſen Eigenſchaften des Papſtes Johannes ein leider ſehr großes Feld der Wirkſamkeit. Auch ſäumte er nicht, die Clementinen als Geſetze der Chriſtenheit zu verkündigen. Je größer der Widerſtand, die Unzufriedenheit, die Verachtung wurden, mit welchen er dann ſeine Maßregeln aufgenommen ſah, deſto heftiger und maßloſer wurden ſeine Schritte. Er gehörte zu jenen gewaltſamen und unüberlegten Naturen, welche dadurch die Achtung der Menſchen erzwingen wollen, daß ſie die Gründe ihrer Abweſenheit vermehren. Das innere Verderben der Kirche ſuchte er durch äußern Prunk zu verhüllen. Siebenzig Grafen und Herren hielt er in ſeinem unmittelbaren Hofdienſt. Er regierte, wie die abſolutiſtiſchen Herrſcher ſpäterer Zeit, durch Cabinetsbefehle; die Kanzlei hatte die Winke ſeiner Cabinetswillkür, kurze, flüchtig auf Zetteln hingeworfene Zeilen, nur weiter auszuführen und in das ſalbungsvolle Gewand des päpſtlichen Curialſtyles einzukleiden. Seinem Vetter, nach einer anderen Nachricht war es ſein natürlicher Sohn, ſoll er die Einkünfte von ganz Italien zugewieſen haben. Für ſich ſelbſt häufte er unſägliche Schätze auf, fünfundzwanzig Millionen Goldgulden (18 baar, 7 in Kleinodien), hat man in ſeinem Nachlaſſe gefunden. Dabei hatte er

mit zahllosen Helfern und Werkzeugen der Erpressung, vor Allen aber mit dem König von Frankreich und den geldgierigen Höflingen zu theilen, welche er nach dem Winke seines Herrn zu Kardinälen ernannte. Alle diese ungezählten Summen wurden unter dem Namen von Zehnten, Kreuzzugssteuern, Dispensationsgeldern, Prozeßgebühren und sonstigen Titeln der Christenheit ausgepreßt. Unsere verläumdeten Könige, alle zusammengenommen, haben nicht so viel geplündert, wie dieser Papst in Einem Jahre. Johannes versuchte, was früher bloß in England durch die Beihülfe räuberischer und nichtswürdiger Könige gelungen war, über die gesammte Christenheit auszudehnen, nämlich daß von allen niederen geistlichen Stellen und Pfründen die erledigten Einkünfte ein Jahr lang für den Papst eingezogen würden. Für die Bischofsmützen und Pallien steigerte er seine Anforderungen oft zu unerschwinglicher Höhe. Neun Jahre lang befand sich der spätere Erzbischof Heinrich von Mainz im Banne, weil er den päpstlichen Erhebern von der geforderten Summe für das Pallium 4000 Goldgulden abgezogen hatte. In Spanien und Portugal wurden die Stellen unmittelbar von ihm besetzt, oder vielmehr versteigert. Die Besitzer dieser geistlichen Stellen, so schrieben damals die Könige von Spanien und Portugal, hätten keine andere Sorge, als so schnell wie möglich wieder zu Kapital und Zinsen zu kommen. Auch in einem großen Theile von Italien war dieses lang erstrebte Ziel erreicht und viele Stellen wurden nun lange Jahre gar nicht mehr besetzt, und die Einkünfte wanderten nach Avignon. Damals verweigerten in Venedig die Beichtväter den reichen Kaufherren nach päpstlichem Gebot die Sterbesacramente, um sie zu zwingen, ihre durch den sündhaften Handel mit den Sarazenen erworbenen Reichthümer dem Papste zu vermachen. Die beraubten Erben verweigerten die Herausgabe und als im Jahre 1322 Papst Johannes zwei Legaten behufs Inventarisirung und Erhebung der Vermächtnisse nach Venedig schickte, mußten sie die Stadt mit leeren Händen verlassen. Seitdem erhielten die Seestädte für schweres Geld päpstliche Freibriefe für den Sarazenenhandel.

Papst Johannes hatte dem Thronkrieg in Deutschland ruhig zugesehen, ohne sich für oder gegen einen der Könige zu erklären. Er wollte die Frist vor Allem zur Eroberung Italiens benutzen. Dort

hatten nach des Kaisers Heinrich Tode die Ghibellinen ihre Waffen keineswegs niedergelegt. In Mittel-Italien hatte Uguccione della Faggiuola, der große Feldherr der Pisaner, sogar in der berühmten Schlacht bei Montecatini am 29. August 1315 die Prinzen von Neapel und die Guelfen auf's Haupt geschlagen. Die Tapferkeit des deutschen Söldnerhaufens, der schwarzen Ritter, welche Konradin's blutiges Haupt im Banner führten, erstritt den Sieg und sühnte den Hohenstaufen im Blute des jugendlichen Karl von Anjou. Auch in Lombardien errangen die Visconti und die Scala Triumphe. Aber es fehlte ein Oberhaupt. In Deutschland wüthete der Thronkrieg und bald drangen neue Heere, mit dem für die Kreuzzüge von der Christenheit gesteuerten Gelde ausgerüstet, unter dem kriegerischen Kardinallegaten Bertrand de Pojet, des Papstes Nepoten, nach Oberitalien vor. Die Ghibellinen hatten den Ludwig als den von der Mehrheit rechtmäßig Erwählten, anerkannt; aber er war von ihnen abgeschnitten; das ganze Alpenland war in den Händen der Habsburger und diese waren verblendet genug, gegen die Ghibellinen „zu Ehren der Kirche" Heere auszuschicken; doch kehrte Herzog Heinrich um, da er sah, daß die angebliche „Ehre der Kirche" doch gar zu sehr auch gegen die Interessen des eignen Hauses gehe. Der Papst hatte die Ghibellinen, vor Allen die Visconti, für Ketzer erklärt und seit dem Frühling 1323 ward Mailand von dem Legaten belagert. Gleichzeitig gelang es jedoch dem Ludwig, unter dem Grafen von Nyffen seinen hülferufenden Parteigängern eine Truppe zu schicken, welche im Juni 1323 Mailand entsetzte, die päpstlich-neapolitanischen Streiter verjagte und die Huldigung der Lombarden entgegennahm. Hierauf erfolgte eine zornige Bulle von Avignon her und ein Kampf war eröffnet, welcher Kirche und Reich wiederum in ihren Grundvesten erschütterte.

Eine an die Kirchthüren zu Avignon angeschlagene päpstliche Bulle vom 8. October 1323 gebietet dem Ludwig von Baiern bei Strafe der Excommunication, das angemaßte, ohne päpstliche Bestätigung ergriffene Reichsregiment niederzulegen und sich wegen seiner Anmaßung und der Unterstützung von Ketzern — der Ghibellinen — vor dem päpstlichen Gerichte zu rechtfertigen; verbietet den Unterthanen Ludwig's den Gehorsam und ruft die Christenheit zum Kreuzzuge gegen

die Ketzer (die Ghibellinen) in Italien auf. Ludwig schickt hierauf eine Gesandtschaft mit gütlichen Vorstellungen nach Avignon und läßt, schimpflich genug, um Aufschub des Prozesses bitten; wenige Wochen später, vermuthlich aufgemuntert durch die Entrüstung und das Andrängen seiner Räthe, läßt er jedoch vor Notar und Zeugen zu Nürnberg öffentlich verkündigen, daß er seine Krone von der Mehrheit der Kurfürsten nach dem Rechte habe, und dem Papste kein Bestätigungsrecht zustehe. Aufgebracht über solche Ketzerei, spricht hierauf Papst Johannes am 23. März 1324 die Excommunication über Ludwig aus und belegt alle Länder und Städte, die ihm noch ferner anhängen würden, schon im Voraus mit dem Interdicte.

Der Streit, der jetzt entbrannte, erhielt bald einen weit über seine Anfänge hinausgehenden Charakter. Denn es schlossen sich der Sache Ludwig's nicht bloß die noch sparsam gesäeten Männer der Wissenschaft, darunter selbst manche Canonisten an, sondern was wichtiger war, ein großer und belangreicher Theil jener streitenden Kirche, die in früheren Zeiten den Päpsten in ihren Weltherrschaftsplänen so große Dienste geleistet hatte, jetzt aber anfing, ihnen ungestüm und reformatorisch gegenüber zu treten, nämlich der Bettelmönche. Schon unter den früheren Päpsten hatte sich ein Widerspruch gegen das herrschende System der Verweltlichung in dem Orden der Franziscaner entwickelt, welche in unmittelbarer Berührung mit dem niederen Volke geblieben, und daher als die natürlichen Träger des Pietismus aufzutreten berufen waren, der als Reaction gegen die in der Höhe herrschende Verderbniß naturgemäß aus der Tiefe aufstieg. Ein Theil der Franziscaner, die „Spiritualen", hielt nämlich jeden Besitz des Ordens für unerlaubt und wollte nach der Absicht des Stifters nur von Almosen frommer Christen leben; wogegen die Mehrheit des Ordens, die „Brüder von der Gemeinschaft", sich noch mit der Ausrede behalfen, nur der Privatbesitz sei ihnen verboten, dagegen der gemeinschaftliche der Brüder, als ein bloß scheinbarer Besitz, als eine bloße Benutzung der Güter erlaubt, deren Eigenthum eigentlich der Kirche im Ganzen zustehe. Die Spiritualen wurden endlich im Jahre 1317 aus der Kirche ausgestoßen und verschmolzen mit anderen pietistischen Ketzersecten. Papst Johannes setzte die Inquisition gegen sie

in Bewegung. Viele wurden erschlagen oder verbrannt, das Volk aber verehrte sie als heilige Märtyrer. Indessen hatte Papst Johannes durch seine Gewaltsamkeit bald auch sehr viele „Brüder von der Gemeinschaft" unter die Ketzer gedrängt; indem er auch gegen sie für seine ketzerriechenden Dominicaner Partei nahm, und auch die Lehre von dem uneigentlichen Besitze für Ketzerei erklärte. Der Kern des Streites drehte sich bald um den Satz der Minoriten, daß Christus und die Apostel kein Eigenthum besessen hätten, allerdings für einen Papst, der 25 Millionen Goldgulden zusammenscharrte, ein sehr gefährlicher und daher von ihm als Ketzerei verfolgter Satz. Doch nun sah er sich von einem großen Theile dieses mächtigen Ordens auf das Heftigste angegriffen, und der Ordensgeneral Michael von Cesena begab sich an den kaiserlichen Hof, und verklagte ihn dort als einen Ketzer. Der religiöse Fanatismus mischte sich jetzt in den Streit zwischen Kirche und Staat und stellte sich hier auf die Seite des letzteren. Aus dem Vertheidigungskriege der weltlichen Gewalt ward unter dem Einfluß der Minoriten bald ein heftiger Angriffskrieg. Schon die Erklärung, durch welche Ludwig zu Sachsenhausen im Frühling 1324, wie vor ihm Philipp der Schöne, an ein allgemeines Concilium und an einen legitimen wahrhaften Papst appellirt, verräth durch ihre Anklage gegen die „weltkundige Ketzerei" dieses „sich so nennenden Papstes" einen Minoriten als Verfasser. Uebrigens wird hier Johannes vom König öffentlich als Urheber alles Scandals und Unfriedens bezeichnet. „Er soll selbst gesagt haben, daß nur, wenn die Könige und Fürsten der Welt uneinig seien, ein rechter Papst geachtet werde; — besonders aber, daß auf der Zwietracht Deutschlands das Heil der römischen Kirche beruhe — — Ströme unschuldigen Blutes hat er seit Jahren in Deutschland fließen sehen, überall hatte er seine Agenten und Gelderheber, aber nie hat man ein Wort des Friedens von ihm gehört, nie hat er Christi Beispiel befolgt, für dessen Statthalter er sich lügnerisch ausgiebt."

Bei der Stimmung, die sich gegen das System der römischen Tyrannei längst überall, zumal im Stadtvolke, verbreitet hatte, schien es in der That, als ob die muthwilligen Angriffe des Papstes Johannes gegen den beim Volke beliebten König Ludwig ebenso scheitern würden, als

einst die viel gerechtfertigteren des großen Bonifaz gegen die Uebergriffe Philipp's und den mit allen Kurfürsten des Reiches im Kampf begriffenen, vielfach verhaßten Albrecht. Es trat auch bald zu Tage, daß auf kirchlichem Wege kein Sieg zu erlangen sei und daß die päpstlichen Donner, wie oft und laut sie auch wiederholt wurden, ohne erheblichen Schaden anzurichten, im Reiche verhallten. Es half wenig, daß Ludwig's Unterthanen wegen ihrer Treue nochmals und nochmals mit dem Inderdict belegt wurden. Wohl hielten die deutschen Bürger gar sehr auf ihren Gottesdienst; es war eine bittere, eine schwere Wahl, die ihnen gottloser Frevelmuth auferlegte; aber Rechtsgefühl und Treue waren mächtiger als der Fanatismus, und der gesunde Sinn ging den Deutschen auch in ihren elendesten Zeiten nicht gänzlich aus. Sie wußten zwischen der Religion und den Priestern zu unterscheiden. Auch zwangen sie nöthigenfalls ihre Geistlichen, den Gottesdienst, für welchen dieselben bestellt waren, pflichtmäßig zu halten. Ueberdies waren die Geistlichen selbst, namentlich der von den päpstlichen Anforderungen schwer betroffene niedere Klerus, gar nicht eilig, dem Papste zu gehorchen. Sogar die Dominicaner blieben in den meisten Städten ihren geistlichen Pflichten treu. Die rheinischen Erzbischöfe nahmen sich ihres Königs an und verweigerten die Verkündigung der Prozesse, angeblich aus Furcht vor den Bürgern. Die Bischöfe von Salzburg, Freising, Passau, die es wagten, mußten nach Oesterreich fliehen. Gern hätte der franzosenfreundliche Bischof von Lüttich publicirt, aber die Bürger wollten es nicht leiden und selbst diejenigen Städte, die zu Habsburg hielten, wie Straßburg und Basel, wollten die Bekanntmachung, angeblich aus Furcht vor den Zünften, nicht gestatten. In der That schlug das Volk in Basel den päpstlichen Nuntius todt, welcher erschienen war, um den Ludwig zu bannen. Ein dreister Lector in Augsburg, der die Veröffentlichung des Bannfluchs wagte, verdiente sich damit das Bisthum Chur. Durch welche Mittel die an Interdicte und Bannflüche gewöhnten Kölner gewonnen wurden, daß sie nach verschiedenen päpstlichen Lobesbriefen die Verkündigung endlich geschehen ließen, ist uns nicht bekannt.

So scheiterten die Lockungen zum Aufruhr fast überall am nationalen Geiste. Desto fürchterlicher waren die Folgen der römischen

Politik im Norden. Die brandenburgiſchen Länder, in denen unter den großen Askaniern Religionskriege gar nicht aufkommen konnten, ſollten jetzt dieſe Geißel ebenfalls kennen lernen. Erzbiſchof Burkhard III. von Magdeburg, ein Hierarch von der Art Konrad's von Hochſtaden, der mit dem geiſtlichen Hochmuth Ländergier und weltliche Herrſchſucht verband und ſeit Jahren die magdeburger Bürger mit einem Heißhunger bedrängte, den ſie vergebens durch immer neue Geldſummen und Zugeſtändniſſe zu ſtillen ſuchten — denn er brach ohne Scrupel die heiligſten Eide — bot ſich hier dem Papſte Johannes als ein auserwähltes Rüſtzeug dar. Er war mit der Curie befreundet; auch in dem Concil zu Vienne hat er mitgearbeitet und die Sage behauptet, er ſei der einzige deutſche Fürſt, welcher Tempelherren habe verbrennen laſſen. Seine Herrſchaftspläne fanden ſich vielfach durch Ludwig durchkreuzt. Die begehrten brandenburgiſchen Länder waren ihm entgangen und die Bürger von Magdeburg wurden von Ludwig, da ſie des Reiches Schutz anriefen, in ihren Rechten beſtätigt und dem Schirm des Markgrafen empfohlen. So wurde denn Burkhard nur um ſo mehr der erbitterte Feind des Königs und da Bannflüche in dieſen Landen am wenigſten die gewünſchte Wirkung hervorbrachten, ſo riefen Papſt Johannes und Erzbiſchof Burkhard alle Nachbarn, Dänen und Wenden, auch den Polenkönig Lotto und in ſeinem Gefolge die wilden heidniſchen Litthauer zum Kreuzzuge auf gegen die ketzeriſchen Länder und Städte von Brandenburg, um ſie dem verfluchten Geſchlechte des Ludwig's von Baiern zu entreißen.

Es folgten nun für jene Länder Scenen, deren ſchreckenvolle Erinnerung ſich Jahrhunderte lang im Gedächtniſſe des Volkes erhalten hat. Burkhard hatte eben mit den Magdeburgern wieder einen trügeriſchen Vertrag geſchloſſen. Als er vernahm, daß die Feinde nahe ſeien, brach er den Vertrag und nun ſagte ſich auch ſein Domcapitel von ihm los. Denn die Erbitterung des Volkes hatte eine fürchterliche Höhe erreicht. Die Berliner hingen den päpſtlichen Agenten, welcher gekommen war, ihren jungen Markgrafen zu bannen, an dem hohen Portale ihrer Marienkirche auf. Es heißt, die Heiden hätten ſpäter aus ſeinen Eingeweiden orakelt. Der Rath zu Magdeburg aber ließ den Burkhard, da er mit kecker Stirn in der Stadt zu er-

ſcheinen wagte, in ſeiner Pfalz greifen und verhaften und in nächtlicher Stunde durch vermummte Mörder im Rathhauskeller mit eiſernen Keulen erſchlagen. Ein Jahr lang blieb der Leichnam im Keller liegen. Indeß waren die Bürger ausgezogen und hatten endlich in heißen Schlachten, wo die von Brandenburg und Frankfurt heldenhaft ſtritten, den Feind bis über die Oder zurückgedrängt. Von den Geiſtlichen blieben die meiſten der gemeinen Sache treu und thaten unbekümmert um Interdicte den Gottesdienſt nach wie vor. Brandenburg, Berlin und Kölln, Frankfurt und andere lagen über zehn Jahre im Interdicte.

All dieſer Jammer war eine Folge der elenden Reichsverhältniſſe. In einem halbwegs geſunden Reiche hätten ſolche Dinge nicht vorkommen dürfen. Aber das Reich ſchien nur noch dazu da zu ſein, um Deutſchland mit jeder Art von Unglück heim zu ſuchen. Der Papſt und der König von Frankreich hatten ſich mit dem König von Böhmen und dem Herzog Leopold verſtändigt, an die Stelle des Ludwig den König Karl von Frankreich auf den deutſchen Thron zu bringen. Was jene beiden deutſchen Reichsfürſten betrifft, ſo brauchen wir nach dem Aequivalent für ihren Verrath nicht lange zu forſchen. Papſt Johannes trat damals dem König Johann und dem Herzog Leopold auf eine Reihe von Jahren die Kirchenzehnten in ihren Ländern ab: ſaß erſt der franzöſiſche König auf dem kaiſerlichen Throne, ſo war das Geld leicht wieder herauszuſchlagen. Der König Karl von Frankreich hatte hierauf die Frechheit, die Kurfürſten nach Bar sur Aube auf den 27. Juli 1324 zur Wahl einzuladen. Jedoch erſchien Keiner; auf einer Vorberathung zu Renſe hatte der Deutſchordens-Comthur Graf Berthold von Bucheck, ein Bruder des Erzbiſchofs von Mainz, ſeiner Entrüſtung Luft gemacht und die Kurfürſten wären am Ende bei dieſer Sache doch auch noch mehr bedroht und beſchimpft geweſen, als Kaiſer und Reich. Daher blieb, wohl auf den Rath ſeines klugen Oheims Balduin, ſelbſt der tolle König Johann von dieſem Wahltag ſeines franzöſiſchen Schwagers aus. Nur Herzog Leopold war erſchienen und verſprach dem König von Frankreich urkundlich, auf deſſen Wahl an's Reich hinwirken und ihm, wenn er nun durch Wahl oder durch päpſtliche „Proviſion" König

geworden, huldigen und Hülfe leisten zu wollen; Alles gegen enorme Versprechungen von Geld und Ländern; auch Schwyz, Uri und Nidwalden sollte er erhalten und fast die sämmtlichen blühenden Reichsstädte in den oberen Landen. Die Lützelburger hatten sich indeß mit benachbarten Fürsten verbündet und ein Heer von 70,000 Mann zusammengeworben, womit sie im Septbr. den Eroberungskrieg gegen die deutsche Reichsstadt Metz begannen. Doch mußten sie nach vergeblicher Belagerung wieder abziehen. Hier geschieht zuerst in Deutschland als eines bürgerlichen Geschosses, welches die Metzer den Italienern abgelernt hatten, der „Artillerie" Erwähnung.

Indessen war König Ludwig in der übelsten Lage. Baiern und Brandenburg waren von allen Seiten bedrängt, seine eigne Partei leistete ihm wenig Hülfe und die Lützelburger waren ihm feind. Von der Feste Burgau aus beunruhigten die Habsburger Baiern und da er
1325 sie belagerte, ward er von Leopold im Januar 1325 auf's Haupt geschlagen. Er entschloß sich nun endlich, in der Hoffnung, die Habsburger zu beschwichtigen, den Friedrich freizulassen; er begab sich selbst nach Trausnicht und entledigte den Gegner persönlich seiner Haft. Friedrich, körperlich gebrochen, und der Verhältnisse unkundig, verzichtete für seine Person auf das Reich und versprach die Freiheit benutzen zu wollen, um auch seine Brüder zum Beitritt zu bewegen. Als er im Frühling unter großem Volksjubel wieder in Wien einzog, war sein Bart lang gewachsen, sein Körper gebeugt, seine Schönheit verblichen; seine Gemahlin fand er erblindet, sie hatte sich die Augen ausgeweint. Die Brüder hielten nun einen Familienrath und Leopold fand die Bedingungen unannehmbar; hierauf kehrte Friedrich um Johannis freiwillig, dem gegebenen Worte treu, in seinen Kerker nach Trausnicht zurück. Ludwig aber hielt ihn nun wie seinen Bruder und Herzensfreund; sie arbeiteten, sie aßen und schliefen zusammen; die zärtliche Freundschaft der Jünglinge erneuerte sich jetzt im Herzen der Männer, nachdem so furchtbare Stürme des Lebens darüber hingegangen waren; sie verlobten ihre Kinder mit einander und bald führten die eifrig aufgenommenen Unterhandlungen zu einem in München am 5. Septbr. 1325 vollzogenen Vertrage, wie er eben nur unter den sonderbaren Verhältnissen des Reiches vorkommen konnte: beide

Könige vereinigten sich nämlich, gemeinschaftlich als römische Könige zu regieren. Sie wollten „das römische Reich, dazu sie Beide gewählt und geweihet seien, mit allen seinen Würden, Ehren, Rechten, Leuten und Gütern in der ganzen Welt mit einander gleich als eine einzige Person, einer nicht besser als der Andere, und Jeder nicht mehr noch minder, besitzen, haben, pflegen und handeln. Wichtige Sachen wollten sie zusammen thun und dann in dem Vorsitz wechseln, minder wichtige soll jeder für sich aber zugleich im Namen des Andern thun." — —

Diese Doppelregierung, welche von sentimentalen Schriftstellern wohl als ein schöner Moment der deutschen Geschichte gefeiert wird, war in der That nur ein trauriger Nothbehelf. Das Reich fuhr schlimm genug dabei. Die Verschleuderungen eines jeden der beiden Könige wurden nun vom andern garantirt; und um den Leopold zu gewinnen, der dem ganzen Pacte widerstrebte, versprach Ludwig Alles, was der König von Frankreich bereits versprochen hatte und noch viel mehr dazu. Und bei alle dem blieb das Verhältniß zwischen beiden Königen keineswegs ungetrübt: die politischen Dinge lassen sich nun einmal nicht wie persönliche Herzens-Angelegenheiten behandeln. Der ganze Vertrag hatte so wenig inneren Halt, daß sein Inhalt gar nicht officiell bekannt werden durfte; denn schon hatte der Papst, welcher von Spionen gut bedient war, den deutschen Fürsten Kunde gegeben und sie auf ihre schwer bedrohten Wahlrechte aufmerksam gemacht; schon war es auf einem Hoftage Ludwig's zu den heftigsten Scenen gekommen; schon hatte Pfalzgraf Adolf begonnen, vacante imperio Reichslehen auszuthun. Es war ein Glück für Ludwig, daß sein gefährlichster Widersacher, der gewaltige Herzog Leopold, schon im Februar 1326 einem Fieber erlag. Der gebrochene König Friedrich war 1326
seiner besten Stütze beraubt. „O du Herzog der Herzöge, du Preis der Ritterschaft," so klagte er, „was hilft mir nun noch das Leben? Ohne Rath und Trost stehe ich nun in dem Wogengetöse der Zeit!" In einem geheimen Vertrage, der kurz vorher in Ulm abgeschlossen, hatte Ludwig dem Friedrich die wenig beneidenswerthe Aufgabe, Deutschland „mit oder ohne der Fürsten Willen" zu regieren, ganz überlassen und erhob sich im Januar 1327, um einen lang gehegt- 1327

ten Plan endlich zu verwirklichen, nämlich um Italien und die Kaiserkrone und mit derselben frisches Ansehn zu gewinnen.

Es war nicht die Absicht Ludwig's, mit den hundert Rittern, die ihn nach Trident begleiteten, Italien zu erobern. Er wollte nur mit den Ghibellinen ein vorläufiges Parlament halten, fand aber zu Trident die Zustände Italiens so beschaffen, daß er rasch seinen Plan veränderte. Außer den berühmtesten Machthabern hatten sich nämlich Abgeordnete aus den meisten Städten eingefunden und beschworen ihn, die Rechte des Reiches wahrzunehmen. Sie boten ihm ihre Waffen und Reichthümer an und drohten, daß bei längerer Ungewißheit sie sich nach einem anderen Oberhaupt umsehen würden. So groß war in Italien die Erbitterung über die Bedrückungen der Curie und ihrer neapolitanischen Helfer. Bereits im März brach daher Ludwig von Trident auf, zog, überall den Frieden herstellend, die Gefangenen begnadigend, seine fürstlichen Anhänger belehnend, aber auch die Bürgerschaften durch Bestätigung ihrer Verfassungen gewinnend, nach Mailand, wo ihm unter großem Jubel des Volkes zwei vom Papste excommunicirte Bischöfe am 31. Mai die wiederaufgefundene eiserne Krone der Lombarden aufsetzten. In Mailand machte sich Ludwig sehr beliebt, indem er dem Galeazzo Visconti wegen Volksbedrückung den Prozeß machen ließ und ihn von der Regierung entfernte, den Bürgern ihre freie Verfassung zurückgab; auch ihre Kriegssteuer, welche die Visconti bereits erhoben und unterschlagen hatten, diesen wieder abnehmen ließ. Er entfremdete sich damit zwar viele vom hohen Adel, aber noch wagten sie nichts gegen ihn zu unternehmen. Ueberhaupt steht die Politik Ludwig's in Italien zu der seines Vorgängers, des romantischen Fürstengönners Heinrich in einem sehr wohlthuenden Gegensatze. Er setzte sich auch sofort mit König Friedrich von Sicilien und dessen Sohn in enge Verbindung und bereitete eifrig den Feldzug gegen Rom und Neapel. Dringend rief er seine Anhänger in Deutschland zu Hülfe. „Säume doch ja nicht länger," so schreibt er seinem Schwiegervater, dem Grafen Wilhelm von Holland. „Fordere kein Geld, sondern nimm nur gleich, was du willst und magst. Durch Gottes Gnade sind unsere Hände stets weit geöffnet." Aber Zuzug und Geldhülfe trafen nur spärlich

ein. Erst im Decbr. konnte Ludwig von Pisa aufbrechen. Nach einem beschwerlichen Marsche durch die Maremma kam er am 2. Januar 1328 in Viterbo an. Schon bei seinem Einzug in Italien hatte sich Rom im Aufstande erhoben, die Guelfen verjagt und mit festlichem Pompe zog ihm nun die jauchzende Bevölkerung fünf Meilen weit entgegen. Am 7. Januar hielt er mit 4000 Rittern seinen Einzug in die ewige Stadt; eine auf dem Kapitol gehaltene Volksversammlung rief ihn auf ein Jahr zum Senator der Stadt aus; sie schmückten ihn mit dem goldnen Reif und dem Reichsapfel; in der Petrskirche ward er mit der Gemahlin Margarethe, am 13. Januar, durch zwei vom Papste excommunicirte Bischöfe als römischer Kaiser gekrönt.

Vergebens hatten die Römer bisher den Papst Johannes auffordern lassen, seinen Thron wieder da zu besteigen, wo ihn der Apostel Petrus aufgerichtet habe. Außer Stande, diese Forderung zu erfüllen, aber doch nicht ohne Furcht vor den Folgen, hielt Johannes die Botschafter mit Zusicherungen, Vorwänden und scherzhaften Reden hin; warnte sie aber sehr vor den Deutschen, „von denen ihre Vorfahren alle Zeit so schwer bedrückt und beschimpft worden seien." Indeß war den durch die Verlegung des Papststuhls verarmten Römern die Geduld ausgegangen und sie hatten deßhalb den Ludwig fast wie einen Gott begrüßt. Wie einst vor vierhundert Jahren das römische Volk den Papst Johannes den Abtrünnigen vor dem Richterstuhl des Kaisers Otto des Großen, so verklagten jetzt Populus und Plebs vor Kaiser Ludwig den Johannes, welcher sich Papst nenne und zum Scandal der heiligen Kirche jenseits der Berge sein Wesen treibe, als einen frevelvollen Ketzer. Sie forderten einen neuen Oberpriester, der mit einem neuen Kardinals-Convente des heiligen Amtes am Sitze der Kirche geziemend pflege, weil beiderlei höchstes Tribunal, das weltliche und das geistliche, in der Stadt Rom seine Stätte habe. Hierauf berieth sich der Kaiser mit seinem Gefolge und nach dem Gutachten seiner Räthe, namentlich des Marsilius aus Padua, eines beredtsamen, gelehrten Mannes, welcher früher Rector der Universität Paris, jetzt Leibarzt und Theolog des Kaisers war, und des Ubertinus aus Genua, eines klugen und sinnreichen Mönches, sowie nach

dem Ausspruch vieler anderer berühmter und kundiger Männer ward beschlossen, daß in dieser Sache allerdings dem Willen des Senates und Volkes von Rom Folge zu leisten sei. Jene beiden Männer schrieben damals unter Anderem das berühmte Buch defensor pacis. Es enthält diese Schrift neben einer furchtbaren Schilderung der päpstlichen Politik bereits die tiefgreifendsten kritischen Untersuchungen über das ganze Papstthum und dessen historische Entstehung. Es wird hier bereits nachgewiesen, daß zwischen den Aposteln kein Rangunterschied gewesen sei und daß Petrus gar nicht in Rom gewesen sei. In dieser Schrift des kaiserlichen Ministers wird bereits dem ganzen Papstthum der Boden unter den Füßen weggezogen. Unter den gelehrten und frommen Männern, die sich damals um Ludwig schaarten, befand sich auch der „ehrwürdige, unüberwindliche Doctor" William Occam, Provinzial der Franziscaner in England. Er hatte sich dem Ludwig in Pisa angeschlossen. „Vertheidige Du mich mit dem Schwerte," rief er, „ich will Dich mit der Feder vertheidigen." In der That war es dahin gekommen, daß gerade die frömmsten und tiefsinnigsten Theologen am heftigsten verfolgt wurden. So auch der deutsche Dominicaner Eckard, „welcher mehr wissen wolle als nöthig sei." „Wenn diese weltlich-geistliche Allmacht des Papstes," so schrieb Occam in seinen dem Kaiser gewidmeten acht Fragen, „begründet wäre, dann wäre das Evangelium im Verhältniß zum mosaischen Gesetze nicht das Gesetz der Freiheit, sondern das Gesetz der ärgsten, unwürdigsten Knechtschaft." Auch er bringt beiläufig auf Concilien, durch welche sich die Kirche selbst regieren und läutern müsse. Doch zunächst drängte der Eifer der Römer und der kaiserlichen Räthe zu sehr gewaltsamen Schritten. Es ward ein förmliches Prozeßverfahren eröffnet, in dessen Folge am 18. April 1328 auf der Platform vor der Peterskirche vor dem zum Parlamente versammelten römischen Klerus und Volke der „sogenannte Papst Johannes XXII." wegen acht verschiedener Ketzereien für abgesetzt, gebannt und geächtet erklärt, auch zehn Tage später als Ketzer und Hochverräther am Reiche zum Tode verurtheilt und unter großem Zulauf des Volkes in effigie verbrannt wurde. Darauf ward am Himmelfahrtstage, am 13. Mai der Minorit Peter von Corvara, ein frommer und unbescholtener Priester, in altherkömmlicher

Weise vom Kaiser als Papst bezeichnet, vom Volke gewählt, hierauf vom Kaiser bestätigt und als Papst Nicolaus V. eingeführt.

Durch diese extremen und leidenschaftlichen Maßregeln that sich Kaiser Ludwig in der Meinung der Zeitgenossen großen Schaden. Er ließ sich allzusehr hinreißen und verblenden durch die wissenschaftliche Begeisterung seiner Räthe und durch das Strohfeuer der römischen Eitelkeit, welches damals durch klassische Erinnerungen wieder angefacht wurde und zwanzig Jahre später unter dem Volkstribunen Cola di Rienzo noch phantastischer aufflackern sollte. Dagegen war die übrige Christenheit zwar in tiefer Aufregung begriffen; deßhalb aber noch keineswegs auf so neue und unerhörte kirchliche Dinge vorbereitet. Jene hochwichtigen Aeußerungen wissenschaftlicher Kühnheit hatten daher noch keinen praktischen Halt und konnten den Schritten des Kaisers keinen dauernden Nachdruck geben. Freilich hatten auch frühere Kaiser Päpste ein- und absetzen lassen. Aber seitdem hatten sich die Zeiten sehr geändert und schon der Kaiser Friedrich Rothbart hatte gegen den Widerstand der übrigen Könige seinen Papst nicht mehr durchsetzen können. So kamen denn die unüberlegten Schritte Ludwig's nur dem Papste Johannes zu Gute; welcher einer solchen Hülfe gegen den Kaiser gar sehr bedurfte.

Denn Papst Johannes hatte seit einigen Jahren alle seine Anstrengungen scheitern sehen. Schon die Nachricht von der Versöhnung und Freundschaft der beiden Gegenkönige hatte ihn sehr erschreckt. „Auch er," so schreibt er dem Könige von Frankreich, „habe von dieser unglaublichen Geschichte vernommen und sichere Berichte darüber eingezogen. Es stecke etwas dahinter; in seinen Berichten stehe, es sei der Plan, den Friedrich als König in Deutschland zu lassen, indeß Ludwig nach Italien ziehen wolle. Das sei eine in ihren Folgen gar nicht zu übersehende ganz ungeheure Gefahr, und der König von Frankreich möge deßhalb thätiger sein als bisher." Aber der französische Hof war damals mit anderen Dingen beschäftigt. Er stritt mit England wegen aquitanischer Länder. Der elende König Eduard II., des ersten Eduard unähnlicher Sohn, bot noch nähere Aussichten dar, als Kaiser Ludwig. Eduard's Gemahlin, Isabelle die Schöne, Karl's des Schönen Schwester, Philipp's des Schönen Tochter, hielt sich dazumal mit ihrem Buhlen, dem schönen Mortimer, in Paris auf,

verrieth Provinzen ihres Gemahls an Frankreich und landete endlich mit einem meist aus Deutschen geworbenen Söldnerheere in England, entthronte den Gemahl und brachte (24. Januar 1327) ihren Sohn Eduard III. zu Westminster auf den Thron. Folgenden Jahres starb ihr Bruder Karl von Frankreich, der letzte Capetinger. Eduard als Schwestersohn erhob Anspruch auf die Krone. Aber die Franzosen wollten einen eignen König behalten und setzten den Philipp von Valois auf den Thron, welcher die neue Dynastie sofort durch einen Eroberungskrieg gegen Flandern zu befestigen suchte. Durch alles dieses sah sich der Papst in seinen Hoffnungen auf französische Hülfe gegen den Kaiser hingehalten. Die habsburgische Partei im Reiche selbst war nicht zu gewinnen, da es offenkundig geworden, daß der Papst einen französischen Prinzen auf den Thron heben wolle und auch die Anerkennung Friedrich's angeblich deßhalb verweigert habe, weil derselbe sein Recht durch die Waffen und nicht ausschließlich vor dem Richterstuhl des Papstes gesucht habe. Vergebens hatte Johannes den Friedrich auf sonstige Weise für sich zu gewinnen gesucht, namentlich ihn unaufgefordert von seinen Eiden absolvirt und ihn sogar mit Excommunication bedroht, falls er sie dem Ludwig halten werde. Die Aufhetzungen Leopold's, welchem er mittheilen ließ, daß ihn sein Bruder Friedrich getäuscht, ihm Manches verschwiegen habe, wurden durch Leopold's Tod beendigt. Die Bannflüche wurden zwar periodisch erneuert, aber dadurch nicht wirksamer; auch der Polenkönig wollte dem Rufe zur Kreuzfahrt gegen die Nachbarn nicht ferner gehorchen und machte Frieden mit Brandenburg. Gleiches Schicksal hatten die Aufhetzungen der Deutschordensritter. Die wiederholten Versuche, die deutschen Kurfürsten durch Hervorhebung ihrer durch den Vertrag der beiden Gegenkönige gefährdeten Wahlfreiheit zu einer Neuwahl zu bewegen, blieben ohne Ergebniß. Endlich war Johannes auch mit den Lützelburgern zerfallen. Im Septbr. 1328 starb nämlich Mathias von Mainz, das Kapitel wählte den Balduin von Trier, der Papst erhob den einflußreichen Grafen Heinrich von Virneburg, einen Vetter des gleichnamigen Erzbischofs von Köln. Dieser Mann war weder als Priester noch als Bischof geweiht, erhielt aber gleichwohl die erzbischöflichen Befugnisse, „insbesondere soweit sie eine römische Königs-

wahl beträfen" sogleich zugewiesen. Aber der Stiftsadel ergriff die Waffen gegen ihn und lieferte dem Balduin die festen Plätze aus. König Johann unterbrach seine weiten Eroberungsfahrten und eilte dem Oheim zu Hülfe. Ein heftiger Stiftskrieg entbrannte und durch alles dies ward der Böhmenkönig der Curie entfremdet und neigte sich wieder auf des Kaisers Seite.

Nur in Italien, gerade dort, wo man noch so eben den Kaiser nicht bloß wider den Papst zu Hülfe gerufen, sondern auch zu den extremen Schritten gedrängt hatte, sah sich Ludwig zuerst wegen eben dieser Schritte wieder verlassen. Die in ihrer Herrschaft von ihm gestörten Machthaber, die Visconti und die Este, fielen von ihm ab. Um dieser „Ketzer" willen hatte der Kampf begonnen; sie waren die Ersten, sich der Curie wieder zu unterwerfen und wurden sehr bereitwillig in den Schooß der Kirche wieder aufgenommen. Nur die Sicilianer leisteten dem Kaiser treue Hülfe; aber König Robert von Neapel schloß sich in seine Burgen ein und zu einem längeren Feldzuge und weitläufigen Belagerungen fehlte es dem Kaiser bald an Truppen und Geld. Als die wankelmüthigen, durch die abgeschnittene Zufuhr mit Hunger bedrängten Römer sahen, daß Ludwig's Kräfte nicht ausreichten, fielen sie wieder ab, verjagten seinen Papst und dessen Anhänger und nahmen eine neapolitanische Besatzung auf. Der Gegenpapst trat nachher in Unterhandlungen mit Avignon und legte seine Würde wieder ab. Noch verbrachte Ludwig das Jahr 1329 mit Kriegszügen in Lombardien; vergebens belagerte er Mailand; auch ein Anschlag auf Bologna mißlang. Obwohl ihm viele Städte noch treu blieben — die eine Stadt Lucca steuerte in einem Jahre 95,000 Goldgulden zum Kriege — so sah er sich doch bald außer Stande, den bereits viel mächtigeren Fürsten, die ihn sammt und sonders offen oder heimlich verriethen und jetzt mit Neapel, dem Papste und den Guelfen gemeinsame Sache machten, ohne Zuzug aus Deutschland die Spitze zu bieten. Um diesen Zuzug, der trotz seiner Hülferufe ausblieb, persönlich zu betreiben und dann alsbald nach Italien zurückzukehren, begab sich Ludwig Anfangs 1330 wieder nach Deutschland. 1330

In Deutschland aber ging es wüst und gräulich her. Am Rheine kriegten die Lützelburger und Virneburger und bald sah sich auch das

Stadtvolk in dieſen Strudel geriſſen. Da die Lützelburger als Unterdrücker der Bürgerfreiheit berüchtigt waren, wollten die Mainzer nichts vom Balduin wiſſen, ſperrten ihm die Thore und ſchleiften die heiligen Gebäude auf dem Jacobsberge, um Feſtungswerke zu bauen. Darauf zog die Pfaffheit zornig in's Rheingau. So hatte die Stadt zugleich mit dem Papſte, weil ſie treu am Kaiſer hielt, ſowie mit den Fürſten und mit den Pfaffen zu kämpfen und ward daneben bereits von ſchweren inneren Händeln zerriſſen. In Norddeutſchland kriegten die Brandenburger mit Polen und Pommern, dieſe mit Mecklenburgern und Dänen wegen der Erbſchaft des Herzogs von Wolgaſt und Rügen. Doch retteten die Bürgerheere von Greifswalde und Demmin den Kindern ihres Herzogs das Erbe. Die Herzöge von Stettin erklärten aus Haß gegen Brandenburg und den Kaiſer ihr Land für ein päpſtliches Lehen und leiſteten September 1330 den Legaten einen Vaſallen-Eid. In Mitteldeutſchland ſchlugen ſich die Heſſen mit den Mainziſchen in gewohnter Weiſe herum, wobei ſich dies Mal die Frankenberger und die Marburger weidlich hervorthaten. In Thüringen erwehrten ſich die Reichsſtädter des Landgrafen mit altgewohnter Tapferkeit. Zugleich tobte hier der Kampf der Zünfte und Geſchlechter und ward von Außen zu giftigem Haſſe angeſchürt. Die Geſchlechter wurden aus Nordhauſen verjagt, verbanden ſich mit den Grafen und überrumpelten Nachts die Stadt. Schon war der Bürgermeiſter im Straßenkampfe gefallen, da mußten die Eindringlinge vor der verzweifelten Gegenwehr weichen. Die Weiber ſchütteten ſiedende Maiſche von den Dächern. Vierzehn Herren vom Adel wurden gefangen, verurtheilt und gerädert. Alljährlich ſpeiſ'te ſpäter die Stadt zu Ehren dieſes Tages ihre Armen und ſtiftete einen Denkſtein auf dem Rathhauſe. Wegen Erbverbrüderung und Erbfolge in den Ländern des Landgrafen Friedrich arbeiteten Heſſen und Baiern einander entgegen. Ein weiterer Köder zur Feindſchaft gegen den Kaiſer war für Heſſen, daß Papſt Johannes den Landgrafen Otto von Heſſen zum Erzbiſchof von Magdeburg erhoben hatte. Dieſer geſcheidte Herr vermied die brutalen Wege ſeines Vorgängers Burkhard. Er war freundlich und nachgiebig gegen die Zünfte, die bislang die eifrigſten Anhänger des Kaiſers geweſen. Er überredete ſie, daß ihre Seelen durch den Wider-

stand des Rathes gegen die heilige Kirche gefährdet seien. So kam es bald zu hellem Zwiste. Doch die beiden großen Zünfte, die Gewandschneider und Kramer, hielten zum Rathe. Schon hatten beide Parteien die Waffen erhoben, und nun erwarb sich der Bischof den Dank der Stadt durch seine Vermittelung. Der Papst ward durch die Verbannung des Raths, als der Mörder Burkhard's, versöhnt; die geringen Zünfte erhielten die Mehrheit der Stimmen im Rathe, ja, in wichtigen Fragen sollten Urversammlungen in Plebisciten entscheiden. Nun dauerte es nicht lange, bis die Schöffen ganz vom Rathe ausgeschlossen und die patricischen Familien ihrer Rechte, ja ihrer Heimath beraubt wurden und der Erzbischof an's Ziel seiner Wünsche gelangte. Schon im Jahre 1333 leistete die Stadt den Huldigungseid, für dessen Abwehr die Väter Ströme Blutes vergossen hatten.

Friedrich der Schöne, den Ludwig als Reichsregenten zurückgelassen, hat, so viel wir wissen, in diese Zustände des Reiches nirgends mehr eingreifen können. Müde und gebrochen, starb er am 13. Januar 1330, in denselben Tagen da Ludwig zurückkehrte, auf seiner Burg Guttenstein und ward im Kloster Maurbach begraben. Während der letzten Jahre seines Lebens sah er sich überdies in seinen Erblanden in traurigster Weise beschäftigt. ~~Sein Bruder Heinrich war~~ schon Februar 1327 gestorben; Herzog Otto aber, aufgestachelt durch die baierische Gemahlin, fing jetzt, wie es im baierischen Hause unvordenkliches Herkommen war, Erbhändel mit den Brüdern an. Er wollte theilen, um in seinem Theilchen alleiniger unbeschränkter Herr zu sein. Dem widersprachen die Brüder standhaft; denn alle besseren Fürsten hielten ihre Länder gern ungetheilt beisammen; gerade hierauf beruhte ja die Macht der Habsburger, wie ehedem im Norden die Macht der Askanier. Darauf rief Otto die Ungarn in's Land, der König Johann von Böhmen kam ungerufen und wollte das Ganze erhaschen. Es folgte ein schrecklicher Krieg und endlich ein schlechter Frieden. Auch für Oesterreich hatten jetzt traurige Tage begonnen.

Der Kaiser Ludwig endlich hätte, auch wenn er sonst im Stande gewesen wäre, von Italien aus dem Reiche wenig geholfen. Seine Sorge war von dort her nur auf die Erblande gerichtet. Er suchte des Markgrafen Ludwig von Brandenburg Länder zu vermehren und

bestätigte zu Pavia im August 1329 die berühmte Haupttheilung von Oberbaiern und Pfalz. Die Söhne und Enkel seines Bruders erhielten die Rheinpfalz und die Oberpfalz; Ludwig behielt das Herzogthum Baiern-München. Die Kurstimme sollte zwischen Baiern und Pfalz wechseln. Im Uebrigen hatte Ludwig auch nach seiner Rückkehr die Gedanken nur auf Italien gerichtet. Kein Opfer ward gescheut, um Kriegshülfe zu erlangen. Doch hauptsächlich rechnete Ludwig jetzt auf die versprochene Hülfe des kriegsberühmten Königs Johann, der sich sehr für Italien interessirte. Er lag aber damals krank in Lützelburg, und bis zur Wiedergenesung, schreibt Ludwig nach Italien, müsse der Zug leider anstehen. So kam der Sommer und Herbst und brachte keine Hülfe, aber neuen Krieg gegen die Habsburger im Elsaß, welchen König Johann, nicht ohne sich und den Habsburgern eine Anzahl Reichsstädte versprechen zu lassen, schlichtete. „Nun endlich", schreibt Ludwig den italischen Getreuen, „nun endlich ist durch Vermittelung des erlauchten Königs von Böhmen Alles auf ewige Zeiten geordnet; durch ganz Deutschland sind die Mißverhältnisse beseitigt, nie können sie wiederkehren. Nun wird ganz Deutschland zu Hülfe eilen und mit großer Heeresmacht über die Alpen steigen." Aber wie sehr sollte er enttäuscht werden! Allerdings nahmen sich die Kurfürsten jetzt seiner etwas kräftiger gegen den Papst an, der zu seinem großen Zorne durch eine Gesandtschaft des Böhmenkönigs, des Pfalzgrafen und des Kurfürsten von Trier zum Frieden gemahnt und ersucht ward, den Ludwig als Kaiser anzuerkennen, wogegen dieser den Gegenpapst aufgeben und sich der Kirche wieder anschließen solle. Aber die versprochene Hülfe gegen Italien unterblieb. Ludwig hatte Zeit, den Herbst und Winter in Baiern und Schwaben an der Herstellung des Landfriedens zu arbeiten.

Aus dem wilden Fehde-Getümmel der Zeit zog Niemand größeres Behagen und größeren Vortheil, als der ritterliche König Johann von Böhmen. Binnen drei Jahren hatte er Schlesien, Polen, die Niederlande, Oesterreich, Preußen und Litthauen, dann wiederum Masovien und Schlesien, und endlich wieder die Rheinlande mit mannichfachen Kriegsfahrten heimgesucht. Man wußte fast nie, wo er eigentlich sei; die Boten konnten ihn nur schwer finden; ein Mal entschwindet er

auf neun Monate dem spähenden Blicke der Geschichtsforscher. Daß dieser fahrende Ritter, der zwar schlau und verschlagen genug war, aber doch jeder bedeutenden Eigenschaft entbehrte, gleichwohl im Reiche so gänzlich dominirte, bezeugt mehr als Alles des Reiches tiefe Zerrüttung, in welcher eine nur halbwegs geschlossene Macht wie Böhmen schon ein großes natürliches Uebergewicht erlangen mußte. Das um die Mitte dieser Periode in zwanzig Herzogthümer zerfallene Schlesien hatte ihm natürlich nicht widerstehen können, Polen und Schlesien waren wieder böhmische Lehen, alle Fürsten suchten Johann's Gunst und im Reiche herrschte das Sprüchwort „daß ohne Gottes und des Böhmenkönigs Hülfe Niemand etwas ausrichten könne." Darüber vergaß der czechische Nationalstolz zuweilen die schlechte Wirthschaft des Königs Johann und die Stände leisteten immer neue Beihülfe. Freilich sah es in Böhmen bald übel genug aus. Es ward, der Regierung beraubt, eine Beute des Adels und der Anarchie. Ganze Landschaften wurden Wüsten; der Verkehr war durch Unsicherheit und Münzverschlechterung gelähmt. Der König Johann, im Auslande wegen verschwenderischer Pracht und Ritterlichkeit gepriesen und besungen, ward in Böhmen vom Volke gehaßt und verachtet; hochfahrend und habgierig, fremde Rechte, besonders die ständischen und nationalen Rechte in französischer Ritterweise verachtend, dabei aber doch von den Ständen abhängig, stürzte er Böhmen in fortwährende Aufstände. Selten genug ließ er sich im Lande blicken, und dann hatte es sicher neuen unerschwinglichen Druck zu bedeuten; ohne Freude sah man ihn kommen, und wenn er ging, so folgte ihm der Fluch des Volkes auf den Fersen nach. Zum Ueberfluß hatte er das czechische Nationalgefühl durch Verstoßung seiner Gemahlin, der eingeborenen Königstochter, beleidigt, um derentwillen ihn doch die Nation einst gewählt hatte. Aber größeres Unheil, als Böhmen, hatte das deutsche Reich diesem Ritterkönig zu danken, um dessentwillen nun seit fast zwanzig Jahren die Thron- und Bürgerkriege nicht aufgehört hatten.

Auf diesen Mann setzte Kaiser Ludwig wiederum seine Hoffnungen, die sich jedoch schon nach wenig Monden wiederum in Enttäuschung verwandelten. Denn der König Johann, welcher die Linie Baiern-

Landshut, deren Stammhalter, Herzog Heinrich, Johann's Eidam war, bereits an Böhmen gefesſelt hatte, und ſomit dem Kaiſer immer näher auf den Leib rückte, ſuchte ſich nun auch der wegen Italiens ſo wichtigen Lande Kärnthen und Tyrol zu verſichern, indem er ſeinen zweiten Sohn Johann der Erbtochter des Herzogs, der Margareth Maultaſch, verlobte. Bei ſeinem prächtigen Aufenthalt zu Insbruck im Spätſommer 1330 wurde dann der Erb- und Vormundſchaftsvertrag zwiſchen den beiden einſt unverſöhnlichen Gegnern, dem wirklichen und dem Titular-Böhmenkönig, geſchloſſen. Dieſe Combination war denn doch ſowohl für den Kaiſer als für die Habsburger ſo äußerſt bedrohlich, daß ſie einen Vertrag machten, wornach beim Todesfall des Herzogs deſſen Länder zwiſchen *ihnen* getheilt werden ſollten. Und in der That, Ludwig's Befürchtungen erwieſen ſich alsbald nur zu begründet, viel begründeter als vorher ſeine Hoffnungen. Denn der König Johann benutzte ſeine Anweſenheit in Tyrol, um mit einem Heerhaufen plötzlich in Italien einzubrechen und dieſes Land dem Kaiſer zu rauben und *für ſich* zu erobern. Den Ghibellinen kündigte er ſich als Reichsvicarius, den Guelfen als Vorkämpfer ihrer Partei an. Dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg jedoch, der vom Kaiſer an ihn abgeſchickt war, um über die Bewandtniß dieſer ſeltſamen Kriegsfahrt Auskunft zu fordern, gab er vor, er wolle das Grab ſeiner geliebten Eltern ſehen. Durch ſeine Vorſpiegelungen getäuſcht, hatten beide Parteien den tapfern Helfer freudig aufgenommen; auch wohl, wie die Mailänder, zu ihrem Stadtſignore gemacht. Indeß liefen Warnungsbriefe vom Kaiſer bei den Ghibellinen, Proteſte von Neapel und Avignon bei den Guelfen ein und Johann ſelbſt ließ bald keinen Zweifel übrig, daß ſein Zug die bloße Improviſation eines Eroberers ſei. Dieſer Genieſtreich bekam ihm jedoch im Ganzen ſehr übel; auch für ihn ward nun Italien verhängnißvoll. Ein ungeheuerer Lärm entſtand unter allen Fürſten der Chriſtenheit. Binnen wenig Monden ſehen wir in Einer großen Kette die Könige von Neapel, von Ungarn, von Polen und die meiſten deutſchen Fürſten wider den König Johann unter den Waffen. Auch der Papſt war aufgebracht, er beſorgte, Italien nun an einen Stärkeren zu verlieren. Doch fürchtete er dieſen Stärkeren ſehr und ſchrieb ſeinem Legaten, er

möge sich freundlich stellen, denn „ein Bruch mit dem König Johann sei nicht leicht." Groß war das Geschrei wider Johann auf dem zu Ostern 1331 zu Nürnberg versammelten Reichstage. Bündnisse 1331
wurden geschlossen, erneuert, befestigt, von allen Seiten sollte Böhmen jetzt angegriffen werden. Herzog Otto von Oesterreich kündigte die Verlobung mit Johann's Tochter Guta auf. Ludwig aber erhob den Herzog Otto nun „wegen seiner Treue und seiner Macht" zu seinem Vicarius in allen Landen des Reiches — also er setzte ihn gewissermaßen in die Stellung ein, welche Friedrich gehabt hatte. Auch eine ganze Menge von Reichsstädten wurden den Habsburgern bei dieser Gelegenheit auf's Neue verschrieben. Johann eilte nun schleunigst wieder über die Alpen, ließ seinen 15jährigen Sohn Karl, unter der Pflege des Grafen von Savoyen, als seinen Stellvertreter in Parma zurück, begab sich selbst zum Kaiser nach Regensburg, beschwatzte ihn auf's Neue und nachdem sie hier 22 Tage auf einer Donauinsel unter tiefstem Geheimniß unterhandelt hatten, ging als Ergebniß zum Staunen der Welt die erneuerte Freundschaft und ein Vertrag hervor, nach welchem sie Lombardien und Toscana gemeinschaftlich „beschirmen" wollten. Zur Befestigung ihres einigen Bundes verlobten sie auch hierauf ihre Kinder; den Papst Johannes versprach der Böhmenkönig mit dem Kaiser auszusöhnen; Gesandte mit Friedensvorschlägen wurden nach Avignon geschickt. Indeß hatte der Krieg zwischen Böhmen, Oesterreich und Ungarn heftig begonnen, nahm aber für die Oesterreicher eine schlimme Wendung; die Ungarn entzweiten sich mit ihnen; viele vom Adel gingen zu Johann über; die Böhmen plünderten bis tief in's Land; bis endlich die Grafen von Ortenberg und von Hals im März 1332 den Feind bei 1332
Mailberg auf's Haupt schlugen und den Frieden herbeiführten. König Johann hatte indeß die Polen geschlagen und war am Ende des Jahres „mehr fliegend als reitend" nach Paris geeilt, um seine von Otto verschmähte Tochter Guta mit dem französischen Thronerben zu vermählen. In dem deßhalbigen Vertrage verspricht Johann dem König von Frankreich unter Anderem beständige Kriegshülfe, eintretenden Falles auch gegen Kaiser Ludwig. Hierauf betheiligte er sich an einem großen Kriege niederrheinischer Reichsfürsten, welcher von König

Philipp auf dem Hoftage zu Compiegne geschlichtet ward. Indeß hatte Johann's Eidam, Herzog Heinrich, den Kaiser in Baiern wieder angegriffen. Darauf eilt der Schwiegervater herbei und macht gegen neue für das Reich schmachvolle Bedingungen eine Sühne. Hierauf „fliegt" er wieder nach Frankreich zurück; denn bei einem so prächtigen Ritterfeste, wie die im September gefeierte Schwertleite des französischen Kronprinzen, durfte er nicht fehlen. Im Vorbeigehen machte er, um Söldner werben, dringende Schulden bezahlen und in Paris seinen Glanz entfalten zu können, böhmische Kirchengüter zu Gelde. Der böhmischen Kirchenzehnten hatte er sich längst bemächtigt. Indeß waren seine Unterhandlungen mit dem Papste herangereift; er begab sich daher im November mit vielem Golde (10,000 Goldgulden) persönlich von Paris nach Avignon und schloß einen geheimen Vertrag, wodurch Italien zwischen ihm und dem Papste getheilt; Kaiser Ludwig aber zur gänzlichen Abdankung veranlaßt werden sollte.

Nach solchen Erfahrungen mag es keiner großen Ueberredung bedurft haben, um dem Kaiser seine Krone wirklich zu verleiden. Wie vor elf Jahren den Habsburgern gegenüber, so verzweifelte, wie es scheint, Ludwig jetzt, sie gegen die Lützelburger zu behaupten. Es lag ihm vielleicht nur noch daran, wenigstens Baiern und Brandenburg zu behalten, welche Länder eben damals durch einen Erbvertrag unauflöslich verbunden wurden. In einem geheimen Vertrage, den er
1333 im November 1333 mit Herzog Heinrich schloß, und im December zu Frankfurt vor dem König Johann wiederholte, verzichtet er zu Gunsten von Johann's Eidam, Herzog Heinrich von Baiern, auf das Reich. Heinrich verspricht dagegen urkundlich dem König von Frankreich, angeblich als Entschädigung für den von demselben im Dienste der römischen Kirche beabsichtigten Kreuzzug, nicht bloß alle streitigen Grenzländer, sondern überhaupt alle wälschen Lande von den deutschen Alpen bis zum Mittelmeere und das Bisthum Camrich zu überlassen, bis einst ein deutscher König dieselben um 300,000 Mark Silbers wieder einlösen werde. Der Eid, den Heinrich demnächst als „Mehrer des Reiches" etwa zu leisten haben werde, wird hier im Voraus widerrufen. Schon von dem Aeußerlichen dieses schmachvollen Instrumentes bemerkt Böhmer, daß es offenbar aus keiner deutschen Kanzlei stamme.

Der ganze Plan war in Frankreich gemacht worden. Des Königs Philipp von Frankreich Einwilligung sollte erkauft werden, ohne welche die Einwilligung des Papstes nicht möglich war. Diese letztere, sowie die päpstliche Absolution für den Ludwig zu beschaffen, verpflichteten sich die Könige von Frankreich und von Böhmen, und im folgenden Sommer brachten Abgesandte aus Avignon ein Schreiben des 1334
Papstes an den „edlen Mann Ludwig von Baiern" um ihm die Freude und das Lob der Kirche über seine Fügsamkeit auszudrücken, die Ausführung des Pactes zu beschleunigen.

König Johann hatte sich indeß im Jahre 1333 mit den Italienern herumgeschlagen, welche seiner Plünderungen müde geworden waren und daher seine Hauptleute aus den meisten Orten wieder vertrieben. Prinz Karl, vom Pfleger verlassen, behauptete sich zur Noth in einigen Kastellen. Nun führte zwar der Vater französische Söldnerhaufen herbei und fehdete und brandschatzte bis in den October, mußte aber die Eroberung endlich als unhaltbar aufgeben. Er wollte sie seinem jungen Sohne Karl abtreten, der aber schon damals viel gescheidter war, als sein Vater und sie deßhalb ablehnte. Hierauf schickte er den Karl wieder nach Böhmen und zog dann mit seinem Gewalthaufen ab, nicht ohne die wenigen Städte, die seinen Worten noch zuletzt Glauben geschenkt hatten, gegen große Summen Geldes an deren Todtfeinde zu verrathen. Johann begab sich nun nach Oesterreich, um binnen vier Wochen sich erst mit der Elisabeth, der tugendreichen, gefeierten Tochter Friedrich's des Schönen, zu verloben, dann in den Niederlanden zu fehden und hierauf zu Frankfurt mit dem Kaiser dessen Abdankungsvertrag abzuschließen. Es war stipulirt worden, daß die Abdankung vorerst geheim bleiben und Heinrich öffentlich nur als Reichsvicarius gelten solle, bis die Absolution durch den Papst wirklich erfolgt sei. Möglich ist es, daß Ludwig auf diese Weise die Lützelburger überlisten wollte. Jedenfalls ward er an der Ausführung des geheimen Pactes verhindert. Denn es hatte genug davon verlautet, um eine gewaltige Aufregung in des Reiches Städten hervorzubringen. Der alle Zeit geldbedürftige König Johann hatte versucht, auf den Grund kaiserlicher Urkunden Huldigungen zu erschleichen. In den deutschen Städten kam er aber noch übler an als in den italienischen.

Der Kaiser sah sich veranlaßt, Beruhigungsschreiben in die Städte zu schicken. „Wir thun Euch kund", schreibt er den Wormsern, „daß es uns nimmer in den Sinn gekommen, bei lebendigem Leibe das Reich aufzugeben, das uns so hart angekommen ist. Wenn Euch Einer Briefe zeigt mit unserem Insiegel, wo Anderes drin steht, so glaubt es nicht; denn Ihr wißt ja wohl, die Welt ist voll Falschheit." Kaiser Ludwig war, wie wir glauben, von Herzen ein ehrlicher Mann; aber die politische Immoralität hatte auch ihn in ihren Sumpf gezogen und demoralisirt. — Auch die deutschen Fürsten waren mit dem wälschen Pacte keineswegs einverstanden. Zwar vom Kurfürsten Rudolf von Sachsen ist ein Willebrief dazu vorhanden. Aber der mächtige Balduin von Trier stand entschieden im Wege. Er war mit der Curie zerfallen und hatte gerade damals ein eventuelles Vertheidigungsbündniß gegen seinen Neffen, den König Johann, mit dem Kaiser geschlossen. Der weitblickende alte Herr, der klügste Staatsmann seiner Zeit, sah auch wohl, daß die Zeit für die Erhebung seines Hauses noch nicht vollkommen reif sei. Ein neuer Sturm gegen den Papst Johannes kam hinzu. Lauter als je erhoben die Minoriten gegen den Ketzer von Avignon ihre Stimme. Eben befand sich Papst Johannes wegen einer Hypothese über das jüngste Gericht und das Fegefeuer mit der Universität Paris und den Theologen des Königs Philipp in erbittertem Kampfe, und Philipp drohte, ihn als Ketzer verbrennen zu lassen. Von allen Seiten forderte man auf's Neue ein allgemeines Concilium. Schon stand Cardinal Napoleon Orsini, der mit den italienischen Collegen in diesen Ruf einstimmte, in deßhalbiger Unterhandlung mit dem Kaiser. Da machte am 4. Decbr. 1334 der Tod des neunzigjährigen Papstes dem Streite vorläufig ein Ende.

Ueberhaupt aber nahmen die Sachen des Königs Johann um diese
1335 Zeit eine allem Anscheine nach bedenkliche Wendung. In Deutschland war damals unter dem Volke viel davon die Rede, daß er, um sich mit einer Herzogin von Bourbon in zweiter Ehe zu vermählen, seine verlobte Braut, die tugendsame Herzogin von Oesterreich, aus vorgeschütztem Unvermögen verstoßen habe. Die fürstliche Familie selbst nahm, wie es scheint, minderen Anstoß; denn der Herzog Otto freiete bald nachher eine Tochter des Böhmenkönigs und auf der präch-

tigen Hochzeit zu Znaym erſcheinen die Habsburger und Lützelburger noch im Februar 1335 wieder als gute Freunde. Aber ſchon wenige Monate ſpäter ſtehen ſie ſich in heftigſter Feindſchaft gegenüber. Denn am 2. April ſtarb Herzog Heinrich von Kärnthen und die Habsburger nahmen ſofort deſſen Länder in Anſpruch. Früheren urkundlichen Verſicherungen zuwider, ſprach Ludwig den Töchtern Heinrich's das Erbe ab und belehnte die Herzöge in Folge des geſchloſſenen Vertrages und um ſie ſich zu verbinden, mit Kärnthen, ſich ſelbſt nur Tyrol vorbehaltend. Die Herzöge wurden von den Kärnthner Landſtänden anerkannt; aber die Tyroler hielten an der Maultaſch feſt und erwehrten ſich der baieriſchen Herrſchaft. Der König Johann lag indeß zu Paris an den Wunden darnieder, die er im Turnier empfangen hatte. Auf die Nachricht, daß ihm Kärnthen verloren ſei, ſchäumte er vor Zorn und ſchwor hoch und theuer, dies werde dem Ludwig unfehlbar ſeine Krone koſten. Als er wieder reiten konnte, eilte er in's Reich; ſchloß mit dem Kaiſer vorerſt in Regensburg einen Waffenſtillſtand, rüſtete mächtig in Böhmen, — das Land, unter des jungen Karl Verwaltung kaum ein wenig geneſen, ward wieder ausgepreßt, Kirchengüter, ſogar die heiligen Apoſtelbilder, wurden zu Geld gemacht, — ſchloß einen Vertrag mit Ungarn und Polen, durch welchen die öſtlichen Staatenverhältniſſe auf lange Zeit beſtimmt wurden, und brach im Frühling 1336 in Oeſterreich ein. Vorher war er in Wien und 1336
verſuchte ſich mit den Herzögen gegen den Kaiſer zu verſtändigen, den er ſchon nicht mehr Kaiſer nennen wollte und der ihm ſeiner Seits Eger, Floß und Parkſtein abfordern ließ. Es folgten nun auf beiden Seiten verheerende Züge, ein großer Theil von Oeſterreich und Baiern ward verwüſtet; die Söhne Johann's behaupteten ſich in Tyrol, aber es kam zu keiner entſcheidenden Schlacht, und im October ward zwiſchen den Habsburgern und Lützelburgern ein Friede zu Ens geſchloſſen, wornach die letzteren Tyrol, die erſteren Kärnthen behielten und den Johann mit einer Geldſumme abfanden, der „Ludwig, der ſich Kaiſer nenne", aber leer ausging. Er hatte dieſem Kriege große Opfer gebracht. Als er dann von den Habsburgern einige Städte zur Entſchädigung vergebens gefordert hatte, war heller Unfriede ausgebrochen, er ließ ſie bei Linz ohne Hülfe und ſie ſchloſſen ohne ihn den Frieden.

Für den Kaiser war um diese Zeit ein anderer Hoffnungsstern aufgegangen. Es hatte sich glücklich gefügt, daß schon wenige Tage nach dem Tode des Papstes Johannes aus dem Conclave der Cardinäle wieder ein christlich frommer Mann, der Cisterzienser Jacob Furner aus Saverdun bei Toulouse, als Papst Benedict XII. hervorgegangen war. Er war körperlich und geistig das Gegentheil seines Vorgängers. Durchdrungen von dem Gefühl der tiefen kirchlichen Verderbniß, wollte er die schreiendsten Gebrechen, die französische Knechtung, den Nepotismus, den Stellenhandel, beseitigen und die Kirche reformiren; er wollte die Unzucht aus Avignon entfernen; er weigerte sich, schlechte Subjecte für Geld oder Gunst zu erheben; besser sei es, erklärte er, daß die Stellen ganz unbesetzt blieben, bis sich würdige Geistliche fänden. „Es sei ferne", so erklärte er auch, „daß mich der König von Frankreich zu Allem und Jedem zwinge, was ihm in den Sinn fährt." In der That forderte Philipp sofort unter Anderem, daß behufs des angeblich von ihm beabsichtigten Kreuzzugs die kirchlichen Zehnten aus der ganzen Christenheit der französischen Krone zugewiesen würden; ein Begehren, welches Benedict standhaft verweigerte, da es offenbar sei, daß das Geld zu Rüstungen gegen England dienen solle. Ueberhaupt war es Benedict's sehnlichstes Verlangen, sich der französischen Tyrannei zu entziehen und nach Rom zurückzukehren. Daher wünschte er angelegentlich, den Kampf mit dem Kaiser zu beendigen, den er selbst als einen ungerechten, und in fremdem Interesse erhobenen anerkannte. Eifrig verhandelte er mit Ludwig's Gesandten, und Ludwig, müde des traurigen und aufreibenden Streites, erklärte sich zu den demüthigendsten Bedingungen, zum Bekenntniß seiner Sünden und Ketzereien, zur Kirchenbuße, auch zu einem Kreuzzuge bereit, wofern ihn der Papst ohne Minderung und Schaden des Reiches als Kaiser anerkenne.

Leider war es jedoch mit der Kirche dahin gekommen, daß selbst der wohlmeinendste Papst nicht mehr im Stande war, ihr zu helfen. Benedict ward in Avignon selbst auf's ärgste verlästert und angefeindet und durch sein eigenes, fast nur aus Creaturen des Königs bestehendes Cardinal-Collegium überwacht und in allen Reformbestrebungen gelähmt. Die Könige von Frankreich und Neapel schickten ihm jeder

vier Bischöfe und zwei Grafen mit der drohenden Mahnung, sie wollten nicht hoffen, daß er jemals den Erzketzer Ludwig als Kaiser anerkennen werde. Vergebens übernahm jetzt der Papst selbst Ludwig's Vertheidigung und sagte, daß der Kaiser zu seinen Ketzereien durch ungerechte Verfolgungen gereizt worden sei und ja nun als reuiger Sünder der Kirche jegliches Genüge leisten wolle. Indeß hielt Benedict, der es nicht wagte, mit den Franzosen ganz zu brechen, des Kaisers drängende Boten lange Zeit mit Ausreden hin: er sei mit theologischen Untersuchungen über das Schauen der Seligen allzusehr beschäftigt u. s. w. König Philipp begab sich inzwischen nach Avignon und hatte eine geheime Unterredung mit dem Papste; in deren Folge Benedict verlangte, der Kaiser solle sich erst mit dem König Philipp verständigen. Ludwig war schwach genug, sich auch vor dem König Philipp zu demüthigen. Er ließ Unterhandlungen anknüpfen und gelobte eidlich, nichts gegen Philipp unternehmen zu wollen, ohne daß aber dessen Politik in Avignon sich änderte. Wiederum wurden Ludwig's Vorschläge, als noch immer nicht reumüthig genug, in Avignon verworfen und gefordert, der Kaiser solle vor allen Dingen mit seinem Schwager und Verbündeten, König Eduard III. von England brechen und sich bei dem ausbrechenden Kriege zwischen Valois und Plantagenet auf Philipp's Seite stellen.

Die Schwäche und der Kleinmuth, welchen Kaiser Ludwig schon gegen den Papst Johannes zeigte, den er doch selbst auf's Stärkste gebrandmarkt hatte, beruhte freilich zum Theil auf der Unbeständigkeit seines Charakters, sowie auf der Immoralität der Zeit, wo den Machthabern in ihrer Ländergier und im Jagen nach äußerem Besitze und Genuß der Sinn für die Fragen der Ehre und des Rechtes fast abhanden gekommen war. So wollte auch Ludwig sich demüthigen, sich als Ketzer, als argen Sünder bekennen, wollte die Gedanken und die Denker verläugnen, in deren Umgang er seinen Geist gebildet und erhellt hatte, denen er auch im Herzen nicht abgefallen war, denen er Schutz und Asyl gewährte bis an's Ende und deren Gräber Münchens schönster Ruhm sind. Doch wir dürfen deßhalb nicht allzu hart über Ludwig urtheilen. Was ihn bewegte, war doch wohl auch etwas Edleres und Höheres. Seit fünfzehn Jahren befand sich nun das

Reich im Interdicte. Fünfzehn Jahre eine ganze Nation theils ohne Gottesdienst, theils im Kampfe mit den Spendern ihres Seelenheiles, den niederen, oder dem höchsten, das war ein Zustand, der zu allen Zeiten, auch heute noch, furchtbar und unerträglich sein würde, wie viel mehr damals, wo es noch keinen andern Trost, keine andere Lebensquelle für Hohe und Geringe gab, als den Gottesdienst in der Kirche. Wenn also Ludwig Erbarmen hatte mit diesem Zustande, und um ihn zu beendigen, jede persönliche Demüthigung hinnehmen wollte, wer möchte ihn deßhalb verdammen? Auch mochten ihn die Erfahrungen, die er am Radikalismus der Italiener gemacht hatte, wohl kleinmüthig stimmen. Endlich hatte er zu besorgen, daß seine treuesten Stützen, des Reiches Städte, unter der Last des Interdicts endlich zusammenbrechen würden. Schon hatte das niedere Volk, wie in Magdeburg, angefangen, nach Frieden mit der Kirche zu schreien und die starkmüthigeren Geschlechter vertrieben. Denn das niedere Volk stand der Kirche, die gebildeteren Geschlechter standen der Politik und den Bedürfnissen des Reiches naturgemäß schon deßhalb näher, weil sie mehr davon verstanden. Ueberall aber war das Gestirn der Geschlechter leider im Verbleichen und gerade die niederen Zünfte konnten, weil sie der demagogischen und priesterlichen Verführung zugänglicher waren, dem Reiche am gefährlichsten werden. Wir sehen jetzt die Rathsgeschlechter selbst in Straßburg fest am Kaiser halten. Die Predigermönche dieser Stadt hatten sich erst seit den Vorgängen in Rom vom Kaiser abgewendet. „Die Brediger und Barfussen zu Strosburg die sungent vil Jor an der erste wider des Bobestes Briefe. Hünden noch liessent die Brediger abe und woltent auch nyme singen: do sprochent die Herren von Strosburg, sit das sü hettent vor gesungen do soltent sü ouch fürbas singen, oder aber us der Statt springen. — Ouch zweiete sich die Pfafheit underenander so sere, das die Pfaffen uf einre Stift, und die Müniche in eine Closter ire etliche sungent und die Anderen swigent. Der Keyser was so gut und tugendhaft, das er keinen armen Pfaffen det derumb kestigen." — — Doch nicht so milde waren die betroffenen Bürger selbst; die Erfurter sperrten ihre Predigermönche ein und zwangen sie durch Hunger, zu singen und zu läuten.

Indeß hatte doch das Gerücht von den Vorgängen in Avignon und den Umtrieben des Königs Philipp von Frankreich das deutsche Nationalgefühl in einem Grade aufgeregt, welchem auch die Kurfürsten des Reiches gerecht zu werden beschlossen. Zufolge verschiedener Verhältnisse, Verträge ꝛc. standen sie damals Alle, außer dem König Johann, auf des Kaisers Seite. An ihrer Spitze aber stand jetzt ein kühner und energischer Mann, Heinrich von Virneburg, als Erzbischof von Mainz. Durch des Kaisers Vermittelung hatte er ein Abkommen mit Balduin von Trier getroffen, und auch Stadt und Kapitel hatten ihn anerkannt, unter der Bedingung, daß er treu zu Kaiser und Reich halte. Ohnedies befand ja auch er sich seit sieben Jahren im Banne, weil er nur 6000 Goldgulden für's Pallium bezahlt hatte. Im Januar 1337 kamen sogar zwei Franzosen aus Avignon an, um das 1337
Erzstift im Namen der Curie zu verwalten; ihre Zulassung wurde aber von Stadt und Stift verweigert. Heinrich war jetzt ein eifriger Anhänger des Kaisers und sein nachdrückliches Eingreifen führte bald große und wichtige Ereignisse herbei.

Es war am 27. März 1338, als auf sein Betreiben zu Speier 1338
von ihm und den Bischöfen von Bamberg, Basel, Straßburg, Eichstädt, Paderborn, Chur, Würzburg, Speier und Augsburg beschlossen wurde, an den Papst Benedict ein gemeinsames Schreiben zu erlassen und ihn zu bitten, die Streitigkeiten mit Kaiser Ludwig beizulegen, da dieser ihm ja die Sache längst gänzlich anheimgestellt habe. Bischof Ulrich von Chur nnd Graf Gerlach von Nassau waren die Ueberbringer der Botschaft, ähnliche Botschaften gingen gleichzeitig vom Erzbischof von Köln und von verschiedenen Reichsstädten ab. Die braven Bürger waren es müde, um einer gottlosen Tyrannei willen noch länger den Gottesdienst zu entbehren. Die Gesandten kamen aber mit ausweichenden Antworten zurück: der Kaiser möge erst Friede mit Frankreich machen, und nochmals Gesandte schicken, die früheren seien zu ungeduldig gewesen; die beiden Franzosen hätten das Erzstift bloß provisorisch verwalten sollen u. s. w. Außerdem berichteten sie — und der kurz nachher selbst als Gesandter in Avignon anwesende, trefflich unterrichtete Albrecht von Straßburg hat uns dies Factum bewahrt — daß ihnen der Papst in vertraulicher Unterredung weinend

geklagt habe, er sei dem Kaiser wohl zugeneigt, aber der König von Frankreich habe ihm geschrieben, wenn er den Baiern vom Banne losbinde, so stehe ihm Schlimmeres bevor, als das, was einst dem Bonifaz widerfahren sei. Hierauf traten die Kurfürsten am 15. und 16. Juli an ihrem Versammlungsorte auf dem Königsstuhle bei Rense zusammen. Sämmtliche Kurfürsten des Reiches, mit Ausnahme des Königs Johann und der bestrittenen Stimme von Sachsen-Lauenburg, für die Pfalz sämmtliche Stimmführer, nahmen an den dort gefaßten, denkwürdigen Beschlüssen Theil, welche in zwei lateinischen, mit großer Förmlichkeit abgefaßten Urkunden niedergelegt, dann folgenden Tages von jedem Einzelnen in deutscher Ausfertigung nochmals besonders vollzogen wurden. In der ersten, unter dem Namen des Kurvereins von Rense in der Geschichte mit Recht so berühmten Urkunde, erklären die Kurfürsten, daß sie bedacht und angesehen hätten, wie das Reich an seinen Ehren, Rechten, Gewohnheiten und Gütern, und auch sie selbst an ihren Ehren, Rechten, Gewohnheiten und Freiheiten, welche sie von dem Reiche hätten, zu diesen Zeiten und zuvor angegriffen, beschränkt und beschwert seien, daß sie um den gemeinen Nutzen der Christenheit und des Reiches und um ihre eigene Freiheit einmüthig übereingekommen seien, das Reich und ihre fürstliche Ehre an seinen und ihren Rechten zu handhaben und zu schirmen, mit aller Macht, wider Jedermann, Niemand ausgenommen, weil es um Ehre und Eid gehe, und daß sie das nicht lassen wollen, durch keinerlei Gebot, von wem es auch komme, daß, was sie gemeiniglich oder die Mehrheit darüber sprechen und machen, Kraft und Geltung haben solle, und daß sie und ihre Nachkommen dabei gehalten sein sollen und daß sie sich mit keinerlei Dispensation, Absolution, Relaration, Abolition, in integrum Restitution und keinerlei beneficio darwider behelfen wollen, „wie das genant sie, wann es chum, oder wie es chum, — und solten Got und der Werlt erlos, trewloß und maineidig sin und heissen, wo oder wie wir darwider teten" u. s. w. Wahrte diese Urkunde die Ehre und die Rechte der Kurfürsten im Allgemeinen, so wurden sie in der zweiten specieller angegeben. Die Fürsten erklärten durch Notariatsact, daß sie gefunden und gewiesen hätten: das sei Recht und von alter Gewohnheit des Reiches, daß,

wenn Einer durch die Wahlfürſten, ſei es durch Alle oder die Meiſten, zu einem römiſchen König erwählt worden, er nicht bedürfe eine Beſtätigung des römiſchen Stuhles, um die Güter und Rechte des Reiches zu verwalten und den Königstitel zu führen. Dem ſeien auch die anweſenden Getreuen und Vaſallen des Reiches auf an ſie gerichtete Frage **Alle** beigetreten.*)

Daß deutſche Fürſten und Biſchöfe ſich gegen die Anmaßungen des Papſtes und für die uralte, unveräußerliche Ehre des deutſchen Reiches ſo energiſch ausſprachen, war zwar nichts Neues und iſt, wie wir im Laufe dieſer Geſchichte mehrfach ſahen, ſelbſt in den Zeiten, wo die Päpſte noch am unbedingteſten verehrt wurden, oft genug und in noch viel ſtärkeren Ausdrücken geſchehen. Wichtig iſt hier vor Allem, daß gerade das Kurfürſten-Collegium, dieſe durch römiſchen Einfluß hervorgerufene und großgezogene Körperſchaft, das Beſtätigungs-Recht wieder zurücknahm, welches ſie ſeit hundert Jahren dem Papſte ſo oft mehr oder weniger Preis gegeben hatte. Das empörte Nationalgefühl, der fortgeſchrittene Geiſt der Zeit und die Einſicht, daß es doch auch die eigenen Intereſſen gelte, hatten endlich zu dieſem großen Schritte geführt. Es war damit zugleich der wichtige Grundſatz ausgeſprochen, daß die Mehrheit der Stimmen zur Wahl genüge und auch in dieſem Falle der Vorwand päpſtlicher Einmiſchung hinwegfalle. Die Kurfürſten ſandten ihre Beſchlüſſe mit einem ehrerbietigen Schreiben nach Avignon, worin ſie bemerkten, daß alle Stände des Reiches mit ihnen einverſtanden ſeien und daß ſie um Zurücknahme der Prozeſſe gegen den Kaiſer bitten müßten; der heilige Vater möge vorſehen, daß ſie nicht mit geiſtlichen und weltlichen Fürſten andere Mittel gegen jene Prozeſſe zu ſuchen gezwungen würden. Groß war nach dieſer Botſchaft der Zorn und die Ungnade zu Avignon; aber ſelbſt in der Curie fanden ſich gelehrte Doctoren, welche ſagten, der Kaiſer und deſſen Fürſten ſeien durchaus im Rechte.

*) Vergleiche über die Aechtheit und hohe rechtliche Bedeutung dieſer Urkunden den Aufſatz von Eichhorn über den Kurverein in den Abhandlungen der Berliner Academie der Wiſſenſchaften von 1846.

Auf dem großen Reichstage, welcher Anfangs August zu Frankfurt versammelt war und zu welchem eine zahllose Menge von Fürsten, Herren und Baronen, auch aus den vom Kaiser dringend eingeladenen Reichsstädten viele Boten eingetroffen waren, verkündigte Ludwig, angethan mit den kaiserlichen Zeichen, im Deutschordenshause zu Sachsenhausen den Kurverein als kaiserliche Constitution; in einem scharfen, aus der Feder des kirchenstürmenden Bruders Bonagratia geflossenen, und an die Thüren angeschlagenen kaiserlichen Gesetze ward das Verfahren der Curie für null und nichtig erklärt und die Befolgung der päpstlichen Aussprüche, namentlich die fernere Verweigerung des Gottesdienstes, als Hochverrath verpönt. Die reichsstädtischen Gesandten erließen gleichfalls ein Manifest, worin sie dem Kurverein beitreten, ihn zu schirmen geloben und versprechen, keinerlei Prozeß, Bann oder irgend dergleichen gegen denselben zulassen zu wollen. Die ganze Nation gerieth in Bewegung; neue Bücher wurden gegen den Papst geschrieben, wobei sich dies Mal Herr Lupold von Bebenburg, ein Archidiaconus zu Würzburg, hervorthat; wo noch Geistliche waren, die nicht singen wollten, wurden sie von den Bürgern ohne Gnade ausgetrieben; und selbst den Reuigen ward an manchen Orten die Rückkehr vor Ablauf einer ihnen zur Strafe aufgelegten Verbannungsfrist nicht gestattet. Doch die große Masse des Klerus, ermuthigt durch die entschiedene Haltung ihrer Oberhirten, schloß sich freudig dem übrigen Volke an. „Da wurden viele stumme Lippen wieder laut von Singen und Freudigkeit und nach langem Stillstand gaben die Orgeln wieder lieblichen Ton an."

Einen wesentlichen und mannichfachen Einfluß auf die damaligen Vorgänge im Reiche äußerte der eben beginnende welthistorisch gewordene Krieg zwischen England und Frankreich, welcher gleich bei seinem Anfange die deutschen Fürsten und Völker in seinen blutigen Kreis zog. Wir sahen, wie sehr sich schon früher bei den Vorspielen dieses Krieges, unter Philipp August und Philipp, unter Richard und Edward I., beide Parteien um Deutschlands Hülfe bewarben. Damals galt es noch, vor Allen den deutschen König zu gewinnen, sein entscheidendes, mächtiges Wort zu suchen. Noch war Deutschland nicht dem Auslande gegenüber eine fast willenlose, chaotisch verworrene

Masse, noch nicht ein bloßes Söldner-Depot geworden, aus dessen Fürsten und Rittern und ihren zur Waare herabgesunkenen Unterthanen sich alle möglichen kriegführenden Mächte beliebig recrutirten. Noch hatte die deutsche Nation ein Haupt und einen Willen und dieser Wille war unter Rudolf und Albrecht wieder gewaltig in die Wagschale der Welt gefallen.

Der Zerfall des Reiches unter Ludwig dem Bayern bildete auch in diesen Dingen einen traurigen Uebergang. Ludwig sah sich nicht bloß durch seine Verwandtschaft, sondern noch mehr durch die Interessen des Reiches und der Nation auf die Verbindung mit England hingewiesen. Vieles wirkte zusammen; zunächst freilich die Besorgniß vor der tyrannischen Uebermacht Frankreichs; dann aber auch das materielle Interesse des Handels und Verkehrs, welches mehr als je auf die betriebsamen Niederländer und Engländer hinwies. Die Reichsstädte, die Hansestädte ꝛc. hatten mannichfaltige Verbindungen mit England. Deutsche, besonders kölnische Kaufleute beherrschten den englischen Geldmarkt und erlangten von Edward III. die größten Privilegien. An kölnische Kaufleute ward damals das Geschmeide der Königin, ja dem Konrad Klipping und Genossen sogar die Reichskrone von England als Darlehnspfand versetzt. Dieser Konrad Klipping und Andere werden auch als Inhaber der Gildhalle aufgeführt. Ein anderer deutscher Kaufmann, Tiedemann von Lymberch, hatte alle Zinngruben in Cornwallis von der Krone in Pacht. Zu diesen materiellen Interessen kam das unter den deutschen Fürsten reichlich ausgestreute englische Geld. Wir finden in den Regesten König Edward's schon seit 1335 eine Menge deutscher Fürsten im Besitze englischer Subsidien und Jahrgelder, einige von ungeheurer Höhe, so z. B. erhielt Balduin von Trier 100,000 Goldgulden und außerdem während des Krieges einen Monatssold von 10,000 Goldgulden. Die flandrischen Städte, aufgebracht durch den französischen Despotismus und gewonnen durch den ihren Flüchtlingen in England gewährten Schutz, sowie die von König Edward ihrem Handel und Gewerbfleiß dargebotenen Vortheile, schlossen sich, unter der Lenkung des Dictators Jakob van Artevelde, zu Gent enger als je an England an. Unter den deutschen Fürsten finden wir den Schwager und vertraute-

sten Helfer des Kaisers, den Markgrafen Wilhelm von Jülich, mehr an Edward's als an Ludwig's Seite. Mit jülichschen Streitern landete Edward in Schottland, um es wieder zu unterwerfen. Das Hauptgewicht legten jedoch die Engländer noch immer auf die Freundschaft des Kaisers selbst. Ein Allianzvertrag, welcher ihm für den versprochenen Zuzug von 2000 Helmen einen Betrag von 300,000 Goldgulden zusicherte, von denen 80,000 sogleich baar bezahlt wurden, war bereits im Juli 1337 abgeschlossen worden und um ihn zu befestigen, erschien König Edward III. persönlich vor dem Kaiser auf dem September 1338 auf dem offnen Marktplatz zu Koblenz gehaltenen Hoftage. Die Zeitgenossen waren voll von der Pracht und Herrlichkeit, in der hier Kaiser Ludwig, geziert mit den imperatorischen Zeichen, umgeben von fast allen seinen Fürsten, (vier Herzöge, drei Erzbischöfe, sechs Bischöfe, 37 Grafen und Herren und 17,000 Barone und Ritter wurden gezählt) gehoben durch die großen Acte von Rense und Frankfurt und den frischen Schwung des Nationalgeistes sich in seiner Glorie zeigte. König Edward III., der größte und mächtigste Herrscher des Jahrhunderts, erschien hier auf den Stufen des Kaiserthrones; er nahm eine Art Richterspruch vom Kaiser an und Ludwig sprach vor allem Volke von der Unredlichkeit und dem Frevelmuthe des Königs von Frankreich. Der Nationalkrieg ward verkündet und die Begeisterung war so groß, daß Etliche, die sich dem Könige von Frankreich bereits verdungen hatten, erklärten, die Pflicht des Gehorsams gegen den Kaiser gehe doch vor. Den König Edward ernannte der Kaiser mit feierlicher Darreichung eines Diploms zu seinem Reichsstatthalter in den Niederlanden von Köln abwärts. Anderthalb Jahre lang hat Edward in dieser Eigenschaft zu Mecheln, Antwerpen, Vilvorde, Gent Urkunden ausgestellt.

Doch nun war der Welt am deutschen Reiche ein Schauspiel vorbehalten, welches gar traurig abstach von der pomphaften Scene zu Koblenz. Schon sehr bald nach jenem glänzenden Hoftage sah sich Ludwig, wir wissen nicht genau weßhalb und ob bloß durch seine Schwäche, zu neuen Unterwürfigkeitsversuchen beim Hofe von Avignon veranlaßt.
1339 Bereits am 23. Januar antwortet ihm Benedict und Ludwig muß sich hier seinen Wankelmuth vom Papste selbst vorhalten lassen. Im März

traf dann zu Frankfurt sein böser Dämon, der König Johann, aus Frankreich bei ihm ein. Der Böhmenkönig, mit seinem Schwager Philipp unauflöslich verbunden und selbst französischer Dienstmann, war während des Hoftages von Koblenz in Frankreich und ward vom König Philipp zu dessen Statthalter in Languedoc ernannt. Hierauf im März 1339 begab er sich mit seinen französischen Instructionen zum Kaiser nach Frankfurt und es gelang ihm, den Ludwig wie vor acht Jahren zu beschwatzen. Hatte er ihm damals halb Italien abgetreten, so überließ er ihm jetzt „seine Ansprüche" auf ganz Italien, mit Ausnahme von Brescia. Er ließ sich nun sogar mit allen seinen Ländern, den alten sowohl wie den neuerworbenen, vom Kaiser belehnen; er wollte ihm gegen männiglich, selbst gegen den Papst Hülfe leisten. Der ganze Handel war aber weiter nichts als eine Kriegslist, um den Ludwig von England abzuziehen. Trefflich gelang es. Auch die Königin von Frankreich ließ, wie es heißt, durch ihre Nichte, die Kaiserin, den schwachen Ludwig bearbeiten. Der Kaiser leistete den Engländern die angelobte, zum Theil bereits bezahlte Hülfe nicht und verweilte in Baiern; ein geheimes Bündniß mit Frankreich kam hier zu Stande, zu Vilshofen schwor Ludwig endlich am 28. Januar 1341 1341
dem König Philipp „ewige Freundschaft" und daß er denselben in allen (dem Reiche geraubten) Besitzungen, die er jetzt inne habe, in keiner Weise belästigen wolle; ja er fügte ein Bündniß gegen England hinzu und wollte endlich wegen seiner Aussöhnung mit der Curie Alles dem Rath und der Führung des Königs Philipp überlassen. Dafür muß er dann freilich hinnehmen, daß der König von Frankreich, dem er auf diese Weise aus der Noth geholfen — denn schon sah sich Philipp im eignen Lande hart bedrängt — ihn noch obendrein wie einen Bittenden behandelt und ihm nur „mit Rücksicht auf Frau und Kinder" den gesuchten Frieden gewährt. Heimlich hatte er ihm vorspiegeln lassen, er wolle ihm in Avignon aus dem Banne helfen. Ludwig aber kündigte endlich, da sich die Sache nicht mehr verheimlichen ließ, im Juni dem König von England das Reichsvicariat auf und erbot sich, demselben als Friedensvermittler mit Frankreich zu dienen.

„In dieser Sache," schreibt Johannes von Victring, „lud der Kaiser die größte Schande auf sich". Der König von England schrieb

ihm damals eine Antwort, worin er seine sophistischen Ausreden als den klaren Verträgen zuwiderlaufend widerlegte. „Mit Eurem Verlaub sei's gesagt," heißt es darin, „aber nicht genug können wir es anstaunen, wie Eure großmächtige Hoheit, die von Gott als Schirm des Guten, als Rächer des Schlechten eingesetzt wurde, die neuen Verbindungen schließen konnte." Er sei doch stets bereit, Alles gut zu bezahlen, fügt er noch hinzu. Derber sprach sich das englische Parlament aus über die „sonderbaren Neuigkeiten" aus Deutschland. Was den Lützelburger betrifft, so hatten dessen Söhne gegen die Huldigung und den Vertrag ihres Vaters protestirt und Karl behauptete noch obendrein, sein Vater sei durch Vorspiegelungen des Kaisers betrogen worden. Auch die böhmischen Stände protestirten. Johann selbst schierte sich nicht weiter um den Kaiser. Der gepriesene Sohn der Kirche war mit einer großen Säcularisation von Kirchengütern in Schlesien und Austreibung des Bischofs Nanker von Breslau beschäftigt, dann hatte er dem Philipp Kriegshülfe in der Picardie geleistet und hierauf sich als Statthalter nach Südfrankreich begeben, um nach dem Verlust des rechten Auges an der berühmten Heilanstalt zu Montpellier auch das linke Auge zu verlieren. Den schlesischen Arzt, der ihn zuerst behandelte, ließ er in der Oder ersäufen und nahm dann arabische und wälsche Heilkünstler, die ihn um beide Augen brachten. Doch wollte er nicht, daß man ihn für blind halte und gebärdete sich immer so, als ob er sehe, was sehr komisch aussah. Er kehrte, nunmehr gänzlich blind, aber noch immer voll unruhiger Pläne, nach Prag zurück. Dem König von Frankreich endlich war von Allen am wenigsten daran gelegen, dem Ludwig versprochenermaßen aus dem Banne zu helfen. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, denn seine tyrannische Gewalt in Avignon war so groß, daß er damals den englischen Gesandten an der Curie unter den Augen des Papstes verhaften ließ. Aber weit entfernt, für Ludwig zu wirken, machte Philipp zwar öffentlich beim Papste Vermittlungsversuche, erzwang aber insgeheim ihre Verwerfung; oder, wie Albert von Straßburg es ausdrückt, „nicht wollend schien der Franzos zu wollen, und wollend schien Benedictus nicht zu wollen."

Das Bestreben des Kaisers, sich seinen auswärtigen Verpflichtun-

gen zu entziehen, und um jeden Preis den Papst zu gewinnen, erklärt sich zum Theil aus den Sorgen, die ihn damals in Deutschland beschäftigten. Erst hatte er mit seinem Gegner Heinrich von Niederbaiern, nach wie vor, zu kämpfen; um dessen Länder zu erobern und mit Oesterreich zu theilen, machte er einen Vertrag mit Herzog Albrecht. Dann vermittelte zwar König Johann in Frankfurt den Frieden zwischen seinem Eidam und dem Kaiser. Aber bald nachher starb Heinrich und der Kaiser ergriff die vormundschaftliche Verwaltung, bald nachher, da die Linie ganz ausstarb, den Besitz des Landes Niederbaiern. Die Stände des Landes, „Grafen, Freie, Dienstmannen, Ritter, Knechte, Edle, Städte, Märkte und gemeinlich alle Leute in Niederbaiern" erkannten und erwählten ihn als Landesherrn und die große Handfeste, die er ihnen dafür gab, bestätigte sie in ihren Rechten und Ehren. Um künftigen Zersplitterungen und den ewigen Erbkriegen, welche Baiern so oft verwüstet hatten, zu wehren, versprach Ludwig den Ständen in diesem Hausgrundgesetz, daß die niedern und obern Lande zu Baiern „fürbas ein Land heißen und ewiglich bleiben sollten, mindestens bis zwanzig Jahre nach seinem Tode." Ein ähnliches Grundgesetz in Bezug auf alle Lande des Hauses, einschließlich Brandenburgs, hatten Ludwig's Söhne bereits im Jahre 1338 beurkundet. Markgraf Ludwig von Brandenburg ward im März 1341 mit „allen dem Reiche in ganz Sachsen ledig gewordenen Gütern, um sie erblich zu besitzen," belehnt und seine erste Gemahlin Margarethe von Dänemark hatte ihm auch die Lande Reval, Narva, Wesenberg ꝛc. mitgebracht. Auch Pfalzgraf Rudolf ward zu einem Erbvertrag bewogen, uns ließ noch bei seinen Lebzeiten dem Kaiser in seinen Landen huldigen. Sehnlich verlangte jetzt Ludwig nach dem Besitze von Tyrol: für Tyrol hatte er den Lützelburgern sogar Brandenburg, wiewohl vergebens, zum Tausche angeboten. So wichtig war den rivalisirenden Dynastien der Besitz der Alpen, des Schlüssels zu Italien; denn nach Italien strebten fort und fort ihre gierigen Blicke. Da nun aber die Tyroler an ihrer Erbin tapfer festhielten, und der Kaiser das Land nicht ohne die Maultasch bekommen konnte, so beschloß er es mit derselben zu nehmen. Die Margareth Maultasch behauptete Ehescheidungsgründe gegen ihren jugendlichen Ehegemahl Johann von

Lützelburg, wegen dessen angeblichem Unvermögen, zu haben. Sie war bereit, dem verwittweten Markgrafen Ludwig von Brandenburg ihre Hand zu reichen, welcher Anfangs zwar keine Neigung zur Gegenliebe empfand, aber den Vorstellungen seines Vaters endlich Gehör gab. Im November 1341 wurde Johann mit seinen Czechen aus dem Lande verjagt; die Margareth ließ sich durch kaiserliche Machtvollkommenheit scheiden und von dem Ehehinderniß der Verwandtschaft mit Ludwig dispensiren und feierte hierauf in Gegenwart des Kaisers sofort ihre
1342 Hochzeit mit dem Markgrafen, welcher dann am 26. Februar 1342 mit Tyrol und Kärnthen belehnt wurde. Kärnthen konnte er freilich nicht bekommen, das hielt Herzog Albrecht fest. Aber die Tyroler nahmen den neuen Herrn willig auf, da er geschworen, „ihre Rechte und landständische Verfassung zu achten, keine Steuer ohne der Landleute Mitwirkung aufzulegen, die Frau Margareth nie aus dem Lande zu führen und überhaupt die Rechte des Landes alle Zeit zu bessern, nicht zu bösern."

Ob der Kaiser wirklich ein Recht zu Ehescheidungen und Dispensationen hatte, wie die Theologen an seinem Hofe in gelehrten Abhandlungen bewiesen, diese Frage haben wir nicht zu erörtern; wir können nur berichten, daß die Zeitgenossen, darunter auch viele Freunde des Kaisers, anderer Ansicht waren, und daß ihm dieser Schritt viele Herzen entfremdete. Gewiß hatte die päpstliche Curie schon seit undenklicher Zeit für baares Geld viel schlimmere Dispensationen gegeben und das Recht, welches der Kaiser damals in Anspruch nahm, wird heutzutage in vielen Ländern unbestritten von den Fürsten geübt oder ist ganz überflüssig geworden. Aber damals war es etwas ganz Neues und Unerhörtes und die Welt richtet nun ein Mal über das, was seit lange besteht, ganz anders als über das, was noch nie war. „Seit dieser Zeit," schreibt ein Chronikant, „begann der Name des Kaisers bei allen Fürsten zu stinken." Mit der sittlichen Entrüstung der Fürstenhöfe hatte es jedoch in jener unsittlichen Zeit auch nicht viel auf sich. Es war mehr ein Vorwand zum Geschrei für verschiedene Nachbarfürsten, welche die wachsende Hausmacht des Kaisers fürchteten. Natürlich stehen hier die Lützelburger voran, doch waren sie damals unter einander zwieträchtig. Der König Johann verfolgte seine Söhne

erster Ehe und wollte sie zu Gunsten seines bourbonischen Sprößlings beeinträchtigen; sah sich aber selbst genöthigt, Böhmen zu meiden. Die Familie klagte nun zwar laut über die Frevelthat des Kaisers, was jedoch nicht hinderte, daß schon im folgenden Jahre erst König Johann mit dem Kaiser wegen Vermählung dessen Tochter mit seinem 1343
jüngsten Sohn Wenzel unterhandelte, und als dies die Söhne in Erfahrung brachten, sie sofort dem Vorhaben des Vaters sich zwar widersetzen, nun aber selbst mit dem Kaiser Unterhandlungen anknüpf- 1341
ten, und daß endlich sogar der durch den Kaiser geschiedene Prinz Johann sich geneigt zeigt, eine Tochter eben dieses verschrienen Kaisers und mit der Tochter das Land Niederlausitz, sowie die Theilnahme an der bairischen Erbfolge zu heirathen. Von diesen Aussichten waren sie auch durch die beweglichen Botschaften des Vaters lange nicht abzubringen. Er machte ihnen jetzt die größten Versprechungen und wollte nichts Wichtiges mehr ohne sie thun, wenn sie sich nur nicht mit dem Kaiser verbänden. Wenn diese enge Verbindung des jungen Prinzen und wohl gar in deren Folge die Erbverschmelzung der lützelburgischen und der bairischen Länder gelang, dann war wiederum eine den größten Theil Deutschlands umfassende Macht und damit die Hoffnung auf eine politische Wiederherstellung Deutschlands aus dem gräulichen Schiffbruch des Reiches gerettet. Dann würde diese letzte Periode in Ludwig's Geschichte vor dem Urtheile der Nachwelt nicht als seine schlechteste dastehen. Die Länder seines Hauses reichten nun bereits von der Adria bis zur Ostsee, und schon im September des 1345
folgenden Jahres kamen durch die seiner Gemahlin angefallene Erbschaft von Holland, Seeland, Friesland und Hennegau jene schon seit Jahrhunderten doch fast nur dem Namen nach zum Reiche gehörigen Nordseelande wieder in des Kaisers reellen Besitz. Es war dann keine Macht mehr vorhanden, welche mit dieser hätte rivalisiren können. Denn die Habsburger hatten in so langen und furchtbaren Kriegen die Kräfte ihrer Länder endlich erschöpft. Da auch Herzog Otto im Jahre 1339 und im Jahre 1344 seine beiden Söhne Friedrich und Leopold gestorben waren, — nachdem sie zuvor in dem großen Kriege des oberschwäbischen Adels gegen die berner Verbündeten im Sommer 1339 bei Laupen von den Eidgenossen unter dem berner Helden Rudolf von Erlach auf's

Haupt geschlagen worden, — so waren denn, wie es eine Vision verkündet hatte, „die fünf schlanken, hohen Stämme", welche einst König Albrecht pflanzte, verdorrt, und nur der sechste, verkrüppelte, Albrecht der Lahme oder wie er mit dem selbst erworbenen Namen heißt, Albrecht der Weise, war übrig geblieben, um die durch den Heldenmuth seiner Brüder dem Lande geschlagenen Wunden wieder zu heilen. Es war ihm ernstlich um Frieden mit dem Kaiser zu thun; der ihn dafür im Besitze von Kärnthen ließ. Auch Mainz und andere Reichsfürsten hielten treu zum Reiche; die Könige von Polen und Ungarn waren mit Johann zerfallen; der französische König ward von England hinlänglich beschäftigt. Für Kaiser und Reich schien endlich eine ruhigere und bessere Zeit zu beginnen. Ludwig konnte sogar im Frühling 1343 wohlthätig in Mitteldeutschland eingreifen und eine erschreckliche Fehde zwischen dem Erzbischof von Mainz und dem hohen Adel Thüringens schlichten. Sein Ansehn war so gestiegen, daß die Judenschaft im Reiche von ihm wieder Schutz hoffte und übereinkam, jeder Jud über 14 Jahren solle ihm jährlich mit einem Goldgulden beispringen. Er rüstete sich schon, um von Tyrol hinab nach Italien zu ziehen. Da trat ihm der Stuhl zu Avignon mit neuen gefährlichen Unternehmungen entgegen.

Der fromme Papst Benedict war am 25. April 1342 gestorben. Ihm folgte am 7. Mai Peter Roger, Erzbischof von Rouen, als Papst Clemens VI., welcher wieder ganz in die Bahnen des fünften Clemens einlenkte. Er glänzte durch ritterliche Pracht und war den Weibern übermäßig ergeben. Seine Maitressen, darunter besonders eine Gräfin von Torenna, trieben mit den Kardinälen am Sitze der Christenheit öffentlich ihr Wesen. „Er war," sagt ein deutscher Chronist, „gar ein gritiger hochfertiger Bobest." Als Magister der Theologie hatte er seine Laufbahn zu Paris begonnen, und ward dort als Abt und königlicher Rath mit der Erziehung des Prinzen Karl von Böhmen beauftragt. Ihm bewahrte er große Dankbarkeit und Anhänglichkeit und als sich beide im Jahre 1340 in Avignon wiedersahen, prophezeiten sie einander die Papstkrone und die Kaiserkrone. Kaiser Ludwig setzte nun zwar seine Versöhnungsversuche auch bei dem neuen Papste fort; aber mit noch geringerem Erfolge als früher: die gegen ihn geschleuderte Bannbulle des Clemens vom April 1343 reihte sich

der langen Reihe der früheren Bannflüche an. Jedoch Ludwig gab deßhalb seine friedlichen Versuche noch nicht auf. Seine Boten erhielten endlich das Formular der Vollmacht zu einem Sündenbekenntnisse und Angelöbnisse von so schmachvoller Art, daß die Hofleute in Avignon meinten, „er werde es sicher nicht unterschreiben und läge er selbst in Ketten und Banden.“ Aber er untersiegelte es doch und zum Erstaunen von Papst und Kardinälen kamen die Gesandten mit der Vollmacht zurück. „Dieser Mensch,“ sagten sie unter einander, „hat vor Zaghaftigkeit die Besinnung ganz verloren.“ Der Kaiser wollte sich nach dieser Vollmacht, wenn man ihn aus dem Banne löse und als Kaiser anerkenne, persönlich aller Sünde und Ketzerei schuldig erkennen, sich, seine Kinder, seine Habe ꝛc. reuig in die Hände des Papstes legen u. s. w. Nun wurden wieder neue Bedingungen, neue Artikel aufgesetzt, welche nichts Geringeres bezweckten, als das gesammte Reich dem Stuhl zu Avignon auszuliefern. Alles, was Ludwig als König oder Kaiser im Reiche angeordnet, sollte er für nichtig und falsch erklären, auch versprechen, nichts mehr in Sachen des Reiches zu thun und anzuordnen, ohne des Papstes Specialerlaubniß und sollte ja in diesen Zusicherungen noch irgend etwas unklar sein oder fehlen, so solle er jeden spätern Zusatz und jede Interpretation des heil. Vaters im Voraus genehmigen.

Auf die Kunde dieser Anforderungen erhob sich im Reiche wiederum eine Bewegung des Unwillens, wie vor sechs Jahren. Als der Kaiser der Reichsversammlung zu Frankfurt im September 1344 die Sache vortrug und nach der Meinung der anwesenden Städteboten fragte, zogen sich dieselben zur abgesonderten Berathung zurück, deren Ergebniß der Sprecher, ein Bürger von Mainz, in ewig denkwürdigen Worten vortrug. „Herr,“ sagte er, „wir haben erkannt, daß der Papst auf die Kränkung des Reiches sinnt. Wir aber können nimmer gedeihen, anders als mit dem Reiche; und des Reiches Untergang wird auch unser Verderben sein. Deßhalb sind wir bereit, mit allen unsern Kräften das Recht, die Ehre und die Unverletzlichkeit des Reiches zu beschirmen.“ Wiederum mußten jetzt die Fürsten in Rense zusammentreten; aber längst hatte der Verrath seine Hände tief dabei im Spiel. Schon ward offen vom Kaiser verlangt, daß er zu Gunsten des Markgrafen

Karl von Mähren abdanke. Denn deſſen Parteigänger behaupteten, der Kaiſer habe die Ehre des Reiches an den Papſt preisgegeben. Ludwig war bereit, zu Gunſten des Sohnes abzudanken. „Nein," riefen die Gegner, „durch Dich, den Baiern, iſt das Reich ſo zerrüttet worden: vor den Baiern werden wir uns hüten!" So trennte ſich die Verſammlung in voller Zwietracht.

Markgraf Karl von Mähren, der neue Throncandidat, ward, ſobald es gelungen war, ihn von den Unterhandlungen mit dem Kaiſer abzuziehen, und er auf dringende Einladung in der Faſtenzeit 1344 ſeinen Erzieher in Avignon beſuchte, mit großem Pompe empfangen. Alle Kardinäle zogen ihm eine Meile weit entgegen. Hier ward nun eine Ausſöhnung mit ſeinem Vater zu Stande gebracht und das Weitere verabredet. Da der junge Markgraf mit Leib und Seele Czeche war, ſo wurde er im Frühling mit der Abtrennung des Bisthums Prag vom Mainzer Sprengel und Gründung eines eignen böhmiſchen Erzbisthums erfreut. Damit zerriß das letzte Band, welches Böhmen noch an das Reich feſſelte. Dann zogen Vater und Sohn im folgenden Jahre zunächſt gegen Litthauen und kriegten in Schleſien, indeß die Intriguen im Reiche von beiden Seiten ihren eifrigen Fortgang nahmen. Der Papſt verhandelte mit den Kurfürſten und ließ ungeheure Geldſummen unter die deutſche Fürſtenſchaft werfen; der Kaiſer hetzte alle Nachbarn zum Kriege gegen Böhmens Uebermacht. In einer Woche erhielt damals der König Johann Fehdebriefe von den Königen von Ungarn und Polen, den Herzögen von Oeſterreich und Schweidnitz und dem Markgrafen von Meißen. Doch Johann rief: „je mehr Feinde, deſto mehr Beute!" Indeß wurden ſeine Nachbarn durch große Verſprechungen beſchwichtigt und die Verträge mit etlichen Kurfürſten zum erwünſchten Abſchluſſe gebracht. Walram von Köln z. B. bedang ſich 100,000 Mark Silber und dann nochmals 40,000 Riale als den Kaufpreis für ſeine Stimme; Balduin von Trier ließ ſich eine ganze Reihe von Städten zuſichern. Nur freilich, weder der Erzkanzler, noch der Pfalzgraf waren vom Kaiſer abzureißen. Heinrich von Mainz ward daher aufs Neue verflucht und erhielt jetzt den Gerlach von Naſſau, König Adolf's Enkel, zum Nachfolger. Zwar konnte Gerlach wenig Eingang im Sprengel

gewinnen; nur in Erfurt wußte er ſich Geltung zu verſchaffen; Mainz blieb ihm verſchloſſen. Aber von Metz aus ſchreibt er nun auf den 11. Juli 1346 einen Wahltag nach Renſe aus. Gerlach, Balduin, 1346
Walram, König Johann und Herzog Rudolf von Sachſen finden ſich dort ein, beſchließen, daß das Reich ſchon ſeit Längerem erledigt ſei und wählen hierauf den Markgrafen Karl zum König. Eine Theilnahme der übrigen Kurfürſten hielt man gar nicht mehr für nöthig, ſie ſeien, hieß es, im Kirchenbann und man hatte ja auch nunmehr die Mehrheit der Stimmen. Der Erwählte hatte indeſſen dem Papſte bereits am 22. April zu Avignon ein dem König von Frankreich vorerſt geheim gehaltenes Protocoll unterſchrieben, worin er für den Fall ſeiner Erhebung faſt alles Das zuſicherte, was der Unwille der Nation den Kaiſer Ludwig verhindert hatte zu geloben.

Und am Nationalgeiſte zerſchellte auch dieſes neue Unterfangen trotz aller Mühen, Beſtechungen und Ränke. Es ging eine Rede, daß, als zu Renſe die pfäffiſchen Hochverräther gerufen hätten, vivat rex, da ſei die Reichsfahne in den Rhein geſunken und Niemand habe ſie wiederfinden können. Zwar kannte die deutſche Nation ſchwerlich den ganzen Verlauf und Umfang dieſes dunkeln Verraths, aber ſie kannte doch genug, um mit ungetheiltem Sinne ſich gegen den „Pfaffenkaiſer" auszuſprechen. Ludwig befand ſich gerade auf dem Wege nach Italien in Trient, als ihn die Kunde erreichte. Eilends kehrte er um, ſeine Krone zu vertheidigen. Auf dem Städtetage, den er ſogleich nach Speier berief, hatten ſich alle Städte des Reiches vom Rheine, aus Schwaben und aus Franken eingefunden und als der Kaiſer das Geſchehene erzählte und die Krone niederlegen wollte, wenn das Vertrauen der Nation ihm fehle, da fand er Alle „glühend von Hingebung" und nicht eine einzige Stadt des Reiches wollte von ihm laſſen. Der gräßliche, alles Entſetzen der Phantaſie erſchöpfende Bannfluch, welcher damals gegen den Kaiſer in Avignon, am Sitze der Spötter und des Laſters, zubereitet wurde, widerſprach doch zu ſehr allen ſittlichen und chriſtlichen Gefühlen, um ſelbſt in jener verſunkenen und wüſten Zeit unter der deutſchen Nation Anklang zu finden. Fromme und gelehrte Männer ergriffen damals mit neuer Wärme die Partei des Kaiſers. Wie es alle wahrhaft guten Fürſten

zu allen Zeiten gethan hatten, so z. B. Brandenburgs Askanier selbst unter den großen Päpsten, so verbot auch Herzog Albrecht der Weise in seinen Landen die Verkündigung dieser Flüche. Ueberhaupt scheiterten alle Anstrengungen, diesen edlen Fürsten von Ludwig's Seite abzuziehen. Er blieb mit dem Kaiser bis an dessen Ende verbunden. Bedeutende Fürsten und Herren, wie Heinrich der Eiserne von Hessen und der Graf von Nassau und überhaupt Viele vom rheinischen hohen Adel, und von der habsburgischen Partei treten jetzt entschieden auf die Seite des Kaisers, freilich nicht um der bloßen Reichspflicht willen — dies kam schon seit lange nicht mehr vor — sondern gegen enorme Verschreibungen. Immerhin sehen wir hier wiederum und noch ein Mal den Adel und die Städte sich um den Kaiser schaaren und die National-Interessen und das zusammenbrechende Reich gegen den Papst und dessen durch Habgier gewonnene Kurfürsten vertheidigen. Der energische Heinrich von Mainz behauptete sich auf seinem Sitze und der Kaiser brachte sogar eine Sühne mit der bisher widerstrebenden Partei im Stifte zu Stande. Auch die auswärtigen Verhältnisse ließen sich für den Kaiser sehr günstig an. Der König Ludwig der Große von Ungarn wollte seinen Bruder Andreas rächen, welchen die Gemahlin Johanna von Neapel hatte ermorden lassen. Die öffentliche Meinung beschuldigte den Hof von Avignon auch dieser That und dieser Verdacht ward durch das der Mörderin Johanna zugeneigte Benehmen der Curie sehr verstärkt. Ludwig von Ungarn verbündete sich daher mit Kaiser Ludwig und rüstete ein Heer aus zur Expedition gegen Neapel. In Italien waren wieder große Bewegungen gegen den Papst ausgebrochen. Die Stadt Rom befand sich in vollem Aufruhr und der Demagoge Cola Rienzi fing eben an, sein kühnes Wesen zu treiben. Aber viel wichtiger als alles dies waren die Vorgänge in Frankreich. In demselben Juli, wo zu Rense ein Pfaffenkaiser aufgestellt wurde, landete König Edward III. in der Normandie und bald sah sich Paris, zum ersten Male seit Kaiser Otto II., von einem feindlichen Heere umlagert. In dieser Noth mußte Philipp von Frankreich seine Mißstimmung verschlucken, daß ihm die deutsche Krone in Avignon nun doch endlich entgangen und von seinen lützelburgischen Blutsfreunden entrissen sei. Er mußte froh sein, wenn ihm das eigne

Reich erhalten blieb. Er rief die Hülfe ſeines Schwagers und deſſen Sohnes an, welche ſo eben in's Feld gerückt waren, um die am Kaiſer Ludwig feſthaltenden Bürger von Lüttich zu überwältigen. Doch die Lütticher ſchlugen ihren Biſchof ſammt ſeinem Pfaffenkaiſer in die Flucht und dieſer eilte nun mit ſeinem Vater den Franzoſen zu Hülfe. Sie halfen auch den Feind von Paris zurückdrängen und nach Flandern hin verfolgen. Bei Creſſy aber ſtellte ſich Eduard und es erfolgte am 26. Auguſt 1346 die weltberühmte, ſchickſalsſchwere Schlacht. Unter dem Donner der Kanonen, die hier zuerſt von den Britten im Großen angewendet wurden, aber noch wenig Schaden anrichteten, ging hier vor der kriegeriſchen Ueberlegenheit Edward's und ſeines Sohnes, des berühmten ſchwarzen Prinzen, die Blüthe der franzöſiſchen Ritterſchaft, mit ihr der blinde König Johann, zu Grunde. Er hatte gefordert, daß man den Deutſchen und Böhmen, die er herbeigeführt, den Vorſtritt laſſe. Aber das duldete die Eitelkeit der franzöſiſchen Ritter nicht. Da nun Alles bereits verloren war, mahnten den Johann ſeine Begleiter, zu fliehen. „Das wolle Gott nicht, daß ein König von Böhmen fliehe," rief er in czechiſcher Sprache und befahl, daß man die Roſſe ſeiner Führer, des Ritters Heinrich Mönch von Baſel und des Ritters Heinrich Klingenberg, an ſein Streitroß feſtbinde. Dann ſprengte er mit Führern und Gefolge unter der Loſung Praha! in die Schlacht und in den Tod. Als König Edward die Leichen der deutſchen Helden auf dem Schlachtfelde herumliegen ſah, da ſoll er Thränen vergoſſen und gerufen haben: „Wie übel eilen doch dieſe in den Tod für den Fremden, der ſie haßt und ihnen nie etwas gönnen mag." Theilnehmend ließ er den ſterbenden Böhmenkönig in ſein Zelt tragen; der ſchwarze Prinz hielt die Straußenfeder Johann's für ſeine ehrenvollſte Beute: ſie ſtehet ſeitdem im Wappen der Prinzen von Wales. Denn der König Johann, obwohl für die Deutſchen und Böhmen ein Fluch und Unglück, ward doch als ein Ritter ohne Gleichen in der ganzen Welt beſungen. Seine Leiche ward mit hohen Ehren nach Lützelburg geleitet; aber auch im Tode hatte er keine Ruhe. Seine Gebeine ſind verſchiedentlich zerſtreut und wieder geſammelt worden und haben ihren Aufenthaltsort oftmals gewechſelt. Gegenwärtig befinden ſie ſich in Caſtel an der Saar.

Sein Sohn, der „Pfaffenkaiser" Karl, war dem Untergang durch die Flucht entronnen. Nachdem er in der Abtei Ourschamps von seinen Wunden genesen, und in Lützelburg Besitz von seinen Erblanden ergriffen hatte, machte er zwar einen Versuch, sich des Reiches zu bemächtigen, der aber sehr unglücklich ausfiel. Keine Stadt des Reiches wollte ihn aufnehmen; er mußte am 26. November mit der Krönung in Bonn vorliebnehmen, welcher nur etliche Pfaffenfürsten beiwohnten, dann begab er sich nach Böhmen. Seine Bemühungen, den Herzog Albrecht von Oesterreich zu gewinnen, schlugen eben so fehl, als der Versuch, vermittelst italienischer Söldner und Bundesgenossen Tyrol zu erobern. Der Kaiser forderte ihn im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit im Januar 1347 in einem Briefe aus Regensburg auf, von seiner unsinnigen Anmaßung abzustehen, sonst werde er ihn wie eine Scherbe zerschlagen; denn noch sei die Zeit nicht gekommen, wo die Zwerge, die schon im dritten Jahre ausgewachsen und im siebenten Jahre Greise seien, sich gegen die Riesen erheben und wo die Ameise den Löwen verschlingen könne. Indessen dauerten doch die Kriege an den Grenzen von Tyrol und Baiern und in den Ländern der rheinischen Kurfürsten fort, und wurden nur durch die entsetzliche Hungersnoth des Jahres 1346 und durch Erschöpfung unterbrochen; bei Grensau wurden die Trierischen von den rheinischen Grafen auf's Haupt geschlagen. Karl, der sich vom Prager Bischof mit ungeheuerem Pompe als Czechenkönig krönen ließ, wußte mit großer Geschicklichkeit den czechischen Nationalgeist zu neuen Opfern zu entflammen. Eben wollte er selbst an der Spitze eines Heeres in Baiern einrücken,
1347 da kam die Kunde, daß Kaiser Ludwig am 11. October 1347 plötzlich gestorben sei. Auf einer Bärenjagd bei München war er zufolge eines Schlaganfalles leblos vom Pferde gestürzt. Viele behaupteten, — wie die Chronik der Baiernherzöge versichert, — er habe Gift bekommen. Die Kunde dieses Todesfalles ward von dem Gegenkönig, dem das Reich nun rettungslos preisgegeben war, mit einem Jubel aufgenommen, den er vielleicht selbst für gottselig hielt, denn, so hieß es, der Kaiser Ludwig sei als ein Verfluchter durch die Hand des Himmels getödtet worden. Verweigerten doch Münchens Augustiner Chorherren dem Kaiser das christliche Begräbniß. Deßhalb ward er in der Frauen-

kirche bestattet. Doch mit treuer Liebe ehrte das Volk noch lange das Gedächtniß seines Kaisers. Auch die Nachwelt ist ihm nachsichtig und gerecht geblieben und selbst spätere Päpste nannten ihn wieder einen divae memoriae Imperator. Der Marmorstein, womit später sein Grab in der Frauenkirche zu München geschmückt wurde, zeigt des Kaisers Bildniß. Kurfürst Maximilian I. ließ ein Denkmal von Bronce über dem Grabstein aufrichten.

Was er auch geirrt und versehen, wie sehr auch das Reich unter ihm gelitten hat, wir dürfen nicht vergessen, daß der Grundfehler nicht in ihm, sondern in der elenden Verfassung lag, die ihn erst zum Werkzeug und dann zum Opfer fremder, feindseliger Interessen und Bestrebungen machte. Wie der Hausvater eines verderbten Hauswesens auch bei den besten Eigenschaften nur zu leicht mit verdirbt, so in noch höherem Maße das Oberhaupt eines Reiches, welches in seiner innersten Organisation entartet und eigends darauf eingerichtet ist, jede tüchtige und gedeihliche Leitung zu verhindern; dagegen es jedem feindseligen Angriffe zu öffnen. Ein solches Reich kann nicht mehr durch sich selbst gebessert und reformirt, es kann nur noch seinem gänzlichen Zerfalle und ferneren Schicksale überlassen oder gewaltsam umgeformt, gleichsam von innen für die Nation zurückerobert werden. In diesem Falle bedarf sein Lenker einer besondern Macht, einer Hausmacht, welche stärker ist, als die feindseligen Elemente. Will er aber die andere Wahl ergreifen, so wird er zwar allerdings auch nach einer möglichst großen Hausmacht streben, aber nur um ihrer selbst, um *ihres* Besitzes und Genusses willen. Das Reich wird er dem Verhängniß ruhig überlassen. Diesen Weg haben Ludwig's Nachfolger im Wesentlichen fast sämmtlich eingeschlagen. Den anderen hatten seine Vorgänger betreten. Ludwig steht zwischen beiden. Wir sind weit entfernt, in das Geschrei einzustimmen, weil er darnach strebte, eine große bairische Hausmacht zu gründen, wir können es nur bedauern, daß dieses Streben keinen dauernden Erfolg hatte und zu den vielen verlorenen Mühen der deutschen Geschichte gehörte.

Sechstes Kapitel.

Der Zustand Deutschlands im 14. Jahrhundert.

Charakter und Bestand des Reiches. Die königlichen Dynastien. Die Fürsten. Rückblicke auf norddeutsche Fürsten. Graf Gerhard der Große von Holstein. Die welfischen Herzöge. Heinrich der Eiserne von Hessen. Aufstrebende Dynastien. Die Burggrafen von Nürnberg, die Markgrafen von Jülich, die Herzöge von Geldern, die Grafen von Wirttemberg. Die geistlichen Fürsten.

Die Städte. Allgemeiner Charakter. Ihre Landfriedensbünde. Kurze Geschichte der Hansa.

Aeußere Stellung der Städte. Ihre innere Entwicklung. Kampf und Sieg der Zünfte. — Der deutsche Handel und Gewerbfleiß. — Die Bauern.

Geschichte und Beschreibung der heiligen Vehme.

Verwilderung des sittlichen und religiösen Lebens. Reaction der Gottesfreunde.

Literatur und Kunst.

Wir stehen hier an einem Punkte unserer Geschichte, wo ein Rückblick auf die bisherigen Resultate zum weiteren Verständniß nothwendig ist. Achtzig Jahre lang hatte die deutsche Nation mit großer Kraft gerungen, drei Dynastien hatte sie erhoben und mit weiten Ländern und königlicher Macht ausgestattet, und dennoch für sich selbst so wenig erreicht, daß sie beim Reiche oft nicht mehr vor dem geringsten Strauchritter, geschweige vor fürstlicher Unterdrückung oder den Uebergriffen fremder Eroberer Schutz fand. Wenn man die in dieser Periode gebildete Hausmacht der Habsburger, der Lützelburger und der Wittelsbacher zusammenrechnet und die deutschen Städte, diese gewaltige Pulsader unserer Geschichte, hinzunimmt, dann stellt sich eine Macht und Nationalkraft dar, wie sie größer und hoffnungsvoller nie existirt hat. Aber diese Nationalkraft ward durch Wahlhändel und Thronkriege fort und fort wider einander gehetzt und verzehrte sich im Widerstreite der Dynastien. Jeder neue Machtzuwachs und Ländererwerb des königlichen Hauses hätte ein Segen werden können, sobald nur Ein Königsgeschlecht war; da aber mehrere königliche Häuser entstanden, welche die Krone nur benutzten, um neue selbstständige Staaten für sich zu gründen, in denen schon im Laufe dieser Periode jede Einwirkung des Reiches aufhörte, während doch umgekehrt das Reich

fortwährend ihren Interessen dienen mußte, so gereichten sie der Nation nicht mehr zur Stärkung, sondern zur Schwächung und zum Verderben, und alle diejenigen, die an dieser Schwächung ein Interesse hatten, besonders die Kurfürsten, welche ihrer Seits ebenfalls nach der Herrschaft im Reiche strebten, waren fortwährend beflissen, daß keine der streitenden Dynastien ein dauerndes Uebergewicht erlange.

Wiederum also sind wir genöthigt, um ein besseres Bild von Deutschland zu gewinnen, von den schlechten Verhältnissen der Gesammtheit abzusehen und uns die einzelnen Bestandtheile zu betrachten. Sehen wir zunächst auf den äußeren Bestand des Reiches, so war, Dank dem zerrütteten Zustande der allgemeinen Weltlage, noch wenig von Deutschland verloren gegangen. Daß Italien trotz aller Kämpfe und Versuche dem Reiche entfremdet ward, können wir doch nur um Italiens, nicht um unseretwillen bedauern. Die Könige und Nationen des Ostens und Nordens hatten den Lehensverband zum Reiche längst wieder vergessen. Hier waren jetzt Oesterreich, Böhmen und Brandenburg die großen, unzersplitterten Vorwerke und Ausläufer des Reiches. Es war ein Glück, daß der König von Böhmen auch die Herzogthümer in Schlesien — einmal waren ihrer nicht weniger als zwanzig — eines nach dem anderen an sich riß, sonst wären sie in die Hände der Polen und Litthauer gerathen. Als das äußerste Bollwerk Deutschlands dehnten sich an den Küsten der Ostsee bis Finnland die blühenden Städte und Länder des deutschen Ordens, welcher jetzt, nachdem er Esthland den Dänen ganz entwunden, und in 1343 von Kasimir dem Großen von Polen das vielbestrittene Pommerellen erlangt hatte, einen Länderstrich von nahe 3000 Quadratmeilen beherrschte. Im Norden wurde das Reich vor den Scandinaven durch unsere Hanseflotten geschützt; dennoch errang durch die Verderbniß der norddeutschen Fürsten der König Erich Menved von Dänemark vorübergehende Herrschaft über deutsche Länder; wie sie gebrochen ward und Dänemark sogar unter die Herrschaft der Deutschen kam, werden wir sogleich näher betrachten. Die Niederlande, längst dem Reiche halb entfremdet, schienen damals auf dem besten Wege, ihm wieder enger als je angefügt zu werden, indem bei dem Erlöschen des einheimischen Grafengeschlechtes Holland, Seeland und Hennegau

durch Heirath an das Haus Wittelsbach und bald nachher auf gleichem Wege Brabant an Lützelburg kam. Eine große und bereits sehr drohend gewordene Gefahr zeigte sich an den Westgränzen, einer Seits in der Zersplitterung unserer alten Reichslande, — die Besitzungen der rheinischen Kurfürsten können mit den geschlossenen Ländern der östlichen Reichsfürsten nicht verglichen werden und boten als Grenzhüter weniger Sicherheit, — anderer Seits in der großen Macht der französischen Könige. Zum Glück für Deutschland brach sich diese Macht damals an der englischen und so blieb Europa von dieser Seite her noch längere Zeit ungefährdet. Doch war die Grafschaft Burgund, die Stadt Lyon ꝛc. dem Reiche definitiv an Frankreich verloren gegangen.

Betrachten wir den innern Reichsbestand und zunächst die Fürsten und Herren, so würde es unseren Raum weit überschreiten, wollten wir von allen diesen eine Geschichte geben. Die größten und wichtigsten derselben haben wir bereits in der Reichsgeschichte gesehen. Von den übrigen mögen nur noch einige der merkwürdigsten erwähnt werden. Die große Mehrheit bietet ohnehin für die Geschichte nur wenig Erfreuliches dar. Ihr Leben verlief in Erbhändeln, Theilungen und Fehden, in denen sie sich größtentheils ruinirten. Das Ziel jahrhundertjähriger Kämpfe hatten sie wohl erreicht; denn ihr göttliches Amt war bis auf wenige Spuren seines wahren und ursprünglichen Charakters entkleidet und zu einem gemeinen Privatbesitz herabgesunken. Sie selbst hatten es, im Widerspruch gegen alte Reichsgesetze, durch Erbtheilungen, Verkauf, Verpfändung verschleudert und zersplittert, wie man heut zu Tage kein Landgut verschleudern und zersplittern möchte. Ihre Einkünfte und Besitzungen gingen auf diese Weise zum Theil an ihren Adel und ihre Städte oder an größere und wirthschaftlichere Fürsten über. Alles in Allem befanden sich die Verhältnisse der Fürsten zu dieser Zeit fast überall in einer Zerrüttung, die zu ihren gesteigerten landesherrlichen Ansprüchen, zu ihrem Stolze und ihrem Aufwande im Mißverhältnisse stand. Wollten sie diese Stellung behaupten und nicht entweder neben den größeren Regenten oder zwischen ihren eigenen Ständen wieder verschwinden, so waren sie zu fortwährenden Uebergriffen genöthigt. Wir erblicken sie daher in dieser Zeit mit aller Welt, auch mit ihren Unterthanen in Fehde;

bald fehden sie gegen die Städte, bald gegen den Adel, welcher nicht versäumte, dem von oben her gegebenen Beispiel zu folgen. „Ruten, roven" hieß ein Sprichwort des westfälischen Adels, „dat is keine Schande, dat doynt die Besten von dem Lande." Das Räuberhandwerk der adeligen Burgherren erhielt eine Art politischer Berechtigung als Krieg gegen die Nachbarn, zu welchem diejenigen ja selbst das Beispiel gaben, welche ursprünglich zum Richteramt berufen waren. Die heiligsten Verträge wurden heute beschworen, morgen gebrochen; was heute förmlich abgetreten und verkauft war, wurde morgen mit den Waffen wieder zurückgefordert. Mit Einem Worte: „durch die Verwilderung des Herren- und Ritterstandes ward ein Theil des deutschen Adels einer großen Räuberbande nicht unähnlich" (Eichhorn).

Von den norddeutschen Fürsten waren die Askanier in Brandenburg ausgestorben und ihr jetziger Nachfolger, Ludwig von Baiern, ein hochmüthiger, üppiger Ritter, war nicht geeignet, die gute Zeit jener Fürsten zurückzuführen. Der Adel hatte unter ihm gute Tage; aber das Land desto schlimmere; daher war die Unzufriedenheit mit diesem Fürsten im Brandenburgischen allgemein. Namentlich klagte man über die Ausschweifungen der Baiern, welche die Weiber und Töchter dieses an Ehrbarkeit gewohnten Landes verführten. Die wendischen Fürsten in Mecklenburg und Pommern waren ähnlich in Linien zerfallen, wie die polnischen in Schlesien. Doch brachte Heinrich der Löwe von Mecklenburg († 1329) drei Linien, Mecklenburg, Rostock, Parchim wieder zusammen; seine Söhne theilten wieder. Am Ende dieser Periode bestehen die Linien Güstrow, Schwerin und Stargard. In Pommern waren die Hauptlinien Stettin und Wolgast, mit weiteren Theilungen. Ohne die gewaltig eingreifende Hanse würde es hier überall um den Schutz des Reiches gar übel ausgesehen haben. Das Holsteinische Grafenhaus war in die Kieler Linie und in die Itzehoer zerfallen, auch diese theilten verschiedentlich und ihre Erbhändel kamen dem Dänenkönig trefflich zu Statten. Auf diesen Verhältnissen der norddeutschen Fürstenschaft bauete sich trotz innerer Zerrüttung die Macht des Dänenkönigs in Norddeutschland noch ein Mal künstlich auf; bis sie durch deutsche Bürger zurückgeschlagen ward

und dann mit Erich Menved's Tode unter deſſen elendem Nachfolger Chriſtoph zuſammenbrach. Es folgte damals in Dänemark ein zwanzigjähriges Zwiſchenreich, wo es ſchien, als ob es mit Dänemark aus ſei. Das Land fiel auseinander, ein Theil der Inſeln gab ſich unter König Magnus von Schweden, alles Uebrige fiel unter deutſche Gewalt. Der gewaltige Graf Gerhard der Große von Holſtein-Rendsburg erwarb zuerſt das Herzogthum Schleswig, welches ſeit alten Zeiten ſelbſtſtändig zwiſchen Dänemark und Deutſchland geſtellt, aber von deutſchen Elementen durchdrungen war und von König Chriſtoph unterdrückt werden ſollte, worauf Graf Gerhard es im Jahre 1325 befreiete. Er ſchlug den König Chriſtoph auf's Haupt und jagte dieſen eidbrüchigen mit ſeinen Unterthanen zerfallenen König ganz aus Dänemark. Darauf ſetzte er ſeinen Neffen, den minderjährigen Waldemar, auf den däniſchen Thron und ward „Vormund des däniſchen Reiches." Waldemar belehnte ihn mit Jütland und Schleswig und beurkundete förmlich, daß Schleswig nicht zu Dänemark gehöre. Auch Fehmarn, Laaland, Falſter kamen damals an Holſtein. Dann ließ ſich der vertriebene Chriſtoph von Gerhard unter ſchweren Bedingungen wieder zum König machen, jedoch nur, um bald wieder Alles zu verlieren und im Elend auf Falſter zu ſterben. Seine Söhne flohen in's deutſche Reich. Darauf regierte Graf Gerhard acht Jahre allein; ſeinem Neffen Waldemar hatte er Schleswig gegeben. Endlich ward der „kahle Graf", noch nicht fünfzig Jahre alt, in der Nacht des 1. April 1340, in ſeinem Betgemache vom däniſchen Ritter Niels Ebbeſen wegen eines Privathandels ermordet. Die Dänen verehren den Mörder als einen Retter von ſchwerer Fremdherrſchaft; denn freilich, hart und ſtreng hatte Gerhard gewaltet. In der deutſchen Geſchichte glänzt aber ſein Name unter den größten. Er brachte die von Anderen verrathenen deutſchen Intereſſen wieder zur Geltung. Mit den deutſchen Seeſtädten war er eng befreundet und hat ſie höchlichſt begünſtigt. Schleswig ward deutſch; auch die öffentliche und amtliche Geſchäftsſprache war ſeitdem deutſch. Die Söhne Gerhard's, Claus und Heinrich der Eiſerne, konnten ſich trotz ihrer Tapferkeit ſchon deßhalb nicht auf der Höhe des Vaters halten, weil im jungen Waldemar Atterdag (der den Tag erwartet hat), König

Christoph's Sohn, ihnen wieder ein bedeutender Dänenkönig gegenübertrat.

So hat sich denn hier am Ende dieser Periode im Verhältnisse zu Dänemark eine ähnliche Erscheinung wiederholt, wie am Ende der vorigen. Damals waren es die Brandenburger Markgrafen und der Herzog Albrecht der Große von Braunschweig-Lüneburg gewesen, welcher in die Händel zwischen Dänemark und Schleswig eingegriffen, dem König Erich Glipping die Krone gerettet und die dänischen Inseln verwaltet hatte. Dieser Albrecht mußte das große Herzogthum Braunschweig-Lüneburg bereits mit seinem Bruder Johann theilen. Es heißt, sie hätten um die Theile gewürfelt, Albrecht nahm Braunschweig, Johann Lüneburg zur Hofstatt. Dem Letztern folgte Otto der Strenge in einer 53jährigen, durch Strenge gegen den aufrührerischen Adel und Begünstigung der Bürger, durch Fehden mit Lübeck und Hannover, endlich durch große Erwerbungen an der Elbe bezeichneten Regierung (1277—1330). Seine Söhne, Otto und Wilhelm, theilten wieder. Auch Albrecht der Große von Braunschweig war dem Adel wegen seiner Strenge verhaßt, bei den Bürgern beliebt. Er starb 1279. Drei Söhne theilten; die Grubenhagen'sche Linie (Heinrich's des Wunderlichen) theilte weiter; ebenso die Linie Braunschweig-Göttingen Albrecht's des Feisten. Von diesen zahlreichen Herzögen folgten Albrecht der Feiste und sein Sohn Otto der Milde (1318—1344) von Braunschweig, den Spuren der Ahnen. Von den übrigen weiß man fast nur unfruchtbare Fehden. Heinrich II. von Grubenhagen zog abentheuernd in Italien und dann im Morgenlande umher, vermählte seine Schwester dem Kaiser Andronikus und kehrte mit einer Cyprischen Prinzessin in's Eichsfeld zurück, wo man ihn fortan den Heinrich von Griechenland nannte. Sein Sohn Otto stritt in Frankreich, Lombardien, Ungarn und Neapel und liegt zu Foggia begraben. Die raufsüchtigsten Glieder des Hauses, welche damals Norddeutschland bekümmerten, waren Magnus der Fromme von Braunschweig-Sangerhausen, sowie Ernst von Göttingen.

Was die seit Herzog Albrechts von Sachsen Tode (1260) in die Linien Lauenburg und Wittenberg getheilten Herzöge von Sachsen betrifft, so ging Lauenburg nach des Herzogs Johann Tode (1292)

an drei Söhne, endlich an den allein verbleibenden Herzog Erich über, welcher über 70 Jahre regiert hat. In Wittenberg folgte auf Albrecht II. (1298) Rudolf I., welcher 58 Jahre regierte (bis 1356). Beide, Erich und Rudolf, stritten ihr langes Leben lang wegen der Kurstimme mit einander und schlossen sich, weil Jeder seine Wahl behaupten wollte, stets den entgegengesetzten Parteien an. Am Harze waren die Fürsten von Anhalt mächtig, aber schon zu Anfang dieser Periode in drei Linien, Oschersleben, Bernburg und Zerbst zerfallen. Doch blieben nur die beiden letztern; die erstere starb schon mit Heinrich II. in 1316 aus und sein Land hatte sich der Bischof von Halberstadt vermachen lassen, dem es auch die Fürsten trotz vielen Kampfes nicht wieder entreißen konnten. In Hessen war Otto I., Heinrich's des Kindes Sohn, (1308—1328) dem Vater gefolgt, bis zu seines Bruders Johann Tode (1311) war Hessen in Ober- und Niederhessen getheilt, sein Sohn Heinrich der Eiserne regierte dann und stritt mit Kraft und Klugheit 49 Jahre lang (bis 1377). Unter diesem Regenten ward Hessen trotz allen Streitens und Neidens der Nachbarn, unter vielen Kriegen gegen den Mainzer Bischof, an welchen sich das gesammte Hessenvolk betheiligte, immer größer und mächtiger. Heinrich I. erwarb unter Anderem Stadt und Herrschaft Gießen und Felsberg; Otto nahm dem Braunschweiger Gudensberg wieder ab, das Salzmonopol zu Münden vergalt er mit dem Salzmonopol zu Cassel u. s. w. Der habgierige Peter Aichspalter wollte die Herrschaft im Reiche benutzen, um Hessen zu erhaschen; er brachte die ganze Lützelburgische Partei gegen Otto zusammen; deßhalb war dieser erst für Habsburg und dann später für Wittelsbach. Heinrich der Eiserne säuberte Hessen von Raubschlössern und erwarb Spangenberg; mit Kaiser Ludwig wegen der Thüringenschen Erbverbrüderung zerfallen und auf päpstlicher Seite, finden wir ihn zuletzt wieder unter den Reichsgetreuen. Das Haus der Wettiner in Thüringen und Meißen, ein wahres Pelopidenhaus, trat uns bereits in der Reichsgeschichte nur allzusehr entgegen. Auch die Fürsten der rheinischen und süddeutschen Reichslande haben wir in der Reichsgeschichte hinlänglich gesehen.

Von den zahlreichen kleineren Fürsten, Grafen und Herren, die aber, so klein sie sein mochten, sich nicht weniger als die größeren

Landesherren durch Theilungen und Veräußerungen zerſplitterten, möge hier auf die in der Reichsgeſchichte hervortretenden Grafen und Herren von Ober- und Nieder-Katzenellenbogen (Wilhelm I. gründete 1330 Darmſtadt), von Hanau, von Henneberg (die von Kaiſer Heinrich VII. gefürſtet wurden und Schmalkalden gründeten), von Hohenlohe, Oettingen, Leiningen u. ſ. w. hingewieſen werden, vor Allem aber auf einige Dynaſtien, die ſich bald zu großer Bedeutſamkeit erhoben und viele Fürſtenhäuſer überflügelten. Zuerſt ſind die Burggrafen von Nürnberg zu erwähnen. Sie werden jeder Zeit in vorderſter Linie genannt, wo etwas Großes und Wichtiges im Reiche vorgeht. Burggraf Friedrich III. (1260—1297) brachte die Wahl Rudolf's von Habsburg zu Stande; führte die Verhandlungen zu Lyon; auf dem Marchfelde trug er des Reiches Sturmfahne. Sein Sohn Friedrich IV. (1297—1332) wußte in den ſchwierigen Zeiten der Thronkriege unter drei Königen die Treue mit Klugheit und Gewinn zu paaren. Er gab mit den Städten den Ausſchlag für Ludwig erſt nach der Wahl, dann auf dem Schlachtfelde zu Ampfing. Viele Städte, Wunſiedel, Wunſeg, Muſchen, Bergen, Katzendorf, Grundlach, Rosthal wurden von ihm theils geſtiftet, theils mit Befeſtigung und Stadtrecht ausgeſtattet. Auch Johann II. (1332—1358) hielt treu zum Kaiſer. Er war eine Zeit lang deſſen Pfleger über Brandenburg. Freilich ging auch dies Geſchlecht darauf aus, die Reichsbürger, beſonders die reichen Nürnberger, unter den Fuß zu bringen; ſolche Verſuche koſteten einſt einem Sohne des Hauſes das Leben. Eine ähnliche Erſcheinung wie hier die Burggrafen, bieten am Niederrhein die Grafen von Jülich dar. Auch dies betriebſame Haus wußte ſchon von der Hohenſtaufen-Zeit her die Treue mit dem eignen Vortheil zu verbinden. Kaiſer Ludwig erhob endlich den Grafen Wilhelm, der mit vier Königen verwandt und verſchwägert war, als Markgrafen in den Fürſtenſtand, mit dem Rechte, bei Krönungen das Scepter zu tragen. Markgraf Wilhelm leitete die wichtigſten Unterhandlungen, leiſtete große Dienſte und ließ ſich für ſeine Treue ein Mal 223,900 Goldgulden verſchreiben, und dafür die Reichsſtädte Düren, Werde, Sintzig ꝛc. pfandweiſe ausliefern, welche damit zu Landſtädten herabſanken. Alles was dem Reiche noch um Aachen

herum zustand, ging an Jülich über. Wie hier Jülich, so tritt weiter unten am Rhein Geldern hervor. Kaiser Ludwig erhob den Grafen Rainald in 1339 als Herzog in den Fürstenstand, mit dem Rechte, bei feierlichen Gelegenheiten dem Kaiser die Kleider anzuziehen und die Krone vorzutragen. Ebenfalls durch rastlose Betriebsamkeit, aber nicht durch Treue, sondern im Gegentheil durch ununterbrochenen Aufruhr und Hochverrath, waren im Schwabenlande die Grafen von Württemberg, sowie die Markgrafen von Baden in die Höhe gekommen. Denn in den reichsfreien Ländern, in Schwaben und am Oberrheine war die Bildung von Landesherrschaften nicht möglich ohne fortwährenden Kampf gegen die Krone und die zahlreichen Reichsstädte. Daher war Graf Eberhard der Erlauchte, wie er selbst sagte, „Gottes Freund, aller Menschen Feind." Sechzig Jahre lang (1265—1325) hat er das deutsche Reich bekümmert. Gegen alle Städte rings umher und gegen die fünf deutschen Könige, die er erlebte, hat er gefehdet, auf eigene Hand oder in fremdem Solde. Die gute Hälfte der deutschen Reichskriege während dieses Zeitraums ist gegen diesen fürstlichen Aufrührer gerichtet und wenn er verloren schien, brachten ihn die Wahlintriguen und Thronkriege des Reiches wieder in die Höhe. Durch Raub und Lösegelder, aber auch durch kluge Wirthschaft verschaffte er sich die Mittel, die Länder verschuldeter Nachbarn, der Herzöge von Teck, der Pfalzgrafen von Tübingen und vieler anderer kleinerer Herren, an sich zu kaufen. Der Sohn Ulrich (1325 bis 1344) setzte diese Politik fort, und der Enkel Eberhard der Greiner verdunkelte dann in einer 46jährigen Regierung (1344—1390) selbst den Waffenruhm des Großvaters. In den letzten Jahren des Kaisers Ludwig lag Württemberg im Krieg gegen die Juden von Colmar und Schlettstadt, denen die Grafen viel Geld schuldig waren. Vom Kaiser Ludwig hatten sich diese von der Schuld entbinden lassen; die Juden mietheten aber ein Söldnerheer und fielen damit in's Wirtembergische ein. Der Kaiser schrieb auf Anrufen der Grafen seinen „lieben Kammerknechten" und mahnte sie, den Feldzug einzustellen.

Die Länder der geistlichen Herren waren fast überall gewachsen und gediehen; denn sie wurden nicht durch Erbgang getheilt; sie kauften und erbten, während Andere verkauften und vermachten.

Ihre Verwaltung war planmäßiger; ihre Politik war traditionell, wie die des römiſchen Stuhles; ihre Canzleien waren die beſten und auf den Stühlen ſaßen ſtreitbare Männer aus den benachbarten Fürſten- und Grafen-Häuſern. Wir haben dieſe Herren lange Zeit am rüſtigſten arbeiten ſehen an der Schwächung des Reiches: theils um die eigene Macht und die Bedeutung ihres Stiftes zu mehren; theils im Intereſſe der Dynaſtie, der ſie angehörten; theils römiſchem Einfluſſe folgend. Aber nur die Schwächung, keineswegs die Zerſtörung und der Untergang des Reiches konnte in ihrem Intereſſe liegen; er wäre auch ihr Untergang geweſen. Längſt hatte man ſonſt allenthalben im Großen und Kleinen begonnen, die Geiſtlichkeit ihrer ſtaatlichen Functionen und Beſitzungen zu entkleiden; ſchon hatten die Könige von Frankreich, Böhmen u. A. geiſtliche Territorien ſäculariſirt. Große und ſelbſtſtändige geiſtliche Fürſtenthümer waren eine Anomalie, die nur im heiligen römiſchen Reiche herrſchte. Und ſo darf es uns denn nicht wundern, wenn gerade die Biſchöfe, an ihrer Spitze die geiſtlichen Kurfürſten, ſich jetzt wieder des Reiches kräftiger annehmen und während des ganzen Kampfes der Päpſte gegen Ludwig ſo lange auf des Kaiſers Seite neigen, als dem geſammten Reiche von Wälſchland her die Gefahr der Unterdrückung droht. Sie durften das Reich nicht erſtarken, aber auch nicht untergehen laſſen. Daher ſorgten ſie für einen Zuſtand, in dem es weder leben noch ſterben konnte.

Kein reicheres, lebendigeres, kraftvolleres Bild hat die Geſchichte, als das deutſche Städteweſen dieſer Zeit. Ueberall ſtanden während dieſer Periode die deutſchen Städte im Vordergrund der Ereigniſſe; bald die eigene Freiheit vertheidigend oder das Intereſſe des Reiches und des Landes; bald die Waffen erhebend für den Kaiſer, oder einem Fürſten das Erbe rettend; hier der Angriffe von Kaiſer und Fürſten und Prieſter-Macht, von Acht und Bann ſich in gewaltigem Strauße erwehrend; dort den Landfrieden ſchirmend, die Burgen der Räuber niederbrechend, den fremden Feind aus dem Lande treibend und auf Reichstagen und Landtagen die Nothdurft des verlaſſenen Vaterlandes mit treuem Sinne wahrend. Und zwiſchen all dieſem Ringen und

Streiten in jeder Stadt und in jedem Städtchen fortwährender Parteienkampf! Und trotz Krieg und Parteienkampf und zahlloser Händel die Blüthe des deutschen Handels und der deutschen Gewerbsamkeit, und die seitdem nicht wieder erreichte Herrschaft der Meere und Straßen, der Flotten und Factoreien. Ein ungeheuerer Schatz geschichtlichen Lebens liegt hier begraben und harrt des Wiederauferstehens!

Nur wenige Striche sind uns hier vergönnt, um diesen unendlichen Hintergrund unserer Geschichte in seinen Grundformen anzudeuten. Sehen wir zunächst auf ihr Verhältniß zur Außenwelt, zum Reiche, zur Landschaft. Der große Prozeß, den wir im Reiche und bei den Fürsten betrachtet haben, konnte natürlich auch bei den Städten seine Wirkungen nicht verfehlen. Nur dauerte er hier länger; denn es war dies das zäheste Element, gleichsam das Fundament unserer Geschichte. Noch sind auch in dieser Periode die Reichsstädte des Reiches unwandelbare, ja fast seine einzigen wahrhaften Stützen und Helfer, und die zahlreichen Städtebünde, fast immer unter den Auspicien des Kaisers, mit seiner Genehmigung, auf sein Zureden und unter Theilnahme von Fürsten und Herren geschlossen, sind fast ausschließlich auf den Schutz des Landfriedens und der Gesammtheit gerichtet, oder doch ihr zu Gute kommend. Die unter Ludwig dem Baiern wieder allgemein gewordene Unsicherheit hatte zahlreiche Landfriedensbünde dieser Art zur Folge, denen sich der Kaiser namentlich in den letzten Jahren seiner Regierung mit löblichem Eifer anschließt. Auch ein großer rheinischer Städtebund tauchte seit 1332 wieder auf, der sich von zwei zu zwei Jahren erneuernd, freilich nur auf den Schutz des Landfriedens „von Straßburg bis Bingen und auf jedweder Seite des Rheines zwei Meilen weit" beschränkt ist. Etliche Städte erhielten auch das Recht, Landfriedensbrecher überall im Reiche zu verfolgen, zu fangen und zu richten. Man sieht, in den alten Reichslanden waren diese Bünde, wie zur Zeit des Zwischenreiches, gleichsam an die Stelle der obersten Schirmherrschaft getreten. Anders verhielt es sich natürlich in den großen östlichen Herrschaften und in dem kräftig regierten Ordensstaat. Desto bedeutsamer tritt das Städtewesen jetzt, nach dem Zerfalle der askanischen und der welfischen Macht in Norddeutschland zu Tage. Bei den äußeren Schicksalen der wendischen

und saſſiſchen Städtebünde müſſen wir, um unſere Rundſchau zu vervollſtändigen, noch kurz verweilen.*)

Bereits in der vorigen Periode ſahen wir dieſe Städte in einem nicht genau bekannten, jedenfalls noch loſen Zuſammenhange, in Bünden oder „Hanſen" vereint, von der mächtigen, als Reichsſtadt und Oberhof vor Allen hervorragenden Stadt Lübeck geführt. Wir ſahen ſie unter König Rudolf's von Habsburg Aufmunterung einen Landfriedensbund ſtiften, dem ſich die Fürſten Norddeutſchlands und ſelbſt die Könige des Nordens nicht entziehen mochten. Die Wirkſamkeit deſſelben erſtreckte ſich vom Harze bis zum Sunde, ja weit über das Meer hinaus bis nach Norwegen und Rußland. Damals, um 1283, ward zuerſt eine Bundeskriegsflotte aufgeſtellt, mit der Beſtimmung, „die Gewäſſer, Häfen und Stationen von der Trave und dem Noreſund zu ſchirmen gegen Jedermann, weß Standes und Ranges er ſei, nicht allein zu eigenem Beſten, ſondern auch zum Nutzen der geſammten deutſchen Kaufleute." So geeint und gerüſtet feierte die Hanſe eine große Zeit. Wir ſahen, wie ihre Flotten den unbeſonnenen Knaben, König Erich von Norwegen, für die Plünderung deutſcher Kaufleute ſtraften, ſeine Städte eroberten und blokirten, und ihn nöthigten, ſich zu Kalmar vor den deutſchen Bürgern zu demüthigen. Indeſſen ſo groß auch die augenblicklichen Erfolge dieſer Bünde unter Umſtänden ſein konnten, ſo boten ſie doch keine ausreichende Gewähr des erſtrebten Zieles dar. Es hing Alles noch zu ſehr von dem Belieben der einzelnen Glieder ab, von denen etliche, wie Bremen, Hamburg, ſowie die Höfe zu Wisby und Nowgorod, eiferſüchtig auf das Uebergewicht und den Ehrgeiz der größeren Schweſter ſchauten. Dabei war aber doch weder Wisby im Stande, für ſich allein oder mit ſeinen Freunden, des Königs Magnus Ladulås von Schweden ſich zu erwehren; noch vermochte Nowgorod die Handelszüge der Deutſchen gegen die Räuberei der ruſſiſchen Horden zu ſchützen. Immer ward Lübeck in der Noth gerufen, welchem dann viele andere Städte willig folgten. Ein engerer Bund, den es 1293 mit Roſtock, Wismar, Stralſund und Greifswalde ſchloß, bildet den Uebergang zum Hanſe-

*) Vgl. Barthold, Geſchichte der Hanſa.

bund als einer politischen Einheit. Es wurden darin feste Kriegs-Contingente, Geldbußen u. dgl. bestimmt. Ein weiterer Versuch ging dahin, den Oberhof über Nowgorod von Wisby nach Lübeck zu verlegen. Der deßhalbige Streit mit Wisby und Nowgorod erfüllte bald die ganze norddeutsche Handelswelt. Vier und zwanzig der namhaftesten Städte, darunter das beim russischen Pelzhandel vor Allen betheiligte Magdeburg, auch Halle, Braunschweig, Goslar, Köln, Paderborn, Kiel, die Ordens-Städte Riga, Elbing, Danzig ꝛc. sprachen sich in ihren Gutachten für die Maßregel aus; dagegen etliche andere, Osnabrück, Münster, Soest, Hamburg, Bremen, wollten, daß es beim alten Herkommen bleibe. Endlich ward verständigt, daß der Oberhof zwischen Lübeck und Wisby getheilt werden solle. Indeß hatte die Kraft des lübischen Städtebundes, von welchem aus dieser Zeit die ersten Spuren einer allgemeinen, nicht mehr bloß auf die wendischen Seestädte beschränkten Verfassung vorliegen, nach innen in furchtbar strenger Handhabung des Rechtes gegen den Aufruhr der Braunschweiger Zünfte, nach außen durch vortheilhafte Handels- und Allianzverträge mit vielen Potentaten sich bewährt. Damals erhielten die „Bürger von Lübeck und Alle, die nach ihrem Rechte leben" die erstaunlichsten Vorrechte vor allen Nationen; Vorrechte, womit jene Herrscher den Handel ihrer eigenen Unterthanen vernichteten oder erschwerten, die sie aber, geldbedürftig und abhängig wie sie waren, der mächtigen Hanse nicht versagen durften. Die scandinavischen, polnischen und russischen Fürsten bewarben sich damals sämmtlich um die Freundschaft Lübecks. König Philipp der Schöne wollte mit ihren Schiffen England erobern, und die Lübecker waren unpatriotisch genug, gegen Gewährung der Handelsfreiheit durch ganz Frankreich, dem Reichsfeind ihre Koggen darzuleihen, während doch König Adolf jenem den Krieg erklärt und ihre eigenen hansischen Brüder aus Köln und Westfalen Plantagenets Freunde waren und dafür den englischen Handel an sich rissen. Vergebens mahnte und schalt König Adolf die ungetreue Reichsstadt; das Interesse an der Aufrechthaltung ihrer Privilegien in Flandern, der französisch gewordenen Provinz, überwog alle anderen Rücksichten. Bald genug hatte jedoch auch die Hanse Ursache, die Franzosenherrschaft in Flandern unerträglich zu finden. Schon

hatte Lübeck auf die Klage der deutſchen Kaufleute in Brügge über die ſchmählichen Erbſchaftsſteuern, die ihnen der König von Frankreich abfordere, alle Städte von Weſtfalen bis Gothland und Polen zu einem Tage geladen, um eine Handelsſperre gegen Frankreich zu berathen; da machte die Sporenſchlacht der vlämiſchen Zünfte dem Franzoſendruck in Flandern ein Ende.

Jene erſte jugendliche Periode hanſiſcher Macht und Größe ging im erſten Jahrzehend des 14. Jahrhunderts zu Ende und machte einem dreißigjährigen Zeitraum der Auflöſung, einer Art hanſiſchem Interregnum Platz. Das war die Zeit, wo die deutſchen Könige, von anderen Händeln hingenommen, den Norden aufgegeben hatten, wohl gar wie Albrecht förmlich darauf verzichteten, und der glänzende Ritter-König Erich Menved von Dänemark die Stelle des deutſchen Kaiſers in Norddeutſchland einzunehmen ſtrebte. Da ward es Ehre und Gewinn, ein Vaterlandsverräther zu ſein und auch Lübeck, obwohl ſelbſt von Albrecht ausdrücklich dem Reiche gewahrt, vergaß die alten Pflichten und Ehren und ließ ſich durch Erich's Anerbietungen und die fortwährende Sorge vor den beutegierigen Fürſten der Nachbarſchaft im Jahre 1307 beſtimmen, auf zehn Jahre den Dänenkönig als Vormund anzuerkennen und ſogar einzuwilligen, daß das Reich die Stadt ganz an Dänemark abtreten ſolle! Hiermit begab ſich Lübeck ſeiner bisherigen Stellung als reichsſtädtiſches Oberhaupt und der Bund fiel auseinander, wie das deutſche Reich. Gleich dieſem lebte er jedoch in ſeinen Gliedern fort, bis beſſere Zeiten kamen. Wir ſahen, wie die vier wendiſchen Schweſterſtädte Roſtock, Wismar, Stralſund, Greifswalde das preisgegebene Banner kühnen Muthes erhoben und in heroiſchen Kämpfen dem König Erich und allen ſeinen Fürſten ſiegreich widerſtanden. Freilich galten dieſe Kämpfe nur der eigenen Freiheit vom Dänenjoch, aber eben damit doch auch der deutſchen Ehre. Im Auslande nahmen während dieſer Zeit hanſiſchen Zerfalles die Sonderhanſen und kaufmänniſchen Brüderſchaften das gemeine Intereſſe des deutſchen Kaufmanns deſto aufmerkſamer wahr. So ſtraften die „Aldermänner und Brüder der deutſchen Hanſe in England" die Stadt Lynn wegen Beſchädigung der deutſchen Kaufleute mit einer energiſch durchgeführten Handelsſperre; die deut-

schen Gesellschaften in Brügge nöthigten diese stolzeste Stadt und ihren Grafen Robert, von rechtswidrigen Bedrückungen abzulassen, indem sie ihren Stapel nach Ardenburg verlegten. Dagegen war der Kaufhof zu Bergen nicht mächtig genug, die Beeinträchtigungen der Deutschen durch König Hakon von Norwegen zu hindern. Hakon und Erich Menved starben jedoch im Jahre 1319, und in beiden Reichen folgten Zustände, in denen sich das deutsche Uebergewicht sofort wieder geltend machte. Lübeck war nun zwar um dieselbe Zeit wieder reichsfrei geworden, mußte aber, um seine frühere Stellung zu erlangen, gleichsam wieder von vorn anfangen. In 1321 erscheint die Stadt wieder an der Spitze der wendischen Seestädte; in 1329 und 1330 finden wir diese Osterlinge in einem heißen Kriege gegen die Westerlinge, wegen Händel Lübecks mit der holländischen Stadt Staveren. Mit Gerhard dem Großen waren die Osterlinge befreundet; doch auch die fliehenden Könige Christoph und Waldemar suchten dort eine Zuflucht und verpfändeten die Reste ihrer Habe. Im Jahre 1338 schließt Lübeck wieder auf sechs Jahre einen Landfriedensbund von der Oder bis zum Danewirk, welchem mehr als zwanzig Fürsten und Herren, darunter Gerhard der Große, beitreten. Gehorsam dem mißtrauischen Gebote der Bürger legten die beiden Waldemare und ihre Fürsten die Waffen ab bis auf „das Zeug zum Rennen", als sie im Frühling 1340 in Lübeck einzogen, um sich in der glänzenden Stadt der Ermordung des kahlen Grafen zu freuen und Weiteres wegen Dänemark zu bereden. Waldemar Atterdag begann hierauf seine glänzende Laufbahn mit schuldiger Dankerweisung an Lübeck. Die Lübecker schickten ihm Hülfe gegen die Grafen von Holstein und den König Magnus von Schweden und Norwegen. Auch Kaiser Ludwig war endlich so weit erstarkt, um in die nordischen Dinge einzugreifen; er schickte der Reichsstadt den „frommen" Ritter von Locken aus Schwaben mit 200 Helmen zu Hülfe. Die „frommen" Kaufleute erschlugen auf der Insel Schonen viel schwedisches Kriegsvolk, bis endlich in 1343 ein allgemeiner Friede zu Stande kam, in welchem „die Hansa der Deutschen", welche hier zuerst unter diesem Namen urkundlich erwähnt wird, alle ihr von König Magnus beschnittenen, jetzt ansehnlich erweiterten Vorrechte zurückerlangte.

So stand jetzt nach langer Irrung die Hanse mächtiger da, als je. Unaufhaltsam hatten sich indeß, in guten und schlimmen Tagen, Fleiß und Betriebsamkeit ihrer Bürger ausgedehnt. Ihre Kaufleute beherrschten zwar nicht dem Namen nach, aber thatsächlich, die Länder und Meere. Ihre Factoreien bildeten unabhängige, geehrte Staaten; sie waren im Besitze der wichtigsten Einkünfte des Landes. In England war die Reichskrone einem Deutschen, dem Klipping versetzt, dem Tidemann von Lymberg waren die königlichen Güter in sieben Grafschaften auf tausend Jahre verpfändet, sowie die Zinngruben in Cornwallis, ihm und einem anderen Deutschen waren die Steuern von der Wolle verpachtet. Der König Magnus von Schweden, Norwegen und Schonen hatte seine sämmtlichen Kronen zu Stralsund im Versatze liegen. Die schwedischen Kupferwerke gehörten den Deutschen. In Dänemark vollends waren Inseln, Güter, Städte, Burgen und Einkünfte den Deutschen verpfändet. Die Ausländer hielten die Hanse für einen mächtigen, mit dem deutschen Kaiser alliirten Staat. Noch fehlte es jedoch hierzu an einer Organisation und festen Bundesverfassung; bald sollte die Zeit kommen, wo die Hanse zu zeigen hatte, ob sie endlich fähig geworden, diese bisher gescheiterte Aufgabe zu lösen.

Wenden wir nun den Blick auf die Städte im alten Reiche zurück, so hätte freilich auch diesen eine Verfassung, wie sie von der Hanse erstrebt ward, sehr Noth gethan. Denn das Reich und die Landschaften, denen sie angehörten, konnten Schutz und Förderung nicht mehr gewähren, sondern waren für den Bürger eine Quelle fortwährender Kriege und Leiden geworden. Statt ihnen ein starkes Einheitsband zu sein, wurde das Reich im Gegentheil der Anlaß zur Entzweiung. Schon befehdeten und eroberten sich, im Verlaufe der Thronkriege, einzelne Reichsstädte und unterdrückten einander in italienischer Weise. Vom Kaiser und von den Landesherren selbst wurden die Reichsstädte vom Reiche, die Landstädte vom Lande abgerissen; theils dadurch, daß jene den Städten Freiheiten verkauften, die sich mit dem allgemeinen Interesse nicht vertrugen, oder daß umgekehrt die Städte selbst verkauft wurden. Also ward manchen Reichsstädten die Reichssteuer, ja sogar jede Verpflichtung zur Hülfeleistung, selbst nur zur Aufnahme und Beherbergung des Königs für immer erlassen. In Frankfurt, Ulm,

Nürnberg ꝛc. ward das bis dahin noch vom König besetzte Amt eines Schultheißen der Stadt übertragen. Die reellen Bänder, womit solche Städte am Reich hingen, waren damit gelöst; sie waren wohl dem Namen nach noch Reichsstädte, in der That Republiken, gerade wie die Fürsten dem Namen nach Reichsvasallen, in der That fast souveraine Herren waren. Gleich den Fürsten erwarben dann diese Städte Territorial-Besitzungen mit Landeshoheit u. s. w. Ulm kaufte viele Grafen aus und konnte es an Landherrschaft mit manchem Herzog aufnehmen; Frankfurt erwarb vom Herrn von Hanau das Gericht Bornheim; Eßlingen vom Kaiser die Vogtei Heimbach u. s. w. Nun bildeten sich natürlich auch bald eigene Staats-Interessen, eigene Politik aus. Die städtischen Gesandten erschienen zwar noch auf den Reichstagen, nahmen an den Reichsschlüssen Theil wie die Fürsten und Herren, nur für wirkliche Ausführung und Hülfleistung war eben so wenig Garantie mehr vorhanden, als bei den Fürsten.

Noch andere Begünstigungen, zahllose Privilegien u. s. w., der reicheren Städte waren für das Ganze keineswegs ersprießlich. Dergleichen Privilegien waren für die übrigen Reichsangehörigen drückend, erweckten Groll und Eifersucht und Repressalien und riefen zahllose neue Monopole in's Leben. Statt, wie noch unter Albrecht geschah, die Zölle und Monopole der Fürsten mit gemeinsamen Kräften zu brechen, wetteiferten jetzt Kaiser, Städte und Fürsten mit immer neuen Zöllen, Monopolen, Freiheiten u. s. w. Durch tausend künstliche Schranken und Sperrungen wurden auf diese Weise auch die Städte mit ihrem Handel und Verkehr und folglich mit ihrer Politik auseinandergerissen, der Nationalgeist ward gleichsam mit Schlagbäumen todt geschlagen, der engste Krämergeist ward hierdurch künstlich erzeugt und genährt, in welchem dann die städtischen Republiken zuletzt sammt und sonders versunken sind. Am längsten blieben vor diesem Geschicke die Städte der Hanse bewahrt, weil hier ein großer Zusammenhang an die Stelle des Reiches getreten war, welcher dem Geiste der Selbstsucht einen größern, nationalen, weniger gegen die eigenen Glieder, als gegen das Ausland gerichteten Charakter gab.

So wurden auf mannichfache Art auch unsere Bürger dem großen Nationalverbande entfremdet, in dem sie aufgewachsen und erstarkt

waren, der ihnen Kraft und Würde gab. Wohl ahnte Mancher die Folgen. Lange suchten sie in künstlichen Bünden Hülfe und Ersatz. Abgeschlossen endlich von der großen Gesammtheit, nicht mehr durchströmt von dem Pulsodem der Zeit, verschrumpften die meisten Reichsstädte in stiller Selbstgenügsamkeit und aus den freien stolzen Reichsbürgern wurden endlich klägliche Spießbürger.

Von der noch directeren Art, wie die Städte durch Verschleuderung vom Reiche entfremdet wurden, hat uns die Reichsgeschichte viele häßliche und empörende Beispiele vorgeführt. Gewöhnlich war der betreffende Herr ein Erbfeind der Stadt, in welcher ihm die königlichen Rechte, Erhebung von Reichssteuer ꝛc. verpfändet wurden. Einem solchen Pfandbesitzer kam es eben nur darauf an, einen Fuß in der Stadt zu haben, um sie sich ganz zu unterwerfen. Daher zahlten die verhandelten Städte in der Regel die Pfandsumme aus eigenen Mitteln, um den Pfandinhaber wieder los zu werden, und die Verpfändung scheint oft nur eine andere Art der Gelderpressung gewesen zu sein. So z. B. sah sich Rothenburg in Franken zum Lohn für Tapferkeit und Treue binnen vier Jahren zwei Mal genöthigt, erst vom Bischof von Würzburg mit 10,000, dann vom Grafen von Hohenlohe mit 4000 Pfund Hellern sich loszukaufen. Darauf gelobte Ludwig, sie nie wieder veräußern zu wollen „und sollte er sich je vergessen, so seien sie ihres Gehorsams entbunden." Die derben Züricher nöthigten den Kaiser einst, die Veräußerung ihrer Stadt zu widerrufen. „Mit dringender Noth, um das Reich zu retten", sowie mit „Unkenntniß ihrer Privilegien" entschuldigte sich Ludwig. Wie nämlich jeder Mißbrauch im deutschen Reiche ein Recht und Herkommen wurde, so schon längst auch die Verschleuderung des Reiches selbst, wogegen sich eben nur die einzelnen Betheiligten um ihrer selbst willen durch besondere Privilegien schützten. Auch den Aachenern erklärt Ludwig einst, die Stadt „aus Vergessenheit und auf Andrängen einiger Herren" in Italien verpfändet zu haben. — Nun waren zwar die Städte noch kräftig genug, sich dieser Verschleuderung mit den Waffen zu erwehren und den Kampf siegreich zu bestehen, der in der Regel mit einer Geldabfindung ihres Drängers endigte. Aber sie geriethen dadurch in offenen Kriegszustand gegen das Reich; das nun auch von dieser Seite her aus den Fugen gerissen wurde.

Das Verhältniß der Landstädte zum Lande ist ein ganz ähnliches wie das der Reichsstädte zum Reiche. Wir sahen, welch eine starke Stütze die Landesherrschaft an ihnen haben konnte und wie tapfer sie das Landes-Interesse nach allen Seiten hin vertheidigten. Wie die Reichsstädter auf Reichstagen, so erscheinen die Landstädter in dieser Zeit zuerst auf Landtagen, deren aristokratische Anfänge freilich schon längst bestanden hatten, welche aber nunmehr eine ganz andere Bedeutung erhielten. Um nur Eines zu erwähnen, so hatte man es den Einungen und Landtagen der Städte und der sich ihnen anschließenden Ritter zu danken, wenn trotz fürstlicher Zersplitterung doch die Einheit der Landschaft in manchen Fällen einigermaßen blieb. Ausdrücklich wird deren Heilighaltung von Ständen ausbedungen. Ueberall nehmen sie sich der gemeinen Sache an, vertheidigen Land und Fürst gegen den Feind, ergreifen für Minderjährige die Waffen, kein Opfer ist den treuen Bürgern zu groß, um den ihrer Obhut Anvertrauten zu schützen; sie setzen Regentschaften ein; bei eingetretener Erledigung rufen sie einen neuen Landesfürsten aus ꝛc. Auch sonst nehmen sie an der gemeinen Sache keineswegs durch bloße Steuerzahlung Theil. Zuweilen jagen sie auch schlechte Rathgeber und Hofschranzen und äußersten Falles, wenn Alles nicht hilft, den Fürsten selber fort. Denn das schien dem einfachen Sinne klar, daß ein Land nicht um des Fürsten, sondern ein Fürst nur um des Landes willen da sei. Noch standen indeß schwere Erschütterungen bevor, nach deren Ablauf erst die landständischen Verfassungen ihre Vollendung erlangten.

Auch die Landstädte wurden damals vom Lande vielfach losgelöst, in ähnlicher Weise wie die Reichsstädte vom Reiche; nur daß der Zusammenhang mit der Landschaft ein viel näherer und unmittelbarerer war und daher nicht so leicht aufhören konnte. Die meisten Landstädte erlangten damals von den zerrütteten Fürstenhäusern ihre volle Selbstständigkeit, Befreiung von aller Steuerpflicht ꝛc., so namentlich in den wittelsbachischen, welfischen und wendischen Ländern. Hier war am Ende jede Stadt und jedes Rittergut ein besonderer Staat geworden. Dort hingegen, wo kräftige Herrscher walteten und ihre Macht klug zusammenhielten, in Oesterreich, in den Ordenslanden, in Hessen u. s. w. traten diese Folgen weniger hervor. In Folge

jener Verhältnisse hatte der Unterschied zwischen Reichsstädten und Landstädten wenig Bedeutung mehr. Beide waren Republiken, frei nach innen und außen; nur zählten sich die Einen zum Reiche und schickten ihre Sendboten auf Reichstage, die Anderen beschickten Landtage; beide aber schlossen ganz selbstständig mit einander, sowie mit Fürsten und Rittern ihre Einungen. Bestand doch der große mächtige Bund der Osterlinge, mit Ausnahme Lübecks, nur aus Landstädten. Nur freilich sahen sich die Landstädte ebenso sehr, ja noch viel häufiger, als die Reichsstädte, von den verarmten Fürsten bedrängt, welche trotz aller Verträge und Eide nicht vergessen konnten, daß *sie* die Herren seien. So entstanden zahlreiche und heftige Fehden, in denen die Städte bald gegen den Fürsten und dessen Adel, bald mit dem letzteren gegen den Fürsten standen. Aber obwohl die Städte in dieser Zeit meist siegten, so bewiesen sie doch auch als Sieger fast immer eine merkwürdige Mäßigung. Es fiel ihnen nicht leicht ein, den Landesherrn überhaupt abschaffen zu wollen; Fälle von Prozessen, von Hinrichtung oder Tödtung eines Fürsten waren selten, trotz der blutigen Rohheit der Zeit und obgleich der Charakter der Heiligkeit und Unverletzlichkeit, den sich die Kaiser und Könige beilegten, noch keineswegs auch auf die Fürsten übertragen war. Außer der unverwüstlichen Gutmüthigkeit des deutschen Bürgers mochte wohl die kaufmännische Klugheit zu dieser Mäßigung führen und die Scheu, Alles auf die äußerste Spitze zu treiben. Sie dachten immer, ein magerer Vergleich sei besser, als ein fetter Prozeß. Oft zahlten sie selbst nach dem Siege eine Abfindungssumme auch für ungerechte Ansprüche und nöthigten den Gegner nur, ihre Rechte anzuerkennen resp. durch neue Rechte und Garantien zu verstärken. Eine ordentliche und nicht allzu sehr von der Herrschsucht geplagte Landesherrschaft lebte daher in der Regel mit ihren Bürgern in Frieden.

Wir wollen nun die *innere* Entwicklung der Städte in dieser Zeit betrachten, wie sie sich — bei aller Verschiedenheit im Einzelnen — im Ganzen nach einem übereinstimmenden Bildungsgange, in Reichsstädten wie in Landstädten, im Norden wie im Süden, rascher oder langsamer, entschiedener oder gemäßigter bekundet.

Die Geschlechter, welche im Laufe des 13. Jahrhunderts in den

Besitz der obrigkeitlichen Aemter gelangt waren, gehörten nur zum kleinsten Theile den Nachkommen jener alten Ministerialen und Freien an, welche ursprünglich im Namen des Kaisers, Bischofs oder Grundherrn die Stadt regierten. Gerade diese waren durch das Aufkommen des Rathes verdrängt worden, welcher sich überwiegend aus neuen Elementen, besonders aus den durch Handel und Wandel in die Höhe gekommenen Bürgern bildete. Diese „altbürgerlichen", „ehrbaren", rathsfähigen, schöffenbaren Geschlechter bildeten jedoch nach dem allgemeinen Charakter der Zeit bald wieder einen geschlossenen Stand, ein städtisches Patriciat, und betrachteten ihr Amt als einen Familienbesitz. Doch standen sie durch ihre bürgerlichen Geschäfte mitten im Volksleben und ergänzten sich fortwährend namentlich durch Heirathen aus den angeseheneren und reicheren Zünften. Diese Geschlechter waren es, welche die bürgerliche Freiheit erkämpft, die Priesterherrschaft gebrochen hatten, für Kaiser und Reich unzählige Male hinaus in die Schlacht zogen, den Landfrieden schirmten, die Städtebünde stifteten. Vornehmlich auf dieser Grundlage hatte König Rudolf das Reich wieder aufgerichtet; in ihnen pflanzte sich die Liebe zum Hause Habsburg noch lange fort. Damals erlangten sie viele adelige Vorrechte, Lehensfähigkeit, Ritterwürde, Reichsministerialität u. s. w., womit Rudolf gegen seine Freunde nicht geizte. Sie verschmolzen mit den Bürgerrittern in und außer der Stadt. Wie Burgen erhoben sich ihre steinernen Häuser, ihre Hallen und Trinkstuben, ihre Artushöfe und Rotonden in den blühenden gewerbsamen Städten. Zeichen, Schilder und Wappen gaben dem steinernen Hause und dem ganzen hochgemutheten Geschlecht, das darin wohnte, den Namen. Da waren in Mainz die Häuser derer „zum Frosch", „zum Rebstock", „zum Blasofen", „zum Gensfleisch", „zum Gutenberge" und viele andere. Auch ihre Trinkstuben und Berathungssäle führten solche Namen, wonach dann die ganze Gesellschaft hieß, wie zu Mainz „die Alten im Paradiese" und die vom Haus Limburg in Frankfurt. Während die Zünfte zu Fuß kämpften mit Hallebarde und Armbrust, schon auch mit Handbüchsen, in denen sich Ulms und Braunschweigs Schützengesellschaften zuerst einübten, und ihre Mauern und Thürme nach Quartieren bewachten, zogen die Herren mit Harnisch und Roß als Ritter in's

Treffen; und während ihre Schreiber und Knechte den Reichthum des Hauses geschäftig mehrten, lagen die Herren der ritterlichen Uebung ob. Nun konnte es nicht ausbleiben, daß die vornehmere Stellung und der Besitz der Regierung oftmals in Uebermuth und Bedrückung ausartete. Konnten sie auch keine eigentliche Tyrannei ausüben — denn gegen eine solche schützte schon dies, daß Jedermann in der Stadt die Waffen führte und eifersüchtig über seine Rechte wachte — so fehlte es doch nicht an sonstigem Druck und Unfug. Sie schalteten namentlich mit dem städtischen Vermögen oft sehr willkürlich, erfanden neue drückende Gemeindesteuern u. dgl.; so z. B. statteten die Breslauer Rathsherren ihre Töchter mit einer Mitgift aus der Stadtcasse aus; sie hielten schwelgerische Gelage und kostspielige Ritterfeste auf Gemeindeunkosten; rohere Junker benahmen sich gegen den geringen Mann oft ungezogen und aufreizend. Die Straßburger Herren z. B. traten nach dem armen Schneider, wenn er zur Bezahlung seiner Rechnung ermahnte; weßhalb sich dort mancher Schneider in die Clientel eines anderen Junkers begab, der ihm dann half. Arg trieben es die Junker in Erfurt. Sie baueten Verließe in ihren Häusern und begingen Menschenraub in der Stadt; sie verwickelten die Gemeine in zahllose Fehden und ließen sich bei jedem Todesfall von den Bürgern einen Trauermantel steuern. Je mehr nun aber die übrige, aus Handwerkern bestehende, in Zünfte und Waffenverbrüderungen gegliederte Bürgerschaft an Wohlstand und Bildung und zumal an Wehrkraft zunahm, desto weniger war sie geneigt, sich beeinträchtigen und von der Leitung der allgemeinen Angelegenheiten noch länger ausschließen zu lassen. Daher begannen schon im 13. Jahrhundert die Kämpfe der Zünfte mit den Geschlechtern um die Regierung; das 14. Jahrhundert brachte sie zur Reife. Die Geschichte dieser Kämpfe ist in jeder Stadt eine andere. Im Allgemeinen hing jedoch der Vorschritt und Sieg der Zünfte mit dem Umschwung im Waffenwerke zusammen, wornach das Fußvolk die Ritterwehr allmälig wieder verdrängte. Wo die Geschlechter besonders zahlreich und streitbar und durch die Hülfe mächtiger Nachbarn, wie der Habsburger, stark waren, also z. B. in Augsburg, Basel, Straßburg, oder wo der Handel überwog und die Macht der Kaufherren große Verbindungen und

Hülfsmittel hatte, wie es in den eben genannten Städten, in Regensburg und Nürnberg, in Köln und Lübeck und überhaupt in den Hansestädten der Fall war, da hielten die Geschlechter am längsten Stand; wo hingegen, wie in vielen anderen Städten, das Gewerke überwog, da erlangten die Zünfte am frühesten den Obsieg. Auf die Städtegeschichte Süddeutschlands und am Rheine wirkte theils die Nachbarschaft der italienischen und flandrischen Demokratie, theils das entzündlichere Naturell des Volkes ein; wohingegen in Norddeutschland, in den Städten der großen Hanse, sich für gewöhnlich Alles in den festen Geleisen hergebrachter Ordnung und allmählicher Entwicklung bewegte, wie es die Natur des mehr verständigen als leidenschaftlichen Volksstammes mit sich bringt. Ueberhaupt wirkten tausendfache individuelle Verhältnisse, besonders auch die Verhältnisse zum Reiche, zum Fürsten, die Parteiungen der Geschlechter unter sich u. s. w. verschieden ein. Bald kamen die Parteien einander mit billigem Sinn entgegen, bald bekämpften sie sich mit blutigem Hasse, — wobei jedoch die Unterdrückung der Besiegten durch die Sieger selten so weit getrieben wurde, als in Italien.

Nur bei einigen dieser zahllosen Verfassungskämpfe mag es gestattet sein, noch einen Augenblick zu verweilen. Wir werden daraus ein ungefähres Bild auch der übrigen gewinnen. Am wenigsten davon ist aus den östlichen Reichslanden zu berichten. In Wien z. B. regierten die Herzöge väterlich über Stadt und Zunft, auch in den Ordensländern ist noch wenig von Zunftbewegungen zu spüren. Das gerade Gegentheil stellten z. B. die schwäbischen Reichsstädte dar. Je kleiner die Stadt, desto radikaler, desto lebhafter das Streiten. Gänzliche Austreibung der Geschlechter, Rückkehr derselben in hellen Haufen mit allerlei ritterlichen Gesellen, Wiedervertreibung derselben, Revolution und Contrerevolution wechseln hier munter ab. Doch in der klugen Hauptstadt Ulm hatten zwar die Zünfte nach langem blutigen Kampfe das Uebergewicht im Rathe und die Besetzung der höchsten Behörde erlangt; dennoch ließen sie den Geschlechtern manches Ehrenrecht, auch den Titel der „Ehrbaren", und wählten nur „Ehrbare" zu Bürgermeistern. In solcher Eintracht und billiger Rücksichtnahme wuchs und gedieh die Stadt noch lange Zeit und blieb ein

Hauptsitz des Reichthums und der Bildung. Im oberen Lande hielten die Herzöge von Oesterreich an der Sache der Junkerschaft allzu lange fest und entfremdeten sich damit nicht bloß die dortigen Reichsstädte, sondern sogar auch die eigenen Landstädte, von denen zuerst die durch Kauf vom Kloster Murbach an Habsburg gekommene Stadt Luzern, freilich zunächst noch mit Vorbehalt der Rechte der Landesherrschaft, in 1331 sich dem Bunde der Waldstädte anschloß und hiermit gleichzeitig die innere Verfassung zünftig umgestaltete. Die Mordnacht von Luzern, im Juni 1333, wehrte den tückischen Ueberfall ab und besiegelte die Freiheit. In der Reichsstadt Zürich vollendete sich der Umschwung durch einen vornehmen Demagogen. Der Ritter Rudolf Brun ruhte nicht, bis er selbst die aristokratische Minderheit des Rathes entfernt hatte. Darauf ward er lebenslängliches Oberhaupt. Dagegen in dem alten streitbaren Bern blieb die Verfassung aristokratisch; die ritterlichen Geschlechter, von Alters her mit den Habsburgern in Fehde, standen jetzt an der Spitze der Freiheitskämpfe — Herr Rudolf Erlach hatte die Eidgenossen bei Laupen zum Siege geführt — sie waren weit und breit gefeiert als die Helden des Volkes und mochten daheim um so fester sitzen.

In den baierischen Landstädten konnte es schwerlich einen gebildeten Mittelstand geben, sondern nur Adel und das erst seit Kurzem dort emancipirte geringere Stadtvolk. Auf dieses stützte sich daher Ludwig gegen den Adel, der ihn so oft verrieth. In der großen Reichsstadt Regensburg bemächtigte sich vermittelst des Bürgerzwistes ein vornehmer Demagoge, Herr Friedrich der Auer, der Gewalt. Er hielt sich eine Leibgarde und Spione, und stiftete eine Schreckensherrschaft. Vom stets geldbedürftigen Kaiser Ludwig kaufte er sich die Anerkennung. Wenn er zur Kirche schritt, so gingen vierzig Mundmänner vor ihm her. Endlich jagten ihn die Bürger fort und es ward bestimmt, daß binnen zehn Jahren kein Einheimischer wieder die höchste Würde bekleiden sollte. Man bestellte so lange einen frommen Ritter von auswärts zum Bürgermeister. Uebrigens sehen wir hier, sowie in Nürnberg und überhaupt in den großen Reichsstädten, namentlich am Rhein, wie die Reichshändel und die größeren Verhältnisse auf den innern Umschwung zurückwirken. Die weitblickenden,

staatsklugen Geschlechter in Mainz, die in der Reichsgeschichte eine so ehrenvolle Rolle spielen, unter Ludwig gegen Fürsten und Pfaffheit kämpften und vom schwachen Kaiser Preis gegeben, mit Acht und Bann bedrängt wurden, kamen, um ihre Widerstandskraft zu stärken und ihre Verantwortung zu mindern, den Zünften mit dem Zugeständniß entgegen, den Rath mit ihnen zu theilen; sie nahmen erst 12, dann 22 zünftige Abgeordnete zu den 24 patricischen auf. Dennoch entstand bittere Zwietracht; auch sonst kamen trübe Tage; man entdeckte eine geheime Verbindung patricischer Jünglinge, die sich die „Ritter der gemeinen Wohlfahrt" nannten und geschworen hatten, mit Gut und Blut der Vaterstadt aufzuhelfen, darauf entstanden heftige Bewegungen, die mit dem Sturze der Geschlechterherrschaft endeten. Damit hörten die großen Zeiten der Mainzischen Stadtgeschichte auf. Doch ließ man den Geschlechtern immer noch einen gleichen Antheil bei Besetzung des Rathes und der sonstigen Stellen. Das Verlangen, in die Zunft einzutreten, wiesen die „Alten vom Thiergärten" stolz von sich. Das heilige Köln hat nach der lehrreichen schmerzlichen Erfahrung, die es unter Konrad von Hochstaten und dessen Nachfolger machte, seine alten Geschlechter am längsten geehrt. In andern Städten ward der durch die Thronkriege geschürte Kampf der Geschlechter unter sich ein Hebel der Umwälzung; so in Kolmar der Schwarzen und der Rothen, in Straßburg der Zorne und Mülnheine. Hier waren die Bürger endlich des ritterlichen Geschelles müde, setzten den Rath ab, brachen die adeligen Zechstuben nieder und jagten beide Parteien zur Stadt hinaus. Besonders heiße Kämpfe hatte Speier zu bestehen. Hier hatten schon 1304 die Zünfte das Uebergewicht im Rathe, sie hatten 13 Abgeordnete gegen 11 patricische, erlangt; darauf suchten die Geschlechter, von einem Theil der Handwerker unterstützt, den Rath durch ein aristokratisches Sechzehner-Regiment zu umgehen. Jedoch die Zünfte verbanden sich mit Bundesleiden und setzten einen neuen Rath ein, 16 von den Zünften, 15 von den Geschlechtern. Die Sechzehner unterwarfen sich scheinbar, gewannen aber den Kaiser Ludwig und bereiteten insgeheim mit dem umliegenden Adel den Staatsstreich und nächtlichen Ueberfall in der Nacht des 28. Oktober 1330. Doch der Anschlag ward verrathen und fand die Zünfte auf

Mauern und Thürmen mächtig gerüstet. Dreihundert Jahre lang ward der Tag gefeiert. Am Vorabende des Festes ging der Rathsdiener durch die Stadt und rief: „Heut ist der Abend und morgen ist der Tag, da die Stadt Speier verrathen ward.“ Die Geschlechter wurden nun genöthigt, sich als fünfzehnte Zunft der Gemeine anzureihen.

Nichts wirkte auf diese Kämpfe verderblicher ein als der Zerfall des Reichs. Hatten die alten Könige Recht und Gerechtigkeit für gewöhnlich Allen mit gleichem Maße gemessen und der frevelnden Eigenmacht auf beiden Seiten gewehrt, so hing es jetzt ganz vom Parteistandpunkte bei den Thronkriegen oder noch mehr vom Gelde ab, wer Recht behalten solle und die wildesten Frevel konnten auf Bestätigung und Unterstützung hoffen. Viel kräftiger nahm der Hansische Oberhof zu Lübeck seines Amtes in Norddeutschland wahr! Im Allgemeinen hatte in den norddeutschen Städten von jeher das gemeine Volk größere Beachtung genossen. Das demokratische Prinzip war hier als solches anerkannt; nur wurde es mit großer Vorsicht gebraucht. Diese Städte hatten zuerst eine freilich sehr gemäßigte Volksherrschaft und behielten sie dann auch am längsten. Bei Gelegenheit einer Streitsache der Hamburger mit dem Domcapitel, wobei sich letzteres auf einen Vertrag des Bürgermeisters berufen, erklärte der Rath zu Lübeck im Jahre 1340, daß schon seit 60 Jahren und drüber es in Hamburg, Lübeck und den benachbarten Städten nach alter Gewohnheit als unverbrüchliche Regel für die Bürgermeister betrachtet werde, in allen irgend erheblichen Staatsgeschäften die Beistimmung des Rathes zu holen, ohne welche das Geschäft keine Rechtsgültigkeit habe. In Sachen von höchster Bedeutung, wo es sich um der Stadt Rechte oder gar um die Existenz des Staates handle, da bedürfe es der Zustimmung auch der Handwerker und der gesammten Bürgerschaft. Nun fehlte es zwar auch hier nicht an blutigen Revolutionen; Braunschweig und Bremen sahen stürmische Tage; aber diese Beispiele blieben vereinzelt und hatten vermöge des kräftigen Einschreitens der Hanse eine schnelle Abhülfe zur Folge. So war in Braunschweig eine revolutionaire Erhebung der Zünfte schon in 1292 durch Herzog Heinrich den Wunderlichen von Grubenhagen an-

gestiftet worden, weil der Stadtrath am Erbrechte Herzog Albrechts des Fetten von Göttingen festhielt. Die Zünfte bemächtigten sich des Lauenthurmes, erließen Befehle, huldigten dem Wunderlichen und bedrohten jeden Ungehorsamen mit dem Tode. Sofort schritt auf Anrufen des Rathes und des Herzogs Albrecht Lübeck ein. Braunschweig ward „verhanset," d. h. ausgeschlossen aus dem Bunde; allen Städten der Hanse und allen „Kaufleuten ihres Rechts in Flandern, Holland oder Brabant" ward bei Vermeidung gleicher Strafe verboten, mit der Verhanseten zu verkehren; gleiche Botschaft erging an Fürsten und Herren. Bald nachher unterwarf sich die schwer bekümmerte Stadt. Eines der Häupter des Aufstandes, „Barthold der stolze Kürschner" kam mit neun seiner neuen Raths-Collegen an den Galgen. Hans Drake mit vierzig Anderen entwich. Der alte Rath ward hergestellt und die Stadt in den Bund wieder aufgenommen.

Heftig und getümmelvoll war unter dem Einfluß zerrütteter Landes- und Reichsverhältnisse der Kampf in Thüringens Reichsstädten und in den großen Bischofsstädten Erfurt und Magdeburg. Die Zünfte in Erfurt schritten gegen den Druck ihrer Patricier in ähnlicher Weise vor, wie einst die römische Plebs. Sie erlangten zuerst Abstellung der Bedrückungen und als Garantie die Befugniß, vier Meister mit richterlichen Gewalten aufzustellen, welche in der Rathsversammlung zuhören und nöthigenfalls mit drein reden durften. Wie die römischen Volkstribunen saßen diese Vierherren an dem Thürpfeiler des Versammlungssaales. Die zwanzig der je letzten 5 Jahre bildeten einen weiteren Rath. In Magdeburg war schon frühe neben den zehn patricischen Rathmannen den „fünf Meistern" der vornehmen Gilden, nämlich der Gewandschneider, (Tuchhändler), Krämer, Kürschner, Leinwandschneider, (Linnenhändler), Gerber und Schuster die Aufnahme in den Rath und auf die Schöffenbank zugestanden; die eine Schultheißen-Würde sollte einem von den Geschlechtern, die andere dem Zunftmeister der Kürschner zustehen. Aber immer heftiger drängten die gemeinen Zünfte nach. Im Jahre 1301 wurden zehn Zunftmeister wegen Aufruhrs und Hochverraths auf dem Rathhausplatze verbrannt. Endlich im Jahre 1330 wurden, wie wir in der Reichsgeschichte sahen, unter der Einwirkung der päpstlichen Politik,

die am Reiche hängenden Rathsgeschlechter gänzlich gestürzt und aus der Stadt getrieben. Der Rath ward aller patricischen Elemente entkleidet und enthielt fortan fünf Vertreter der großen Zünfte und fünf aus den gemeinen Innungen der Fleischer, Lakenmacher, Schmiede, Bäcker, Brauer, Goldschmiede, Schilder (Maler), und Schröder (Schneider). Diese zehn wurden vor dem abtretenden Rathe und den versammelten Zunftmeistern vereidigt und ergänzten sich dann aus der „gemeinen Bürgerschaft" mit zwei „geschickten, biderben" Männern eigner Wahl. Die zehn Meister prüften allwöchentlich die Dienstführung des Bürgermeisters. Doch durften die fünf gemeinen Meister nichts Wichtiges beschließen, ohne ihre Zunft zu fragen. Zwei Mal jährlich mußte der Rath vor der Bürgerschaft insgemein öffentliche Rechnung ablegen. — Eine ähnliche Verfassung bestand in Nordhausen.

Wir sehen aus Allem, selbst da, wo die entschiedenste Volksherrschaft zum Durchbruch gekommen, hatte sie keineswegs jenen Charakter als Herrschaft der absoluten Kopfzahl, den man wohl heutigen Tages mit dem Begriffe der Demokratie verbinden möchte. Die Zünfte bestanden aus geprüften Meistern ihres Gewerkes, waren unter sich streng und mannichfach gegliedert; sie hielten in ihrem eignen Kreise und folglich auch in der Stadt auf strenge Zucht und Ordnung. Einzelne Zünfte blieben immer, nicht wegen größerer Kopfzahl, sondern wegen größeren Gehaltes und Werthes für die Gesammtheit, einflußreicher und bevorrechteter als andere. Auch bildeten die Zünfte in ihrer Gesammtheit selbst wieder eine Art von Aristokratie im Gegensatz zu der städtischen Volksmenge schlechthin, welche letztere öfters sowohl den Geschlechtern als den Zünften entgegengesetzt wird, und nicht immer an den öffentlichen Rechten einen, wenn auch noch so bescheidenen Antheil erhielt. Auch nahmen die Zünfte da, wo die ganze Verfassung zünftisch umgestaltet wurde, die vornehmen Familien in sich auf; indem auch diejenigen Bürger, welche kein Gewerbe trieben, in irgend eine Zunft eintreten mußten, wodurch dann die Zunft ihren Charakter als gewerbliche Gilde veränderte und zu einer politischen Corporation wurde. Diese politische Kraft und Bedeutung, die öffentliche Stellung der Zünfte wirkte dann auch auf ihre gewerbliche

Standes-Ehre zurück und war ein Hebel der Industrie. Erst als derselbe aufhörte, versumpften die Zünfte und wurden die Pflegestätten der Mittelmäßigkeit und Faulheit. Der politische Verfall zog auch hier den gewerblichen nach sich.

Der Sieg der Demokratie in den deutschen Städten hatte im Wesentlichen dieselben Folgen, dieselben Licht- und Schattenseiten wie einst der Sieg der Demokratien des Alterthums. Enthusiastisch und tapfer, von glühender Liebe zur Vaterstadt erfüllt, zu jedem Opfer der Hingebung bereit, bezeichnete auch die deutsche Demokratie ihren Weg durch glorreiche Thaten und es ist wohl keine Stadt, die nicht in den heroischen Kämpfen des Jahrhunderts ihren Arnold von Winkelried aufzuweisen hätte. Denn der Gemeingeist und der Patriotismus erhielten in der Theilnahme an den öffentlichen Dingen eine wunderbare Schwungkraft. Was die Schattenseiten betrifft, so wollen wir auf die Verdrängung feiner höfischer Sitte und Bildung durch eine gewisse derbe Rohheit des Lebens kein Gewicht legen. An der ritterlichen Bildung war nicht viel mehr zu verderben. Und höher als feine Bildung und ästhetisches Leben stehen Freiheit und Ehre. Viel schlimmer war der mit dem Mangel an Bildung verbundene Aberglaube. Zwar die Gesinnung der Bürger war immer protestantisch und in vielen Dingen, z. B. in Besteuerung, Weinschank, Fruchthandel und Gerichtsbarkeit der Geistlichen, waren sie sehr aufgeklärt und machten reine Bahn. Auch strebten sie wohl nach einer gewissen Schulbildung, nach Lese-, Schreib- und Rechenschulen ꝛc. Aber in Allem, was über diesen Horizont hinausging, waren sie aus Unkenntniß oft abhängig, abergläubisch, jedem Wahne Preis gegeben. Der Judenmord erreichte in den städtischen Demokratien seinen Höhepunkt und ist ein schlimmes Zeugniß wider dieselben. Da wendet sich das Interesse des Menschenfreundes unwillig wieder von ihnen ab und denjenigen Fürsten zu, welche, gleichviel aus welchem Grunde, die Verfolgten schützten und die Mörder straften. Schlimm war auch der Mangel an staatsmännischer Bildung und Umsicht, welche mit der Herrschaft der welterfahrnen, reichskundigen Geschlechter aus vielen Städten entwich und sich bei den verwickelten Verhältnissen des Reiches bitter rächte. Ueberhaupt unheilvoll für ihre

Geschichte ward es, daß die Städte das Element fast ganz von sich ausscheiden sahen, auf welchem nach außen hin die Hauptmacht beruhte, welches bisher die Führung hatte, alle Schwächen und Angriffspunkte kannte und nun als Halt und Mittelpunkt für den zerfahrenen niederen Adel und Raubadel, der den Städten grollte, deren furchtbarster Feind und ein Bundesgenosse der fürstlichen Gewalt wurde.

Und hiermit hängt auch die allmählige Abnahme der Wehrfähigkeit zusammen. Die Handwerker hatten wenig Zeit, das Waffenwerk zum Vergnügen oder aus Beruf zu üben. Sobald sie daher gesiegt hatten, erlahmte ihre Wehrkraft. Sie wurden bequem, scheuten die weiten Märsche, ließen sich erst in die Schlacht fahren, übertrugen endlich den Waffendienst ganz auf gemiethete Ritter und Stadtsoldaten, und wurden so endlich ein Spottbild früherer Kraft. Mit der Kraft ging auch die Freiheit zu Grunde. Zwar mochte in dieser Zeit das Bekanntwerden des Schießpulvers und der gegossenen Büchsen (Kanonen) und Handbüchsen bloß den Rittern verderblich erscheinen. Die Stadträthe ließen eifrig Kanonen gießen, die Schützengesellschaften schafften Handbüchsen an, die Hanse bewehrte ihre Orlogsschiffe mit Bombarden;" viele Raubburgen wurden zusammengeschossen. Die guten Bürger ahnten aber nicht, daß eines Tages auch ihre Mauern und Zinnen davon zusammenstürzen und daß die Fürsten noch größere Kanonen gießen würden als die Bürger.

Das glänzendste Zeugniß für die Tüchtigkeit und Kraft der deutschen Bürger war der in jener Periode mächtig aufblühende deutsche Handel und Gewerbfleiß. Trotz ihrer elenden Reichsverhältnisse vermochten unsere Bürger auf der Grundlage ihrer eng umschränkten Freiheit durch Fleiß und Geschick und kühnen Unternehmungsgeist alle Nationen der Welt zu überflügeln. In den Ländern und Meeren des südlichen Europa von Genuesern und Venetianern eifersüchtig und angstvoll überwacht, waren sie im ganzen nördlichen Europa, von Nowgorod und Grönland bis nach Ungarn die Herren der Meere und der Straßen. Wie die steinernen Häuser ihrer Patricier gaben ihre hohen Schiffe, mit thurmartigen Kastellen, mit Geschützen und Streitern zu Fuß und zu Roß, zu Schutz und Trutz gerüstet, Kunde von einem stolzen, thatkräftigen Geschlechte. Und wie ihre Handelscara-

vanen zugleich Heerhaufen waren, so konnte man ihre Handelsschiffe leicht in Kriegsschiffe verwandeln. Deßhalb überwältigten ihre stets kriegsbereiten Flotten selbst den mächtigsten Feind, deßhalb war ihre Hülfe bei allen großen Kriegen des Nordens unentbehrlich und selbst die Venetianer waren gezwungen, ihre flachen Galeeren zum Theil mit hohen Koggen zu vertauschen. So geschützt, konnte der deutsche Fleiß seine natürliche Ueberlegenheit in den Zeiten, wo alle Reiche und Nationen sich aufgelöst zu haben schienen, ja gerade damals am entschiedensten wahren. Der lebhafte Binnenverkehr ward auf den alten Wasserstraßen der Donau, des Rheines und Maines, der Schelde, Weser, Elbe, Oder, Weichsel, Düna, Newa u. s. w. sowie auf künstlich angelegten Kanälen (Stecknitzkanal) und Landstraßen vermittelt. Dem Schutz, der Erhaltung, der Anlage dieser Culturmittel, deren sich sonst Niemand annahm, galten die zahlreichen Städtebünde. Hauptemporien des Handels im innern Deutschland waren Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Speier, Mainz, Frankfurt, Würzburg, Erfurt; in Norddeutschland Magdeburg und Braunschweig; am Niederrhein Köln; im Osten Wien, Prag, Breslau, Frankfurt a/O., an der Ostsee vor Allen Lübeck, Riga, Reval.

Aber noch weit hinaus über die Gebiete des Reiches hatte der deutsche Bürger Herrschersitze aufgerichtet. Zwar die Factoreien in Konstantinopel und Venedig können diesen Namen nicht ansprechen, gedrückt wie sie waren durch ein noch stolzeres Bürgerthum; desto mehr können es die deutschen Handelsgesellschaften im Norden, in London, Bergen, Stockholm, Wisby, Nowgorod, ja selbst in dem bürgerstolzen Flandern. Diese Gesellschaften, deren Ursprung sich im Dunkel verliert, bestanden aus kaufmännischen Landsmannschaften und hatten im fremden Lande eine selbstständige republikanische Existenz errungen. In London herrschten die Rheinländer, namentlich die Kölner, in Wisby die Westfalen, in Brügge die Braunschweiger vor; hier in Brügge begegnet uns zuerst die später vom Hansebund adoptirte Eintheilung in ein wendisch-sassisches, ein westfälisch-preußisches und ein gothländisches Drittel. Diese Gesellschaften hatten eigene Stadtviertel inne, — die vornehmsten und stattlichsten der Stadt, mit den außerordentlichsten Ehrenrechten. So lag die Gildehalle, oder wie

sie später allgemein hieß, der Stahlhof zu London zunächst an der Themse und zählte den wichtigsten Thurm, den Schlüssel der Stadt, zu ihren weitläuftigen Gebäuden. In Bergen bildete die „Brücke", so hieß das Quartier von mehreren tausend Deutschen, welches wieder in zwei und zwanzig Höfe zerfiel, das vornehmste Stadtviertel und beherrschte den Hafen. Diese Factoreien hatten einen doppelten Charakter. Es waren theils selbstständige Gemeinwesen mit eigenen Interessen und eigener Politik, theils bloße Commanditen deutscher Kaufherren; immer aber Mittelpunkte, um welche sich die Landsleute schaarten. Daher bestanden die Insassen theils aus fest angesiedelten Familien, wie in Bergen, theils aus vorübergehend residirenden Commis. Sie regierten sich selbst nach strengen und sonderbaren Statuten, welche den Charakter mönchischer Abgeschlossenheit und Sittenstrenge, handelspolitischer Klugheit und biderben Humors wundersam vereinigen. Die fromme Brüderschaft, das kaufmännische Contor und die fröhliche Zechcumpanei waren hier in einander geflossen. Diese Gesellschaften gaben dann dem großen System des deutschen Hansebundes durch ihren Beitritt seine weitreichende Kraft. Sie übten in den Ländern des Nordens eine wahre Herrschaft aus; sie waren im Besitz der wichtigsten Vorrechte; sie duldeten nicht, daß Jemand außer ihnen im Lande Handel treiben durfte u. s. w. Und so lange die nordischen Völker noch wesentlich von Ackerbau, Jagd und Viehzucht lebten, war ihnen diese Herrschaft des deutschen Handels mehr wohlthätig als drückend; denn sie verschaffte ihren Erzeugnissen reichlichen Absatz und führte eine Menge fremder Producte in's Land. Auch leisteten ihnen die Deutschen manche guten Dienste, waren hülfreich und gefällig gegen Hohe und Geringe, namentlich den Königen und Fürsten halfen sie oft aus der Noth und hielten streng auf gute Sitte und Rechtschaffenheit im Verkehr. Ihre Herrschaft mag heute hart und selbstsüchtig erscheinen, aber sie war human und liberal, wenn man sie mit dem Verfahren anderer Seemächte vergleicht, z. B. mit der despotischen Herrschaft der Genueser und der Venetianer in den Ländern des Südens.) In den Kriegen der Potentaten haben übrigens die Hansen ähnlich wie heute die Nord-

amerikaner, dem Grundsatz des freien Meeres: „die Flagge deckt das Gut", zuerst Geltung verschafft.

Die Hauptartikel, womit der deutsche Handel damals uns selbst und viele andere Nationen versorgte, waren aus dem Norden wie vor Alters und wie heute noch Pelze und Felle, Talg, Thran, Wachs, Bauholz, Eiderdunen u. dgl.; aus der Nordsee Häringe, von der Ostsee Bernstein, aus England Wolle, aus Schweden Kupfer und Eisen; aus den Weichselländern Getraide; aus den Niederlanden Fabricate, besonders Tuche und Metallarbeiten; dazu die über Brügge, doch auch auf der Rhein- und Donaustraße nach Deutschland kommenden Producte des Südens, vornehmlich Pfeffer, Spezereien, Reiß und Südfrüchte, Zucker, Seide, Baumwolle. Aus Deutschland selbst kamen zahlreiche Producte des Landbaues, besonders Früchte, Wein und Bier; auch der Ertrag des besonders im Harz, in Böhmen und Meißen bereits sehr bedeutenden Bergbaues, namentlich in edeln Metallen, sowie die mannichfaltigen Erzeugnisse des städtischen Gewerbfleißes in den Handel. Als Münzen bediente man sich goldener Münzen (Gulden, Floränen, Ducaten ꝛc.) und noch häufiger kleiner Silbermünzen, deren von vielen Herren und Städten geschlagen wurden und deren Vielartigkeit dem chaotischen Zustande des Reiches nur zu sehr entsprach. Am häufigsten finden wir die Häller und die Regensburger Pfänninge aufgeführt, sowie die Prager Groschen. Man wog sich diese Münzen gewöhnlich nach Pfunden zu. Der Münzfuß bei Rechnungen war überwiegend der kölnische, für den Nordosten der lübische.

Betrachten wir, um auch auf diesem Felde die Fortschritte unserer Bürger zu würdigen, einige Hauptgegenstände ihres Gewerbfleißes. In der wichtigsten und ältesten deutschen Industrie, in der Bereitung der wollenen Kleiderstoffe ꝛc., nahmen zwar die Niederländer noch immer die erste Stelle ein — in Brügge allein nährten sich 50,000 Menschen mit Tuchbereitung; — doch konnten die Weber und Färber in Augsburg, Köln, Soest, Wien, Passau, Regensburg, Speier, Frankfurt, Limburg an der Lahn, Magdeburg, Quedlinburg, Salzwedel, Stendal wohl mit ihnen wetteifern. Es war das wichtigste und größte Gewerke; denn wollene Kleider brauchte Jeder und man konnte das Zeug nicht selbst bereiten, wie die Leinwand. Im Bewußtsein dieses

Verhältnisses und wegen ihrer großen Zahl waren die Wollenweber allenthalben die übermüthigste Zunft. Die feinere Wolle bezog man aus Ungarn, noch mehr aus England. Antwerpen ward der Wollenmarkt der Welt. Am schwierigsten und theuersten war die Rothfärberei. Nur reiche und vornehme Leute konnten rothe Röcke tragen. Das gemeine Volk begnügte sich mit schlichtem Grau und Schwarz. Die beste Leinwand wurde nächst den Niederlanden in Westfalen und Hessen, im Fuldaischen, in Thüringen, Böhmen und Schlesien gefertigt. Die Leineweber waren meist Landleute, die für einen Händler in der Stadt arbeiteten. Durch seine Spinnereien und Webereien war Augsburg berühmt. Eine Lieblingsbekleidung der vornehmen Welt, besonders der Frauen, war das Pelzwerk. Magdeburg, Braunschweig, Quedlinburg, Straßburg, Worms, Brügge glänzten durch ihre Kürschner oder Wildwerker. Die Hanse führte das Rauchwerk aus Schweden und Norwegen, sowie aus Rußland ein, um es dann bei jenen Völkern, nachdem es in Deutschland verarbeitet war, wieder einzuführen. Von dem gemeinen Rauchwerk unterschied man das zu fürstlicher Pracht bestimmte Schönwerk (Zobel-, Hermelin-, Marder-, Biber-, Otternfelle). Der Seidenfabrication, seit den Kreuzzügen zuerst in Südfrankreich und Italien eingeführt, bemächtigte sich in dieser Periode auch der deutsche Fleiß, zuerst in Zürich. Den weiland berühmten Leder- und Corduan-Fabriken der Araber thaten es jetzt die Niederländer, Züricher, Frankfurter, besonders die Nürnberger, gleich. Der gestiegene Luxus brauchte viel glänzendes Metallgeräth, zumal seitdem schwedisches Kupfer, englisches Zinn, spanisches Eisen und überhaupt die schon ergiebiger lohnenden Berg- und Hüttenwerke, das Material in Fülle boten. Auch hier konnten es die Nürnberger mit den altberühmten niederländischen, namentlich den Lütticher Metallarbeitern aufnehmen. Eine Zunft der Goldschmiede findet sich nun fast in jedem halbwegs gebildeten Städtchen. In der Verarbeitung von Glas und Zinn konnten sich nur die Augsburger mit den Nürnbergern messen. Zwei der wichtigsten und größten Gewerke wollen wir hier zuletzt aufführen: es sind die Waffenschmiede und die Bierbrauer. Die Anfertigung der zahllosen Kriegs- und Jagdgeräthe, der Bogen und Pfeile und Armbrüste, der Lanzen, der

Messer, Schwerter, Degen, Streitärte, Beile, Hallebarden, vor Allem der kunstreich gefügten Panzer und Schienen, der Eisenkappen und Helme und Schilde, dann bald auch der Büchsen und Handbüchsen, ernährte eine Menge höchst ehrbarer Gewerke. Straßburg und Magdeburg thaten es darin den altberühmten Niederländern gleich. Ihre Arbeiten wurden bis ins fernste Indien begehrt. Daran schloß sich ein ungeheuerer Verbrauch von Lederwerk zu Sattel und Zeug, doch auch als Schutzwaffen für's Fußvolk. Unter vielen anderen Städten war Zürich wegen seiner Gerber bekannt und gefürchtet. Endlich die Bereitung des Bieres, des uralten germanischen Getränkes, dessen sich in früherer Zeit die Mönche emsig angenommen, war jetzt, besonders in den Gegenden, wo der Wein fehlte, im Norden, in den Niederlanden, in Baiern, Böhmen und Schlesien, die Beschäftigung großer und mächtiger Zünfte, die an Stolz und Freiheitsliebe selbst hinter den Webern nicht zurückstanden. Das kräftige und gesunde Getränk war gleichsam der Lebensstoff der bürgerlichen Freiheit; beide schützten das deutsche Volk noch lange vor dem fremden Gifte des Absolutismus und des Schnapses.

Einen Blick des Mitleids heischen noch die Verhältnisse der Bauern. Für sie hatte die Geschichte in diesen Perioden des Faustrechts nur Rückschritte; denn sie konnten sich gegen die Gewalt nicht wehren und schirmen wie die reichen, wohlverwahrten Städter. So mußten sie denn Alles, was der Gewalt und Sophistik einfallen mochte, über sich ergehen lassen und es konnte ihnen hierbei die Frage, welche manchen Forscher beschäftigt: ob man sie bloß unterdrückt oder ihre Rechte bloß vergessen habe, ziemlich gleichgültig sein. Doch brachte auch dem Bauernstande die Blüthe des Städtewesens mittelbaren Gewinn, theils indem sie sein armes Leben mit Genüssen bereicherte und durch die Bedürfnisse der Industrie auch den Ackerbau förderte, theils in rechtlicher Beziehung dadurch, daß viele Bauern Schutzleute und Angehörige der Städte wurden, oder sich durch Ansiedelung in denselben einem allzu drückend gewordenen Joche entzogen. Dies war die Hauptquelle der Streitigkeiten zwischen Städten und Landherren. Jedenfalls

lag darin eine Nöthigung für die letzteren, die Rechte ihrer bäuerlichen Unterthanen mehr als sonst geschehen zu respectiren.

Doch nicht überall nahm das Landvolk diese untergeordnete Stellung ein; in einigen Landschaften, in Tyrol, Steier ꝛc. finden wir auch die Bauern im Besitze landständischen Rechtes; in der Schweiz standen die Landleute im Vordergrunde der Geschichte und erkämpften ihrem Vaterlande die Freiheit; in Ditmarschen brachen Bauern mehr als ein Mal die Macht des Dänenkönigs und seiner Grafen; in Westfalen endlich waren es freie Bauern, die schützend und strafend sich erhoben und eine der merkwürdigsten und sonderbarsten Einrichtungen der Geschichte, nämlich das Gericht der heiligen Vehme, in's Leben riefen. Bei dieser Erscheinung müssen wir einen Augenblick verweilen.*)

Bereits in der vorigen Periode zeigten wir auf die westfälischen Freistühle hin, welche als kaiserliche Gerichte, von freien Schöffen unter Kaiserbann gehegt, ihren alten Charakter bewahrt und vornehmlich unter Mitwirkung der dabei betheiligten Erzbischöfe von Köln, als der Herzöge von Westfalen, sich der kleinen Landesherren erwehrt hatten. Da nun in den übrigen Landen bei dem zunehmenden Reichsverfalle die Zahl der kaiserlichen Landgerichte sich vermindert und Alles unter zahllosen fürstlichen, städtischen und grundherrlichen Gerichten in Anarchie und Rechtlosigkeit sich aufgelöst hatte, machten die Freigerichte Westfalens ihre Reichs-Justiz geltend und wurden bald eine Zuflucht für Alle, die auf diesem Wege sich ihr Recht verschaffen wollten. Daher erblicken wir, ohne daß die äußere Geschichte dieses Fortschritts bekannt wäre, sie bald im Besitze einer weit verbreiteten Macht und schon unter den nächsten Nachfolgern des Kaisers Ludwig des Baiern, spielen die Freigerichte, oder, wie sie nun gewöhnlich heißen, die Vehmgerichte, heimlichen Gerichte, Stillgerichte, eine Hauptrolle in der Reichsgeschichte. Zu den politischen Gründen kamen dabei gewisse Einrichtungen, die von der Klugheit und Energie ihrer Urheber zeugen und eine mächtige Wirkung hervorbrachten.

Denn die bloße politische Existenz und Berechtigung dieser Ge-

*) Vgl. besonders Wigand, Das Femgericht Westfalens. Hamm 1825. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 5. Aufl. 3. Bd. und v. Wächter, Beiträge zur Geschichte des deutschen Strafrechts. Tübingen 1845.

richte wäre von geringer Wichtigkeit gewesen. An Recht und Gericht aller Art fehlte es im deutschen Reiche nicht, nur die Ausführung fehlte. Bei den zahllosen kleinen Herrengerichten war kein Recht zu bekommen, am wenigsten gegen den Herrn selbst. Und vor der kaiserlichen Gerechtigkeit hatte man den Respect verloren. Reichstagsgesandte wurden von Strauchrittern niedergeworfen und der Kaiser unterhandelte das Lösegeld. Kaiserliche Ladebriefe wurden oft in verschiedenen Ausfertigungen auf verschiedenen Straßen befördert, damit, wenn der eine Kaiserbote geplündert werde, ein anderer den Adressaten erreiche. Hinter Wall und Graben lachte der verurtheilte Verbrecher über des Kaisers Acht und Aberacht und erklärte ihm trotzig den Krieg, dem dann in der Regel ein guter Friede folgte. Die bloße Ladung, geschweige die Execution eines mächtigen Frevlers war oft ein Ding der Unmöglichkeit. Unter diesen Umständen kamen die westfälischen Freischöffen auf die Idee, gegen Jeden, der sich weder seinem gewöhnlichen Richter, noch dem kaiserlichen Freigerichte stelle, in's geheim zu verfahren, um ihn sicherer zu erreichen. Dasselbe heimliche Verfahren ward dann gegen die Freischöffen selbst in allen Fällen beobachtet. Im Uebrigen blieb das Gericht, was es immer war, ein echtes und öffentliches Freigericht, und auch im heimlichen Gericht ward ganz nach den alten Rechten, wie sie im Sachsenspiegel stehen, verfahren, auf Anklage und Beweis, ohne Inquisition und Tortur.

Es gab auf der „rothen Erde" Westfalens über hundert solcher Freistühle, auf den alten Malstätten, unter freiem Himmel, zwischen hohen Bäumen, gewöhnlich unter einer Linde oder einer Eiche, einem Birnbaume oder einem Hagedorn. Die Gebräuche und Formeln, welche stattfanden und später aufgeschrieben wurden, sind natürlich sehr mannichfaltig und mögen im Laufe der Zeit noch vielartiger geworden sein. Nur an hellem Tage, um sieben Uhr Morgens, ward das Gericht gehalten. Der Freigraf, der ein freier und freigeborner Westfale sein mußte, und sehr oft ein schlichter Bauer war, eröffnete das Gericht. Vor ihm auf dem Tische lag ein blankes Schwert und ein Strick, aus Weiden geflochten. Auf das Schwert ward geschworen, mit dem Strick ward gerichtet. Sieben Freischöffen oder „Wissende", freie und freigeborne Deutsche, gleichviel woher, mußten mindestens

zugegen sein. Oft erschienen viel mehrere; an dem Tage, da der Herzog von Baiern (im Jahre 1434) verfehmt wurde, waren 18 Freigrafen und 800 Freischöffen zugegen. Auch jeder Nichtwissende konnte dem öffentlichen Freigericht beiwohnen. Einer der Freischöffen erhob die Anklage, entweder als Verletzter oder für einen Verletzten oder um der gemeinen Sicherheit willen. Wenn das Gericht gefunden, daß die Anklage eine Vehmwroge sei, d. h. ein nach gemeinem Rechte todeswürdiges Verbrechen, oder eine Civilverletzung betreffe, wobei vor dem gewöhnlichen Gerichte keine Bestrafung resp. kein Recht zu finden sei, so ward die Ladung gegen den Nichtwissenden vor das öffentliche, gegen den Wissenden vor das heimliche Gericht erlassen, nach dreimal fünfzehn Nächten zu erscheinen. Die Ladung ward schriftlich durch den Frohnboten oder durch zwei Freischöffen besorgt. „Sitzt der Angeklagte", heißt es, „auf einem Schloß, darin man ohne Sorge und Abentheuer nicht kommen möchte, so mögen die Schöppen eines Nachts oder wann es ihnen fügt vor das Schloß reiten oder gehen, und aus dem Reinbaum oder Riegel drei Späne hauen und die Stücke behalten zum Gezeugniß und den Ladungsbrief in die Kerben stecken und dem Burgwächter zurufen, sie hätten einen Königsbrief in den Grindel gesteckt und eine Urkunde mit sich genommen und sie sollen dem, der in der Burg ist, sagen, daß er seines Rechtstages warte." War der Wohnort unbekannt, so wurde in dem Lande, wo der Angeklagte sich vermuthlich aufhielt, auf vier Kreuzwegen, nach Osten, Westen, Süden, Norden ein Ladungsbrief aufgesteckt und eine Königsmünze dabei gelegt. Erschien der (nichtwissende) Angeklagte, so ward öffentlich verfahren wie in jedem anderen Gericht. Es wurde auf ihn gewartet „bis die Sonne auf dem höchsten gewesen, bis Mittags in die dritte Uhr." Blieb er aus oder war die Sache gegen einen Wissenden, so verwandelte sich das offene Ding in eine heimliche Acht oder ein Stillgericht. Alle Nichtwissenden wurden vom Freigrafen aufgerufen, sich zu entfernen. Hatte sich gleichwohl ein solcher eingedrängt, dann sollte „der Freigraf aufstehen und nennen den Mann mit seinem christlichen Namen, und binden ihm seine Hände vorne zusammen und thun eine Weide um seinen Hals und hängen ihn an den nächsten Baum, der am Freistuhl gelegen ist." Gewöhnlich ward

der ausgebliebene Angeklagte dann noch ein Mal geladen; Freischöffen und Freigrafen mußten drei Mal unter besonderen Förmlichkeiten geladen sein, bevor der Prozeß in ihrer Abwesenheit gegen sie begann. Der Prozeß war durchaus wie vor allen Gerichten, wo der Sachsenspiegel galt; der Beweis ward durch Eid und Eidhelfer geführt; war der Angeklagte erschienen, so konnte er sich durch Eid und Eidhelfer reinigen u. s. f. Die angeblichen Marterwerkzeuge der heimlichen Acht, die man den Badegästen in Baden zeigt, sind wohl immer nur dazu bestimmt gewesen, den erschreckten Beschauern Trinkgelder auszupressen. Das Urtheil lautete entweder auf Freisprechung und der Angeklagte, falls er erschienen war, zog dann seines Weges ungehindert weiter oder der Angeklagte ward schuldig befunden und darauf vom Freigrafen verfehmt. Auch diese Verfehmung war im Grunde nichts weiter, als die alte Aberacht, nur daß hier zugleich für die Execution gesorgt ward. Der Freigraf erhob sich und rief: „den beklagten Mann mit Namen N. N. den nehme ich aus dem Frieden, aus dem Rechte und aus den Freiheiten, die Kaiser Karl gesetzt und Papst Leo bestätigt hat und ferner alle Fürsten, Herren, Ritter und Knechte, Freie und Freischöffen gelobt und beschworen haben im Lande zu Sachsen, und werfe ihn nieder vom höchsten Grad zum niedersten Grad, und setze ihn in Königsbann und Wette und in den höchsten Unfrieden und Ungnade, und mache ihn unwürdig, echtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedelos und untheilhaftig alles Rechtes, und verführe ihn und verfehme ihn, und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht, und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Thieren und Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und setze sein Lehen und Gut ledig, sein Weib soll Wittwe, seine Kinder sollen Waisen sein" — — — hierauf, so heißt es in den Vehmrechtsbüchern weiter, „soll der Graf nehmen den Strick von Weiden geflochten und ihn werfen aus dem Gerichte, und so sollen dann alle Freischöffen, die um das Gericht stehen, aus dem Munde speien. — — Nach diesem soll der Freigraf sofort gebieten allen Freigrafen und Freischöffen, — — sobald sie den verfehmten Mann bekommen, daß sie ihn hängen sollen an den nächsten Baum, den sie haben mögen,

nach aller ihrer Macht und Kraft" — — war der Angeklagte zugegen, so vollzog der Freigraf das Urtheil sofort; gegen den Abwesenden ward Urtheil und Gebot an die Freischöffen mit dem Siegel des Freigerichts ausgefertigt und dem Ankläger mitgegeben. Jeder Freischöffe, der das Siegel sah, war bei Strafe eigner Verfehmung verpflichtet, es zu vollziehen, mochte es selbst gegen Bruder und Freund gehen. Doch durfte nie ein Einzelner die Execution ausführen, es mußten mindestens drei sein. Dem Verfehmten blieb das Urtheil geheim, bis er plötzlich vielleicht da, wo er es am wenigsten erwartet hatte, ergriffen und an den nächsten Baum geknüpft ward. Zum Zeichen, daß er verfehmt sei, ward ein Messer in den Baum gesteckt. Ward ein Frevler auf handhafter That oder kurz nachher „mit habender Hand, mit blickendem Schein oder mit gichtigem Mund" (Bekenntniß) von drei Freischöffen ertappt, so konnten sie ihn sofort richten. Wehe aber einem Mörder, welcher dies Verfahren hätte nachahmen wollen, um den Mord zu verdecken; wehe auch denjenigen Wissenden, welche den Verfehmten etwa warnten, war es auch nur durch verblümte Worte, wie „es sei anderswo eben so gut Brod essen" u. s. w. Dann entfloh und verbarg sich der Verfehmte, aber der Warner ward gerichtet.

Die Wirkung dieses Verfahrens war so groß, daß sich bald aus dem ganzen Reiche Mitglieder einfanden, um als „Wissende" aufgenommen zu werden. Sie mußten sich zu diesem Zwecke persönlich nach Westfalen vor ein dortiges Stillgericht begeben. Selbst Kaisern und Fürsten blieb die Reise nicht erspart. Aufgenommen ward jeder Deutsche von gutem Rufe, mochte er auch Dienstmann oder Unterthan sein, sofern er nur nicht ein höriger Mann oder höriger Leute Kind war. Er mußte schwören, daß er die heimliche Losung, daran sich die Freischöffen erkannten, und die Heimlichkeiten des Gerichts bewahren wolle „vor Weib und Kind, Sand und Wind." Auf dem Bruch des Eides stand unnachsichtige Todesstrafe. „Welcher Freischöffe einige Stücke der heimlichen Acht unwissenden Leuten sagt, klein oder groß, den sollen die Freigrafen und Freischöffen greifen unverklagt und binden ihm seine Hände vorne zusammen und ein Tuch vor seine Augen und werfen ihn auf seinen Bauch und winden ihm seine Zunge hin-

ten aus seinem Nacken und thun ihm einen dreisträngigen Strick um seinen Hals und hängen ihn 7 Fuß höher als einen verfehmten, missethätigen Dieb." Nach geschehener Aufnahme sagt der Freigraf dem Neuaufgenommenen mit bedecktem Haupte die heimliche Vehme; „Strick Stein Gras Grein" und kläret ihnen das auf; dann das Nothwort: „Reinir dor Feweri" (noch unerklärt) „dann lehrt er ihnen den heimlichen Schöppengruß: Der Ankommende legt nämlich die rechte Hand auf seine linke Schulter und sagt: „eck grüt ju, lewe man! Wat fange ji hi an?" Dann legt er die rechte Hand auf des Anderen linke Schulter, der Andere thut ihm deßgleichen und sagt: „Allet Glücke kehret in, Wo de Fryenscheppen sin!" Hohe und Geringe, Fürsten und Herren, Bürger und Bauern ließen sich aufnehmen, um an den Wohlthaten des Gerichts Theil zu nehmen, aber auch um der besonderen Vortheile willen, die der Freischöffe hatte, namentlich wegen der größeren Sicherheit gegen etwaigen Mißbrauch des Verfahrens. Daher kann man die Vehme allerdings gewissermaßen einen Geheimbund nennen. Mehr als hunderttausend Freischöffen soll er zur Zeit seiner höchsten Macht gezählt haben und es soll kein Stadtrath und kein fürstliches Raths-Collegium gewesen sein, in welchem nicht etliche derselben gesessen hätten. So gewaltig war der Schrecken, den er verbreitete, daß kein Unbefugter die Briefe der Vehme zu öffnen wagte, auf denen geschrieben stand: „diesen Brief soll Niemand lesen!" Ja man wagte nicht, von dem Gericht laut zu reden und noch im vorigen Jahrhundert, da es längst keine Vehme mehr gab, haben sich furchtsame Archivare, welche solche Briefe fanden, nicht getraut sie zu öffnen.

Es war eine großartige Erscheinung „des heiligen Reiches Obergericht übers Blut", wo schlichte Bauern Kaiser und Fürsten vor ihr gefürchtetes Tribunal luden, und eine Rechts-Instanz errichteten, als alle anderen ihre Kraft verloren hatten. Nur so, als Ergänzung fehlender Gerechtigkeit, ist die Vehme billig zu beurtheilen. Selbst im letzten Augenblicke vor Gericht konnte sich der Angeklagte noch von ihr losmachen; falls er nur Bürgschaft stellte, daß er sich vor dem Kaiserlichen Rechtshof stellen werde. Freilich war die ganze Einrichtung unerhört, abnorm und dem schrecklichsten Mißbrauch ausgesetzt. Aber sie empfing ihr Recht durch die Noth der Zeit, mit ihr ist sie

entstanden und verschwunden. Sie bleibt ein wunderbares Denkmal der durch Alles sich hindurch arbeitenden Kraft unseres Volkes.

Werfen wir noch einen Blick auf die Sittengeschichte der Zeit, so tritt uns aus Regensburg die erfreuliche Notiz entgegen, daß die Frohnboten das Rädern, Brennen und Köpfen nicht ferner besorgen wollten; so daß dieses Geschäft nach Verordnung des Kaisers Ludwig fortan einem Henker oblag, welcher dann alsbald in tiefe Verachtung versank. Aus solcher Kunde läßt sich der stille Fortschritt der Menschheit besser erkennen als aus dem Sprüchwort der durch die Raubritter bedrängten Bauern: „Hangen raden koppen steken is keine Sunde, — were dat nit, wir behelden nit in dem Munde". In der That, die erfinderische Grausamkeit und Rohheit der Justiz hatte mit der Verwilderung in Staat und Kirche Schritt gehalten. Und wie das politische und kirchliche, so befindet sich auch das moralische Leben in Verfall und Fäulniß. Wie sich diese Verderbniß in der Kirche breit machte, dies zu betrachten, haben wir in der Reichsgeschichte leider nur zu viel Veranlassung gehabt. Der Dichter Petrarca, welcher sich damals lange in Avignon aufhielt, entwirft von dem, was er dort im „dritten Babylon", gesehen und gehört, in seinen Briefen ein grauenhaftes Bild. Man müsse, sagt er, dies Verderben sehen, um es zu glauben. Er schildert die unnatürlichen Wollüste der greisen Kirchenfürsten: keine Frau ist vor gewaltsamer Entführung sicher; die Männer dürfen nicht widersprechen, aus Furcht als Ketzer verbrannt zu werden. Alle Auswüchse des Heidenthums finden sich dort, Gold und wieder Gold ist die Losung, von der Liebe und dem Glauben des Christen keine Spur. Wer davon redet, wird als dummer Bauer bewitzelt, Christi Tod und Auferstehung werden wie Ammenmährchen behandelt. Mit der Unzucht des Klerus war es endlich dahin gekommen, daß nach den Acten eines Concils von 1322 die Laien an vielen Orten aus Besorgniß für ihre Weiber und Töchter darauf drangen, daß den Priestern gestattet werde, Concubinen zu halten. Auch war ihnen der Concubinat an manchen Orten förmlich erlaubt; nur hatten sie, erst als Strafgeld, dann als Steuer, dem Bischof für diese Erlaubniß eine Abgabe zu bezahlen.

Daher ist denn diese Zeit ausgezeichnet zugleich durch Aberglauben und durch Unglauben und durch furchtbare Sittenlosigkeit. Das Geschäft der fahrenden Frauen erreichte eine ganz entsetzliche Ausdehnung. Auf Märkten und Messen, auf Turnierfesten und Reichstagen, ja selbst auf Kirchenversammlungen schienen sie oft die Hauptpersonen zu sein. Die politische Geschichte hat uns die Unsittlichkeit der Fürstenhöfe bereits enthüllt. Da werden Bräute und Frauen genommen und verstoßen, unter den scandalösesten Vorwänden; bloß um Geld und Gut; das Volk erzählt sich darüber die schmutzigsten Geschichten, Lug und Trug, falsche Verträge und Eide sind das Gewöhnliche, ja die Zeitgenossen haben sich wie es scheint, schon ganz daran gewöhnt, denn die Chronisten berichten davon, als müsse es eben so sein. Wenn nun in der Ruchlosigkeit und im Elend des Lebens das bedürftige Gemüth um so sehnsüchtiger nach Befriedigung verlangte, wenn die Kirche, abgefallen von ihrem Berufe, keine Befriedigung mehr bot, wenn Vernunft und Wissenschaft noch in der Wiege lagen und nur Wenige höherer Bildung theilhaftig waren, so mußte wohl der verirrte, rathlose Geist des Volkes in weiten Kreisen sich in mannichfacher, wüster Sectirerei verlieren. Zu den alten, reineren Ketzersecten oder auch aus ihrer Mitte heraus kamen immer neue. Aus Italien kam die Geißel der Flagellanten, nackte Büßer, die sich geißelnd in hellen Haufen durch die Städte zogen, und dann zum Bestialischen ihres Anblicks sehr bald Unzucht und Räuberei gesellten. Ueberhaupt versuchte sich der Aberglaube in den wunderlichsten Combinationen. So kam man auf die Idee, die rechte Gottesverehrung könne schlechterdings nur nackend, im adamitischen Zustande geschehen und es bildeten sich auf diese Weise die häßlichen Konventikel der Adamiten. Derartige Konventikel wurden meist unter der Erde gehalten, um dem Papste zu entgehen; denn es stehe nur geschrieben: was Du auf Erden bindest, soll auch im Himmel gebunden sein. Aberglaube und Geldgier führten dann auch periodisch zu immer neuen Judenschlächtereien. Im Elsaß erneuerte unter Kaiser Ludwig der sogenannte König Armleder, in Ostfranken der Ritter Arnold an der Spitze wüsten Gesindels diese Gräuel. Der letztere ward endlich hingerichtet und gab dann noch im Grabe als

heiliger Märtyrer Wunder und Zeichen von sich. Das althergebrachte Orakeln und Hülfespenden durch heilige Knochen, Bücher u. dergl. vermischte sich mit orientalischer Magie und sonstigem Spuk. Mit so überschwänglichem Aberglauben contrastirte dann um so greller der Unglaube und die Frivolität. „Es giebt jetzt viele Leute," so klagt der fromme Johannes Ruysbroch, „welche alles geistliche Leben für Heuchelei oder Täuschung halten und es mit Ueberdruß hören, wenn man noch von Gott und Tugend spricht. Sie wollen nichts mehr glauben, als was ihnen in die Sinne fällt."

Indessen dieser ganze sittliche und religiöse Verfall war doch nur ein Uebergang von der Verwesung abgelebter Bildungen zu einer neuen schöpferischen, noch in stillem Werden begriffenen Zeit. Bis diese Zeit in ihrer Macht und Kraft heraufzog, suchten sich die gesunden Kräfte, der reine Drang der Besseren durch allerlei Gegenmittel gegen die Verderbniß zu helfen. Wir haben hier ganz dieselbe Erscheinung wie im zerfallenden Reiche. Wie sich dort die Glieder durch allerlei Bünde zu helfen und zu retten suchen, so hier auf dem religiösen und sittlichen Gebiete durch Gesellschaften, Brüderschaften, ja selbst durch Ketzersecten aller Art. Sie sahen den jüngsten Tag, welchen so viele heilige Männer der verweltlichten Kirche längst geweissagt hatten, nun endlich hereinbrechen und wollten sich einiger Maßen darauf vorbereiten. Und hier mögen vor Allen die ehrwürdigen Gesellschaften der Gottesfreunde genannt werden. Es waren dieß Vereine frommer Männer und Frauen aus dem Priester- und Laienstande, welche sich von Südwestdeutschland her über die Niederlande und den Norden verbreiteten und in Basel, Straßburg, Köln, Nürnberg ihre Hauptsitze hatten. Ihr Zweck war, sich selbst und das verwahrloste Volk durch deutsche Predigt und deutsche Erbauungsschriften im lauteren Christenthum zu unterrichten. Drei der tiefsten und reinsten Geister des Jahrhunderts, die Mystiker Johannes Ruysbroch aus Brüssel, Johannes Tauler aus Straßburg und Heinrich Suso (von Berg) aus Schwaben gehören diesen Kreisen an. Im Gegensatze zu dem in äußerlichem Formeldienst versunkenen Klerus und Volke, welche Knechte Gottes seien, nannten sie sich Gottesfreunde. Ohne sich von der Kirche zu trennen, traten sie ihr scharf entgegen; verrichteten den Gottesdienst auch während

des Interdictes; die Straßburger Gottesfreunde erließen ein Manifest gegen die Gottlosigkeit der Interdicte; Johannes Ruysbroch donnerte in vlämischen Predigten gegen die Verderbtheit des Klerus; in Süddeutschland verschmolzen Andere mit den Waldensern; wieder Andere versanken in schlaffen Pietismus und arteten in die Ketzer vom freien Geiste aus, welche sich bereits so sehr eins mit Gott wähnten, daß sie nicht mehr sündigen zu können glaubten und nicht mehr arbeiten wollten; — der gesündere Kern der Gottesfreunde hatte sich den praktisch christlichen Aufgaben der innern Mission zugewendet. Das Ringen einzelner Menschenfreunde gegen die Verderbniß ihrer Mitmenschen bildet überhaupt einen rührenden Charakterzug der Zeit und des Volkes. Ein edler Jüngling, Heinrich von Hohenberg aus Colmar, zog seit 1303 in Deutschland umher und sammelte Gaben zur Stiftung von Magdalenenhäusern. Anstalten dieser Art wurden in vielen Städten von mitleidigen Bürgern gegründet. In Halle gab es Stiftungen „für fromme Gesellen, welche eine arme Sünderin aus dem gemeinen Hause zur Ehe nehmen." Der fromme Milic in Prag ruhte nicht, bis daß er das ganze Sünden-Viertel der Stadt, es hieß „Klein Venedig", in Eine große Magdalenen-Anstalt verwandelt hatte, welche nun den schöneren Namen „Klein Jerusalem" erhielt.

Dieselbe Erscheinung wie in den Sitten und dem Glauben haben wir auch in den Schöpfungen der Literatur vor uns. Sie zeigt uns eine Oberfläche von Rohheit und grenzenloser Verwilderung: die innern Fortschritte des geistigen Lebens entziehen sich meist unseren Blicken. Denn große glänzende Werke wurden nicht geschaffen; die großen Philosophen verstummten wie die großen Dichter. Die Theologen zankten und stritten, und die Gottesfreunde predigten und rangen. Ihre in der Volkssprache geschriebenen Predigten — Ruysbroch vlämisch, Suso und Tauler oberdeutsch — sind die bedeutendsten Literaturreste der Zeit und gewaltige Zeugnisse deutscher Geisteskraft und Tiefe. Aber auch sie schrieben nicht, um etwas Vollendetes zu schaffen, sondern im unmittelbaren harten Dienste des Lebens. Die Meistersänger machten Verse wie die Schuster Schuhe, die Dichtkunst ward ein zünftiges Handwerk. Auch die Sprache veränderte sich und schon deßhalb mußten der Nation die alten Dichtungen, wie emsig sie auch

von treuen Seelen — z. B. von Rüdiger Maneſſe in Zürich — geſammelt und abgeſchrieben werden mochten, allmählich unverſtändlich werden. Zu neuem Schaffen aber war die Zeit nicht geeignet. Die Bildungsſtoffe des claſſiſchen Alterthums riefen damals erſt in Italien eine neue Literatur hervor, welche mit Dante, Boccaccio und Petrarca ſogleich glänzend in's Leben eintrat, aber auf die übrigen Nationen erſt allmählich zurückwirkte. Die Patrioten Italiens hatten die Gegenwart verzweifelnd aufgegeben und ſich in die Schätze ihres klaſſiſchen Alterthums verſenkt und ſo die Wiedergeburt, die ihnen in der Politik verſagt geblieben, wenigſtens in der Literatur erreicht. Auch die deutſche Nation beſaß herrliche Geiſtesſchätze einer vergangenen Zeit; aber um ſie zu ſtudiren, waren ſie noch zu neu, um ſie zu genießen, ſchon zu alt. Länger als die Dichtkunſt blühete die Baukunſt mit den ihr verwandten Künſten, und ſchuf in der durch Rohheit verſchrieenſten Zeit ihre prachtvollſten Werke (Ulmer Münſter, Wiener Stephanskirche u. a. m.) Es hing dieß mit der Ausbildung des kunſtfertigen Bürgerthums zuſammen. Manche Gewerke, wie die der Goldſchmiede, hoben ſich ſelbſt zur Kunſt empor, während die Kunſt in der ſtrengen genoſſenſchaftlichen Form der Zünfte einen äußeren Halt fand, welchen das übrige Leben nirgends bot. Hauptſitze dieſer Kunſt und Bildung waren die großen Städte wie Köln, Nürnberg, und das reiche heitere Ulm.

Von nationaler Geſchichtſchreibung iſt wenig zu melden. Die namhaften Chroniſten, Mathias von Neuenburg, Johannes von Victring, Johannes von Winterthur und einige Andere — Geiſtliche und Staatsmänner — ſchreiben noch in lateiniſcher Sprache. Seit der Mitte des Jahrhunderts entſtehn bedeutende Chroniken in deutſcher Proſa, darunter des Cloſener Straßburger Chronik, die Limpurger Chronik, des Jacob von Königshoven Elſäſſiſche Chronik uns erhalten ſind. Dieſe deutſchen Chroniken von bürgerlichen Verfaſſern ausgehend, bezeichnen ganz neue Verhältniſſe; es ſind im Weſentlichen Stadt- und Provinzialgeſchichten, in welche das Reich und die Kirche nur ſo zufällig hinein ſpielen. Jede namhafte Stadt hatte nun bald ihren deutſchen Chronikanten, von den norddeutſchen ſind die Lübecker und Bremer am bekannteſten. Hier hatte ſchon im

13. Jahrhundert die Sachsenchronik das Beispiel volksmäßiger Behandlung gegeben. Freilich mit den Italienern konnten sich diese Historiker nicht messen. Auf keinem Gebiete kam den Italienern das erwachende Studium der Classiker, sowie der Verdruß an der Gegenwart mehr zu statten, als in der Historik. Italien hatte bereits Geschichtschreiber aufzuweisen, welche im Stande waren, die Geschichte ihres Vaterlandes in der Weise der großen Historiker des Alterthums sich gegenständlich zu machen.

Wir sehen aus Allem, wie sich das geistige Leben und Weben jener Zeit wesentlich in die schlichten bürgerlichen Kreise zurückgezogen hatte und durch praktische Bedürfnisse wie durch religiöse und sittliche Kämpfe hingenommen ward. Besonders der wieder ausgebrochene Kampf zwischen Kirche und Staat hat dann zur Beschleunigung der geistigen Entwicklung beigetragen. Hier finden wir schon Ansichten ausgesprochen, welche erst der neuesten Geschichtsphilosophie wieder aufgegangen sind. So bemerkt Herr Lupold von Bebenburg, den radicaleren Theologen des Kaisers gegenüber, die Hoheit des Papstes beruhe darauf, daß der Papst in allen, der Kaiser aber nur noch in etlichen Ländern verehrt werde. Die weltgebietende Stellung des Papstthums sei freilich nicht in der Philosophie und nicht in der Schrift, aber in den Verhältnissen begründet, weil eben noch keine andere Form für die ideelle Einheit der Völker vorhanden sei.

Neuntes Buch.

Von Kaiser Karl IV. bis Kaiser Karl V.

Erstes Kapitel.

Karl IV.

Kampf um das Reich und Wahlhändel. Bewegungen in den Städten. Der falsche Waldemar. König Günther von Schwarzburg. Triumph Karl's. — Der schwarze Tod. Die große Judenverfolgung. Die Flagellanten. —

Charakteristik Karl's. Seine Thätigkeit in Böhmen. Universität Prag. — Verhältniß Karl's zum Reiche. Städtekriege. Römerzug und Kaiserkrönung. — Die goldne Bulle. Herzog Rudolf von Oesterreich. Universität Wien. — Karl in Avignon. Die Malandrinen im Elsaß. Zweiter Römerzug. —

Händel im Reiche. Die Weberschlacht in Köln. Verfassungskämpfe in Frankfurt. Städtekriege. Adelsbünde. Kriege der Schlegler und der Sterner. — Neue Fürstenbünde wider den Kaiser. Er erwirbt Brandenburg. —

Geschichte des großen Hansakrieges. Der Ordensstaat unter Winrich von Kniprode. Zerrüttung im Reiche. Bedrängniß der verrathenen Städte. Wahl und Krönung des Königs Wenzel. Ende des Kaisers.

Durch den plötzlichen Tod des Kaisers Ludwig des Baiern geriethen die ohnedies schon sehr zerrütteten Verhältnisse des deutschen Reiches vollends in einen Zustand chaotischer Verworrenheit. Wohl hatten fast alle Reichsstädte und ein Theil der Fürsten treu zu dem von der Kirche verfluchten und abgesetzten Kaiser gehalten. Auch besaß das Haus Wittelsbach weite Länder und mächtige Anhänger. Aber seine Kraft ward durch Erbzwistigkeiten, welche die Kaiserin-Wittwe mit Mühe schlichtete, gelähmt und Monate vergingen, bevor die Partei es nur zu den Vorbereitungen einer Wahl bringen konnte. Diese Frist machte sich der von einer Gegenpartei gewählte, vom römischen Stuhl unterstützte Karl von Böhmen trefflich zu Nutze. Er zog als-

bald mit Heeresmacht durch Baiern und Franken, deren rathlose Städte ihn jetzt gegen Zusicherung ihrer Rechte und Freiheiten willig aufnahmen; in Nürnberg hielt er sogleich einen Reichstag, auf welchem sich jedoch fast nur Fürsten und Herren einstellten, um ihre Huldigung theuer zu verkaufen. Die Grafen von Wirttemberg, welche ohnedies gerade vom Herzog Stephan von Baiern und den schwäbischen Städten hart bedrängt waren, ließen sich um 60,000 Gulden gewinnen. Zu spät ward ihnen kund, der Markgraf Ludwig sei bereit, 100,000 Gulden zu zahlen! Das Schlimmste von den Grafen besorgend, welche regelmäßig aus den Reichshändeln neue Kräfte sogen, schlossen vier und zwanzig schwäbische Städte einen Bund zur Vertheidigung ihrer Freiheit. König Karl aber eilte im December von Nürnberg an den Oberrhein und in's Elsaß und es gelang ihm auch hier, die Städte, „die sich nach Ruhe und Frieden sehnten," zur Huldigung zu bewegen. So kam er über Basel, Straßburg, Speier, Worms nach Mainz. Hier jedoch scheiterten seine Bemühungen; auch die wetterauischen Städte verweigerten die Huldigung; Heinrich von Virneburg, der abgesetzte Erzbischof von Mainz, des verstorbenen Kaisers treuer Anhänger, stand hier im Wege. Er gehörte, wie der Chronist sagt, zu den „olden wysen Heren; — — se leden den Paves bannen, so vele he wolde; se helden guten Vrede." — — Es waren indeß Bevollmächtigte der vier Kurfürsten von der Wittelsbachischen Partei endlich am
1348 7. Januar in Lahnstein zusammengetreten, und übereingekommen, dem König Eduard III., dem Sieger von Cressy, die Krone anzubieten. Schon fühlten sie sich nicht mehr stark genug und riefen den fremden Eroberer in's Land! Karl aber wandte sich, nachdem er in geheimer Zusammenkunft mit seinem Großoheim Balduin von Trier die weiteren Schritte berathen, nach diesem ersten Siegeszuge durch Schwaben wieder heimwärts. In Ulm wußte er auch den schwäbischen Städtetag für sich zu gewinnen, indem er gelobte, keine der verbündeten Städte je zu verpfänden und zu veräußern. Doch trauten die Städte nicht recht; sie schlossen den Bund enger; Constanz und Zürich verweigerten dem Böhmen die Aufnahme ganz.

Den wesentlichsten Einfluß auf die Stimmung der Nation hatte das Verhältniß zur Kirche. Ein päpstlicher Legat zog mit dem Böh-

menkönig, um Bann und Interdict zu lösen, doch auch um den Triumph der Kirche zu besiegeln. Man stellte den Bürgern die Bedingung, daß sie sich als Frevler bekennen, der Kirche unbedingten Gehorsam geloben, ihren rechtmäßigen Kaiser Ludwig noch im Grabe verläugnen und geloben sollten, in Zukunft nur einen von der Kirche bestätigten Kaiser anzuerkennen. Diese Zumuthungen stießen auf heftigen Widerstand. Die Straßburger verpflichteten ihre Unterhändler, „nichts zu geloben, das wider das römische Reich, dessen Recht und Ehre, wider den gemeinen Nutzen oder ihrer und der Städte Recht, Freiheit und Ehre in irgend einer Weise verstoße." Aehnlich war es in Basel, wo die Vorsteher alles dieses öffentlich vor allem Volke in Gegenwart des Legaten und des Königs gelobten und dann insgeheim die verlangten Erklärungen gaben! Es scheint, daß der Legat und der Böhmenkönig die Gottesfreunde für Anstifter des deutschen Ehrgefühls hielten, denn sie wollten den Tauler und etliche seiner Freunde als Ketzer verfolgen, worauf er nach Köln floh. Die Wormser aber entbrannten in so gewaltigem Zorne, daß der zum Tode erschreckte König den Legaten zur unbedingten Absolution vermochte.

„Da nun ein Theil der Städte nicht gehuldigt, ein anderer Theil wohl gehuldigt, aber keine Lösung vom Banne erlangt hatte, so ward die Mißgestalt und Zwietracht der Kirche ärger als zuvor und das neue Irrsal größer als das alte. Die Geistlichen wollten auch für die Lösung vom Banne und für die Einweihung der Todtenhöfe dem Volke unmäßige Summen auspressen (für einen Gottesacker vierzig bis sechzig Floränen), daher großes Elend und Aergerniß, Zweifel und Bangigkeit, Unglaube, Desperation, Geschrei und Aufruhr war." (Johannes von Winterthur.)

Indeß hatte Karl seine diplomatische Gewandtheit aufgeboten, den Herzog Albrecht von Oesterreich von den Gegnern abzuziehen. Es gelang, nach persönlichen Zusammenkünften leistete Albrecht die Huldigung und empfing am 5. Juni auf österreichischem Boden mit großem Pompe die Lehen. Doch hatte er Neutralität im Kriege gegen Baiern ausbedungen. Als Preis wurden ihm Städte am Oberrhein hingegeben und die früheren Kaiserbriefe der Schweizer Eidgenossen wieder für nichtig erklärt! Gleichzeitig hatte Karl durch den

Markgrafen von Jülich mit König Eduard verhandelt, welcher anfangs zwar geneigt war, sich selbst mit der deutschen Krone zu schmücken, jedoch vom Parlamente an dieser Thorheit gehindert wurde und nun den Anträgen des Böhmenkönigs Gehör gab. Es heißt, ihm und dem Markgrafen von Jülich habe Karl die Länder Holland und Seeland versprochen, das Erbe der Kaiserin und des Herzogs Albrecht von Straubing. Schon war die Wittelsbachische Partei auf allen Seiten umgangen und noch hatte sie keinen Erwählten. Markgraf Ludwig wollte die ihm dargebotene Krone nicht selbst tragen; man bot sie dem Markgrafen Friedrich von Meißen mit der Hand der Kaiserin an; aber auch er hatte keine Lust. Er sah seinen sichern Besitz, der ihm mehr galt, als die Krone, durch die Nähe Böhmens gefährdet; überdies bot ihm Karl Goslar und Nordhausen. Es drängten sich überhaupt damals am böhmischen Hofe so viele Herren aus dem Reiche, um für ihre Huldigung Lohn zu fordern, daß die Familie des Königs fürchtete, er werde sich mit Handsalben ruiniren. Auf Vermittlung des Herzogs von Oesterreich kamen endlich die fürstlichen Parteien am 27. Juli zu einem Congreß in Passau zusammen, der jedoch den Bruch nur erweiterte. Auf das Gerücht von der Preisgabe Hollands verließ Markgraf Ludwig mit seinen 2000 Helmen zornig die Stadt und schwor hoch und theuer, nimmer solle Karl König werden. Die vor dessen Herberge aufgepflanzten Reichsadler wurden von den baierischen Rittern häßlich beschmutzt. Inzwischen ward aber dem Ludwig sein eigenes Fürstenthum, die Mark Brandenburg entrissen. Es war daselbst vor dem Erzbischof Otto von Magdeburg ein Mensch erschienen, welcher sich für den vor fast dreißig Jahren eines plötzlichen Todes verstorbenen Markgrafen Waldemar von Brandenburg ausgab. Er behauptete, damals von einer plötzlichen Bußfertigkeit ergriffen, nach Jerusalem gepilgert zu sein, indeß man die Leiche eines anderen Mannes unter seinem Namen beerdigt habe. Der große Waldemar sollte dreißig Jahre in einem Kloster gefaullenzt haben, indeß die ungeheuersten Schicksale über sein Vaterland hinweggingen! Eine solche Mähr konnte wohl nur damals nicht bloß ersonnen, sondern auch geglaubt und durchgeführt werden; der Betrüger soll nach Andeutungen zeitgenössischer Chronisten ein Müller, Namens Rehbock, ein Unterthan des

Herzogs Rudolf von Sachsen, gewesen sein; in der That ward er von diesem und dem Erzbischof Otto, Hauptfeinden des Wittelsbachers, zuerst producirt und anerkannt. Er muß dem ächten Waldemar sehr ähnlich gesehen und seine Rolle gut gelernt haben; denn alle Personen, denen er zur Prüfung vorgeführt wurde, fanden sich durch seine Aussagen überzeugt, was freilich nach einem Zeitraume von dreißig Jahren, da es an sichern Merkmalen fehlen mochte, und die Geschichte des großen Waldemar ja bekannt genug war, nicht so gar wunderbar erscheinen dürfte. Der eigene Schwiegersohn des verstorbenen Markgrafen, sowie die Herzöge und Fürsten von Mecklenburg, von Pommern, von Anhalt erkannten den Prätendenten an und man möchte doch diese Alle nicht für Betrüger halten; ebenso wenig als die märkischen Bürger, welche froh, der sittenlosen, ihre Weiber und Töchter verführenden Baiern auf gute Weise entledigt zu sein, und gewonnen durch die Privilegien des freigebigen Betrügers, ihm ihre Thore öffneten. So zog er mit einem in Böhmen und Deutschland geworbenen Heere in's Land ein, nur wenige Städte, Spandau, Frankfurt, Brietzen, fortan Treuen Brietzen genannt, blieben dem Ludwig treu.

Man kann nicht beweisen, daß der Böhmenkönig diesen Betrüger aufgestellt habe; desto gewisser ist, daß er ihn alsbald eifrig und mit Heeresmacht unterstützt hat. Nachdem er ihn als den ächten Markgrafen anerkannt hatte, ließ er sich die Niederlausitz von ihm abtreten und belehnte ihn dann mit Brandenburg. — Markgraf Ludwig vertheidigte sich in Frankfurt a/O.; sein Vetter, Herzog Rupert von Baiern, führte ihm Hülfe zu, fiel aber in die Gefangenschaft des Herzogs von Sachsen; er sah sich mit dem Verluste aller seiner Erbländer bedroht. Nun hatte er allerdings im Grafen Günther von Schwarzburg endlich einen Mann gefunden, welcher sich nach wiederholtem Zureden bereit fand, die Krone zu übernehmen. Günther, damals 45 Jahre alt, war ein tapferer, rüstiger und erfahrener Mann, der sich durch Söldnerdienste und tapfere Thaten bereits um die Wittelsbacher verdient gemacht, ihnen halb Brandenburg zurückerobert und sich durch Beute, Lösegeld und Plünderung ein schönes Vermögen erworben hatte. Auch Er hatte keine rechte Lust die Krone anzunehmen und machte verschiedene Bedingungen: daß man keine Handsalbe

fordere, den Thron durch Rechtsspruch für erledigt erkläre, ihn förmlich zu Frankfurt wähle. Offenbar traute Günther von Anfang an dem ganzen Handel nicht. Auch bedurfte es wohl keines großen Scharfsinnes, um zu bemerken, daß den Wittelsbachern bloß darum zu thun sei, den Lützelburgern eine Diversion zu machen. Günther
1349 ward nun wirklich zu Frankfurt am 30. Januar 1349 gewählt und obwohl nur drei Städte, Frankfurt, Friedberg, Gelnhausen es wagten, ihn anzuerkennen, so würde er bei seiner kriegerischen Tüchtigkeit und der im Reiche herrschenden Stimmung vielleicht einen Umschwung herbeigeführt haben, falls es seiner Partei überhaupt mit seiner Erhebung Ernst gewesen wäre. Aber kaum erhoben, ward er wieder verrathen; Karl näherte sich jetzt den Wittelsbachern, wozu das zwieträchtige Geschlecht vielfältigen Anlaß bot, und brachte es durch Anerbietungen dahin, daß sie ihr königliches Werkzeug wieder fallen ließen. Zuerst fiel der Pfalzgraf Rudolf plötzlich ab und Karl heirathete dafür am 4. März 1349 zu Bacharach dessen Tochter, welche ihm die Anwartschaft auf die Oberpfalz mitbrachte. Hierauf ward König Günther citirt, auf dem Reichstag zu Speier am 22. März vor den Fürsten zu erscheinen, und da er statt dessen zur Gegenwehr rüstete, so begann im Mai der Krieg. Noch ehe derselbe eröffnet war, soll Günther in Frankfurt von seinem Medicus Freidank Gift bekommen haben; man glaubte, auf Veranstaltung seiner eigenen Partei. Doch ließ sich der tapfere Mann, obwohl bereits am ganzen Körper geschwollen, dadurch nicht hindern, in's Feld zu rücken und sich etliche Tage mit dem Gegner am Rhein herumzuschlagen. Karl hatte sein Heer zu Mainz versammelt und die Bürger dieser Stadt jetzt dadurch gewonnen, daß er den Frankfurtern, welche an Günther festhielten, ihre Messe nahm und sie den Mainzern gab. Günther, von den Seinigen bald verlassen, tödtlich erkrankt, mußte sich in Eltwil einschließen und als nun Markgraf Ludwig anlangte, kam schon am 26. Mai vor Eltwil ein Vertrag zu Stande, welchem sich auch König Günther wohl oder übel anschließen mußte. Karl ward jetzt von der Gegenpartei als alleiniger römischer König anerkannt — als solcher nannte er sich Karl IV. — dafür wurde den Wittelsbachern der Besitz ihrer Länder garantirt; Günther ward, um auf seine Kriegskosten zu kommen, mit einer Ver-

schreibung von 22,000 Mark Silbers abgefunden, wofür ihm Mühlhausen, Nordhausen, Goslar und Gelnhausen verpfändet wurden. Zwar die ersteren wehrten sich mit den Waffen. Doch Gelnhausen, die Lieblingsstadt der alten Kaiser, ward schwarzburgisch, später hanauisch, endlich hessisch und versank in Dürftigkeit. König Günther aber starb wenige Tage nach dem Pacte, am 12. Juni 1349, zu Frankfurt, wohin er sich hatte tragen lassen, unter Verwünschungen seiner eigenen verrätherischen Partei. Sein früherer Gegner, der König Karl, welcher nun den Frankfurtern gegen Erlegung von 20,000 Mark ihre Messe zurückgab, wohnte dem Leichenbegängniß des verrathenen Mannes mit großer Theilnahme bei. Auf seinem Leichensteine finden sich folgende Verse:

Falsch undrowe schande czymt
Des stede drowe schaden nymt
Undrowe nam gewinnes hort
Undrowe falsch mit giftes wort.

Der Preisgabe Günthers durch die eine Partei steht diejenige des falschen Waldemar durch die andere würdig zur Seite. Hatte vorher ein Wahrspruch der Fürsten denselben für ächt erklärt, so erklärte ihn nunmehr unter Vermittlung des mit Ludwig befreundeten Dänenkönigs Waldemar auf dem Fürstentag zu Budissin, Februar 1350, ein Wahrspruch der Fürsten durch den Mund des Pfalzgrafen 1350
wieder für unächt und fand, daß Markgraf Ludwig wieder in den Besitz von Brandenburg einzusetzen, dagegen die Lausitz im Besitze des Königs zu belassen sei. Also geschah denn auch; das Urtheil ward zu Nürnberg im April wiederholt; nur die Brandenburgischen sträubten sich gegen die Ausführung desselben; der falsche Waldemar zog sich endlich nach Dessau zurück, wo er mit fürstlichen Ehren gestorben ist.

So ging mit einem doppelten Gaukelspiel der große Zwist in denselben Tagen zu Ende, da das deutsche Volk, jeglicher Art und Standes, von der Wiederherstellung des Reiches und der Auferstehung des großen Kaisers Friedrichs II. träumte. „Er werde kommen", so berichtet Johannes von Winterthur der Leute Gerede, „mit großer Macht, die verderbte Kirche von Grund aus zu reformiren. Und wäre sein Leib auch zerstückelt und zu Asche gebrannt, er müßte doch

kommen; denn so sei es von Gott der deutschen Nation bestimmt; daß er sie wieder herstelle; dann wird die arme Jungfrau den reichen Mann bekommen; und die Mönche und Nonnen werden hinaustreten in's Leben und sich verehelichen; und die Wittwen und Waisen und Alle, die unterdrückt sind, werden das Ihre wieder erlangen, und die Gerechtigkeit wird wieder oben sein; und die Pfaffen, die ihn bannen werden mit Papstbriefen, die wird Er vom Erdboden bannen und also verfolgen, daß sie die Glatze mit Mist bedecken werden, um unerkannt zu bleiben. Dann wird das Reich herrlicher sein als es je war und erst auf dem Oelberge wird Er es niederlegen." So hoffen, meint der Erzähler, die Juden auf ihren Messias, wie die Deutschen auf ihren Kaiser.

Ein furchtbares Wehe lag in jenen verhängnißvollen Jahren über Europa. Es schien, als habe die Verderbniß des menschlichen Geschlechtes auch die Natur vergiftet und in ihren Tiefen aufgewühlt, und als wolle der Himmel nun die vollste Schale seines Zornes über das entartete Geschlecht ergießen. Heftige Erdstöße wurden in allen Ländern verspürt; große Städte sanken in Trümmer; es waren dies aber nur die Herolde größerer Leiden. Der schwarze Tod erschien in Europa und verbreitete sich seit 1348 stoßweise von Norden und Süden her vordringend auch über Deutschland. Man hat neuerlich, durch den Namen verleitet, bei dieser Krankheit an die Cholera morbus gedacht. Es war aber die orientalische Pest, sie war auf genuesischen Schiffen von der Levante herübergekommen. Sie kündigte sich durch Drüsengeschwulst, Lungenfäule und schwarze Beulen an, daher hieß sie der schwarze Tod. Wen sie ergriff, der starb am dritten Tage. Zwei Drittheile der Menschen soll sie hinweggenommen haben; daher heißt sie auch „das große Sterben". Das tödtliche Gift der Krankheit ward durch den Unverstand der Menschen noch verschlimmert. Man warf die Todten zu Tausenden in die Flüsse oder ließ sie in den Straßen liegen; so daß Luft und Wasser verpestet wurden und immer neue Opfer forderten. Eine besonders reiche Erndte hielt diese fürchterliche Seuche in den dicht bevölkerten Städten unter der ungesund zusammengedrängten Volksmenge. In Venedig raffte sie 100,000, in Lübeck 90,000, in Erfurt 16,000, in Danzig 13,000 Menschen hinweg. In Deutschland allein erlagen 124,434 Barfüßer-

mönche. In manchen Städten war der Bischof mit dem ganzen Kapitel gestorben; dem Papst waren die Kardinäle aus Avignon entflohen; er selbst schloß sich in einen Saal ein, in welchem Feuer mit Arzneien brannten. Viele Bauhütten starben aus und unersetzlichen Schaden litt die Geschichtschreibung. Denn auch die Chronikanten starben hinweg, „die Hand des Geschichtschreibers erstarrte". Handel und Wandel hörten auf; das Leben stand still und selbst der Kaufmann schloß seine Halle. Auf dem Meere trieben die Schiffe steuerlos umher, nur Leichen waren noch darin. Die englisch-französischen Kriege mußten aus Mangel an Menschen ruhen. Nur in Deutschland hatte der Streit um das Reich seinen Fortgang.

„Da das Volk", sagt die Limpurger Chronik, „den großen Jammer sah vom Sterben, da fielen die Leut gemeinlich in eine große Reue ihrer Sünden und suchten Pönitentien und thäten das mit eigenem Willen und nahmen den Papst und die heilige Kirch' nicht zu Hilf und zu Rath;" —— so dachten aber doch nur die Frömmeren; die große Menge derer welche nicht fromm waren, ergab sich den wildesten, wahnsinnigsten Gelüsten.

Denn fast noch grauenhafter als dieses Sterben waren die moralischen Wirkungen desselben im Volke. Ueber das Wesen der Krankheit wußte sich nämlich bald eine Ansicht vor allen Credit zu verschaffen und ward zum fixen Wahne, daß nämlich die Juden die Brunnen vergiftet hätten, um die Christenheit auszurotten, und es begann nun vom Mittelmeere bis zur Nordsee die furchtbarste Judenverfolgung, welche die Geschichte kennt. Man müßte bei der Betrachtung derselben an der Menschheit verzweifeln, wenn man nicht geneigt wäre, in den Verhältnissen irgend eine Erklärung dafür zu suchen. Zunächst müssen wir bedenken, daß sich, in Folge der starren kastenmäßigen Abschließung und des auf beiden Seiten mächtigen Fanatismus Juden und Christen mit demselben Hasse gegenüberstanden, wie es ja noch heut zu Tage im Orient unter den verschiedenen Racen und Religionsgesellschaften der Fall ist. Da konnte das Schlimmste vermuthet und geglaubt werden. Wenn die Christen ganze Judenviertel anzündeten, warum hätten nicht auch zuweilen Juden ganze Christenviertel vergiften sollen? Dabei war die reichere Judenschaft der ver-

schuldeten Christenheit trotz alles Druckes in der That furchtbar geworden. Noch heut zu Tage, in unserem geordneten Staatsleben, schreien viele Christen in Deutschland, sie könnten in Geschäften nicht gegen die Juden aufkommen, denn diese hätten mehr Zusammenhang und Betriebsamkeit. Wie mögen sie damals geschrieen haben, da die allgemeine Auflösung der Christenheit ihren Höhepunkt erreicht hatte, die gedrückte Judenschaft aber zusammenhielt, in eigenen Stadtvierteln nach eigenen Gesetzen lebte, während Fürsten und Herren, Bürger und Bauern von den Juden abhängig geworden waren und ihnen oft Hab und Gut verpfänden mußten. Wir sahen, welche Rolle die Juden zuletzt in der Reichsgeschichte spielten; freilich meist leidend, doch auch oft sehr activ eingreifend; konnten doch einzelne Judenschaften ganze Söldnerheere aufstellen. Albert von Straßburg, der die Verfolgung der Juden und die schmutzige Rohheit der Verfolger mit edlem Zorne berichtet und wie Wenige gut unterrichtet ist, meint: „daß die Judenschaft schon gehofft habe, mit Hülfe des Kaisers Ludwig die ganze Christenheit zu unterdrücken.“ In der That, als Kaiser Ludwig zu Kräften kam und mehr für Ruhe und Sicherheit sorgen konnte, hatte des Reiches Judenschaft beschlossen, ihm zu helfen und sich selbst eine Steuer auferlegt. Er war den Juden dafür sehr gnädig und ihr lautes Wehklagen erscholl im Reiche, da die Schreckenspost seines Todes einlief. Nun hieß es, sie hätten die Brunnen vergiftet und mit demselben Gemisch von Aberglauben, Eigennutz und Besorgniß, womit der sclavenhaltende Pöbel Nordamerika's die Schwarzen lyncht und Jeden lyncht, welcher behauptet, der Schwarze sei auch ein Mensch, fiel nun der hohe und niedere Pöbel — verschuldeter Adel und armes Volk — über die unerträglich gewordenen Juden her. Ohne Untersuchung, Urtheil und Recht wurden sie zu Tausenden erwürgt, verbrannt, ersäuft. In Worms, Speier, Oppenheim, Mainz, Frankfurt und anderwärts verbrannten sie sich selbst, hier und da setzten sie sich zur Wehre und stritten wie die Maccabäer. Viele legte man auf die Folter und dann gestanden sie wohl die verruchtesten und absurdesten Dinge; besonders aber wollte man wissen, wo sie ihre Schätze und Schuldbriefe vergraben hätten. In Speier wurden zu diesem Ende in dem ausgemordeten Viertel von Magistrats wegen Nachgra-

bungen angestellt. Denn die Unglücklichen wollten ihr Gold nicht in die Hände des Feindes fallen lassen und Manchen fand man noch auf dem Wege zum Scheiterhaufen mit Schätzen beladen. Oft rannten sie in der Todesnoth wieder aus den Flammen heraus über Gassen und Plätze und wurden dann vom mordgierigen Pöbel erschlagen. Schöne Frauen und Knaben wurden dem Tode wohl auch von Lüstlingen entrissen und gewaltsam getauft. Doch war es sehr gefährlich, Mitleid und Menschlichkeit zu zeigen; es brachte vielen Christen den Tod. Vergebens suchten die Obrigkeiten vieler Städte dem Gräuel zu wehren; es hieß, sie seien mit im Complotte und sie fielen dem Aberglauben und dem Parteienhaß zum Opfer. So fand im vergeblichen Kampfe für Humanität zu Straßburg und anderwärts die Geschlechterherrschaft ein ruhmwürdiges Ende und Herr Peter Swarber, der gestürzte Ammeister, büßte seine Menschlichkeit mit Verbannung und Noth.

Die Erschöpfung machte dem Morden ein Ende. Der König Karl zog dann die Stadtbehörden zur Verantwortung, ein Theil des Raubes ging als Buße in die königliche Kasse; die überlebenden Juden wurden geschützt. Von den größeren Potentaten nahmen sich Papst Clemens und Kasimir der Große von Polen ihrer Juden an; Polen ward damals eine Zuflucht vieler aus dem Reiche fliehender Juden. Von den deutschen Fürsten zeichneten sich außer dem König der Pfalzgraf Rudolf und der Herzog Albrecht durch kräftigen Judenschutz aus. Albrecht ließ viele Judenmörder hinrichten und strafte alle Magistrate, die sich gegen den Unfug lässig erwiesen. In der That waren die Fürsten selbst dabei betheiligt, daß der betriebsamste, einträglichste Theil ihrer Unterthanen nicht vertilgt werde. In den meisten Hansestädten wurden keine Juden verbrannt, weil keine da waren.

Als dritte Schickung jener fürchterlichen Zeit müssen wir noch die Flagellanten oder Geisler erwähnen. Wahnsinnige Büßersecten suchten in nackter Prozession und öffentlicher Selbstpeinigung das Heil. In Wälschland waren diese Ausschweifungen religiöser Verirrung nichts Neues und auch jetzt waren es zuerst Fremde, welche die deutschen Städte schwarmweise zu „hundert, zwei oder drei hundert oder in der

Maß" durchzogen. „Und wo sie kamen vor eine Stadt, da gingen sie mit einer Prözession zwei bei einander in die Kirchen und sungen ihre Laisen — — und wann sie in die Kirch kamen, thäten sie die Thür zu und thäten all ihr Kleider aus bis auf ihre Niederkleider" (leinene Unterhosen) „und gingen um den Kirchhof, zween und zween bei einander. Und ihr jeglicher schlug sich selber mit einer Geisel zu beiden Seiten über die Achsel, daß ihnen das Blut über die Enkel floß. — Und ihr Gesang war also wenn sie umgingen:

Trete herzu, wer büßen will,
So fliehen wir die heiße Höll,
Lucifer ist ein böser Gesell,
Wen er hat
Mit Pech er ihn labt u. s. w.

So knieten sie alle nieder und schlugen kreuzweis mit aufgereckten Armen und Händen auf die Erden und lagen allda. — — Dann kamen zween, die sie zu Meistern hatten gekoren und gaben jeglichem einen Streich. — — — Dann stunden sie auf und gingen wiederum und schlugen sich mit den Geiseln, daß man Jammer an ihnen sah." Bei Speier waren sie zuerst über den Rhein gegangen; das Volk lief ihnen zu Tausenden nach und am Rhein war ihre Menge so groß, daß sie den Zug des Königs nach Aachen aufhielten. Das Volk brachte ihnen Alles was es hatte. Sie trugen reiche, prächtige Fahnen und Geräthe vor sich her. Daher erhoben die Bettelorden und die geistlichen Brüderschaften laute Klage über Beeinträchtigung, und der Papst erließ scharfe Verbote. Dieß und der sonstige damit verbundene Unfug bewirkte, daß die Obrigkeit, sobald der erste Schrecken vorüber war, Jagd auf sie machte, worauf sie sich nach Italien zogen, um das Jubeljahr der Kirche in Rom zu feiern. „Da diese Geiseler gegangen hatten den Sommer, da ging Annus Jubilaeus an zu Weihnachten, allernächst darnach. Das hießen sie Jubeljahr, und liefen die Leute gen Rom, und die mit den Geiselern gegangen hatten. Und die auch von Rom kamen, wurden eines Theils böser als sie gewesen waren."

„Da nun das Sterben, die Geißelfahrt, Romfahrt und Judenschlacht ein Ende hatten," — doch spukten sie noch Jahrzehende fort —

„da hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu sein und machten die Mann neue Kleidung."

Auch für die deutsche Reichsgeschichte bezeichnen jene furchtbaren Jahre einen Abschnitt.

Karl von Böhmen hatte, da er aus dem zweiten Schiffbruch des Reiches als römischer König hervorgegangen, das Ziel erreicht, welches seinem mütterlichen Ahnherrn, dem großen Przemysliden Ottokar einst während des ersten Schiffbruches vorschwebte. Er hatte die römische Krone mit der Herrschaft Deutschlands an sein Czechenreich geknüpft. Mit ungeheuerem Jubel und Pompe zog, als nach geschlossenem Frieden die Reichsinsignien von München nach Prag geführt wurden, das Czechenvolk diesen Zeichen der Obherrschaft entgegen. Alljährlich wurden sie dort zur Verehrung ausgestellt und der Papst hatte dieser Feier auch seines Triumphes einen großen Sündenablaß hinzugefügt. Wohl hatte das böhmische Volk Ursache zu jubeln. Denn außer der Ehre und Herrschaft im Reiche erhielt es jetzt nach langer Zerrüttung einen König, wie es vorher und nachher keinen von gleicher Tüchtigkeit besessen hat. Schon im Knabenalter hatte Karl bedeutende Eigenschaften gezeigt. Er hatte in Paris eine feine und gelehrte Erziehung genossen (er redete fünf Sprachen) und war dann schon frühe weit in der Welt herumgekommen. Noch fast ein Knabe, sah er sich bereits in die schwierigsten Lagen versetzt und war ihnen gewachsen. Besonders hatte er sich den Böhmen durch seine gute Verwaltung und durch die Anhänglichkeit an ihr Volksthum empfohlen. In der That war die Liebe zu der Nation, welcher seine Mutter angehörte, sowie überhaupt die Liebe zu seinem Geschlechte die herrschende Leidenschaft seines Lebens. Da er als jugendlicher Regent zuerst in Böhmen einzog, war sein erster Gang zum Grabe seiner Mutter. Es scheint, daß die Kränkungen, welche sie und ihre Kinder von dem tollen Vater zu erleiden hatten, den wesentlichsten Einfluß auf das innige Verhältniß zwischen diesen unter sich und zum gleichfalls mißhandelten böhmischen Volke übten.

Als nun Karl die deutsche Krone durch Verträge erlangte, war natürlich von einer Verzichtleistung auf seine Erblande keine Rede. Er nannte sich römischer Kaiser und König von Böhmen. Eine seiner

ersten Regierungshandlungen bestand darin, daß er in dreizehn Urkunden mit Goldbulle, frühere Kaiserbriefe bestätigend und vermehrend, die Ablösung Böhmens vom deutschen Reiche sicher stellte, sowie Mähren, Schlesien, Budissin, Görlitz auf ewige Zeiten mit Böhmen vereinigte. Zur Aufbewahrung dieser Urkunden und des Kronarchivs mit den Reichs-Insignien bauete er eine eigene uneinnehmbare Feste, den Karlstein. — Schon während seiner Regentschaft war es ihm gelungen, durch strenge Rechtspflege der Anarchie in Böhmen ein Ende zu machen. „Wie ein Löwe" zog er im Lande umher, zerstörte die Raubschlösser und ließ die Räuber hinrichten. So hatte er bald eine unerhörte Sicherheit hergestellt. Gern halfen ihm nun auch die Stände durch außerordentliche Beiträge seine Kron-Finanzen zu regeln, was dem sehr sparsamen und ordnungsliebenden König durch Einlösung der Krongüter und zweckmäßige Einrichtungen auch bald gelang. Das Gesetzbuch, die Majestas Carolina, welches Karl den böhmischen Ständen gleich bei seinem Regierungsantritt vorlegte, erinnert fast an das sicilische Gesetzbuch Friedrichs II. und verräth den in fremden Ländern gebildeten und aufgeklärten Gesetzgeber. Er wollte das Fehderecht und die Gottesurtheile abschaffen, freilich auch das Einungsrecht der Unterthanen, die geistlichen Schenkungen (an die todte Hand) beschränken und — wie es die französische Krone gethan hatte — jede künftige Verschleuderung von Krongütern und jede Betheiligung an einer solchen als Hochverrath verpönen. Zwar stieß dieses Gesetzbuch, besonders da es das willkürliche Verfahren der Gerichte durch allzu genaue Regeln beschränkte, auf den Widerspruch der Stände und Karl nahm es wieder zurück; doch konnte er wenigstens Einiges, wie die Abschaffung der unsinnigen Gottesurtheile, der Feuer- und Wasserprobe, des Loosens ꝛc. durchsetzen. — Auch durch zahlreiche Bauten und Städte-Gründungen machte sich Karl um sein Vaterland verdient. Er bauete die Prager Neustadt (Karlstadt) Karlsbad, Karlsberg, Karlswald, Karlskrone ꝛc. Auch ließ er die steinerne Moldaubrücke in Prag durch einen französischen Architecten bauen. Eine Menge prachtvoller Kirchen verdanken ihm die Entstehung. „In ganz Europa", so schrieb später Aeneas Sylvius, „ist kein Reich, welches so viele und so prachtvolle Tempel aufzuweisen hätte, als

Böhmen." Getraide-Magazine, Arsenale, Herstellung von Land- und Wasser-Straßen, Regelung und Abschaffung von Zöllen, zahlreiche Handels-Privilegien für böhmische Kaufleute, Förderung der Landwirthschaft und des Bergbaues, Anlage von Obst- und Weingärten und vieles Andere noch bezeugt die unermüdliche Fürsorge dieses Königs für sein böhmisches Vaterland. Doch seine Lieblingsschöpfung, welche für die deutsche Geschichte am wichtigsten geworden, war die Universität zu Prag.

Böhmischer Patriotismus und Liebe zu den Studien hatten schon frühe in dem jungen Fürsten das Verlangen geweckt, den Ruhm, welchen Paris als die Mutter der Wissenschaften seit Jahrhunderten genoß, auf sein geliebtes Prag zu übertragen. Bereits im Winter 1346/47 hatte er sich beim Papste, von dem als dem Oberhaupte der Kirche auch die Schulen abhängig waren und der wohl nicht ahnen mochte, welches Leid der römischen Kirche aus dieser Pflanzung erwachsen werde, die nöthigen Facultäten zur Gründung einer Prager hohen Schule ausgewirkt. Nach dem Pariser Vorbild wurde ein vierfaches Studium, nämlich in der Theologie, dem kanonischen Rechte, der Medicin und den Künsten eingerichtet, academische Grade und Ehren bestimmt, berühmte Meister und Doctoren aus Italien, Frankreich, England und Deutschland, welches die meisten lieferte, berufen; es wurden Bibliotheken, Sammlungen und ein Arzneigarten, (Apothekergarten, botanischer Garten, hortus Angelicus) gegründet; die wißbegierigen Jünglinge, welche nun bald in großer Menge herbeiströmten — noch bei Karl's Lebzeiten zählte man bereits 8000 Studirende — erhielten eine genossenschaftliche Verfassung, wie sie in Paris bestand und die nach vier Nationen, der böhmischen (mit den Südslaven), der polnischen (mit den Nordslaven), der baierischen (mit den Süddeutschen) und der sächsischen (mit den Norddeutschen und Scandinaven) gegliedert war. Jedes Studium wählte alljährlich seinen Dekan, die vier zusammen alljährlich den Rector; das Ganze stand unter dem Erzbischof als Kanzler. Anfangs docirten die Professoren Jeder in seinem Hause oder Kloster. Bald wurden feste Collegien gestiftet, das erste ward schon 1349 für zwölf Professoren im Hause des Juden Lazarus gemiethet und hatte

eine Bibliothek. Karl, selbst der Gelehrtesten Einer, hatte Freude an den gelehrten Disputationen, denen er fleißig beiwohnte. Begeisterung für die Wissenschaft spricht sich in einigen seiner Urkunden aus, Briefe sind von ihm erhalten, worin er einzelne Professoren bittet, auszuharren und sich nicht durch die Schwierigkeiten des neuen Unternehmens schrecken zu lassen. Karl stand selbst mit den berühmtesten Gelehrten und Dichtern jener Zeit, mit Petrarca, Boccaccio ꝛc. in persönlicher Verbindung; er ehrte sie fast wie Fürsten. Ein großes Gewicht legte er auf nationale Geschichtschreibung; seiner Aufforderung verdanken mehrere böhmische Geschichtswerke jener Zeit ihre Entstehung. Auch eine Art von Kunstacademie hat er in's Leben gerufen; er beschäftigte und ehrte nämlich zahlreiche Künstler: Steinmetze, Maler, Schnitzer, Schilderer, Goldschläger, Erzgießer ꝛc. Die bedeutendsten Künstler der Zeit, darunter den Nicolaus Wurmser aus Straßburg, zog er an seinen Hof, stattete sie mit Rittergütern aus und machte sie zu Hofherren, familiares. Daher eilte damals die Kunst in Böhmen der Zeit voran. Die Künstler thaten sich in eine Genossenschaft zusammen und gaben sich eine Verfassung, die bis zum 18. Jahrhundert dauerte. Die Kunst hat ihrem königlichen Gönner damit gedankt, daß sie sein Bild der Nachwelt auf die verschiedenste Weise, in Bildsäulen, Fresken, Malereien überlieferte. Karl war eher klein als groß, er ging etwas gebückt; er hatte ein breites Gesicht, starke Backenknochen, große Augen, einen kahlen Vorderkopf und einen dichten schwarzen Bart. Er trug sich ganz schmucklos; nur mit einem langen zugeknöpften Rocke. Er sparte nämlich fortwährend, um Geld zu seinen Unternehmungen zu haben. Deßhalb war ihm auch trotz persönlicher Tapferkeit der Krieg so zuwider; denn derselbe kostete viel Geld und Karl erreichte seine Zwecke durch Unterhandlungen, Verträge und Urkunden um so viel sicherer, da er allen Fürsten der Zeit an Schlauheit weit überlegen war. Urkunden waren seine besten Waffen; er hatte auch zuerst einen geheimen Archivarius dafür bestellt. Seine Ordnungsliebe und sein ganzes methodisches Wesen war überhaupt fast pedantisch zu nennen. Auch war er sehr kirchlich und fromm, verehrte die Reliquien, und zeigte der Kirche für gewöhnlich große Fügsamkeit, sofern die Politik nicht Anderes forderte. Bei aller Bildung war er, wie auch die

in seiner Selbstbiographie spukenden Visionen zeigen, mit dem Aberglauben der Zeit stark behaftet. Moral dürfen wir, wenigstens in der Politik, kaum bei ihm suchen. Aber sein Privatleben ward gepriesen und im Lande hielt er auf strenge Gerechtigkeit. Wo er hinkam, ließ er öffentliches Gericht ansagen und daß Jeder, der zu klagen habe, vor ihm erscheine; dann strafte er Missethat und Unterdrückung ohne Ansehn der Person; der ärmste Bettler ward im Prager Schlosse an den öffentlichen Tagen vor ihm zugelassen; nur mußte Jeder seine Sache knieend vorbringen. Als einst ein vornehmer Herr einem armen Pfarrer die Augen hatte ausreißen lassen, ward der Missethäter, obwohl sich der Adel, der königliche Hof und sogar fremde Fürsten für ihn verwendeten, ohne Nachsicht ebenfalls geblendet. Gerühmt wird der scharfe Blick, womit Karl seine Leute nach ihrer Fähigkeit heraus zu finden und an den rechten Ort zu stellen wußte. Er herrschte in seinen Erblanden wie ein Autokrat; nach ihm scheint sich sein Neffe Karl der Weise von Frankreich gebildet zu haben. Auch dieser richtete sein zerrüttetes Vaterland wieder etwas auf. Es war eine Periode des auftauchenden Staatsabsolutismus, der in den romanischen und slavischen Landen mit Jubel begrüßt wurde. Doch hat Karl seine Stände und Communen nicht durch Söldnerheere unterdrückt, wie der König von Frankreich. Freilich wäre es auch wohl noch nicht gegangen und Karl hatte es nicht nöthig; denn er stieß auf keinen Stephan Marcel. Die böhmische Nation folgte ihm fast wie einem Gotte und die Erinnerung an seine Zeit, als an die große, goldene Zeit böhmischer Geschichte, lebt noch heute im Herzen des Volkes und in den Büchern seiner Gelehrten.

Nur das deutsche Volk hatte keine Ursache, sich dieses Königs zu freuen. Fremd und feind stand er der deutschen Nation gegenüber. Unter furchtbaren Vorfällen, mit Verrath, Krieg und Interdict hatte ihn der Nationalfeind auf den Thron gebracht. Durch Verträge mit etlichen Fürsten hatte er endlich die Krone definitiv erworben, eine nochmalige, rechtmäßige Wahl, wie sie noch König Albrecht in ähnlichem Falle gefordert, hat, wie es scheint, gar nicht stattgefunden. Es war nur eine kirchliche Feier, als sich Karl im Juli 1349 mit der Gemahlin vom Erzbischof von Köln krönen und salben ließ. Wäh-

rend er dann Böhmen wie ein Vater regierte, ward er dem deutschen Reiche ein Stiefvater und benutzte die Krone der Deutschen nur, um die Krone der Böhmen damit zu bereichern. Und während er nicht müde wurde, das böhmische Reich zu schmücken und zu erweitern, hat er den Zerfall des deutschen Reiches nicht gehindert und geheilt, sondern im Gegentheil mehr als irgend ein König um seiner Familienzwecke willen erweitert und besiegelt. Und obwohl er auch in Deutschland zuweilen bewies, daß er „wie ein Löwe" die Gerechtigkeit handhaben könne, hat er sie doch um seiner politischen Plane willen oft genug „wie ein Fuchs" verläugnet.

Doch nöthigt die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß der Zustand des deutschen Reiches nicht geeignet war, die Sympathien dieses Herrschers zu gewinnen. Seinem methodischen, in römischer Schule gebildeten, zum Absoluten hinstrebenden Geiste mußte es vor der Verworrenheit der deutschen Verhältnisse grauen und auch das trutzige widerhaarige Wesen der deutschen Bürger konnte ihm wenig zusagen, welche, auf dem Höhestande der Demokratie angelangt, weit entfernt in slawischer Unterthänigkeit vor einem Menschen auf den Knien zu rutschen, im Gegentheil ihm mehrfach in wildem Aufruhr entgegentraten, ihn zu schimpflicher Flucht nöthigten und mit dem Tode bedrohten. Den ersten Anlaß zu umfassender Thätigkeit im Reiche bot ihm dann der scheußliche Judenmord, sowie der gleichzeitig vom Markgrafen Ludwig in Nürnberg angestiftete Aufruhr der Zünfte. Nach der Unterwerfung Günthers von Schwarzburg zog Karl, von den ausgetriebenen Geschlechtern zu Hülfe gerufen, mit Heeresmacht gegen Nürnberg und setzte den alten Rath wieder ein. Uebrigens suchte er diese wichtige Stadt gleich seinem Vorgänger durch mancherlei Huld zu gewinnen, hielt sich oft daselbst auf, seine Gemahlin mußte dort ihre Niederkunft halten, als sie den Thronerben gebar, welcher auch das deutsche Reich erben sollte.

Große Zwiste im oberen Reiche nahmen Karl's Thätigkeit in den nächsten Jahren in Anspruch. Die Grafen von Wirttemberg, von ihm mit der Landvoigtei beliehen, hatten die alten Angriffe, vornämlich wider das tapfere Eßlingen (1349) erneuert. Es hieß, der Pfalzgraf Rupert, des Königs Schwiegervater und Vicar, stachle die Städte

wider die Grafen auf, denen viele Standesgenossen zu Hülfe zogen. Doch der schwäbische Bund, mächtig erweitert, bot solche Macht auf, daß die Fürsten erschreckt dazwischentraten, worauf dieser erste schwäbische Städtekrieg (1349—53) unentschieden, mit einem Landfrieden des Königs endete. Aehnlich war der Ausgang des großen Streites, welchen Herzog Albrecht von Oesterreich mit den Schweizer Eidgenossen und der Stadt Zürich hatte. War die habsburgische Stadt Luzern bereits, wie erzählt ward, dem Bunde beigetreten, ohne daß die Waffen der Herzöge es zu hindern vermochten, so drohte der 1351 erfolgte Anschluß der mächtigen, demokratischen Reichsstadt Zürich, unter dem kühnen Führer Rudolf Brun, der habsburgischen Landesherrschaft noch größere Gefahr. Denn Zürich, siegreich gegen die räuberischen Grafen von Habsburg-Rapperswyl, bot allen herzoglichen Unterthanen, die nach Freiheit strebten, eine sichere Zuflucht und unbelästigtes Dasein als Pfahlbürgern dar. Darnach entledigten sich im Jahre 1352 auch die Leute von Zug und Glarus der habsburgischen Vögte und schwuren sich in den Bund. So oft der Herzog nun Unbilliges, oder auch Billiges verlangte, sagten sie, das gehe wider den Eid, den sie neuerlich den Eidgenossen geschworen. Im Jahre 1353 trat auch das streitbare gewaltige Bern, vorher nur gelegentlich verbündet, in den ewigen Bund. Schon öfters hatte Herzog Albrecht Tausende aufgeboten ohne Erfolg. Er rief nun den König an, der, als er in Schwaben war, 1353 und 1354 den Frieden zu vermitteln suchte. Es war ihm im Grunde an der Stärkung der Habsburger wenig gelegen und es hieß, er habe dem Albrecht die Lande abkaufen wollen, wie er dem Pfalzgrafen bereits einen großen Theil der Oberpfalz abgekauft hatte. Doch Albrecht erklärte, für Geld handle er nicht, sonst könne er den König auskaufen. Als dieser Zwist zwischen König und Herzog auf dem Reichstage zu Regensburg Juni 1354 ausgeglichen war, ward der Reichskrieg gegen Zürich verkündigt und mit 4000 Helmen und 40,000 Fußgängern zogen die Herren vor die Stadt. Viele Reichsstädte hatten gehorsam dem königlichen Aufgebote, so hart es ihnen auch ankam, Zuzug geleistet. Doch ward über das gute Recht der Züricher im Lager viel gestritten. Als nun gar die Eidgenossen das große Reichsbanner, mit dem schwarzen Adler im

goldenen Felde, auf den höchsten Thurm pflanzten, daß es Jeder im Lager sehen konnte, da entstand großer Tumult; die Städteboten, auch viele von den Herren, traten vor den König in's Zelt und erklärten, daß sie nicht streiten würden gegen diese gute, reichsgetreue Stadt. Hierauf erklärte der König bereitwillig den Krieg für beendet und Alles zog wieder nach Hause. Im folgenden Jahre ward dann zu Regensburg ein Friede vermittelt, welcher der Eidgenossen Berechtigung, Bündnisse zu schließen, förmlich anerkannte und nur die Rechte der Herzöge über Zug und Glarus vorbehielt.

Sieben Jahre hatte Karl regiert, als es ihm gelang, die römische Kaiserkrone zu erwerben. Zu den großen Plänen, die er vorhatte, bedurfte er vor Allem des erhabenen Scheines dieser Krone. Vieles hatte sich in den Verhältnissen geändert, sein Großoheim Balduin von Trier, sein bester Helfer, war, nachdem er fast ein halbes Jahrhundert so tief auf die deutschen Geschicke eingewirkt, im Jahre 1354 gestorben, sein bedeutendster Gegner, Erzbischof Heinrich von Mainz, mit dem ihm unschädlichen Bannfluch beladen, war Jahres vorher abgeschieden. Auch Papst Clemens war am 1. December 1352 gestorben, nicht ohne der Christenheit durch die der verruchten Mörderin Johanna von Neapel gegen Ueberlassung ihres Erbgutes Avignon gewährte Nachsicht, Dispensation und Geldbeihülfe großen Scandal zu erregen. Dagegen hatte sich Clemens standhaft geweigert, die Wittelsbacher vom Banne zu lösen und erklärte sich gegen seinen königlichen Zögling höchlichst befremdet, daß er mit diesem verfluchten Geschlechte habe Frieden machen und sie gar belehnen können. Es galt nun, Innocenz VI., des Clemens Nachfolger, für die Kaiserkrönung zu gewinnen. Die Hauptschwierigkeit, welche zwischen Kaiser und Papst bestand, lag wie wir sahen in dem seit Heinrich's VII. Tod von den Päpsten angesprochenen Besitze von ganz Italien. Hier hatte sich die Macht verschiedener Gewalthaber, besonders der Visconti, so sehr befestigt und erweitert, daß Papst Clemens sogar genöthigt war, diesem so oft und heftig verfluchten Geschlechte im Jahre 1352 auch die Stadt Bologna, die gelehrte und tapfere Säule des Papstthums, auf 12 Jahre zu überlassen. In Rom aber und der Romagna herrschten wieder wilde Grafen-Geschlechter wie in den Zeiten des Huren-Regiments. Mitten

in dieser Verwirrung war die Zahl der Patrioten, welche sich nach politischer Wiedergeburt sehnten, mit Dante und dessen Zeitgenossen nicht ausgestorben. Zu dringend mahnte die Noth und zu enge hingen die politischen und patriotischen Ideen mit dem Geiste des Alterthums und den wieder auflebenden classischen Studien zusammen. Der berühmte Dichter Petrarca z. B. war in diesem Eifer für Wiederherstellung des Reiches ganz in die Fußstapfen des Dante getreten. Allerdings stellte sich diese Richtung oft in der phantastischsten Weise dar. So hatte ein römischer Notar, Cola di Rienzi, wieder einmal den Plan, das alte weltherrschende Rom wieder herzustellen. Bei seinen großen Gaben gelang es ihm leicht, das römische Volk zu entflammen, die Stadt von den Tyrannen zu befreien und vorläufig eine Dictatur aufzurichten. Darauf ward er jedoch von dem Gesindel, in welchem er die Römer des Camillus zu sehen vermeint hatte, wieder fortgejagt und lebte nun einige Zeit als Eremit in den Apenninen. Hier ward ihm von einem anderen Eremiten offenbart, daß Karl IV. das hohe Werk vollbringen werde. Er begab sich nun im Sommer 1350 nach Prag, Karl nahm den berühmten und gelehrten Mann ehrenvoll auf; sie hatten mehrere Besprechungen; Cola überreichte eine Denkschrift und erbot sich, mit den nöthigen Vollmachten als kaiserlicher Statthalter ausgerüstet, ohne weitere Unterstützung das römische Imperium wieder herzustellen. Wir ahnen leicht, wie wenig diese ketzerische Idee der italienischen Patrioten in Karl's Pläne paßte. Um so leichter mochte es ihm werden, durch Verhaftung und Auslieferung des Gastes nach Avignon, dem Papste Clemens sich gefällig zu erzeigen. Doch hatte er ausbedungen, daß dem Demagogen nichts zu Leide geschehe, und dieser brachte nun seine allenthalben gescheiterten Pläne politischer Wiedergeburt in veränderter Gestalt dem Papste vor. Innocenz VI. ging auf diese Vorschläge ein und suchte sich des Rienzi zu bedienen. Er schickte ihn mit dem großen Cardinal und Staatsmann Albornoz und einem Heere nach Italien. Während dieser den Kirchenstaat eroberte, schaltete Cola als päpstlicher Senator in Rom, schritt mit blutiger Strenge gegen den Adel ein, ward aber schon 1354 ermordet. So lagen die Dinge, als Karl im Spätherbst 1354 nach vorgängiger Verständigung mit dem Papste und begleitet

von dessen zur Krönung abgeordneten Legaten in Italien einzog. Auch mit den italienischen Fürsten mochte er sich verständigt haben; sie nahmen ihn willig auf; zahlten große Geldsummen; zu Mailand ward
1355 ihm am 4. Januar 1355 die eiserne Krone aufgesetzt. Von 5000 Deutschen und Böhmen und 10,000 Italienern begleitet, zog er dann in die ewige Stadt und ward mit der Gemahlin am 5. April in der Peterskirche gekrönt. Um seine Wißbegierde zu befriedigen, hatte er die Stadt vorher in Pilgerkleidern besichtigt. Er hatte sich nämlich gegen den Papst verpflichtet, als Kaiser keinen Tag in Rom zu verweilen und überhaupt nichts am Zustande von Italien zu ändern! Demgemäß zog er schon am Tage der Krönung wieder ab, hielt sich, mehr einem Flüchtling als einem neuerhobenen Kaiser ähnlich, nirgends auf, nahm aber so viel Geld, als er bekommen konnte, mit sich und war schon am 1. Juli wieder in Regensburg. Ein furchtbarer Aufstand der reichsgetreuen Pisaner, die sich in vergeblichen Opfern für das Reich verblutet hatten, kostete ihm fast das Leben. Getäuscht sahen sich diejenigen Patrioten, die wie Petrarca auf den Kaiser gehofft und ihn mit Jubel begrüßt hatten — es waren nicht bloß Schwärmer und Dichter. Ohne Zweifel hätte Karl eher die Gaben gehabt, das zu vollbringen, was sein träumerischer Großvater nicht vollbringen konnte. Aber Karl hatte gar nicht die Absicht, ein König von Italien zu sein; er wollte bloß die Krone ohne ihre Pflichten.

Mit der Kaiserkrone geschmückt, richtete Karl seine erste Sorge auf die böhmische Gesetzgebung; im September hielt er zu Prag einen großen böhmischen Reichstag der Stände aus allen Kronländern; von da zog er zu dem berühmten Reichstage nach Nürnberg, um auf diesem,
1356 sowie auf dem im folgenden September zu Metz gehaltenen glänzenden Reichstage das mit dem Namen der goldenen Bulle vorzugsweise benannte Reichsgrundgesetz zu vertragen. Dieses berühmte Gesetz beschäftigt sich in seinen dreißig Kapiteln mit hochwichtigen Interessen des Reiches; es will eine Menge von Streitfragen beseitigen, welche seit Menschengedenken zu Bürgerkriegen geführt hatten und überhaupt durch allerlei verfassungsmäßige Bestimmungen dem Reiche Frieden, Ruhe und Ordnung schaffen. Der Wichtigkeit solcher Zwecke entsprach der unerhörte Zudrang der Reichsstände zu jenem Reichstag. Alle Kur-

fürsten, vierzig andere Fürsten, zahlreiche Grafen und Herren und die Abgeordneten der Reichsstädte waren geladen und hatten sich eingefunden. Aber leider mußten die letzteren, sowie der geringere Reichsadel, nun erfahren, daß nicht um ihretwillen dieser Reichstag gehalten werde. Ihre Rathschläge und Interessen fanden kein Gehör; die zwischen dem Kaiser und den Kurfürsten endlich zu Stande gebrachten Kapitel hatten lediglich den Vortheil der letzteren im Auge.

Man kann jene Reichstage in Nürnberg und Metz und ihre Ergebnisse in mancher Beziehung mit den verhängnißvollen Conferenzen in Wien und Karlsbad und deren Acten und Schlüssen vergleichen. Um die Wiederkehr langer und furchtbarer Kriege zu verhindern, um Ruhe und Ordnung in den einzelnen deutschen Ländern zu sichern, wurde eine neue *Verfassung* für das Reich gemacht und mit einer Reihe von Vorschriften ausgestattet. In ersterer Beziehung mochten sich namentlich die strengen, genauen Wahlbestimmungen für künftige Königswahlen empfehlen. Diese haben der goldenen Bulle ihre Berühmtheit verschafft, obwohl gerade sie am wenigsten respectirt und schon von ihren eigenen Urhebern auf's Aergste verletzt worden sind. Für uns von Interesse ist dabei die aus dem Kurverein von Rense aufgenommene Bestimmung, daß der von der Stimmenmehrheit Erwählte rechtmäßiger König sei. Wir sehen daraus, daß die Kurfürsten auch jetzt nicht gesonnen waren, ihr Recht an den Papst hinzugeben. Unter den weltlichen Kurfürsten steht der von Böhmen, vor hundert Jahren ohne Stimme, *jetzt*, angeblich wegen seiner königlichen Würde, *oben an*. Auch setzte es der Kaiser durch, daß die streitigen Kurstimmen von Sachsen und Pfalzbaiern auf die ihm eng verbundenen, von ihm bereits damit belehnten Linien, nämlich den Herzog von Sachsen-Wittenberg und des Kaisers Schwiegervater, den Pfalzgrafen, mit Ausschluß von Lauenburg und Baiern, *definitiv* übertragen wurden, so daß die Kurstimme künftighin an dem bestimmten kurfürstlichen Territorium haften und ebensowenig als dieses selbst unter Mehrere vertheilt werden solle. — Wichtiger und folgenreicher als diese den hohen Betheiligten selbst auferlegten, von ihnen gar wenig beachteten Pflichten waren aber die übrigen, auf die Stellung der Kurfürsten zum Reiche bezüglichen Bestimmungen, wornach die abge-

sonderte Stellung, welche der König von Böhmen einnahm, nochmals bestätigt und nun auch auf die übrigen Kurfürsten ausgedehnt wurde. Alle kurfürstlichen Territorien erhielten das jus de non evocando; d. h. sie wurden der Gerichtsbarkeit des Reiches gänzlich entzogen oder geschlossen; ausgenommen in Fällen der Justizverweigerung. Alle Grafen und Herren, Ritter, Dienstleute, Freie, die in den Ländern dieser Landesfürsten wohnten, wurden somit eigentlich Unterthanen derselben, d. h. sie waren nur noch ihnen, nicht mehr dem Kaiser zu Recht unterworfen. Den Kurfürsten wurden in ihren Ländern alle Regalien und Hoheitsrechte schlechthin zugesprochen; und damit der Sache auch das äußere Ansehen entspreche, wurden ihnen nun gar Majestätsrechte zugebilligt. So erhielt Deutschland — ein seltsames und ungewohntes Schauspiel — eine ganze Reihe von Majestäten. Wer sich an ihnen vergreife, solle nach Anleitung römischer Constitutionen als Majestätsverbrecher gerichtet werden. Diese unerhörten Privilegien wurden dann in einer Reihe von besonderen Urkunden auch den übrigen Fürsten, sowie den vom Kaiser gefürsteten größeren Landherren (den Burggrafen von Nürnberg 1364, den Grafen von Nassau-Weilburg 1366 und den von ihm zu Herzögen erhobenen Grafen von Luxemburg 1354, von Jülich 1356, von Berg 1378) zu Theil.

Während die goldene Bulle auf diese Weise mit Verläugnung unzähliger nationaler Interessen „alle entgegenstehenden Rechte, Freiheiten und Privilegien von Einzelnen oder von Corporationen für „nichtig und erschlichen" erklärte und die deutsche Nation und das deutsche Reich wie ein Beutestück unter eine gewisse Anzahl von Machthabern vertheilte, ohne auf die Klagen des größeren und besten Theils der Nation zu achten, nahm sie sich mit um so größerer Wärme der Rechte der Landesherrn gegenüber dem Pfahlbürgerthum und den Bündnissen der Städte an, welche beide als „abscheulich" verpönt wurden. Nur Landfriedensbünde sollten aus polizeilichen Gründen den Städten noch ferner gestattet sein. Und doch waren auch jene Rechte historisch entstanden und erworben, so gut wie nur irgend ein landesherrliches Recht. Man gedachte auf diese Weise der unterdrückten Nation die Kraft des Widerstandes zu nehmen, und sich in Ruhe und Frieden des neuen Besitzes zu erfreuen. „Ruhe und Ordnung" konnte

aber nicht durch eine unmäßige Bevorzugung derjenigen herbeigeführt werden, welche ja selbst mehr als Alle das deutsche Reich in Unfrieden stürzten. In der That ward der Unfriede und die Unordnung im Reiche *nach* der goldenen Bulle noch ärger als *zuvor*. Man würde sie weit überschätzen, wenn man, wie zuweilen geschieht, einen neuen, bessern Zustand der Dinge von ihr datiren wollte. Im Gegentheile ward einerseits die ohnedies bereits allzu große Herrschsucht vieler Fürsten durch die Einbildung einer göttlichen Majestät in's Unerträgliche gesteigert, andererseits der Widerstand und die Erbitterung der Nation, die sich sogleich mit trotziger Kraft aller Orten äußerte, auf's Höchste gereizt. Gerade die gesündesten und hoffnungsvollsten Elemente sind auf solchen Wegen dem Reiche immer mehr entfremdet. Der Faden unserer nationalen und organischen Entwicklung ist jetzt vom Kaiser selbst geflissentlich zerstört, das Reich von ihm hingeopfert worden.

Es verhält sich mit diesem berühmten und berüchtigten Gesetze wie mit Karl's ganzer Stellung zum Reiche. Durch Verträge mit Fürsten, im Kampfe gegen die Nation, war er auf den Thron gekommen, mit Hintansetzung der Nation, durch Begünstigung der Fürsten, die er für seine anderweiten Pläne gewinnen wollte, ward jetzt über das Reich verfügt. Durch ihre Privilegien traten die Fürsten in dasselbe Verhältniß zum Reiche, in welchem sich die Krone Böhmen, sowie das Herzogthum Oesterreich bereits befanden. Sie waren in der That souveraine Herren und ihre Eigenschaft als Reichsfürsten ein prunkendes, aber leeres Wort. Jetzt erst läßt sich behaupten, was man in der neueren Zeit Rudolf von Habsburg mit Unrecht vorgeworfen hat, der Kaiser hatte das deutsche Reich mit den Fürsten *getheilt*. Dies zeigt sich dann auch in den Bestimmungen über Reichsregierung, durch welche das Reich mit einem ständigen Kurfürstenparlament bereichert wird. Die Kurfürsten sollen alljährlich nach Ostern vier Wochen in einer Reichsstadt tagen, und mit dem Kaiser die Reichsgeschäfte erledigen. Dies Institut eines Kurfürstenparlamentes mit kaiserlicher Spitze war freilich unter den damaligen Verhältnissen noch lebensunfähiger als unter den heutigen die Thätigkeit der hohen Bundesversammlung ist, welche doch wenigstens das ganze Jahr hindurch Sitzung hält. Wir finden nicht, daß in der Reichsregierung, den

Reichstagen u. dgl. seit der goldenen Bulle eine Veränderung vorgegangen sei; jene Verfassung scheint gar nicht in's Leben getreten zu sein; es zeigt sich hier eben nur wieder die Tendenz der Kurfürsten, ein eigenes Collegium zu bilden und die Reichsregierung ganz an sich zu reißen.

Auf jenem glänzenden Reichstage zu Metz, der gleichsam als Schlußacte der goldenen Bulle ein alterthümliches, prunkhaftes Reichsceremoniell hinzufügte, welches wir füglich übergehen können, zeigte sich Karl im höchsten Glanze. Von hier aus faßte er auch die Zustände der Niederlande in's Auge, die er dann selbst besuchte. Da sein Bruder, Herzog Wenzel, die Erbtochter Johanna von Brabant und Limburg geheirathet hatte, brachte der Kaiser durch Abkunft mit dem verschwägerten Grafen von Flandern, sowie mit Genehmigung der Stände zu Brüssel, auch jene Lande an sein Haus. Auch sonst kamen die Angelegenheiten Europa's auf jenem Reichstage zur Sprache. Zwei päpstliche Legaten, zwei französische Prinzen, viele Große aus England und Frankreich waren erschienen. Frankreich erwartete vom Kaiser seine Rettung. Wenige Tage vorher, am 19. September 1356, war in der Schlacht bei Maupertuis (Poitiers) König Johann in englische Gefangenschaft gerathen; die eine Hälfte des Landes war in englischen Händen; ein furchtbarer Bauernkrieg, die Jacquerie, verwüstete die andere Hälfte; in der Hauptstadt Paris schaltete der Republikaner Stephan Marcel. Indeß waren des Kaisers Bemühungen, den Frieden mit England herzustellen, noch vergeblich; erst vier Jahre später, in 1360, kam derselbe in Bretigny zu Stande.

Man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß die goldene Bulle auch nur unter den deutschen Fürsten Eintracht und Frieden hergestellt hätte. Im Gegentheil ward sie der Anlaß neuer, mehrjähriger Zerwürfnisse in Kirche und Reich. Bitter verletzt durch das Haus Lützelburg sahen sich Habsburg und Wittelsbach. Zu offen lag das Streben des Kaisers, vermittelst der Kurfürsten sie hinwegzudrängen, am Tage. Markgraf Ludwig, noch vor Kurzem im Reiche dominirend und im Besitze zweier Wahlstimmen, sah sich jetzt, da er die Mark Brandenburg im Jahre 1351 seinen jüngern Brüdern Ludwig dem Römer

und Otto dem Finnen abgetreten, Baiern aber die Wahlstimme verloren hatte, beider Stimmen beraubt. Schon im folgenden Jahre brach ein 1357
heftiger Krieg zwischen Baiern und Böhmen aus, der jedoch für Baiern sehr unglücklich endete. Auch mit Habsburg, welches am Kurfürsten-Collegium keinen Theil haben sollte, und sich in den oberen Landen für schnöde verletzt hielt, war die Spannung gewachsen, und als der friedliebende Herzog Albrecht der Weise am 20. Juli 1358 die Augen 1358
schloß, nachdem er kurz vor seinem Ende ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit Baiern abgeschlossen, waren unter dessen hochgemuthetem Sohne Rudolf schwere Tage für den Kaiser angebrochen.

Herzog Rudolf der Listige hatte für sich und seine minderjährigen Brüder als 19jähriger Jüngling die Regierung der österreichischen Lande übernommen. Schon als Knabe zeigte er große Gaben; sein Vater ließ ihn die vorderen Lande regieren, der Kaiser, sein Schwiegervater, gab ihm eine Reichsvoigtei im Elsaß und burgundische Lehen. Als er nun zur Herrschaft gelangt war, richtete sich sein Ehrgeiz sofort auf große Reformen, Bauwerke und Gründungen im Innern, auf Glanz und Herrschaft nach Außen. Er ließ Baumeister aus dem Reiche kommen und die hohe Stephanskirche, das herrlichste Denkmal des Jahrhunderts, in Angriff nehmen. Zahlreiche gute und schlechte Verordnungen verkündeten große reformatorische Absichten. Statt der systematischen Münzverschlechterung führte er, zugleich zur Steigerung der Einkünfte, eine Getränkesteuer ein; er erließ Gesetze gegen den Wucher und förderte das Municipalwesen, indem er gegen geringe Entschädigung alle grundherrlichen Vorrechte, Steuer-Freiheiten und Gerichtsprivilegien in den Städten beseitigte und somit den Gemeinden große Erleichterungen schuf. Größeres Geräusch machte sein nach Außen gerichtetes Wirken. An die Stelle des sparsamen Haushaltes seines Vaters trat sofort ein glänzender Hofstaat; ohne des Kaisers Erlaubniß nannte er sich Pfalzerzherzog des Reiches, Erzherzog, Fürst in Elsaß und Schwaben, Reichsoberjägermeister, Markgraf u. s. w. Er legte hierbei, wie sein Schwiegervater, dem er in Allem nachahmte, großes Gewicht auf Urkunden und wenn er keine ächten produciren konnte, dann ließ er unächte verfertigen. Er scheint eine Actenfabrik gehabt zu haben, in welcher auch die berühmten Freiheitsbriefe wahr-

ſcheinlich erzeugt worden ſind. Er ließ urkundlich nachweiſen, daß ſchon Kaiſer Nero das Erzherzogthum Oeſterreich geſtiftet habe u. ſ. w. Er ſtrebte auch ſofort nach der deutſchen Krone, die ſeine Vorfahren beſeſſen hatten. Nur die vergeblichen Kriege gegen die Eidgenoſſen ſtellte er vorläufig ein, den Bürgermeiſter Rudolf Brun von Zürich, den alten Feind ſeines Hauſes, erhob er ſogar zu ſeinem geheimen Rathe, und verbündete ſich mit den Wittelsbachern, den Wirttembergern, den Ungarn und Polen. Während er die geiſtlichen Herren daheim und in der Nachbarſchaft hart bedrängte, war er mit der Curie ſehr befreundet und ſchickte zu ihren Kriegen Hülfstruppen nach Italien und der Provence. So kam eine Liga gegen den Kaiſer zu Stande, welcher ſich der Papſt um ſo bereitwilliger anſchloß, als auch er über die goldene Bulle, welche den ketzeriſchen Grundſatz des Kurvereins von Renſe wiederholt hatte, heftig erbost war.

Es war auch ſehr hart für die Curie, daß ſie die angemaßte Beſtätigung oder Ernennung unſerer Könige, den Traum, um deſſentwillen ſie ſo furchtbare Kämpfe unternommen, Deutſchland mit Strömen Blutes und unſäglichem Wehe angefüllt, nun jetzt durch ihren eigenen Pflegling und Candidaten wieder in Nichts auflöſen ſah; ja ſie mußte an ihm erleben, daß er bald nachher die förmliche Zurücknahme der berüchtigten Clementinen begehrte. Sofort war nun ſeine in Italien gezeigte Enthaltſamkeit wieder vergeſſen. Dem Papſt Innocenz, deſſen Feldherr und Kardinal Albornoz inzwiſchen in der Romagna große Siege errungen hatte, und der in ſeiner Nähe an dem entſetzlichen König Peter dem Grauſamen von Kaſtilien einen Freund zu erwerben ſich befliß, waren die Flügel wieder ſo weit gewachſen, daß er mit Benutzung der fürſtlichen Zwietracht, wieder etwas Neues im Reiche wagen zu können meinte. Nunmehr endlich wurde Wittelsbach vom Banne losgebunden, mit dem keineswegs ſehr kirchlichen Herzog Rudolf eine enge Verbindung angeknüpft; auch die nach neuen Erwerbungen begierigen Erzbiſchöfe von Mainz und Köln liehen ein offenes Ohr und man unterhandelte ſchon wegen neuer Königswahl. Herzog Rudolf und König Ludwig der Große von Ungarn wurden als Candidaten bezeichnet. Doch nun konnte Karl die mächtige Ueberlegenheit ſeines Geiſtes zeigen. Raſch und kräftig durchkreuzte

er dieser Pläne. Die verdächtigen Fürsten ließ er vor den Pfalzgrafen als Hochverräther citiren; sie läugneten Alles und betheuerten ihre Treue. Der Herzog Rudolf, gegen welchen ein urkundliches Zeugniß, ein Brief an den römischen Hof, producirt ward, erklärte denselben für unächt. Als nun im März 1359 auf dem Reichstag in Mainz 1359
ein päpstlicher Nuntius erschien, und von allen geistlichen Einkünften in Deutschland den Zehnten für die Curie forderte, erhob sich lauter Widerspruch und drückte der Kaiser sein lebhaftes Erstaunen aus. Statt des Geldes erhielt der Legat die Mahnung, daß die Kirche doch lieber auf gründliche Reform des verderbten Clerus hinwirken möge, damit sie ihren Zweck als Heilsanstalt besser als bisher erfülle. Ja der Kaiser forderte sogar die Fürsten auf und wiederholte die Aufforderung schriftlich an die Abwesenden, daß sie auf die Sitten ihres Clerus achten, geistliche Frevler strafen und den Widerspänstigen und Nachlässigen die Beneficien einziehen und so lange inne behalten sollten, bis der heilige Vater Weiteres in dieser Sache vernehmen lassen werde. Diese Weisung ward mit so eifrigem Gehorsam befolgt, daß der päpstliche Schriftsteller Raynaldi von der damaligen Plünderung der Kirche in Deutschland großes Wesen macht. Als nunmehr der Papst das reformatorische Streben des Kaisers höchlichst belobte und den Streit wegen der goldenen Bulle fallen ließ, gab der Kaiser im October 1359 eine neue Verordnung, worin er die Personen und Güter der Geistlichen gegen alle, von ihm laut getadelte, Willkür der weltlichen Behörden wieder in seinen Schutz nahm. Damit hatte dieser neue Streit zwischen Kirche und Staat sein rasches Ende erreicht.

So trat die Ohnmacht des Papstthums, einem bedeutenden Herrscher gegenüber, in ihrer ganzen Blöße wieder zu Tage. Der Kaiser Karl aber hatte es mit der Kirche gemacht, wie mit dem Reiche. Das Elend der Kirche, das Bedürfniß nach gründlicher Reform hatte er wohl gesehen und trefflich für seinen Sieg zu nützen gewußt — aber nach diesem seinem Siege ward wieder Alles wie es war und schlimmer, als es war; gethan und gebessert hat er wenig; er hätte wohl auch nicht viel bessern können; denn hier lag ein Uebel, welchem keine Staatskunst abhelfen konnte!

Nachdem dieser Sturm abgeschlagen, kam durch Vermittlung des

1360 Königs Ludwig zu Tyrnau am 16. Mai 1360 zwischen dem Kaiser und dessen Schwiegersohn ein Vertrag zu Stande, worin sie unter Anderem gegenseitig die mancherlei Urkunden auszuliefern versprachen, die sie wider einander hätten. Aber schon nach etlichen Wochen finden wir den Rudolf wieder mit den Württembergern gegen Karl verbündet. Auch diese hatte Karl durch Hingabe der reichsvoigteilichen Gefälle von sämmtlichen schwäbischen Städten vergebens zu gewinnen gesucht. Sie waren ihm nämlich kurz vorher behülflich gewesen, Eßlingen zu schwerer Buße zu nöthigen, weil ihn die zahlreichen Pfahlbürger dieser trutzigen Stadt in sehr unehrerbietiger Weise zur Flucht durch den Klostergarten genöthigt hatten. Gestützt auf ihre Reichsvoigtei, kannte nun der Uebermuth der Grafen keine Grenzen, sie sperrten alle Straßen, und als der Kaiser auf das allgemeine Geschrei der Bürger ihnen Einhalt gebot, verbanden sie sich mit Habsburg und mit einer großen Zahl kleinerer Herren. Darauf entzog ihnen der Kaiser heftig erzürnt die Landvoigtei wieder, sprach sogar die Acht über sie aus und rief den schwäbischen Städtebund zu den Waffen. Vom Bodensee bis nach Franken folgte das Bürgervolk unter Führung des Pfalzgrafen dem Rufe und mit dessen Hülfe konnte das böhmische Heer die Burgen der Grafen brechen und schon nach wenigen Wochen, am 30. August, sie selbst bei Schorndorf dergestalt auf's Haupt schlagen, daß sie ihre Bünde abzuthun, die Zölle abzustellen und in allen Streitigkeiten mit Bürgern vor den städtischen Schultheißen Recht zu nehmen, in Reutlingen gelobten. Auch wurden die Städte durch des Kaisers Vorstellungen bestimmt, mit eigenem Gelde „zu des Reiches Nothdurft" die Pfandschaften einzulösen, wofür er ihnen die gnädige, aber späterhin schändlich gebrochene Versicherung gab, daß er die Voigtei nie wieder an ihren Erbfeind versetzen oder verkümmern werde. Herzog Rudolf bat nach dieser neuen Niederlage am 5. September bei Eßlingen um Gnade und wiederholte die frühern Versprechungen,
1361 um sie schon zwei Monate später wieder zu brechen. Zu Ostern 1361 vor die Kurfürsten nach Regensburg geladen, wiederholte er sie nochmals; doch wurden seine Stände jetzt zur Aufsicht verpflichtet. Das Jahr 1361 verging dann scheinbar in großer Freundschaft zwischen dem Kaiser und seinem Schwiegersohne. Sie hielten mehrfache Zu-

sammenkünfte und gaben immer neue und neue Urkunden von sich. Dagegen unternahmen die Herzöge damals gegen des Kaisers Bruder, den Patriarchen von Aquileja, einen großen Eroberungskrieg, der sie bis nach Italien führte, wo Rudolf die Stadt Venedig besuchte, um diese mächtige Republik auf seine Seite zu ziehen. Schon der Anfang des folgenden Jahres findet ihn dann als die Seele einer großen 1362
Fürstenverbindung gegen den Kaiser, an deren Spitze die Könige Casimir von Polen und Ladislaus von Ungarn standen. Diese letzteren behaupteten, der Kaiser habe des Casimir Schwester, des Ladislaus Mutter, eine Hure gescholten; „wenn er getrunken habe", warf König Ludwig dem Kaiser in einer heftigen Note vor, „dann sei er der Sinne und der Zunge nicht mehr mächtig." Auch Herzog Rudolf schrieb dem Kaiser heftige schmähende Briefe, welche dieser laut klagend und scheltend, dem Reichstage zu Nürnberg vorlegte. Es hieß auch, die Verbündeten wollten das deutsche Reich in ähnlicher Weise unter sich theilen wie die lützelburgische Partei; und den Rudolf alsdann zum Kaiser machen. Die Erbitterung darüber war so groß, daß Karl die Kurfürsten (außer Brandenburg) zu dem Versprechen brachte, sie würden auch bei erledigtem Throne keinem Herzog von Oesterreich ihre Stimme geben. Auf diese Weise suchte er die Einzigen zu beseitigen, welche seinem vor Jahresfrist geborenen Sohne Wenzel noch die Krone streitig machen konnten.

Schon waren nun die wilden Ungarn in Mähren eingebrochen, ein furchtbarer Krieg drohte dem Reiche, um so furchtbarer, da ohnedies Hungersnoth und Seuche in Deutschland auf's Neue wütheten; da mochte beiden Theilen bangen und es ward wegen vorgerückter Jahreszeit ein Waffenstillstand geschlossen. Der Winter führte dann ein Ereigniß herbei, durch welches sich die ganze Parteistellung wieder änderte. Herzog Meinhard von Baiern und Tyrol starb kinderlos; sein Vater, Markgraf Ludwig, war bereits gestorben und der gewandte Rudolf wußte nun mit Hülfe der Tyroler Herren die alte Margareth Maultasch dahin zu bringen, daß sie auf das Land Tyrol mit Friaul und Treviso, welches für Oesterreich wegen der Verbindung mit Schwaben und mit Italien doppelt wichtig war, schon bei ihren Lebzeiten verzichtete, worauf es in Folge eines von Rudolf mit

den verstorbenen Wittelsbachern und der Maultasch schon vor Jahren geschlossenen Erbvertrags an Oesterreich fiel, in dessen Besitz es seitdem geblieben ist. Die Wittelsbacher waren nämlich so arg unter sich verfeindet, daß sie lieber einem dritten als einer dem andern die Erbschaft gegönnt hatten. Nachdem es nun zu spät war und Herzog Rudolf Besitz genommen hatte, nahmen auch die Herzöge von Baiern
1363 das Tyroler Erbe mit Heftigkeit in Anspruch; es brach unter den bisherigen Verbündeten ein Krieg aus und dieser, sowie die Beschäftigung, welche Rudolf in der Besitzergreifung Tyrols fand, gaben dem Kaiser von dieser Seite wieder einige Ruhe. Doch blieb die feindliche Liga bestehen und erweiterte sich durch den Hinzutritt des Königs Waldemar von Dänemark und des Herzogs Bogislav von Pommern. Diesen Letzteren zog der Kaiser leicht wieder ab, indem er, da seine dritte Gemahlin inzwischen gestorben, sofort des Pommernherzogs Tochter Elisabeth im April zur vierten Ehe nahm. Auch mit den übrigen Fürsten und Königen ward Friede vermittelt, hauptsächlich durch die Bemühungen des Papstes Urban V., der nach Innocenz VI. Tode am 6. November 1362 auf dem Stuhl zu Avignon gefolgt und höchlichst beflissen war, sich den Kaiser wieder zum Freunde zu machen.

Lange sträubten sich die Lützelburger, welche noch nicht auf Tyrol verzichtet hatten, Habsburg in diesem wichtigen Besitze anzuerkennen. Bereits hatte jedoch die Zwietracht der Wittelsbacher auch ihnen reichen Ersatz gebracht. Wegen der Erbschaft von Oberbaiern waren die Linien in Niederbaiern und Brandenburg verfeindet und es rächte sich die letztere dadurch, daß sie am 18. März 1363 zu Nürnberg mit dem Kaiser und dessen Erben eine Erbverbrüderung schloß und den Anfall Brandenburgs an Böhmen vorbereitete. Nach diesen Erfolgen neigten sich nun Lützelburg und Habsburg zur Versöhnung und es gelang endlich der Herzogin Catharina, zwischen dem Vater und dem Gemahl einen Frieden zu Stande zu bringen, den sie dies Mal auf die Reliquien der Heiligen einander zuschworen. Beide Häuser erkannten ihre Besitzungen an, der Kaiser belehnte am 8. Februar die Herzöge mit Tyrol und zwei Tage später ward sogar ein Erbfolgevertrag zwischen den Gesammthäusern Luxemburg und Habsburg geschlossen, welcher beiden große Aussichten eröffnete.

Das Haus Wittelsbach, vor zwei Jahrzehnten das größte in Deutschland, trat nun wieder in den Hintergrund zurück. Herzog Rudolf aber gab seinem Ehrgeiz eine andere Richtung. Er hätte, dem böhmischen Beispiel folgend, gern das letzte, kirchliche Band gelöst, welches Oesterreich an das Reich knüpfte und ein eigenes Bisthum Wien gegründet, da Oesterreich noch immer zum Bisthum Passau gehörte. Aber dieser Versuch des als kirchenfeindlich Verschrieenen scheiterte. Dagegen stiftete er eine fürstliche Propstei, deren Mitglieder zum großen Mißfallen der Curie wie Kardinäle roth gekleidet wurden. Der Bau der herrlichen Stephanskirche ward eifrig betrieben. Endlich gründete Rudolf eine Universität in Wien, die er nach dem Muster der Prager in vier Nationen, in Facultäten ꝛc. eintheilte und mit großen Vorrechten ausstattete. Die Curie gab ihre Zustimmung, nur unter der Bedingung, daß keine Theologie dortselbst gelehrt werde.

Der erobernde Ehrgeiz des Herzogs ruhte übrigens keineswegs, richtete sich aber jetzt mit großer Energie nach Italien und der Adria hin. Seinem Bruder Leopold hatte er eine Tochter des mächtigen Herrn Visconti von Mailand vermählt. Eben weilte, während eines Krieges gegen Carrara, Rudolf unter hohen Ehren in jener Stadt, als er am 27. Juli 1365, im 26. Jahre seines Alters plötzlich starb. Nächst dem Kaiser war der Herzog Rudolf wohl der bedeutendste Fürst jener Zeit. In der Stephanskirche, dem hehren Denkmal seines Strebens, liegt er begraben. Der Kaiser hatte nun von den Habsburgern nichts mehr zu fürchten. Denn die beiden minder bedeutenden Brüder Rudolf's, Albrecht mit dem Zopfe, der als „züchtig, still und gütig" gepriesen wird, sowie der „biderbe" streitsüchtige Leupold, waren kaum im Stande, sich im Besitze der neuen Erwerbungen zu halten und litten bald so an Geldnoth, daß sie im Jahre 1370 sogar eine allgemeine Judenplünderung unternahmen Ueberdies stellten sich jetzt — zum ersten Male in Habsburgs Geschichte — Familienhader, Erbstreit und endlich eine Theilung ein, durch welche Albrecht die österreichischen, Leupold die schwäbischen Lande erhielt (1373 — 1378). Durch alles dies, sowie durch die seit 1373 begonnenen, unglücklichen Eroberungskriege gegen Venedig; endlich durch die Erwerbungen und Kriege Leupold's in Schwaben und Helvetien (1379 — 1381 kaufte er auch die Graf-

schaften am Vorarlberg) wurden die Habsburger so sehr beschäftigt, daß dem Hause Lützelburg die unbestrittene Obmacht im Reiche blieb.

Kaiser Karl konnte nach seinen Erfolgen im Reiche wieder größeren Plänen nachgehen. Im Sommer 1365 zog er ins Arelat und ließ sich zu Arles die Krone dieses alten Königreichs wieder aufsetzen. Auch diese Krönung war eine Lüge, wie die italienische. Karl selbst hatte einst, seinen wälschen Bundesgenossen zu Liebe, genehmigt, daß der schönste Theil des Königreichs, das Delphinat von Vienne, an den französischen Thronerben überging. — — Unterweges machte er dem Papste einen zehntägigen Besuch. Innocenz VI. war am 12. December 1362 gestorben, dessen Nachfolger Urban V. bedurfte gar sehr der kaiserlichen Hülfe. Es waren nämlich über das Papstthum zur selben Zeit, wo es über die deutsche Nation so schmählich triumphirte, rings umher desto schlimmere Stürme heraufgezogen. Seine letzten Stützen waren morsch geworden. — Die französische Monarchie war fast vernichtet. — König Edward III. von England löste unter dem Jauchzen seines Volkes die Lehensverbindung mit dem Papste auf und machte den römischen Gelderhebungen ein Ende. Auch jenes glaubensstarke heidenvertilgende Königreich Kastilien, auf dessen Arm der Papst noch neuerlich gezählt hatte, war in furchtbaren Thronkriegen zwischen Peter dem Schrecklichen und Heinrich Trastamare zerrüttet. In Avignon selbst war der Papst so wenig sicher, daß die Söldnerhaufen, welche in jenen Landen herumstreiften, Petri Stuhl ohne Scheu brandschatzten. Unter diesen Umständen neigte sich Papst Urban denjenigen zu, welche die Zurückverlegung der Kirche nach Rom für hochnothwendig hielten. Nur fürchtete er sich sehr vor dem mächtigen Kirchenfeind Bernabo Visconti von Mailand, der ihn einst als Legaten seines Vorgängers gezwungen hatte, mißliebige Papstbriefe aufzuessen. Vergebens hatte Urban nach seiner Stuhlbesteigung Bannflüche und Kreuzzug gegen den Visconti verkündet. Dieser mächtige Fürst hatte ein Söldnerheer von 30,000 Mann und war mit den Habsburgern, den Wittelsbachern und den Valois verschwägert. Urban mußte seine Bullen als „Injurien" zurücknehmen und noch eine halbe Million darauf zahlen, um nur Bologna zurück zu erhalten. Seitdem war jedoch der Streit aufs Neue ausgebrochen und Urban

wollte nicht ohne Heeresmacht nach Italien zurückkehren. Ihn mit einer solchen zu geleiten, machte sich Karl in Folge seiner Verhandlungen zu Avignon verbindlich. Mußte doch auch einem römischen Kaiser, sofern er sich unter diesem Titel noch irgend etwas dachte, zumal nach den schrecklichen Erfahrungen, welche die deutschen Kaiser an den Avignonschen Päpsten gemacht hatten, vor Allen daran gelegen sein, daß der römische Papst in Rom und nicht in Avignon throne. Nebenbei war es dem Kaiser darum zu thun, die böhmische Herrschaft über Deutschland kirchlich zu erweitern. Er erlangte für den Erzbischof von Prag und alle künftigen Nachfolger desselben die Eigenschaft als Legaten für Böhmen und die Sprengel von Regensburg, Bamberg und Meißen. Wegen der Verlegung des Papststuhls nach Rom hatte er viel mit den französischen Kardinälen zu kämpfen, welche jenen Sitz der Lüste nicht verlassen wollten, obwohl ihnen der Dichter Petrarca doch geschrieben hatte, daß es in Italien eben so gute Weine gebe als in Frankreich. Sie forderten ihrer Seits den Kaiser zu einem Kreuzzug gegen die Osmanen auf, wozu jedoch sein nüchterner Geist keine Neigung hatte. Wohl zog diese neu heraufsteigende Macht, welche sich seit 1355 auch in Europa festgesetzt und unter Amurad I. im Jahre 1361 Adrianopel erobert hatte, sowie überhaupt die zerfallende christliche Welt des Ostens die Blicke des Kaisers auf sich. Als guter Czeche wünschte er, wie sein Brief an den Serbenkaiser Dusan zeigt, daß ein slawischer Herrscher sich im Orient ausbreite. Nur er selbst war weit entfernt von diesem Ehrgeiz; Brandenburg war ihm lieber. Dagegen faßte er den geistreichen Plan, die furchtbaren Söldnerhaufen, welche seit dem Frieden von Bretigny Frankreich durchzogen, und unter den Namen „Engländer," „Malandrinen," „Gugler" u. s. w. bekannt sind, nach dem Orient zu dirigiren, um auf diese Weise die Christenheit zugleich von diesen und von den osmanischen Horden zu befreien. Eine allgemeine Steuer sollte zu diesem Ende von Papst und Kaiser der Christenheit auferlegt werden. Karl trat mit dem Hauptmann der „großen Compagnie," welche im Burgundischen hauste, mit dem Baskischen Erzpriester Arnold von Cervola oder „Springhirsch" persönlich in Unterhandlung.

Aber diese wüsten, abenteuernden Haufen waren ebenso praktisch

geworden, wie die Potentaten der Christenheit. Sie kriegten und plünderten lieber in der Nähe und das Beispiel der Katalanen und Allmogaraven, welche vordem unter den tückischen Griechen ihr Ende gefunden, konnte sie schwerlich reizen. Herr Ingelram von Coucy, des verstorbenen Herzogs Leopold von Oesterreich Schwiegersohn, hatte den „Springhirsch" in Sold genommen, um Erbansprüche wider Habsburg durchzuführen. Und während der Kaiser in der Burg zu Selz mit dem Hauptmann verhandelte, überfluthete die große Compagnie unter furchtbaren Gräueln das Elsaß und legte sich 40,000 Mann stark vor Straßburg. Schon seit Jahren hatten die Städte am Oberrhein an die drohende Gefahr gedacht und sich in Bünden darauf vorbereitet. Man harrte der Ankunft und Hülfe des in der Nähe unterhandelnden Kaisers. Es hieß, er schüre diesen Krieg insgeheim, um die Habsburger zu schwächen. Die Straßburger Zünfte ziehen ihn offen des Verrathes. Mit fliegenden Fahnen zogen die Metzger vor das Münster und verlangten hinausgeführt zu werden; sie allein wollten den Kampf bestehen. Indeß war, rascher und zahlreicher als sonst, das Aufgebot der Städte und Herren zusammengekommen, welches den Feind, obwohl dessen Handwerk der Krieg war, gleichwohl mit solcher Furcht erfüllte, daß er in eiliger Flucht nach Burgund entwich. „Nichts," sagt der Chronist, „that den Teutschen so wehe und so leid, als daß die Gesellen ihnen entflohen wären". Man beschuldigte wiederum den Kaiser, er habe dem Erzpriester absichtlich einen Tag Vorsprung gelassen. Der Kaiser hingegen klagte über diese Verläumdungen und über den bösen Geist des Stadtvolkes; das Volk beschwerte sich über den Uebermuth und Unfug der kaiserlichen Trabanten; die von den kaiserlichen Gesetzen in ihrer Existenz angegriffenen Pfahlbürger wurden unruhig, der Kaiser zornig; fast wäre es zum Kriege gegen Straßburg gekommen.

Indeß waren die Unterhandlungen mit Avignon zu einem Abschluß gekommen. Doch als nun der Kaiser auf dem Reichstage zu
1366 Frankfurt (Septbr. 1366) seinen zweiten Römerzug verkündete und zur Hülfe gegen den Visconti aufforderte, fand er wenig Geneigtheit. Die Herzöge von Baiern und Oesterreich hatten keine Lust, gegen den Schwiegervater zu kriegen und fast alle Reichsstände, Herren wie

Städte, waren in gewaltigen Fehden und innern Verfassungshändeln beschäftigt. Der im Frühling 1367 nach dem Kirchenstaate zu Schiffe 1367
zurückgekehrte Papst harrte in Viterbo lange und vergeblich der kaiserlichen Ankunft. Erst im Frühling 1368 konnte Karl mit einem haupt- 1368
sächlich aus Böhmen und Söldnerhaufen gebildeten Heere unter dem Grafen von Görtz und dem Erzbischof von Salzburg die Alpen überschreiten. Diese Haufen hausten furchtbar in Italien. Verona ward erstürmt; viele Italiener schlossen sich an; dennoch mußte die Hoffnung auf Bewältigung der Visconti und der Scala aufgegeben werden, es kam vielmehr im August ein Friede zu Stande, welcher diese Herren in ihren Besitzungen bestätigte, dagegen zum Frieden mit der Kirche, sowie zum Kriegsdienst für den Kaiser verpflichtete. Dann im October zogen Kaiser und Papst unter Bezeugungen ihrer Eintracht in die ewige Stadt ein. Ein Theil der Zuschauer gerieth bei diesem Anblick in Entzücken, ein anderer Theil brach in Wuthgeschrei und Hohngelächter aus. Nachdem der Kaiser aus den verschiedenen Städten große Kriegscontributionen erhoben hatte, kehrte er im August 1369 wieder 1369
nach Böhmen zurück. Zu Siena hatte er gegen einen großen Aufstand der Bürger zu kämpfen, die ihn in seinem Palaste belagerten und viele seiner Diener erschlugen. Sie erlangten eine Aenderung der Verwaltung, zahlten aber 20,000 Goldgulden Buße. Dann mußten die Truppen des Kaisers gegen ein Freicorps aufbrechen, welches den Papst nun auch in Rom brandschatzte. Der Papst, welcher sah, daß in Rom ebensowenig Sicherheit sei, als in Avignon, kehrte auf das Geschrei der französischen Kardinäle schon folgenden 1370
Jahres „aus dringenden Gründen," wie er den Römern schrieb, wieder nach Avignon zurück. Der ganze große Römerzug hatte keine dauernde Folgen; der Papst aber war mit dem Kaiser sehr unzufrieden, weil er die Visconti im Besitz gelassen hatte.

Das deutsche Volk nahm an diesen wälschen Welthändeln fast keinen Antheil mehr. Nur im Norden, in den Kriegen der Hanse und des deutschen Ordens, führte es noch große nationale Thaten aus. Dagegen im alten Reiche war es beschäftigt, die strotzende Kraft in inneren Streitigkeiten zu verbrauchen. Wir heben aus diesem Gewimmel von Fehden und Kriegen nur einige Vorgänge von poli-

tischer Bedeutung hervor. Es erneuerte sich unter dem Einfluß äußerer Bewegungen der demokratische Sturm in den wenigen süd- und mitteldeutschen Städten, welche noch aristokratisches Regiment hatten. Dieses mußte im Jahre 1368 auch aus Augsburg und Wetzlar weichen. In Köln standen 1369 die Weber auf und vertrieben den Rath; es folgte ein 15monatliches Weber-Regiment, bis endlich die übrigen Zünfte dieser Tyrannei müde sich mit den Herren verbanden und in den engen Gassen die furchtbare Weberschlacht schlugen. Viele kamen um, 33 Hauptleute der Weber wurden hingerichtet, ihr Zunftpalast eingerissen, über 1800 verbannt, welche im Märkischen willig aufgenommen, ihre Industrie dorthin verpflanzten. Minder blutig zwar, aber noch gefährlicher für die Freiheit waren die demokratischen Bewegungen, welche in Frankfurt auf des Herrn Ulrich von Hanau, des Reichsoberschultheißen Anschüren dessen Unterschultheiß, der vornehme Demagoge Heinze zum Saal, wider seine stolzeren Standesgenossen und deren Führer Herrn Sifrid zum Paradiese erregte. Sie wurden vertrieben und begaben sich 1364 nach Prag zum Kaiser, dem sie 8800 Goldgulden auf die künftige Buße ihrer Vaterstadt vorstreckten, worauf der Kaiser die alte Verfassung herstellte und Herrn Sifrid zum Schultheißen machte. Für weitere 8800 Goldgulden hat er dann der Stadt das Reichsschultheißen-Amt ganz überlassen. So war in Prag für baar Geld heute eine Verfassung und morgen die ganze Stadt zu haben. Von nach außen gerichteten Stadthändeln ist der Krieg der wetterauischen Städte gegen den Grafen von Solms und dessen Helfer zu erwähnen, in welchem die Städter des Grafen Stadt Lich eroberten. Minder glücklich stritt die erzdemokratisch regierte Stadt Freiburg im Breisgau gegen den Grafen Egon von Freiburg, den ihr der Kaiser zum Vogt gesetzt hatte und der diese Stellung zu Gelderpressungen mißbrauchte. Es entstand ein heftiger Krieg; leider hatten es die Freiburger durch ihren Stolz mit aller Welt verdorben; auch die Straßburger zogen dem Grafen zu Hülfe und bei Breisach wurden die Freiburger aufs Haupt geschlagen. Doch kämpften sie noch wacker fort, riefen aber nun die Habsburger an, welche sich auch beeilten, der vielbegehrten Stadt, dem Oberhof von 32 Städten, mit Waffen, Unterhandlungen und Geldvorschüssen

zu Hülfe zu kommen, und ihr einen guten Frieden auszuwirken. Darauf gab sich Freiburg unter ihren Schutz (1368) und ward eine habsburgische Landstadt.

In dieses Streiten zwischen Herren und Städten, Patriciern und Handwerkern, mischten sich jetzt seit dem siebenten Jahrzehend des Jahrhunderts als eine dritte Macht die neu auftauchenden Adelsbünde ein. Der Gährungsprozeß, der in innern Kämpfen, seit dem Zerfalle des Reiches, die losgebundenen Elemente der Nation wider einander führte, ward jetzt um einen neuen wichtigen Bestandtheil bereichert. Je rücksichtsloser einer Seits die fürstliche Gewalt, gestützt auf ihre Privilegien und Kaiserbullen, eine vollständige Herrschaft über Alles, was im Lande angesessen war, erstrebte; je heftiger anderer Seits das demokratisch gewordene Städtewesen alle adligen Elemente von sich abstieß; desto mehr sahen sich diese, um der Vernichtung zu entgehen, darauf angewiesen, sich nun ebenfalls zusammen zu nehmen, ihre Bünde und Eidsgenossenschaften zu stiften. Ihre Anfänge lagen in den adligen Turnier- und Trinkgesellschaften, mit denen sie eng zusammen hingen. Sie nannten sich nach dem Zeichen, das sie im Banner führten, sie hatten Bundessatzungen, Bundesgerichte und Bundeshäupter und verbreiteten sich, da der Landadel sich allenthalben anschloß, rasch über die gesammten alten Reichslande von den Alpen bis zur Nordsee. Von den ältesten Bünden dieser Art waren am gefürchtetsten vom Mittelrhein, Franken und Thüringen nordwärts durch Sachsen, Hessen und Westphalen der böse Bund der Sterner, mehr als 2000 Grafen, Freiherren und Ritter, die in 350 Burgen saßen; im Schwabenlande that sich vor Anderen der große Bund der Schlegler hervor. Gewiß war es ein Fortschritt, daß auch dieses ganz verwilderte, zur Räuberbande gewordene Element den Trieb fühlte, sich von innen heraus neu zu gestalten. Es war schon ein Großes, wenn nur die zahllosen Privatfehden der Bundesglieder aufhörten, welche doch wieder irgend eine Gerichtsbarkeit anerkannten. Richtig verwendet, hätte der Nation hier ein kräftiges, dem Bürgerthum zur Seite stehendes Glied gewonnen werden können. Aber auch dies Element ging aus Mangel einer wahren Reichsregierung unserer Nationalgeschichte ebenso ver-

loren, als das städtische. Und nachdem die Städte erst den Fürsten geholfen, den Adel zu überwältigen, haben diese den Adel an sich gezogen und mit dessen Hülfe die Bürger unterjocht. Denn die Städter von ihrem beschränkten Standpunkte aus, sahen in dem Adel eben nur ihren nächsten Feind, der durch Neid und Haß gegen das wohlhabendere Stadtwolk die Bürger noch ärger bedrohte, als es die Fürsten thaten. Jene sahen sich daher in ihrer Existenz gefährdet, diese nur in ihrer Herrschsucht behindert. Die in ihrem Erbe von dem habgierigen Greiner verletzten Grafen von Eberstein und Wolf von Wunnenstein erhoben zuerst an der Spitze der Schlegler in 1367 die Fehde gegen den Württemberger. Aber der Anschlag auf den Grafen, der im Wildbade weilte, ward verrathen; er überraschte die Gegner in Heimsen und die Städte, Eßlingen voran, halfen die Feinde des Erzfeindes überwältigen. Schlechten Dank hatten sie davon. Von den rachedürstenden Rittern angegriffen, wandten sie sich um Hülfe an Eberhard; er lachte sie aus und hetzte die Feinde noch mehr auf. Der schwäbische Städtebund, auf 31 Mitglieder angewachsen, wandte sich nun an den Kaiser und erhielt einen böhmischen Hauptmann und am Grafen von Helfenstein einen wackeren Reichsvogt. Darüber wuchs der Zorn des Württembergers und das Rachegeschrei des Adels. Das Bundeshaupt, der Graf von Helfenstein, ward, auf Anstiften des Greiners, so ging die Sage, von Raubrittern überfallen und im Verließ ermordet. Auf diese Kunde griff Ulm, die Bundeshauptstadt, gegen Württemberg zu den Waffen, ein heftiger Krieg entbrannte, aber schon am 4. April ward das Stadtwolk bei Altheim geschlagen, wo Heinrich Besserer, der Bürgerhauptmann, fiel. Noch wehrten sich die Ulmer, da nahm auch der Kaiser Partei für den Sieger, den er, wie schon so oft, für seine dynastischen Pläne gewinnen wollte und die Städte mußten, von allen Seiten verlassen, die Bußgelder zahlen.

Aehnliche Ereignisse bereiteten sich in Hessen erst vor, wo Heinrichs des Eisernen Strenge den Adel längst erbittert hatte, und als sein einziger Sohn Otto der Schütz im Jahre 1366 eines tragischen Todes gestorben war, die Mitregentschaft und Nachfolge des Neffen, des unheimlichen Hermann des Gelehrten finstere Zeiten drohte. Der Bund der Sterner fand daher in der hessischen Ritterschaft

großen Anhang, der Graf von Ziegenhain stand hier an der Spitze. Doch hingen die Städte mit altheſſiſcher Treue um ſo feſter am Landgrafen Heinrich, als er ihre Rechte und Freiheiten geachtet und vermehrt, Wohlſtand und Wehrkraft gefördert hatte, während ſie in den „böſen Sternern" nur Räuber und Neider zu fürchten hatten. Dieſe fanden einen würdigen Aufwiegler in dem ruchloſen Schwiegerſohn des Landgrafen, dem Herzog Otto dem Quaden, welcher ſeinem Vater Ernſt von Göttingen 1367 gefolgt war. Das Volk nannte ihn den tollen Hund, und die Bürger von Göttingen zerſtörten ſchon 1370 ſeine Burg Balrevus, worauf er nach Hardegſen zog und die Sterner gegen das Heſſenland hetzte. Sie erhoben im Jahre 1372 einen furchtbaren Krieg gegen den Landgrafen und deſſen Verbündete. Faſt der ganze heſſiſche Adel fiel ab und als nun der alte viel gebeugte Landgraf zu Faſten 1372 auf den heſſiſchen Städtetagen zu Marburg und Kaſſel unter Thränen ſeine Noth klagte, da ſchworen die Bürger mit Gut und Blut zu helfen und hielten den Schwur. Treulich half auch die Stadt Hersfeld, mit ihrem Abte, einem Sterner, zerfallen. Ruhmvoll ſtritten die Bürger von Frankenberg und Hadamar; ſie blieben auf ihrem Poſten, während Haus und Hof brannte und überließen den Weibern das Löſchen. Endlich zog ſich das Unwetter in die Wetterau. Hier rückte Wetzlar, jetzt mit den Grafen von Solms vereint, den Sternern entgegen und ſchlug ſie nahe der Stadt und während die Weiber das Thor vertheidigten, ſo gewaltig aufs Haupt, daß ſie auf längere Zeit genug hatten (1373). Viele vornehme Herren, die Grafen von Katzenellenbogen, von Naſſau-Dillenburg, Weſterburg und andere wurden gefangen und zum Theil als Räuber hingerichtet. Zum Lohn für dieſen Dienſt bemächtigte ſich der Graf von Solms durch Liſt der ihm treuherzig vertrauenden Bundesſtadt, überwältigte die Rathsherren, deren dreien er ebenfalls die Köpfe abſchlagen ließ, und führte ſeine Freunde, die alten Geſchlechter, wieder ein.

Auch in dem abgelegenen Weſtfalen finden wir Fürſten, Städte und Bauern um dieſe Zeit wider den Raubadel verbunden, welcher einen europäiſchen Ruf der Ruchloſigkeit genoß, ſeitdem dicht vor Paderborn im Jahre 1356 vierhundert vornehme engliſche Kreuzfahrer

mit dem Prinzen von Lancaſter von den Herren von Padberg, Plettenberg und Rittberg, ausgeplündert worden waren. Die Städte, welche Soeſt zum Oberhof hatten, waren entſchieden demokratiſch und hatten im hanſiſchen Handel großen Reichthum erworben, deßhalb aber um ſo mehr mit dem Raubadel zu kämpfen. Dabei halfen etliche kräftige Landesherren, unter denen ſich zu jener Zeit Graf Engelbrecht von der Mark (1348 — 1391) und Biſchof Florentius von Münſter hervorthaten. Dieſer letztere brachte mit dem Erzbiſchof Friedrich von Köln und anderen Herren, ſowie mit den Städten endlich den berühmten weſtfäliſchen Landfrieden zu Stande, welchem der Kaiſer zu Bautzen ein ſtrenges Landfriedensgeſetz, „das ewige Recht von Bautzen“ verlieh und die heilige Vehme mit der Handhabung förmlich beauftragte. Alle Freigrafen und Freiſchöffen wurden durch kaiſerlichen Befehl verpflichtet, jeden Uebertreter des Landfriedens zu hängen und zu richten. Gleichwohl erreichte gerade damals im Osnabrückiſchen die Geſetzloſigkeit unter dem wilden Biſchof Melchior von Braunſchweig ihren höchſten Grad.

Nach ſeiner Rückkehr aus Italien beſchäftigte den Kaiſer zunächſt die längſt erſehnte Einverleibung von Schweidnitz und Jauer in ſein böhmiſches Reich. Seine ränkevolle Vergrößerungspolitik brachte ihn bald aufs Neue mit den Wittelsbachern und Habsburgern in Conflict. Es iſt hier nicht der Raum und verlohnt kaum der Mühe, dieſe mannichfaltigen Windungen gegenſeitiger Ueberliſtung und des Abjagens von verlobten Erbtöchtern zu verfolgen, aus denen der ſchlaue Alte ſtets ſiegreich hervorging. Es gelang ihm, ſeine ganze Familie mit den Erbinnen großer Länder zu verloben. Doch konnte er nicht verhindern, daß wieder ein großer Fürſtenbund wider ihn zu Stande kam und daß Markgraf Otto der Finne von Brandenburg es bereute, ſeine Länder den eignen Verwandten durch den böhmiſchen Erbvertrag entfremdet zu haben. So wurden ſchon im Jahre 1370 Bünde und Gegenbünde geſchloſſen; der Kaiſer wußte jedoch den ausgeſöhnten Wittelsbachern ein anderes Glied des Hauſes abſpänſtig zu machen, indem er den Herzog Albrecht von Straubing und Holland gewann, deſſen Erbtochter Johanna von Baiern nun dem Wenzel verlobte und dies Mal auch trotz des zarten Alters der Verlobten

sogleich vermählte. Indeß wuchs das Mißvergnügen, erweiterte sich der Bund. Der König von Ungarn stand wieder an der Spitze. Auch der Papst Urban schürte und hetzte; die Kurfürsten von Mainz und Pfalz, die Markgrafen von Meißen nahmen Theil und selbst der milde Herzog Albrecht von Oesterreich verpflichtete sich, dem Schwiegervater nicht zu helfen. Dieser Bund hätte, bei den so eben betrachteten wirren Reichsverhältnissen, dem Kaiser sehr gefährlich werden können, doch begünstigte ihn wieder der Tod, welcher binnen vier Monaten die Hauptgegner hinwegnahm oder anderweit beschäftigte. Am 5. November 1370 starb Casimir der Große, und Ludwig von Ungarn ward nun nach Polen abgerufen, um beide Reiche unter seinen Scepter zu bringen. Am 19. December starb Papst Urban V., der Kardinal Roger, welcher als Gregor XI. am 30. December folgte, war Karl's naher Freund. Bald nachher starb auch der Erzbischof Gerlach von Mainz und es gelang hierauf dem Kaiser, einen seiner wälschen Freunde, den Jean de Ligne, auf den Erzstuhl zu bringen. Auf dem Marktplatz zu Prag empfing der Erzbischof von Mainz, von welchem ehedem der böhmische König seine Krone hatte, jetzt umgekehrt von Jenem das Scepter, wovon die Böhmen viel Rühmens machten. Indeß hatte Markgraf Otto seinen Neffen Friedrich mit Heeresmacht nach Brandenburg gerufen und demselben huldigen lassen; alsbald brach, im Sommer 1371, auch der Kaiser mit 1371
einem böhmischen Heere ins Brandenburgische ein; der Krieg dauerte, von Waffenstillständen und Unterhandlungen unterbrochen, bis zum Sommer 1373. Herzog Stephan drang selbst nach Böhmen bis 1373
Taus. Dafür brachen die Böhmen in Baiern ein. Aber der Kaiser wußte seine Gegner zu isoliren. Er zog die wichtig gelegenen Markgrafen von Meißen wieder zu sich herüber, mit dem Erzbischof von Magdeburg, den Herzögen von Sachsen, Pommern, Mecklenburg war er verbündet, auch der befreundete Papst Gregor arbeitete zu seinen Gunsten; der Pfalzgraf und der König von Ungarn blieben unthätig, und die Markgrafen Otto und Friedrich kamen, da ihnen Karl große Geldsummen anbot, deren sie bei ihren zerrütteten Verhältnissen sehr bedurften, ins Lager vor Fürstenwalde, um sich zu unterwerfen. Durch Vertrag vom 15. August verzichteten sie gegen Ueberlassung einer gro-

515,052 I/2

ßen Summe Geldes und verschiedener Güter und Burgen, gänzlich und für immer auf die Mark Brandenburg, und begleiteten dann den Kaiser auf dem großen Umzuge, den er sogleich durch sämmtliche Städte hielt, um sich und seinen Nachkommen huldigen zu lassen.

1374 Otto der Finne zog sich mit der schönen Müllerin Grete in das Dunkel seines Genußlebens zurück; der Kaiser aber sprach folgenden Sommer zu Tangermünde, angeblich auf den Wunsch des Landes, die „ewige" Vereinigung der Mark Brandenburg mit Böhmen aus, und begann nun sofort mit kräftiger und geschickter Hand das tief zerrüttete Brandenburg wieder herzustellen.

Die brandenburgischen Geschichtschreiber sind darin einverstanden, sein Walten als ein segensreiches zu preisen. Er brachte das durch die wüste Baiernwirthschaft und den auch hier üppig aufgeschossenen Raubadel heruntergekommene Land, durch eine Reihe trefflicher Maßregeln, wieder in die Höhe, löste mit großen Geldopfern die Schulden und Pfandschaften ein, vereinigte die Landestheile und sicherte sie vor künftigem Zerfalle, und stellte durch kräftige Maßregeln wieder einen geordneten Friedenszustand her. Nach dem Muster seiner böhmischen Landtafel ließ er sogleich das berühmte brandenburgische Landbuch, ein statistisches Verzeichniß der Ortschaften, Domainen und Einkünfte des Landes, als Grundlage einer geordneten Finanzwirthschaft anlegen. Auch die zerfallenden Festungen ließ er zum Schutz des Landes herstellen, und nahm sich der Elbschifffahrt, wie überhaupt der Pflege der materiellen Interessen eifrig an. Jährlich kam er selbst in die Mark und residirte dann in Tangermünde, wo er Kirche und Rathhaus bauen ließ. Für Brandenburg ward seine Regierung ebenso wohlthätig, als für Böhmen, Lausitz und Schlesien, wo unter Karl's Förderung, der durch die Unfähigkeit und Verderbniß früherer Herren heruntergekommene Wohlstand ebenfalls wieder aufblühte. Hier, wie überall in seinen Erblanden, war Karl ein großer Bürgerfreund. Die Stadt Breslau, als Rechtsoberhof vieler Städte und Metropole des östlichen Handels wichtig, erhob sich neu und prächtig aus dem Schutte. Die innere Verwaltung der schlesischen, lausitzischen und brandenburgischen Städte blieb in den Händen eines Rathes und des von ihm, in einigen Fällen vom Landesherrn bestellten Bürgermeisters. Die

Landfriedensbünde der lauſitziſchen, die Hanſebünde der märkiſchen Städte wurden vom Kaiſer anerkannt; dagegen den blutigen Aufſtand der Görlitzer Zünfte, welche ein demokratiſches Regiment begehrten (1372) ſtrafte er mit Entwaffnung der Zünfte und Verbannung ihrer Anführer.

So war jetzt das große Böhmenreich Karl's nordwärts bis faſt zum Meere, mitten in den mächtig und berühmt gewordenen Hanſebund und in die Grenzen des Ordensſtaates hineingewachſen. Bei der Geſchichte muß hier kurz nachgeholt werden.

Wir haben die Geſchichte der „gemeinen deutſchen Hanſa" vor dreißig Jahren auf dem Punkte verlaſſen, wo nach langem Druck und Kampf die Ausdauer und Kraft der deutſchen Städte in den zerrütteten Verhältniſſen der nordiſchen Staatenwelt ihr natürliches Uebergewicht wieder geltend gemacht und weniger durch das Schwert des Eroberers, als durch Betriebſamkeit, Kauf, Darlehn und dergl., dem deutſchen Handel eine geſicherte, ja gebieteriſche Stellung erworben hatten. Doch fehlte es zur Vertheidigung deſſelben in den Tagen der Gefahr an einem größeren ſtaatlichen Schutze, den das Reich ſchon längſt nicht mehr bot. Ihn in einer hanſiſchen Bundesordnung herzuſtellen, war das oft wiederholte Streben patriotiſcher Hanſebürger. Standen auch die Städte in mancherlei Verbindung unter einander, ſo mußten doch für jedes größere Unternehmen, welches Opfer forderte, beſondere Bünde geſchloſſen werden. Eine glänzende Probe hatte auf dieſem Wege die Hanſa beſtanden, als nach vielen Klagen über Bedrückungen des deutſchen Kaufhofs in Brügge, Lübeck und Braunſchweig mit den verbündeten Städten im Jahre 1358 eine Handelsſperre gegen Flandern zur Ausführung brachten, ihren Stapel in die holländiſche Stadt Dordrecht verlegten und auf dieſe Weiſe die ſtolzen Herren von Brügge, Gent und Ypern, ſammt ihrem Grafen Wido nöthigten, auf der Tagfahrt zu Lübeck im Juni 1360 ſich die Bedingungen der Rückkehr: Satisfaction, Entſchädigung, Beſtätigung alter, Verleihung neuer Privilegien dictiren zu laſſen. Zwei Jahre vorher hatte auch nach Innen die Hanſe ihre Kraft erprobt; Bremen war wegen verbotenen Handels und Ungehorſams gegen den Oberhof verhanſet, d. h. von allem Verkehr ausgeſchloſſen und fand erſt,

nachdem sie Gehorsam für die Zukunft angelobt, Wiederaufnahme. Diese auch von innern Händeln, wüsten Bischöfen, welfischen Fehden, Zunftkämpfen ꝛc. heimgesuchte Stadt verarmte damals. — So nahm die Hanse, unangefochten durch die goldene Bulle, kräftig ihre Interessen wahr und während im oberen Reiche unter des Kaisers ränkevoller Politik die Städte sich in unfruchtbaren Kämpfen der Unterdrückung erwehrten, lagen die Hansen Jahrzehende lang ohne ernste Gefährde ihren einträglichen Geschäften, zumal dem Häringsfange ob, dem unentbehrlichsten Bedürfniß der fastenden Christenheit. Es hatte aber den Häringen, welche im früheren Mittelalter in der Ostsee gefangen wurden, und heut zu Tage sich lieber in der Nordsee aufhalten, damals gefallen, sich im Sunde zu versammeln und mit gleicher Dichtigkeit hatten dann auch die deutschen Häringsfänger dort an Schonens Küste jeden Fußbreit des Landes, „Vitte“ an „Vitte“ besetzt. Unter diesen „Vitten“, die sich wieder zu kleinen Städten gestaltet und jede ihre besondere Verfassung, ihren eigenen Vogt, ihre zugewandten („vöghen“) Vitten, Städte und Personen hatten, lagen die von Lübeck und den preußischen und den wendischen Städten nebeneinander, der lübische Voigt galt am höchsten. Der jetzt so öde Strand, welcher nur noch in versunkenen Grabsteinen von vergangenem Leben zeugt, war damals, zumal zur Zeit des Fischfanges, von dichtem städtischem Gewühl bedeckt. Schonen war geographisch und commerciell der Mittelpunkt der hansischen Welt geworden.

Als nun König Waldemar Atterdag, der Wiederhersteller des dänischen Reiches, in Kriegen gegen die Holsten, Ditmarschen und Schweden, nicht ohne Mitwirkung seiner begünstigten hansischen Freunde, die ihn einst im Exil aufgenommen, sein Werk vollendet
1360 und mit der Eroberung der hohen Burg Helsingborg im Sommer 1360 auch die Herrschaft über Schonen, Halland und Blekingen vom Schwedenkönig Magnus dem Schmatzer zurück gewonnen hatte, verhieß er wohl im Lager von Helsingborg, „da ihm Gott zu seinem Erbe verholfen“, den Seestädten, die sein Land noch ferner besuchen würden, sicheres Geleite. Schon aber schickten die hinter ihm herziehenden hansischen Gesandten statt der vergebens erbetenen Bestätigungs-

briefe ihrer Privilegien beſorgliche Berichte von immer ſteigenden An- 1361
forderungen des Königs heim. Als nun um Pfingſten 1361 Wal-
demar einen Kriegszug in die Oſtſee rüſtete und, wie die Sage ging, den
Seinen verhieß, „er werde ſie in ein Land führen, wo die Schweine
aus ſilbernen Trögen fräßen", als hierauf im geheimen Einverſtänd-
niß mit König Magnus Gothland angegriffen ward, hielten die er-
ſchreckten Seeſtädte eilig eine Morgenſprache in Stralſund, alle däni-
ſchen Güter wurden mit Beſchlag belegt, aller Handel mit Dänemark
einſtweilen geſperrt. Schon aber kam die betäubende Kunde, daß
Waldemar, der ſich wieder wie die Vorfahren, „König der Dänen,
Wenden und Gothen" nannte, die reiche Hanſeſtadt Wisby überfallen
und unermeßliche Beute heimgeführt habe. Der ganze Norden gerieth
über dieſe That in Aufregung. Auf der Tagfahrt zu Greifswalde
erſchienen im September auch Boten der preußiſchen Städte, ſowie
die Könige der Schweden und Norweger in eigner Perſon; alte Zwi-
ſtigkeiten wurden nun beigelegt, die Kriegs-Contingente vertheilt und
zu ihrer Beſtreitung ein Pfundgeld ausgeſchrieben. König Magnus
von Schweden und ſein Sohn Hakon von Norwegen, bedrängt durch
den Dänen und durch den Unwillen ihrer Völker, gelobten, wenn
man ihnen Schonen zurückgewinne, nie mehr ohne den Rath der
Städte die Feſtungen am Sunde zu verpfänden. Im Maimonat des 1362
folgenden Jahres ſegelte die Bundesflotte, unter dem Oberbefehle des
kriegsberühmten Grafen Heinrichs des Eiſernen von Holſtein, in den
Sund und zerſtörte, zum Entgelt für das geplünderte Wisby, die
Königsſtadt Kopenhagen. Die Glockenthürme der Stadt wurden nach
Lübeck gebracht. Bei der Beſchießung der Burg ward der Königs-
ſohn Chriſtoph, der letzte Sprößling des Eſtridenhauſes, vom Wurf-
geſchoß getödtet. Doch während nun der lübiſche Orlogshauptmann,
Bürgermeiſter Johannes Wittenborg, unvorſichtig das feſte Helſing-
borg belagerte, die Hülfe aus Schweden und Norwegen aber treulos
ausblieb, fiel Waldemar über die Flotte her, zerſtörte zwölf ihrer
größten Koggen, machte viele Gefangene, die er zu Werdingborg
in einen Thurm werfen ließ, auf welchem zum Hohn der Hanſe
eine Gans abgebildet ward, und nur ein trübſeliger Reſt gewann
den Heimweg.

Dieser Schlag war für die Hanse eine schwere Prüfung und drohte sie, nachdem ihr das Glück so lange gelächelt, mit einem Male wieder in die Zeit des Erich Menved zurückzuwerfen. Seit lange nicht mehr gewohnt, einem kräftigen König sich feindlich gegenüber zu sehen, war sie auf große, lange dauernde Kriege nicht vorbereitet. Sie war kein Staat, der wie Karthago und Venedig von Einem Punkte aus immer neue Heere und Flotten hätte aussenden können. Ihr Reichthum bestand in Geld und Waaren und Handelsprivilegien, ihre Herrschaft war eine kaufmännische, aber große Länder und Provinzen, die sie gleich den Seestaaten des Südens für Kriegeszwecke hätte auspressen können, besaß sie nicht. Jeden Mann und jedes Roß mußte sie um hohe Preise miethen, oder die Bürger mußten selbst hinausziehn. Daher kostete ein großer, lange dauernder Krieg ungeheure Opfer. Jede Maßregel von einigem Belange mußte auf neuen Tagfahrten zwischen zahlreichen Gemeinwesen berathen werden, von denen jedes seine besonderen Verhältnisse, Rücksichten, Bedenklichkeiten und Eifersüchteleien hatte. Daher schien es, als ob mit dem Verluste jener Flotte Nichts mehr den Siegeslauf des Eroberers hemmen werde. Während er seine Eroberungen vorläufig in Norwegen und Schweden fortsetzte, bemächtigte sich Niedergeschlagenheit und Zwietracht der Hansen. Die „vöghen", d. i. zugewandten, kleineren Städte („Gäste") fielen ab; im November 1363 kauften die Seestädte mit großen Geldsummen vom Sieger einen Waffenstillstand bis Neujahr und Herausgabe der Gefangenen. Dann folgten zahlreiche Berathschlagungen. Der Bürgermeister Wittenborg ward als Urheber des Mißgeschicks enthauptet. Viele Bundesfreunde verwandten sich für ihn, aber der Rath zu Lübeck war in seinen Sprüchen auch gegen die eigenen Söhne unerbittlich. Indeß wuchs die Noth, Mißwachs und Theurung, auch die Pest kam hinzu. Norwegen unterwarf sich dem Dänen, Hakon führte die dänische Königstochter Margaretha heim. In Schweden brachen Bürgerkriege aus. Auch die preußischen Städte fielen ab, worauf sich der Rath zu Lübeck an ihren Landesherrn, den großen Hochmeister Winrich von Kniprode wandte. Selbst das muthige Greifswalde zagte, weil der Landesherr mit Waldemar befreundet sei, und wollte sich erst durch Bünde im

Lande stärken. Vergebens suchte Herr Bertram Wulflam von Stralsund die zagenden Bundesfreunde zu entflammen. Gern hätte die Hanse kleinmüthig Frieden gemacht, aber zu ihrem Glücke ward ihr die Schule der Noth verlängert, in der die stählerne Gesinnung reift, und steigerte der Sieger seinen Uebermuth. Er nahm das Lösegeld von Lübeck und hielt die Gefangenen zurück; er plünderte die Schiffe im Sund und entgegnete den Beschwerden mit höhnischen Worten. Alle friedlichen Versuche, Vermittlungen befreundeter Fürsten waren vergebens. Allzu hochmüthig seine Gegner verachtend, unternahm er dann im November 1363, wenige Wochen vor Ablauf des Waffen- 1363
stillstandes, eine prunkhafte Reise durch Mittel-Europa, hochzeitete und glänzte in den Residenzen Krakau, Prag, Avignon; der Kaiser wies ihm die Reichssteuer Lübecks an, der Papst ließ gefällig seinen Wünschen die hansischen Städte mit dem Banne bedrohen, offenbar wollte er, wie Erich Menved, jene deutschen Städte ganz sich unterwerfen, und wahrlich am Papst und Kaiser hat es nicht gelegen, daß dies nicht gelang! Triumphirend kehrte Waldemar im Herbste 1364 über Köln 1364
und Flandern heim. Indeß hatten die lübischen Rathsherren viele Morgensprachen mit den Bundesfreunden gehalten, mit Mecklenburg und Holstein Bünde geschlossen, auch an alle Freunde in England, Niederland und Scandinavien geschrieben, und schon Vorbereitungen zur kräftigen Fortsetzung des Krieges getroffen, als neue Unfälle und Bedenken Alles vereitelten. Die preußischen Städte zogen sich, wegen eines Krieges gegen Litthauen, und weil ihnen Waldemar Entschädigung angeboten, wiederum zurück; Hamburg erklärte, es sei außer Stande zugleich gegen Dänemark und den benachbarten Raubadel zu streiten, vermittelnd mischten sich die dänischgesinnten Herzöge Barnim von Pommern ein; nun zagte auch Stralsund, dann Lübeck; und so brachten denn endlich jene Herzöge, ohne daß den mannichfach beraubten Städten auch nur die geringste Genugthuung zu Theil geworden, einen weiteren fünftehalbjährigen Waffenstillstand zu Wege.

Aber wie umständlich auch von den hansischen Rathsherren die Verträge abgefaßt werden mochten, sie wurden vom Dänenkönig doch nicht geachtet. Die Klagen über Erpressung, willkührliche Zoll- und

Steuer-Erhöhung — in den hansischen Bitten über widerrechtlichen Sundzoll, über seeräuberische Plünderung ihrer Schiffe, ja sogar über Wiedereinführung des von den Hansen abgeschafften gottlosen Strandrechts mehrten sich und wurden so unerträglich, daß nun auch die preußischen Seestädte insgeheim auf Krieg drangen. Vergebens war
1366 es, daß auf dem Rostocker Tage im December 1366 Gesandte an die Magnaten Dänemarks, als Bürgen des Vertrages, mit gütlichen Vorstellungen abgeschickt wurden; vergebens ließ die Versammlung auch den König Hakon ermahnen, „er möge Gott und seine Gerechtigkeit vor Augen behalten". Der unverständige Knabe wollte es jetzt dem Schwiegervater noch zuvor thun und bedrückte den deutschen Kaufhof zu Bergen. Diesen selbst ermahnte die Hanse, „er möge den Hakon nicht als gar zu einfältig verachten und, bei Meidung
1367 harter Strafe, die lose Zunge hüten". Am Johannistage 1367 nahmen zu Stralsund die Boten der preußischen Städte und des Hochmeisters wieder an den Berathungen Theil, und es wurde beschlossen, die Süderseeischen, Englischen und Fläminge zur Theilnahme aufzufordern. Albrecht von Mecklenburg, den die Schweden zu ihrem König erhoben, Waldemar aber darauf mit Krieg überzogen, sowie die von ihm schwer beleidigten Grafen von Holstein traten in den Bund. Während dann die lübischen Sendboten zu Falsterbo vor den König getreten, Abstellung der Beschwerden und Schadensersatz gefordert, und auf sein hohnvolles Schelten mannhafte Worte erwidert hatten, ward Alles vorbereitet zu dem großen Bundestage, welcher vom 11. bis 19. November 1367 auf dem Gürzenich zu Köln die Boten der vornehmsten Städte der Ostsee und Südersee beisammen sah. Die Versammelten beschlossen, „um den Schaden, den die Könige von Dänemark und Norwegen dem Kaufmann thäten, ihre Feinde zu werden und einander treulich beizustehn". Die Kriegskosten wurden vertheilt und der nächste Palmensonntag zum Aussegeln der holländischen, wendischen und preußischen Kriegsflotten bestimmt. Verhanset ward jede Stadt, die sich den Leistungen entziehe, geächtet jede, die den Königen heimlich Speise oder Waffen zuführe. Alle Beute, Vortheile und Freiheiten, die man gewönne, sollten redlich getheilt werden, nur was der Verein der wendischen Seestädte mit ihren verbündeten Fürsten

auf eigene Gefahr an Land erobern werde, gehöre ihnen. Nur zwölf Gesandtschaften waren es, die in aller Stille diese in zahlreichen besonderen Tagfahrten der einzelnen Viertel vorbereiteten Beschlüsse faßten. Ebenso geräuschlos wurde dann zur Ausführung geschritten. Der mit der Leitung der Sache betraute lübische Ausschuß bereitete seine Rechtfertigungsschriften an Papst und Kaiser und die Fürsten der Christenheit, und sammelte die Fehdebriefe ein. Allen Gemeinwesen war eingeschärft, „weder Mann noch Frau vor Ostern ohne Erlaubniß des Rathes in die Fremde ziehen zu lassen". Daher war wohl die norddeutsche Bürgerwelt auf große Ereignisse gefaßt; aber der feindliche König hatte nur dunkle Ahnungen, die er durch steigenden Uebermuth und durch trügerische Unterhandlungen verscheuchte. Er mochte nicht an die Möglichkeit der Eintracht bei seinen Gegnern glauben. Doch als nun endlich noch vor Ostern des Jahres 1368 1368
an Einem Tage von siebenundsiebenzig hansischen Städten die Fehdebriefe im Königsschlosse eingelaufen, da soll Waldemar seinen Schrecken nur mühsam unter der schmutzigen Prahlerei versteckt haben:

Seeven und seventigh henſen
Hefft seeven und seventigh genſen
wo mich de genſen nich en biten
na der henſen frage ich nich en schiten.

So geht die Sage. Historische Thatsache ist, daß er mit den eilig zusammengerafften Schätzen in feiger Flucht sein Königreich verließ, und daß die Städte um Ostern mit der Kunde überrascht wurden, der König Waldemar sei am grünen Donnerstage auf und davon gegangen, und suche Hülfe bei Kaiser und Papst, und allen Potentaten der Christenheit.

Unbeirrt durch diese Kunde, eröffnete die Flotte der Westerlinge den Krieg im April mit der Eroberung von Norwegen. Die Burgen des thörichten Knaben Hakon wurden gebrochen, seine Städte verbrannt; seine Schiffe hinweg geführt; angstvoll bat er um Frieden. Gleichzeitig hatten vom Osten her die Osterlinge und Holsteiner die Arbeit begonnen. Jütland und die Inseln wurden von ihnen besetzt, und binnen wenigen Wochen lag des Dänenkönigs dreißigjähriges Werk in Trümmern. Kopenhagen, Helsingör, Nyköping, Falsterbo, Skanör fielen; eine

unglaubliche Menge von Schiffen und Gefangenen ward von den Orlogsschiffen heimgeschleppt, wobei die Rostocker sich hervorthaten; Jütland, Schonen und die Inseln waren widerstandslos im Besitze des Bundes. Indeß beruhigten sich die Verbündeten keineswegs bei diesen Erfolgen; sie hielten Bundestage, um das Weitere zu berathen; ihr Zweck war nicht, den Waldemar abzusetzen, aber zur Gerechtigkeit zu zwingen und ihm Garantien abzunehmen. So lange sollte der Krieg fortgesetzt werden; zugleich ward auf alle Zuträger gefahndet, die etwa dem Flüchtigen Geld aus Dänemark zukommen ließen, womit er an dem käuflichen Kaiserhof und bei der feilen Fürstenschaft des Reiches hätte Hülfe werben können. Allen Bürgern im Reiche ward geschrieben, wofern die Fürsten und Herren dem Dänenkönig etwa Beistand zu leisten gedächten, dem fleißig entgegen zu arbeiten, da sie, Gott sei ihr Zeuge, für aller Kaufleute Gerechtigkeit, durch Noth getrieben, nach unzähligen Mißhandlungen zu den Waffen gegriffen hätten. Es scheint nicht zweifelhaft, daß in der That die ganze deutsche Bürgerwelt an diesen Vorgängen den lebendigsten Antheil genommen hat. Nicht ein einziger Machthaber hat es gewagt, dem Waldemar Hülfe zu leisten; sie waren selbst genug in der Noth! und Markgraf Otto der Finne, der es versuchte, mußte schon 1369 die Waffen niederlegen. Die Hanse konnte nun in ihren Versammlungen festsetzen, daß ihre Beschlüsse für den gesammten deutschen Kaufmann im In- und Auslande Gesetze seien. Indeß ward das hohe Helsingborg, des Sundes Zwingburg, rastlos bestürmt. Eilboten standen bereit, um, sobald die Feste genommen sei, in alle Städte zu eilen und die Steinmetze zu holen, die das Nest vom Erdboden vertilgten. Schon dauerte, nur noch gegen diese Festung und einige minder bedeutende Burgen gerichtet, mit unverminderter Kraft der Krieg in's dritte Jahr. Vergebens bettelte Waldemar Hülfe; da endlich erschien der früher so hochmüthige Reichsrath, Adel und hohe Klerus von Dänemark unter dem Reichsstatthalter Henning von Putbus und dem Erzbischof von Lund persönlich vor den Bürgern im Rathhause zu
1370 Stralsund und schloß dann am 24. Mai 1370 den Frieden, welcher die Hanse als die Herrin des Nordens anerkannte. Nicht bloß wurden ihr als Entschädigung für Beeinträchtigung und Kriegskosten und da-

mit sie die sämmtlichen Einkünfte daraus beziehe, die wichtigsten königlichen Güter und Burgen, darunter Helsingborg, auf fünfzehn Jahre verpfändet, sondern auch bestimmt, daß König Waldemar bei Verlust seines Reiches den Vertrag zu besiegeln habe. Die dänischen Reichsstände verpflichteten sich ferner, hinfort keinen König mehr anzuerkennen, welcher nicht mit dem Rath der Hanse den Thron bestiegen, und zuvor zur Haltung ihrer Privilegien sich verpflichtet habe.

So ward die Hanse als Gebieterin des Nordens anerkannt, und wenn auch diese Zeit ihres höchsten Glanzes nicht von langer Dauer war, so blieben immerhin noch anderthalb Jahrhunderte nach dem Ausdrucke eines späteren Königs „die drei guten Kronen eine Kramwaare der Hansen". Nach vierjähriger vergeblicher Irrfahrt, ausgerüstet nur mit leeren Friedensbefehlen des Kaisers, kehrte Waldemar zurück. Er mußte das Geschehene am 1. November 1371 anerkennen. Seine Bitte um Zurückgabe der Schlösser wurde zurückgewiesen. Darauf bequemte er sich im Juni 1374 zur Untersiegelung der Ver- 1374
träge mit dem großen Staatssiegel von Dänemark. Er hatte noch den Schmerz, zu erfahren, daß sein Gönner, der Kaiser Karl, der eben Huldigung empfangend durch die Marken zog, den siegreichen Bürgern Gnadenbriefe sandte. Nun bemühte sich der Dänenkönig, den Holsteinern Schleswig zu nehmen. Aber auch dies mißlang ihm. 1375
Müde und verstimmt starb er folgenden Jahres, der letzte aus dem Hause der Estriden, in demselben Oktober-Monat, als Kaiser Karl der Stadt Lübeck zum Zeichen seiner Huld einen ehrenvollen Besuch machte.

Wir haben hier, soweit es der schmale Raum nur gestatten mochte, von einer der merkwürdigsten Begebenheiten unserer Geschichte berichtet. Leider haben unsere hansischen Voráltern ihre Großthaten nicht aufgeschrieben; sie hatten keine Homere, wie die Ritterkönige; einfach und nüchtern wie ihr Wesen war, sind auch ihre Geschichtsquellen: etliche Urkunden, und der dürftige Bericht der erst später wieder aufgenommenen lübischen Raths-Chronik — weßhalb der wackere Reimar Kock schon im 16. Jahrhundert klagte, „daß man in Dänemark mehr davon zu sagen weiß, als in diesen Städten." — —

Die hansische Welt hatte sich damals auch am nordöstlichen Saume in den Ländern des deutschen Ordens mit nationalem Ruhme be-

deckt. Dort vertheidigten die Ritter und Bürger in heroischen Kämpfen und in der siegreichen Schlacht bei Rudau am 17. Februar 1370 das Vaterland gegen die Litthauer. Gehörten die Bürger des preußischen Viertels zu den kräftigsten und tüchtigsten der Hanse, so zeigte sich hier auch das monarchische Regiment, unter dem großen Hochmeister Winrich von Kniprode durch hohen und erleuchteten Sinn von seiner wohlthätigen und fördernden Seite. Der Hochmeister war ein großer Staatswirth, Administrator und Feldherr. Er schloß Handelsverträge mit allen Mächten der Christenheit; er machte die Bürger zugleich reich und wehrhaft, gründete die Schützengesellschaften der preußischen Städte und verband sie zu einer großen Miliz. Streng auf Zucht und Ehrbarkeit haltend, war er auch ein Freund der Wissenschaft und gründete städtische Bildungsanstalten in Königsberg, Elbing, Marienburg. Die Regierung dieses Hochmeisters (1351—1382) war die goldene Zeit der Ordensländer.

Die Macht und Bedeutung der Hanse konnte einem so klugen Staatsmanne wie dem Kaiser Karl nicht entgehen und da er sich im Herbste 1375 erhob, um die Herren in Lübeck mit der Kaiserin zu besuchen, soll er mancherlei Pläne gehabt haben. Er wollte, wie es heißt, die Lübecker bestimmen, die hansischen Verkehrswege über Böhmen zu nehmen, und in Prag einen hansischen Stapel gründen; er hatte längst den Plan, die Moldau schiffbar zu machen, und durch Kanäle die Elbe mit der Ostsee, die Moldau mit der Donau zu verbinden, u. s. w. Auch soll er den Wunsch gehegt haben, Oberhaupt der „gemeinen Hansa" zu werden. So sollten die Hansen, nachdem sie nicht dänisch werden wollten, wohl gar böhmisch werden. Aber so klug es der alte listige Kaiser nun auch anfing, die Herren in Lübeck waren doch noch klüger. Mit großen Feierlichkeiten ward der hohe Gast vor dem Burgthore von Bürgermeistern und Rath, vom Klerus und der patricischen Zirklergesellschaft empfangen. Vor ihm her ritt ein Rathsherr mit den Schlüsseln der Stadt. Dann folgte der Herzog von Sachsen mit dem Schwerte; dann Markgraf Otto der Finne mit dem Scepter, dann folgte der Kaiser unter einem prachtvollen Baldachin, den vier Bürgermeister trugen; zwei Bürgermeister führten das Pferd. Gleiches geschah der durch ihre herkulische Kraft berühm-

ten Kaiserin. Die bewaffneten Zünfte mit fliegenden Fahnen schlossen den Zug, der sich durch ein Spalier geputzter Frauen, unter dem Schalle von Pfeifen, Zinken und Bungen (Pauken) durch die engen, reich geschmückten Straßen der Stadt mühsam fortbewegte. Zehn Tage lang, so lange der Kaiser verweilte, dauerten Tag und Nacht die Ritterfeste, Nachts hing vor jedem Hause eine Leuchte. So viel Ehre und Freude gefiel dem alten Kaiser gar wohl, nur zu ernsten Geschäften blieb keine Zeit übrig, und als er in gnädiger Unterhaltung die Rathsherren als „Herren" betitelte, und ihnen versicherte, daß nach Ausweis seiner Urkunden ihnen, sowie denen Consuln von Rom, Venedig, Florenz und Pisa dieser Ehrengruß zustehe, weil sie kaiserliche Räthe seien, wiesen sie in Demuth so hohe Ehre von sich. So zog er unter großem Gepränge wieder ab; das Thor ließ der Rath auf ewig hinter ihm vermauern, damit Niemand die Stelle betrete, wo ein Kaiser eingezogen.

Ganz anders als in Lübeck war Karl auf dem Wege dorthin vor Erfurt empfangen worden. Diese trutzige Stadt ward von seinen guten Freunden, den Thüringer Landgrafen, wieder hart bedrängt; nach dem Tode der Mainzer Erzbischöfe Gerlach (1371) und Johann (1373) hatte nämlich die kaiserliche Politik gegen die Wahl des Kapitels, die auf Adolf von Nassau fiel, die Ernennung des Landgrafen Ludwig des Tänzers in Avignon durchgesetzt, wogegen sich u. A. auch die Stadt Erfurt trotz Reichsacht und Kirchenbann gewaltig zur Wehr setzte. Fünf Monate ward Erfurt damals belagert, und erst nach Schließung eines Waffenstillstandes konnte der Kaiser einziehen. Da erstaunte die Kaiserin über die ungeheure Volksmenge, die nach so langer Einschließung noch Lebensmittel in Fülle hatte, und wie die Gemeine rastlos fortfuhr, Festungswerke zu bauen und Kanonen zu gießen. Ja schon hatte der Rath auch im Sinne, eine Universität zu gründen, wie es der Kaiser in Prag gethan.

Derselbe Herbst, welcher dann des Kaisers prunkenden Einzug in Lübeck sah, brachte den Städten des oberen Reiches Gäste von ganz anderer Art. Herr Engelram von Coucy, noch immer unbefriedigt durch Habsburgs Erben, ließ zum zweiten Male, dies Mal mit vorgeschützter kaiserlicher Erlaubniß, ein großes Söldnerheer auf Deutsch-

land los. Nach einem uns erhaltenen Soldvertrage dieses Herrn mit einem Hauptmann Ivan aus Wales sollten alle beweglichen Güter und zwei Drittheile der Menschen den Soldaten, ein Drittheil sowie die sämmtlichen Städte und Festen dem fürstlichen Unternehmer zufallen. In 24 Capitanien abgetheilt, 40,000 bis 80,000 Mann stark, überstieg der ruchlose Haufen die Vogesen und überschwemmte plündernd und brennend den Elsaß. Von den Gefangenen, die er machte, mußten sich die reicheren mit Gold und Pferden, die ärmeren mit Schuhen, Hufeisen und Nägeln loskaufen. Der Herzog Leupold, der Graf von Württemberg und andere Herren schlossen sich in Breisach ein, von den offenen Orten ließen sie zuvor etliche niederbrennen, die übrigen darunter Königsfelden, verbrannte der Feind. Schon wollte er auch den Rhein überschreiten, aber Straßburg wehrte ihm den Uebergang und nicht eine einzige unserer gut bewachten Städte konnte er erobern. Denn jene Grenzen und Bollwerke des Reiches, am Elsaß und am Sunde, waren damals in den Händen unserer ihr Vaterland liebenden Bürger wohlverwahrt. Die Feinde zogen endlich, eine Wüste dahinten lassend, im December in den Aargau. Von den Schweizern wurden sie übel empfangen und Viele erschlagen; Hunger und Frost trieb die Uebrigen um Weihnacht in den Sundgau zurück und sie verliefen sich zuletzt. Herzog Leopold fand sich endlich mit Herrn Engelram von Coucy ab, nachdem er durch seine Halsstarrigkeit unsägliches Elend über das Land gebracht hatte.

Wenden wir uns zum Kaiser Karl zurück. Es war sein sehnlichster Wunsch, den für sein Reich so vortheilhaften Besitz der deutschen Krone auch seinem Sohne und Nachfolger Wenzel zu vererben, den er schon als Kind mit der böhmischen Krone schmücken ließ. Er kannte aber die Politik genug, um zu wissen, daß, sobald er die Augen zugethan, ihm seine sämmtlichen Urkunden und auch die urkundlichen Versicherungen, man wolle den Wenzel zum Kaiser wählen, Nichts helfen würden. Daher galt es, demselben die Krone noch bei des Vaters Lebzeiten zu verschaffen. Dazu freilich waren die Kurfürsten nicht ohne Gegenleistungen zu bewegen, und diese Gegenleistungen mußte wie immer die deutsche Nation bezahlen. Schon vorher waren die Städte behufs der Landerwerbungen des Kaisers mit außerordent-

licher Steuer in einer Weise heimgesucht worden, welche den schwäbischen Bund zum Kriege wider das Reich trieb, und dem Grafen von Württemberg auf's Neue Gelegenheit bot, als kaiserlicher Executor die Städte mit einem mächtigen Heere zu brandschatzen (1373 — 1374). Ulm allein mußte, trotz aller Privilegien, 52,000 Goldgulden zahlen. Von den Summen, welche dann seit dem Winter 1374 an die Reichsfürsten flossen, giebt zwar nur noch eine Verschreibung für den Kölner und eine Quittung über Baarempfang vom Trierer Zeugniß; jede lautet auf etwa 40,000 Goldgulden. Doch hieß es später, Karl habe jedem Kurfürsten 100,000 Goldgulden verheißen und ihnen dafür den Rhein verpfändet, wo sie beliebig Zölle errichteten. Doch sträubten sie sich anfangs; wurde doch ihr eigenes Gesetz, die goldne Bulle, durch eine Wahl ohne Reichserledigung verletzt; sie machten vielleicht nur als Ausflucht die Zustimmung auch der übrigen Reichsfürsten, sowie des Papstes zur Bedingung. In ersterer Beziehung bot sich dem Kaiser ein einfaches Mittel dar; er brauchte den mächtigsten Landherren nur wieder Reichs-Städte zu verpfänden. Auf diese Weise wurde z. B. der weitgefürchtete, siegreiche Rauschebart gewonnen. Die Zustimmung der Curie erlangte der Kaiser, indem er den Grundsatz des Kurvereins und der goldenen Bulle verläugnete und in den demüthigsten Ausdrücken um Erlaubniß bat, seinen Sohn Wenzel wählen zu lassen; — eine Bitte, welche sehr bereitwillig erfüllt ward, nachdem Wenzel alle Versprechungen, zu denen sein Vater einst als Pfaffenkönig verstanden, wiederholt hatte.

Auch die Mainzer Schwierigkeiten umging der Kaiser in derselben Weise, wie einst bei seiner Thronbesteigung; er erkannte schließlich auch den Adolf von Nassau an, so daß das Reich wieder zwei Mainzer Erzbischöfe im anerkannten Besitze von Stiftsländern sah.

So traten denn die Kurfürsten am 6. Juni 1376 wieder auf 1376
dem alten Königsstuhle zu Rense zu einer Vorwahl zusammen, in deren Folge vier Tage später zu Frankfurt am Main Wenzel als römischer König in Gegenwart eines päpstlichen Legaten erwählt und ausgerufen, und am 6. Juli zu Aachen gekrönt ward. Böse Händel begleiteten den Act. Auf einem weiten Umwege mußte der Krönungszug abbiegen, denn die Bürger von Köln hielten den Rhein besetzt;

sie lagen im Kriege gegen ihren Kurfürsten, welcher die neuen Zollrechte geübt und den Handel beschädigt hatte. Während dann die Herren Krönungsfeste gehalten, haben die Kölner Deutz niedergebrannt. Auch schlossen an demselben 6. Juli, wo Wenzel zu Aachen gekrönt ward, die schwäbischen Städte einen neuen Bund „wider Jedermann, der sie bekümmern und mit Schatzung und Versetzen von ihren Rechten und Freiheiten verdrängen werde, das Recht des heiligen Reiches ausgenommen". Bald genug war kund geworden, daß zum Hohne früherer theuer bezahlter Verheißungen wiederum die Württemberger zu Reichsvögten gemacht, und neue, unverschämte Schatzung ausgeschrieben sei. Hierauf verweigerte der Bund dem neuen König Wenzel zu huldigen, „weil neue Schatzung dabei sei". Mit großer Heeresmacht, mit Fürsten und Herren zog der Kaiser in seinen alten Tagen noch ein Mal in den Bürgerkrieg; aber vergebens belagerte er das wohlvertheidigte Ulm; er sah sich genöthigt, den Kampf einstweilen aufzugeben. Ein Waffenstillstand ward geschlossen, von den Alpen bis in's Frankenland, von Augsburg bis Nürnberg, rüsteten indeß die Bürger, gossen Kanonen, bauten Thürme, Wälle und Schanzen. Dann brach der Krieg wieder aus. Grafen und Ritter wurden in vielen
1377 Gefechten besiegt, die Reutlinger schlugen am 14. Mai 1377 das Heer des Grafen Ulrich dicht vor ihrer Stadt; viele Herren wurden niedergestochen, Graf Ulrich floh verwundet in die Feste Achalm. Heftiger als je hatten auch die Eßlinger den Erbfeind auf seinem eigenen Boden angegriffen. Als nun der Kaiser bemerkte, daß die Bürger das Uebergewicht hatten, und der Abfall aller Städte im Reiche zu fürchten war, ließ er den Wenzel einlenken und eine Sühne aufrichten. Gegen Aufhebung der den Grafen verliehenen Vogteien, sowie gegen wiederholte Zusicherung der Unverpfändbarkeit und des Bündnißrechtes ward dann endlich die verweigerte Huldigung geleistet. Graf Eberhard der Greiner und seine Verbündeten setzten zwar den Kampf auf eigene Hand fort, blieben aber im Nachtheil, die vom Bodensee mit den Eßlingern verwüsteten das Land rings um Stuttgart und berannten die Feste selbst. Etlichen anderen Herren, so dem Würzburger vor Rothenburg, erging es nicht besser.

Indeß mochte der alternde, von körperlichen Leiden heimgesuchte

Kaiser das Ende nahen fühlen. Anfangs 1377 nahm er eine Theilung seiner Länder zwischen den Söhnen Wenzel, Sigmund und Johann vor. Das Ganze sollte unter Wenzel's Scepter vereint bleiben, Sigmund jedoch unter böhmischer Hoheit Brandenburg, Johann das neucreirte Herzogthum Görlitz regieren. Um dem künstlichen Gebäude noch äußere Stützen zu sichern und die Orte noch einmal zu sehen, wo er die Kinderjahre verlebt und seine Bildung empfangen hatte, zog Karl dann am Schlusse des Jahres 1377 mit dem König Wenzel durch Engern und Westfalen nach Paris. Unterwegs empfing ihn die alte Stadt Dortmund mit hoher Ehrfurcht, ward aber gleichwohl vom Herzog Albrecht von Sachsen um Geld gebüßt, weil das Thor und die Gassen für eine kaiserliche Einfahrt viel zu niedrig und enge waren. Der Kaiser erfreute die Stadt mit pergamentenen Ehren, aber daß er sie insgeheim an den Kölner als Preis der Kurstimme verhandelt habe, davon sagte er ihr nichts. Mit Ehrfurchtsschauern sahen ihn die treuherzigen Westfalen scheiden; bald genug sollten sie Anlaß haben, sein Andenken zu verwünschen. In Paris stellte er dem Könige Karl V. seinen Sohn, den König Wenzel, vor; er besuchte die Gräber seiner Verwandten, und pries laut all das Liebe und Gute, das er von ihnen gehabt. Welche sonstige politische Zwecke er in Paris erreicht habe, ist unbekannt. Man vermuthet jedoch, daß es die Sorge um das Papstthum und die Kirche und die Voraussicht des bald nachher wirklich eingetretenen ungeheuern Aergernisses gewesen sei, welche ihn getrieben habe, sich wegen der zu treffenden Maßregeln mit seinem Neffen von Frankreich zu verständigen. Es bestand ein offener Bruch im Kardinals-Kollegium. Die französischen Kardinäle hatten den Urban veranlaßt, wieder nach Avignon zurückzukehren, dessen kräftiger Nachfolger Gregor XI. zog wieder nach Rom, aber ein Theil der französischen Kardinäle blieb zurück; ein Schisma und Erschütterungen standen bevor, welche von der heiligen Catharina von Siena mit prophetischem Geiste geweissagt, aber auch vom Kaiser Karl geahnt werden mochten und bei der kirchenfeindlichen Stimmung aller Nationen in ihren Folgen gar nicht zu übersehen waren. Ihnen vorzubeugen, war des Kaisers sehnlichster Wunsch.

Dieser letzte Wunsch seines Lebens ist ebensowenig erfüllt wor-

den, als die Zukunftsträume für sein großes Böhmenreich. Es war kein Segen bei seinem Werke. Eine Gewitterschwüle lag über dem Reiche und der Kirche. Zu Todeskämpfen gerüstet standen sich Fürsten und Völker gegenüber. Gelang es auch auf dem Reichstage zu
1378 Nürnberg im August 1378 die schwäbischen Städte dadurch zu beschwichtigen, daß er die Vogtei den Grafen von Wirttemberg gänzlich abnahm, so war doch vorauszusehen, daß sein Tod das Signal zu einem allgemeinen Zusammenstoß der Parteien sein werde. Nun kam auch die Kunde, daß, nachdem Papst Gregor in Rom gestorben und die Kardinäle aus Angst vor dem römischen Volke zur Wahl eines Italieners, des hochfahrenden und grausamen Urban VI. geschritten seien, die französische Partei sich getrennt, und den von Frankreich und Neapel unterstützten Franzosen Clemens VII. am 20. September 1378 gewählt habe. Noch hatte Karl Zeit, seinen Kummer und seine Besorgnisse über dieses Ereigniß allen Fürsten der Christenheit und auch dem Gegenpapste Clemens zu schreiben, und zur Anerkennung des römischen Papstes dringend aufzufordern; wenige Tage später, am 29. November 1378, machte das schleichende Fieber seinem Leben auf dem Schlosse zu Prag ein Ende. Er war 63 Jahre alt geworden. Mit großem Pompe begrub das wehklagende Böhmenvolk die Leiche in der Königsgruft zu St. Veit. Im deutschen Reiche aber, soweit es eben nicht zum böhmischen Reiche gehörte, ward die Kunde dieses Todes von den Meisten mit Gleichgültigkeit, von Vielen mit Verwünschungen aufgenommen.

Die Grundsätze der Staatskunst Karls IV. hat der Straßburger Chronist von Königshoven vortrefflich in den Ermahnungen ausgedrückt, die er den Kaiser an dessen Sohn und Nachfolger Wenzel richten läßt: „Lieber Sohn!“ soll er gesagt haben, „nimm wahr und lerne Weisheit von mir! Habe Deine Freunde und Güter lieb, denn die Güter haben Dich zum Herrn und obersten König gemacht! — — und halte Dir den Papst, die Pfaffheit und die Teutschen zu Freunden — — und was Du mit Güte bekommen kannst, da lasse den Krieg! — —“ Noch schärfer hat der Kaiser selbst seinen Standpunkt bezeichnet; er rühmte sich gern der Kunst, „aus der Thorheit

der Anderen den Nutzen zu ziehen!“ Und das ist ihm auch vermittelst seiner persönlichen Ueberlegenheit im höchsten Grade gelungen; mitten in einer schiffbrüchigen Staatenperiode wußte er einen großen Staat zu improvisiren, in Reich und Kirche Alles dreißig Jahre lang in der Schwebe zu erhalten, und seinem engeren Vaterlande eine Zeit glänzender Erinnerungen zu hinterlassen. Immerhin ein Ruhm, der nur wenigen Sterblichen beschieden ist! Aber das glänzende Gebäude war doch nur auf Sand gebaut; unentschieden und ungeheilt blieben die tiefsten Gebrechen, Streitigkeiten und Bedürfnisse der Zeit. In der Kirche, im Reiche, ja in Böhmen selbst standen sich die feindlichsten Elemente gegenüber. Ungeheure Stürme zogen, dem brechenden Blicke noch sichtbar, bereits am Horizont herauf und wurden seinen Nachfolgern als ihr verhängnißvollstes Erbe zu Theil.

Zweites Kapitel.

König Wenzel.

Charakter Wenzels. Seine anfängliche Regierung in Böhmen und im Reiche. Zustände Deutschlands. Der große schwäbische Städtebund. Fürsten- und Adels-Bund. Vermittlungs-Versuche. Heidelberger Stallung. Konstanzer Bündniß. — Siege der Schweizer. Schlachten bei Sempach und Näfels. Niederlagen der schwäbischen und rheinischen Städte. Schlachten bei Döffingen, Worms und Frankfurt. Auflösung des Städtebundes. Der Egersche Landfriede. Wenzels Kämpfe mit dem böhmischen Herrenbund, seine Gefangenschaft. Seine Bemühungen um Abstellung des großen Kirchenschisma. Seine Absetzung vom Reich. Ueberblick über Deutschlands innere und äußere Lage.

Siebenzehn Jahre alt folgte der bereits ans Reich gewählte und gekrönte König Wenzel seinem Vater ohne Hinderniß auf beiden Thronen. Nicht ohne Grund setzte man große Hoffnungen auf ihn; denn die Natur hatte ihm schöne Eigenschaften mitgegeben und er war sorgfältig erzogen worden. Er war in vieler Hinsicht das Gegentheil seines Vaters: ein großer schöner Mann von offenem, wie es scheint nur zu offenem und gutmüthigem Wesen, aufgeweckten, witzigen Geistes, mit gelehrten Kenntnissen ausgerüstet; er war freigebig und liberal, von tiefem Rechtsgefühl und entschieden dem Volke zuneigend. Leider war er von seinem für das eigene Blut allzu zärtlichen Vater verzogen worden. Schon als zweijähriges Kind trug er eine Königskrone, unterthänigste Diener umgaben den Knaben, vornehme Herren lagen vor ihm auf den Knieen und ließen sich belehnen; sein Vater ließ, um die Wahl des Sohnes zu betreiben, öffentlich verkündigen, ein Königssohn werde früher klug, als andere Menschenkinder. So ward der junge König sehr stolz und eifersüchtig auf seine selbstherrschende Würde; dabei war und blieb er aber doch sehr von Anderen abhängig; denn er hatte zwar vielerlei gelernt, nur nicht, sich selbst zu beherrschen: nicht in der Schule des Lebens war er aufgewachsen, wie sein Vater, sondern unter der ängstlichen Sorge und Aufsicht seiner gelehrten Erzieher. Daher blieb sein Charakter bei allen schönen Anlagen unfertig und schwach, er überließ sich oft der Leidenschaft

des Jähzornes, dem Trunke und langen Perioden der Trägheit. Dann lag Wenzel, der ein großer Jäger war, und aus ganz Europa Jagdhunde aufkaufen ließ, auf einem seiner Jagdschlösser, zu Bürglitz, Karlstein, Bettlarn, wo er sich überhaupt gewöhnlich aufhielt, Wochen lang dem Waidwerk ob, unbekümmert um Alles was draußen in der Welt vorgehe. Was ihm aber wohl am meisten schadete, war die Offenheit, womit er seine, an sich vollkommen gerechte Verachtung gegen den verderbten Klerus und Adel, welche von seinem Vater behutsam geschont und wenigstens äußerlich geehrt worden, rücksichtslos an den Tag legte.

Mit Hülfe tüchtiger Rathgeber rechtfertigte und übertraf Wenzel während des ersten Jahrzehends seiner Regierung in Böhmen die Hoffnungen des Landes, und zeigte sich als einen gerechten und eifrig auf das Wohl seiner Unterthanen bedachten Fürsten. Bis zum Jahre 1387 herrschte nach den Berichten der Zeitgenossen eine fabelhafte Ruhe und Sicherheit in Böhmen, ja man konnte sogar mit Gold und Silber über Land reisen, ohne angefallen und ausgeplündert zu werden. Handel, Gewerbe, Bergbau, Ackerbau standen in beispielloser Blüthe. Eine entschiedene Vorliebe zeigte Wenzel für das städtische Wesen und für das deutsche Element in Böhmen. Den Stadtgerichten gab er ausgedehnte Strafgewalt auch über die Landbezirke, machte sie zu Richtern in Fiscalprozessen, und unterwarf auch die Geistlichen ihrer Jurisdiction ꝛc. Den Prager Magistrat besetzte er fast ganz mit Deutschen. Es hing dies wohl mit seiner gegen den böhmischen hohen Adel gerichteten Politik zusammen. Die adligen Reichsämter verloren ihre Bedeutung; als wirklicher Minister und Beamten bediente sich Wenzel, zumal nach dem Hintritt seiner älteren Räthe, einer Anzahl vortrefflicher, gleichgesinnter Männer aus dem niederen Adel und dem Bürgerstande. Er selbst ging oft verkleidet unter das Volk, um die Polizei zu controlliren und hatte es dabei namentlich auf die Fleischbänke und Brodbuden abgesehen, in denen dem armen Volke falsches Gewicht gereicht wurde. Oft durchzog er Nachts unerkannt die liederlichen Häuser und ließ alle Geistlichen, die er daselbst fand, sammt ihren Dirnen an den öffentlichen Pranger stellen. Fand sich irgendwo ein sittenreines Stift oder Kloster, so

ward es zur Auszeichnung und Aufmunterung mit Gnaden überschüttet. Als die Breslauer Geistlichkeit um ein Faß defraudirten Bieres, welches der Rath dem Domdechanten confiscirt hatte, den Gottesdienst einstellte und die ganze Stadt in geistlicher Noth und Trübsal war, die Gebote des Königs aber vom Klerus in frecher Weise mißachtet wurden, statuirte er ein scharfes Exempel, er ließ den Abt einsperren, die Domdechanten vertreiben, die Güter einziehen und dem Volke Preis geben. Das war der Breslauer Pfaffenkrieg (1381).

Auch in Reichs- und Kirchen-Sachen zeigte Wenzel Anfangs löblichen Eifer. Mit Hülfe des Pfalzgrafen Ruprecht des Alten, des Kaisers Ludwig letzten Neffen, den er zu Heidelberg besuchte, nahm er sich des Landfriedens thätig an, freilich leider nur mit geringem Erfolge. Die deutschen Fürsten hatten vor dem jungen König, den sie als ihr Geschöpf betrachteten, so wenig Respect, daß sie seinen ersten Reichstag, den er nach Nürnberg ausschrieb, gar nicht besuchten. Desto eifriger folgten ihm die rheinischen und wetterauischen Städte, da er sie ermächtigte, die neuen Zölle mit Gewalt abzuthun, welche der Bischof von Speier zu Höchst und Kelsterbach eigenmächtig aufgerichtet und auch auf des Königs Befehl nicht eingestellt hatte. Die Verhandlungen der Reichstage, welche Wenzel in jenen Jahren zu Frankfurt und Nürnberg hielt, betrafen aber hauptsächlich das große in der abendländischen Kirche eingetretene Schisma. Vergebens hatte nämlich Kaiser Karl seine Boten an alle Höfe der Christenheit gesandt, sie zur Anerkennung des römischen, durch Grausamkeit verhaßten, Papstes Urban zu ermahnen. Von dessen Söldnern vertrieben, begab sich der französische Papst Clemens wieder nach Avignon. Frankreich, Spanien, Schottland erkannten ihn für den ächten Papst; um so eifriger schloß sich England dem römischen Papste an. Beide Päpste befehdeten einander nun mit geistlichen und weltlichen Waffen, und stürzten die ohnedies so tief zerrüttete Christenheit vollends in Verwirrung. Hatte auch die ganze Parteiung nur wenig Religion in sich, wurde sie auch fast durchweg von weltlichen und politischen Beweggründen bestimmt, so war sie deßhalb doch nicht weniger groß und verderblich. Durch den Absolutismus des Papstthums hatte das ganze hierarchische Gebäude allmählig die eigene selbständige

Lebenskraft der Glieder verloren, und wie einst im alten römischen Weltreiche mußte jede Erschütterung in der Spitze zerstörend bis in die untersten Glieder wirken, „denn," sagt der Straßburger Priester Königshoven, „schon hiervor bei alten Zeiten haben wohl oft zwei und drei Päpste viel dicke mit einander gestritten, aber dazumal hatte man nicht so viel mit den Päpsten zu thun; die Stifter, Klöster und Prälaten verliehen ihre Pfründen selbst und achteten nicht viel darauf, ob ein Papst oder viele Päpste waren; das gemeine Volk hielt sich an seine Leutpriester und an seine nächste Obrigkeit". — — Es waren drei Parteien in der Kirche: eine römische, eine französische, und eine dritte, weitverbreitete, welche keiner von beiden anhing. Zu dieser letzteren (der Neutralen, Indifferentisten) gehörten diejenigen frommen Männer, welche wie der berühmte Pariser Universitätsrector Heinrich von Langenstein aus Hessen (später Professor der Theologie in Wien) ein allgemeines Concilium zur Herstellung der Kircheneinheit forderten; ein Verlangen, dem sich die Universitäten zu Paris, Oxford, Prag anschlossen. Aber freilich, allgemeine Concilien etwa wie vor Alters vom Kaiser berufen, waren nach den Lehren des Papstthums eine arge Ketzerei und wurden von beiden Päpsten verworfen. Es ist die Frage, ob Karl eine solche Ketzerei überhaupt gewagt hätte. Jedenfalls hatte er sich, um die Wahl seines Sohnes durchzusetzen, dem Urban eng verbunden. Sein oberster Kanzler, der Erzbischof von Prag, welchen Urban zum Kardinal erhob, machte dessen Anerkennung unter Wenzel zu seinem wichtigsten Geschäft. Wenzel schrieb eigenhändige Briefe an die übrigen Könige, hatte eine Zusammenkunft mit Ludwig dem Großen von Ungarn und sicherte der römischen Curie die Anerkennung von Ungarn, Polen, England. Mit König Richard II. von England kam bald nachher eine noch engere Verbindung zu Stande; derselbe heirathete Wenzel's Schwester, die „gute Königin Anna," John Wycliffes edle Freundin, — eine Verbindung, welche für den geistigen Verkehr beider Länder wichtig wurde. — — Die größte und vergeblichste Mühe hatte er, um die deutschen Fürsten zur Uebereinstimmung zu bringen. Zwar wurden auf dem Reichstage zu Frankfurt am 28. Februar 1379 die Gesandten des französischen Papstes nicht vorgelassen, 1379

und die Anerkennung des römischen Papstes und seiner Nachfolger sogar zum Reichsgesetz erhoben, aber dieses Gesetz war wie alle Reichsgesetze weit davon entfernt, von den deutschen Fürsten gehörig befolgt zu werden. Die rheinischen Kurfürsten, von französischen Agenten bearbeitet, machten bald nachher Miene, von ihrem eigenen Gesetze abzufallen. Wenzel suchte sie persönlich an ihr Wort zu fesseln und sie ließen sich dafür von ihm nochmals das ausschließliche Recht verschreiben, Rheinzölle zu creiren. Der alte Pfalzgraf neigte sich ganz auf französische Seite und die beiden obersten Reichsfürsten, die Erzbischöfe von Mainz, welche Karl IV. beide anerkannt hatte, standen sich auch hier schroff gegenüber, Adolf von Nassau, von Urban verworfen, war für Clemens, bis endlich eine Abkunft zu Stande kam, wonach Papst Urban und Erzbischof Adolf sich gegenseitig anerkannten, und Ludwig der Tänzer mit Magdeburg abgefunden ward. Der eigene Vetter des Königs, Markgraf Procop, hielt es mit dem französischen Papste, weil sein Bruder, der ihm feindselig gegenüberstehende Jobst, auf Urban's Seite trat. Aehnlich stand es mit den Habsburgern. Hatte Albrecht mit dem Zopfe den Urban anerkannt, so stand der biderbe Leupold entschieden auf des Clemens Seite, der ihm dafür außer kirchlichen Hoheitsrechten jährlich 120,000 Ducaten und Kriegshülfe vom König Karl von Frankreich zusicherte, falls es nämlich zum Reichskriege komme. Doch soviel war den streitenden Fürsten an ihren Päpsten nicht gelegen. Wenzels Kircheneifer nahm überdies nach dem bald erfolgenden Tode seiner alten Minister bedeutend ab, zumal Urban selbst es durch seine Anmaßungen auch mit ihm verdarb. Wenzel weigerte sich, einen Krieg gegen Frankreich anzufangen und die Verträge zu brechen. Er war nicht der Ansicht, daß man Schismatikern keine Verträge halten dürfe. Heftige Briefe wurden gewechselt und ohne sich weiter um den grollenden Papst zu kümmern, erneuerte Wenzel das Bündniß seines Vaters und Großvaters mit dem französischen Vetter. In Italien machte er sich sogar den Johann von Anjou, welcher auf einem Eroberungszuge gegen Neapel den Urban bekriegte, sowie den Johann Galeazzo Visconti, der Norditalien beherrschte und von Wenzel als Reichsvicar bestätigt wurde, zu Freunden. Man sieht, die Prager Politik blieb sich nach außen gleich: sie wollte es eben mit keinem Mächtigen verder-

ben. Auch die Bündnisse mit beiden Linien des Hauses Habsburg wurden erneuert; und insbesondere Herzog Leupold mit außerordentlicher Gunst bedacht. Ihm verlieh Wenzel schon bald nach seiner Thronbesteigung, „um der getreuen Dienste willen, die Leupold gethan habe und noch thun solle," die Landesvoigteien, Einkünfte und einzulösenden Pfandschaften von Ober- und Niederschwaben.

Diese Verschreibung führt uns wieder mitten in die inneren Zustände des Reiches zurück. Es scheint, daß der junge Lützelburger des kräftigen Habsburgers bedurfte, als einer Stütze gegen die Wittelsbacher, nämlich gegen die kriegerischen Söhne des 1377 gestorbenen Herzogs Stephan, Enkel des Kaisers Ludwig, sowie gegen die gleichfalls sehr unternehmenden jüngeren Pfalzgrafen und den verschwägerten Nürnberger Burggrafen Friedrich V., die sich alle wieder gewaltig regten, auf Eroberung und Ausbreitung ihrer Herrschaft ausgingen, Wenzel's Besitzungen bedrohten und, wie er selbst glaubte, bereits damals auf seinen Sturz sannen. Daher wollte er sich vermuthlich den berühmten Helden Leupold zum Freunde machen und die schwäbischen Städte sollten wiederum die Kosten zahlen. Nachdem sie in schweren Kämpfen des alten Eberhard sich endlich entledigt, setzte man ihnen jetzt einen Fürsten zum Voigt, welcher gefährlicher war, als alle früheren. Sie beschlossen unverzüglich, von ihren urkundlichen Rechten Gebrauch zu machen und der vertragswidrigen Verpfändung sich zu widersetzen. Ihrer dreiunddreißig schlossen zu diesem Ende im Juni 1379 ein Schutz- und Trutzbündniß untereinander und mit den Wittelsbachern. Diesem großen schwäbischen Städtebunde, welchem bereits auch fränkische Städte angehörten, traten am 17. Juni 1381 ein rheinischer Städtebund mit Frankfurt, bald nachher Regensburg, folgenden Jahres die wetterauischen Städte, im Jahre 1384 auch Nürnberg, endlich Basel, hinzu. Fast schien es, als ob dieser Städtebund, wie einst zur Zeit des Interregnums der große rheinische, an entfernten Punkten anknüpfend, allmählig ganz Deutschland in seine Kreise ziehen, die deutsche Nation noch einmal über ihre dynastischen, erbärmlichen Raufereien hinweg in einen großen Nationalverband zusammenführen, der deutschen Geschichte eine edlere Form, einen würdigeren Inhalt geben werde. 1381 bis 1384

Die politischen Zustände Deutschlands hatten damals eine Gestalt angenommen, welche allerdings an die Zeiten des Interregnums lebhaft erinnert. So weit noch von einer Reichsregierung die Rede sein konnte, hatten sich die Fürsten derselben schon unter Kaiser Karl vollends bemächtigt. Ohne Furcht und Achtung vor seinem jugendlichen Nachfolger, betrachteten sie denselben nur als ihr Geschöpf. An einen ernsthaften Landfrieden war schon deßhalb nicht zu denken, weil die Reichsfürsten „einig nur dann, wenn es gemeinnützige Maßregeln zu vereiteln galt", darin eine Beschränkung ihrer Ungebundenheit erblickten, oder gar, wie einer unserer älteren Forscher bemerkt, „weil sie es nicht leiden wollten, wenn Unruhen gestillet würden, weil sie hieraus sich zu bereichern und ihre Ländereyen zu erweitern pflegten, wie denn leicht mit unzähligen Beyspielen bewiesen werden könnte, was ein jeder Fürst während diesen Unruhen an sich gerissen, so aber zu erzählen nicht gar rathsam wäre." — — — In der That, wohin wir ins deutsche Reich blicken, sehen wir die Fürsten um jene Zeit mit Eroberungskriegen und Ausbreitung ihrer fürstlichen Herrschaft, sowohl nach außen als nach innen, beschäftigt, ein Streben, welches den Grundzug der Zeit bildet. — Die berühmtesten Eroberer und Erwerber, namentlich der süd- und mitteldeutschen Dynastien, fallen in jene Epoche; ein Leupold und Eberhard der Greiner in Schwaben, die Söhne Stephans mit der Hafte in Baiern, die Pfalzgrafen Ruprecht I., II. u. III. am Rhein, Burggraf Friedrich V., Conquestor genannt, weil er endlich den dritten Theil von Franken unter sich gebracht hatte, in Hessen Hermann der Gelehrte, der sich in der Wetterau ausbreitet u. s. w. Diese Fürsten fehdeten theils gegen andere Herren, allenthalben aber wider die Städter. So haben Regensburg und Augsburg mit den Baiernherzögen, Basel und Colmar mit Habsburg, die fränkischen Städte mit dem Burggrafen, dem Würzburger ꝛc. zu streiten; am Rheine fehdet der Pfalzgraf heftig mit dem Mainzer, die Reichsstädte haben Noth, sich beider zu erwehren. Trier kämpft heroisch gegen seinen streitbaren Erzbischof Kuno von Falkenstein. In der Wetterau, in Franken, in Schwaben, am Rhein, in Thüringen und Westfalen ringen die Städte auf Tod und Leben mit dem Adel, dessen Bünde nun wie Pilze allenthalben aus dem Boden

schießen, die vom St. Georgenschild und vom heiligen Wilhelm in Schwaben, die Westerreicher am Oberrhein, die Hörner und Sterner in Hessen, die Falkner und Bengler in Westfalen und mächtig und gefürchtet vor Allem die Gesellschaft vom „brummenden" Löwen am Rhein. In Hessen dankt der habgierige Landgraf Hermann dem treuen Volke mit Vernichtung seiner Rechte und Gelderpressung. Vor dem einmüthigen Widerstande der niederhessischen Städte, die am 4. Januar 1376 auf dem Rathhause zu Kassel beschließen, „daß sie in billigen und rechtlichen Dingen des Landgrafen gehorsame Bürger bleiben, aber das Ungeld niemals bezahlen wollen," muß der Tyrann zwar nach heftigem Kampfe gegen die „Eidgenossenschaft diesseits des Spießes" seine Forderung fahren lassen, doch nur um bald darauf Eide und Verträge zu brechen. In den welfischen Ländern tobt seit dem Jahre 1369, wo Herzog Wilhelm von Lüneburg gestorben, ein achtzehnjähriger Erbkrieg zwischen Sachsen und Braunschweig, während zugleich die Städte Hannover und Lüneburg gegen die Herzöge von Braunschweig, die Stadt Braunschweig gegen den „tollen Hund," Herzog Otto den Quaden zu kämpfen haben. In Westfalen sehen sich die Dortmunder vom eigenen Stuhlherrn ihres Freigerichts überfallen; sie lassen den jungen Grafen köpfen, die Gräfin verbrennen; mit Wenzels Einwilligung besetzen sie hierauf den berühmten Freistuhl selbst; dann wird die vielbegehrte Stadt auf den Grund heimlicher Verpfändung durch Kaiser Karl vom Kurfürsten von Köln und einer zahlreichen Fürstenschaft belagert, erwehrt sich aber in heißer Gegenwehr auch dieses Feindes. Und so könnte man diese Aufzählung leider noch Bogen lang fortsetzen.

Es wird aber nach diesem Ueberblicke gestattet sein, dem schwäbischen Städtebund eine ähnliche Stellung anzuweisen, wie einst dem rheinischen: hervorgerufen durch die Noth, zunächst auf Vertheidigung seiner Rechte gerichtet, würde er doch in consequenter Durchführung nothwendigerweise zu einer Wiederherstellung des Reiches geführt haben. Aber freilich, sehen wir näher hin, so können uns auch die tiefen Unterschiede, die Früchte eines weiteren hundertjährigen Reichsverfalles, nicht entgehen. Unter dem König Wilhelm bestand das Reich, wenigstens in den Reichsstädten, noch in seiner alten vollen Kraft und Gel-

tung, und wie wir damals sahen, war die Erhebung des Städtebundes schon ganz von selbst gleichbedeutend mit der Wiederherstellung des Reiches; seine Beschlüsse wurden auch ohne Weiteres zu königlichen Gesetzen; er hatte keine anderen ausgesprochenen Feinde, als die Unterdrückung und den Straßenraub; — fast alle Fürsten und Herren beeilten sich damals, lediglich als Mitglieder beizutreten. Er umfaßte fast ganz Deutschland von den Alpen bis zur Nordsee. Wie anders jetzt! Verschollen scheint der politische Zusammenhang mit Norddeutschland; Thüringen, Hessen, Westfalen, Brandenburg, die Hansen, die Niederrheinischen, bleiben fern; der Main bildet fast die nördlichste Grenze der Conföderation; die meisten oberländischen und elsässischen Städte, die Schweizer Eidgenossen und viele Andere verweigern den Beitritt; nur widerwillig, mit Vorbehalt und Mißtrauen, schließen sich die rheinischen Städte an. Die „Alten und Weisen" von Straßburg sagen, „wozu sie den Schwaben alle ihre Kriege sollten austragen helfen: man solle sich hüten, keinen Bund zu machen über den Rhein. Das bringe nach alter Erfahrung nur Kosten und Kummer." Weit entfernt, den König zur Besitzergreifung einzuladen, ist der Bund im Gegentheil darauf gerichtet, die republikanische Selbständigkeit seiner Glieder gegen den König und dessen fürstlichen Landvoigt zu vertheidigen. Sein Verhältniß zum König ist dann später bald feindselig, bald freundlich, aber stets unzuverlässig. Den Fürsten steht der Bund als Partei schroff gegenüber und ist doch von Anfang an in deren dynastische Händel verwickelt und vielfach an sie gefesselt. Er ist genöthigt, eine neue Verfassung zu machen, welche zwar an sich vortrefflich und besser sein mochte, als die viel losere Bundesverfassung der Hanse und der Schweizer Eidgenossen — so z. B. soll der Vorort befugt sein, ohne Weiteres die Stärke des Zuzugs zu bestimmen und die Officiersstellen zu besetzen —; die aber nur um so weniger befolgt wird. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß alle diese Städte Republiken geworden, welche sich eben so widerwillig als die Reichsfürsten einem Höheren, zu geschweigen einem von ihres Gleichen unterwarfen und die nun alle durch entgegenstehende besondere Interessen bestimmt wurden. Regensburg und Nürnberg z. B. verweigern einander die Hülfe gegen Baiern, weil sie wegen venetianischer Händel zerfallen sind. Dabei

sind alle diese Republiken in sich selbst nichts weniger als einig, und zu allem inneren und äußeren Hader gesellt sich allenthalben der heißeste Kampf gegen die bürgerlichen Vorrechte und Mißbräuche des Klerus. Endlich war es das Mißgeschick des Städtebundes, daß er in die Zeiten jener antisocialen Bestrebungen fiel, welche ganz Europa ergriffen hatten und in andern Ländern viel ungestümer waren als in Deutschland; jene großen Volksbewegungen in den französischen und flandrischen Städten, welche in der Schlacht bei Roosbeke 1382 ihren blutigen Abschluß erreichten, hatten nach Froissards Behauptung die gänzliche Ausrottung des Adels zum Zwecke. Die englischen Volksbewegungen unter Wat Tyler waren gegen Alles, was reich und vornehm war, gegen Adel, Klerus, Städter (besonders die reichen deutschen Kaufleute), mit zerstörender Wuth gerichtet. Dennoch blieb von jenen Bewegungen, so heftig sie waren, die politische Verfassung, das Verhältniß der Städte zum Reiche, Dank der feststehenden Kraft des Königthums, unberührt. In Deutschland war es umgekehrt. Hier äußerte sich der demokratische Zeitgeist in den erlaubten Formen des urkundlichen Rechtes, hier waren die Städte seine Träger und Vertreter; sie schlossen ihre Bündnisse, reformirten ihre Verfassung und Gesetzgebung, wozu sie vollkommen berechtigt waren, und gerade deßhalb war die Reaction hier um so erbitterter und stellten sich Adel und Klerus schlechthin dem ganzen, vom Reiche schutzlos Preis gegebenen, unter sich uneinigen Städtewesen gegenüber. Sie nannten den Städtebund eine „abscheuliche Liga, welche Landesfürsten, Herren, Ritter für Nichts achte, über den Kirchenbann und das kanonische Recht lache, die Ketzerei pflege und die Geistlichkeit ausrotten wolle." Es war daran doch nur so viel wahr, daß man sich gegen die ganz unverhältnißmäßige Macht des Adels und Klerus im Reiche unwillig auflehnte, welche, in dieser Weise geübt, in anderen Ländern gar nicht mehr bestand. Volksthümliche Gedanken eines demokratischer gestalteten Kaiserthumes, wie wir sie oben schon aus Johannes von Winterthurs Bericht (S. 231) ersahen, konnten dem Städtebund freilich nicht fern bleiben. Aber wie weit war doch von diesen Wünschen und Träumereien des Volksgeistes die Wirklichkeit entfernt!

Der König Wenzel konnte, auch wenn er Zeit, Luſt und Fähigkeit gehabt hätte, die Aufgabe einer Wiederherſtellung des deutſchen Königthums und die nationale Miſſion des deutſchen Städtebundes ſchon deßhalb nicht erfaſſen und durchführen, weil er ein König von Böhmen war. Niemand kann zwei Herren dienen: und er konnte es ſo wenig als irgend ein Kaiſer vor ihm und nach ihm. Er faßte, wie ſein Vater, ſo Städte wie Fürſten eben nur als Parteien, mit denen politiſch operirt werden konnte, nur daß der Vater den Fürſten zuneigte, der Sohn aber theils aus Neigung, theils aus Haß gegen die Fürſten, theils aus Reſpect vor der erprobten Macht der Städter es lieber mit den Städten hielt. Er befand ſich gegen den großen ſchwäbiſchen Bund zunächſt in einer ſonderbaren Stellung; denn derſelbe war gegen ſeine Verpfändung geſchloſſen, und Wenzel erließ in den folgenden Jahren wiederholte Huldigungsgebote für Leupold. Indeß hatte der Städtebund, von näheren Gefahren bedroht, bald ſeinen urſprünglichen Zweck verändert und erweitert. Der alte Graf Eberhard hatte ſich in der Noth mit den drei größten Rittergeſellſchaften, nämlich den Löwenrittern, den St. Georgs- und St. Wilhelmsrittern verbündet und ſtand ſomit an der Spitze Eines großen weitreichenden Bundes, welchem auch Leupold nicht fremd blieb. So traten die beiden Hauptparteien enger verbunden und gerüſtet ſich gegenüber. Doch ſcheute man noch von beiden Seiten den entſcheidenden Kampf. Unter-
1382 handlungen wurden angeknüpft und am 9. April 1382 ein vorläufiger Landfriedensbund auf ein Jahr geſchloſſen, welchem auch Leupold beitrat, der ſich inzwiſchen durch ein Bündniß mit den Herzögen von Baiern ſtärkte. Zu dem Reichstage, welchen Wenzel nun auf den Juli nach Frankfurt entbot, um einen längeren Landfrieden aufzurichten und den Römerzug zu beſchließen, war faſt Niemand erſchienen.
1383 Endlich im März kam der Reichstag in Nürnberg zu Stande und hier machten nun die zahlreich anweſenden Fürſten einen das ganze Reich in vier Kreiſen 1) Böhmen, Brandenburg und Sachſen, 2) die vier rheiniſchen Kurfürſten mit Heſſen und Baden, 3) Oeſterreich, Baiern, Wirttemberg, Lothringen, 4) Franken, Thüringen und Meißen umfaſſenden Landfriedensentwurf, der ſich zwar, wie alle Verfaſſungsentwürfe, ganz vortrefflich lieſt und, falls er gehalten wurde,

Ruhe und Frieden unausbleiblich herbeiführen mußte, bei dem es aber wesentlich nur auf den Artikel 13, nämlich das Verbot aller Bünde, abgesehen war.

Da der schwäbische Städtebund bald ablief, wollte man die Erneuerung desselben verhindern; denn er war den Fürsten sehr unheimlich und bedrohlich erschienen. Die Fürsten ihrer Seits konnten sich solche Verbote um so leichter auflegen, da sie dieselben doch nicht zu halten pflegten und war der Städtebund erst gebrochen, so konnten sie wieder treiben was sie wollten.

Natürlich verwarfen die Städte diese Einung. Sie wollten ungetrennt bleiben und als eigner Kreis eintreten. Viel wurde hin und her gehandelt, und Wenzel befürwortete das Verlangen der Städter. In der That brachte er endlich, im Juli 1384, zu Nürnberg und 1384
Heidelberg zwischen den persönlich erschienenen Fürsten und den Abgeordneten der rheinischen, elsässischen und wetterauischen, der schwäbischen, fränkischen, baierischen Städte die „Heidelberger Stallung" zu Stande, welche dem Nürnberger Entwurf selbständig fortbestehende Bundeskreise der Städte hinzufügte, dafür aber freilich die Einung nur auf vier Jahre und nur bis zum Böhmerwald, Thüringerwald, bis zur Lahn und zum Hundsrück gelten ließ. Die ganze „Stallung" war also im Grunde nichts weiter mehr, als ein verlängerter Waffenstillstand mit dem schwäbischen Bunde. Doch wurden wenigstens die obwaltenden Streitigkeiten geschlichtet, der Städtebund entsagte der unbeschränkten Aufnahme von Pfahlbürgern, die schwäbischen Städte erkannten nunmehr, nicht ohne Mühe, den Herzog Leupold als ihren Reichsvoigt und Reichs-Gefälle-Inhaber an. Immerhin konnte Wenzel sich seines endlich gelungenen Werkes freuen und nachdem er das durch den Tod seines Oheims Wenzel ihm angefallene Herzogthum Luxemburg in Besitz genommen, mit gerechter Befriedigung nach Prag heimkehren.

Nur wenige Monate war diese Einung im Stande, die tiefe Kluft der Parteien zu verdecken. Bald hatte der Herzog Leupold neue Händel und Besitzstreitigkeiten und während er sich in den oberen Landen vergrößerte und gleichgesinnte Elemente an sich zog, suchte auch der schwäbische Städtebund dort seine Erweiterung. Am 21. Februar 1385 1385

ward zu Constanz zwischen den Städten Bern, Zürich, Solothurn, Zug und Luzern und dem Bunde, jetzt zusammen sechsundfünfzig Städten, eine „freundliche Gesellschaft und getreues Bündniß“ mit besonderem Hinblick auf Oesterreich geschlossen, dessen Streitigkeiten mit einem Bundesgliede fortan als gemeine Bundessache behandelt werden sollten.

Die Wichtigkeit dieses Constanzer Tages bestand in der wieder enger geknüpften Verbindung mit jenen dem großen Vaterlande schon längst fast entfremdeten helvetischen Städten. Lange hatten sie gezögert, und auch jetzt bedungen, daß man ihnen nicht zumuthe, in's Reich hinabzuziehen, und anders als in ihrem eigenen Lande, innerhalb ihres Kreises zu streiten. Die drei alten Waldstädte hatten den Eidgenossen ganz widerrathen, und sie ermahnt, sich nicht in fremde Wirren zu verwickeln. Wer mag es ihnen verargen? Sie hatten vom Reiche nichts als trügerische Freiheitsbriefe, hundert Mal an ihre Feinde verkauft, waren sie längst gewöhnt worden, nur der eigenen Kraft zu trauen und Alles, was jenseits ihrer stillen Thäler vorging, mit tiefem Mißtrauen zu betrachten. Sie verweigerten den Beitritt, während die Schweizer Städte bei einem aufs Neue im Sommer ausgebrochenen Streite in Schwaben auf die ergangene Mahnung zwar ihre bundesfreundliche Gesinnung versicherten, aber die thätige Theilnahme, zu der sie sich auch gar nicht verpflichtet hatten, ablehnten. Nun ersah Herzog Leupold diese Zwietracht und suchte mit staatsmännischer List erst Zürich von den schwäbischen Städten ganz abzuziehen, dann, als dies mißlang, die schwäbischen und rheinischen Städte von den Schweizern zu trennen. Dies gelang schon besser. Mißmuthig über das Benehmen der Schweizer, gaben die Schwaben der Lockung Gehör, und schlossen einen Separatfrieden mit Leupold, der ihn in den Stand setzte, zu dem lange verschobenen Kriege gegen die Schweizer Eidgenossen mit aller Macht zu rüsten.

Es ist schwer zu sagen, wer von beiden Theilen diesen denkwürdigen Krieg angefangen hat. Der Herzog klagte über Verführung seiner Unterthanen und Verletzung seines Gebietes, die Eidgenossen über die Eingriffe der Vögte, Zollplackerei und Bedrückung, Zug und Glarus waren seit dem letzten Stillstande noch immer in seltsamer

Doppelstellung: „daß sie dem Herzog dienen, und dennoch den Bund halten sollten, — das wolt sich nit reymen" — die landesfürstliche Herrschaft mit ihren Vögten und Rittern und eine Eidesgenossenschaft freier Bürger und Bauern — das war ein Widerspruch, für welchen die engen Thäler keinen Raum mehr hatten. Schon im Winter war der Krieg über den Rotenburger Zoll entbrannt. Die Luzerner und Zuger brachen (December 1385) die Feste Rotenburg, eroberten einige andere Burgen des Herzogs, und nahmen (Januar 1386) 1386
das habsburgische Sempach in ihr Bürgerrecht auf. Weit und breit gerieth der Herrenstand in Aufregung gegen das Bauernvolk, welches allen Unterthanen zum bösen Beispiel diente, und eilte mit Enthusiasmus unter die Fahnen des ritterlichen Herzogs, der nun für Alle ein Exempel statuiren wollte. Auch der alte Greiner Graf Eberhard und seine Gesellen schickten Zuzug, ausgetriebene Stadtjunker aus den Bundesstädten schlossen sich an; über 300 Fehdebriefe verkündeten den Eidgenossen ihren Untergang. Auch etliche Städte, dem Herzog unterthänig oder befreundet, leisteten Hülfe; denn er verstand es, sich bei den Seinigen beliebt zu machen. Mit einem glänzenden Ritterheere von 4000 Helmen und etlichen tausend Mann Fußvolkes begann er im Sommer 1386 den Feldzug.

Bei diesen Zurüstungen geriethen die schwäbischen Bundesstädte in große Verlegenheit. Sie hatten mit dem Herzog Frieden geschlossen, waren aber doch auch den Eidgenossen zu bundesmäßiger Hülfe verpflichtet. Vergebens waren ihre Vermittlungsversuche. Die Eidgenossen berathschlagten mit einander im Kienholz bei Brienz. Bern rieth zum Frieden; denn es lag fern ab und war von Freunden Habsburgs umringt. Doch die Züricher halfen den Waldstädten desto rüstiger und so groß war deren Selbstvertrauen, daß sie gar keine Hülfe aus dem Reiche begehrten. Kampflustig begannen sie den Strauß, sie brachen des Landenberg Burg Pfäffikon und verwüsteten des Herzogs Güter im Thurgau. Sengend und brennend nahete auch das Ritterheer. Auf die Kunde, daß es Luzern bedrohe, eilte ihm ein Haufe von 1300 Mann entgegen und bei Sempach geschah am 9. Juli 1386 die weltberühmte Schlacht.

Unkundig der Nähe des Feindes, waren die Ritter ihrem Fuß-

volke allzu sehr vorausgeeilt und da sie nun bei Sempach die Eidgenossen vor sich sahen, wäre es zum Zurückweichen wohl noch Zeit gewesen. Aber vor gemeinem Volke auch nur scheinbar zu fliehen, war der Herzog zu stolz. Nur ein Theil seiner Ritter wandte sich um; die übrigen saßen ab, um in eng geschlossenem Viereck mit vorgehaltenen Lanzen die Angriffe des Feindes abzuwehren und ihr eilig herbeigerufenes Fußvolk zu erwarten. Sie konnten in ihrer unförmlichen Tracht sich nur schwer bewegen und mußten die lang geschnäbelten Schuhe abhacken, um nur gehen und stehen zu können, — — „auch waren unter des Herzogen Volk viel junge Edelleute, die wollten Ritter werden und ihre Frömbigkeit zeigen, und eileten unfürsichtiglich herfür wider die Schweitzer und schrieen, man solle die Buben erstechen. Hiezwischen hatten die Schweitzer ihren Spitz gemacht und stelleten sich zusammen auf einem Felde vor Sempach." Lange stürmten sie umsonst gegen den dichten Lanzenwald. Viele kamen dabei um; aber sie ließen nicht nach und mit Löwenmuth immer auf's Neue andrängend, durchbrachen sie endlich die Reihen. Es war aber der heißeste Tag im Jahre und „von der Hitze und Arbeit im Streite wurden die Herren müde und schwach, daß sie im Harnisch vaste unterlagen". Da ertönte der Ruf: „retta, Oesterreich, retta!" die Banner sanken eines nach dem andern; doch neben den Bannern Oesterreichs und Freiburgs stritt Herzog Leupold wie ein Held, bis ihn ein einfacher Hirte erschlug. „Da das die Anderen von des Hertzogen Volk, die noch auf ihren Hengsten saßen, sahen, da kehrten sie balde um und rannten davon. Etliche von den Herren schrieen und riefen nach ihren Knechten und wären auch gerne davon gerannt, aber die Knechte waren mit ihren Pferden entflohen und die Herren wurden bald von den Schweitzern ereilet und erschlagen. Denn in diesem Streite nahm man zu beiden Seiten Niemand gefangen — der Schweitzer wurden zweihundert erschlagen; aber auf des Hertzogen Seite vierhundert guten Volkes, das vaste große Landesherren waren". — Damit stimmt eine andere Nachricht überein, wornach 2000 Herzogliche, darunter nahe an 400 Herren mit gräflichen Wappen todt herumlagen. Drei Tage hüteten nach alter Sitte die Schweizer das Schlachtfeld, „und lasen ihre Erschlagenen auf und begruben jeden, wohin er ge-

hörte.“ Kostbare Kleider, Waffen und Kleinodien und die Banner vieler hohen Häuser trugen sie als Siegespreis davon. „Am dritten Tage, da gaben sie Frieden und erlaubten männiglich zu den Todten zu gehn, daß man mit großem Kummer und Jammer den Hertzog und andere große Herren auf die sechzig heraus suchte. An Vierzig begrub man zu Königsfelden, die andern zwanzig wurden hinweggeführt in ihre Länder, die übrigen mochte man nicht anrühren vor Verwesung. Auf dem Felde, wo der Streit geschah, machte man eine große Grube und warf sie hinein. Dort liegen sie noch. Auf dieser Grube ist seitdem eine Kapelle errichtet.“

Viele Berichte und Gesänge sind auf diesem Schlachtfelde gewachsen, und haben die Nachkommen zu gleicher Tapferkeit für Freiheit und Vaterland beseelt. Den schönsten von diesen Sagen und Berichten wollen wir aber am wenigsten verschweigen, den lange nachher noch sich das Schweizer Volk von der That des Arnold von Winkelried erzählte. Als nämlich die Eidgenossen, die vom Luzerner Schultheißen Peter von Gundoldingen geführt worden, all' ihre Mühe, den Lanzenwald zu durchbrechen, vergebens sahen, da trat ein eidgenössischer Ritter, Arnold Struthan aus Winkelried in Nidwalden, hervor und stellte sich an die Spitze des Keiles. „Ihr lieben Eidgenossen“, rief er, „gedenket meines Weibes und meiner frommen Kinder!“ und so rannte er mit ausgebreiteten Armen wider den Feind und ergriff der Spieße, soviel er fassen konnte und drückte sie in die breite, treue Brust und riß sterbend sie mit sich zu Boden. In die Lücke aber drangen seine Neben- und Hintermänner ein. So brach Arnold von Winkelried der Freiheit eine Gasse.

Die Schlacht bei Sempach entschied die so lange bestrittene Freiheit der Schweizer vom Hause Habsburg, und befestigte den Ruhm der schweizerischen Waffen. Die jungen Söhne des Herzogs Leupold nahmen zwar nach kurzem Stillstande, im Februar 1388 den Rachekrieg wieder auf, aber ihre Streiter wurden wiederholt geschlagen, ihre Burgen gebrochen, auch etliche Städte von den Eidgenossen erobert; bei Näfels errangen die Glarner im April 1388 einen großen Sieg. Oesterreich mußte endlich das Vergebliche des Beginnens einsehen, diese kriegerischen, freiheitsliebenden Bergbewohner je zu unterwerfen. Im

Jahre 1389 ward erst ein Friede auf 7 Jahre, dann auf 20 Jahre, endlich auf 50 Jahre geschlossen. Die Freundschaft der Schweizer war immer vortheilhafter und einträglicher als ihre Feindschaft. Das Haus Habsburg hatte sich in diesen Kriegen trotz der Geldquellen, die ihm bereits aus Italien flossen, so sehr erschöpft, daß die jungen Herzöge, an der eigenen Kraft verzweifelnd, die Regierung des Ganzen wieder dem friedliebenden Oheim Albrecht mit dem Zopfe übertrugen.

Im Reiche und zumal in Schwaben machte die Kunde, daß bei Sempach so viele hohe Herren von einer Hand voll Bauernvolkes erschlagen worden, einen ungeheuren Eindruck. Mit den Leichen der Erschlagenen zogen Angst und Rache in die stolzen Herrenhöfe ein; ein Hauch der Freiheit und der Siegesfreude wehte von den Schweizerbergen durch das Land. An Grund und Anlaß zu Entscheidungskämpfen fehlte es nirgend. Doch hielten sich die Städte durch die Heidelberger Stallung für gebunden und ihre Lenker waren nur besorgt vor den Folgen des Rachekrieges gegen die Eidgenossen, in den sie nun verwickelt werden konnten. So vermittelten sie wieder hin und her, indeß ihre Feinde, minder gewissenhaft, einen Geheimbund schlossen, eine Faym, eine Fürsten- und Adels-Verbindung gegen die Städte.

In einem Schreiben der Bundesstadt Ulm an die rheinischen Städte vom November 1386 geschieht dieses Faymbundes, seiner Mitglieder, der Faymgrafen und seines wirklichen oder ostensiblen Zweckes Erwähnung, wonach vermittelst des Bundes der Eintritt von Unterthanen in städtisches Bürgerrecht verhindert werden solle. Es hieß, diese Faym stehe mit dem westfälischen Vehmgericht in Verbindung. Auch die westfälischen Vehmgerichte galten jetzt mit Recht oder Unrecht als ein Werkzeug politischer Bedrückung und zogen die allgemeine Erbitterung auf sich.

Aller Blicke richteten sich auf den König Wenzel. Er hatte in den letzten Jahren viel mit seines Bruders Sigismund ungarischen Thronhändeln zu thun gehabt, von demselben Brandenburg erhandelt und war seit dem Heidelberger Werke nicht wieder in's Reich gekommen. Den Fürsten, welche seine Anwesenheit wünschten, soll er ge-

ſagt haben, wer ihn ſehen wolle, möge nach Prag kommen. Die Wahrheit iſt, daß ihn die Reichswirren bereits anekelten, während ihn ſeine mehr den Städten zugeneigte Geſinnung, obwohl ſich dieſelbe doch nur mehr vermittelnd und abwehrend gezeigt hatte, längſt die Unzufriedenheit der Reichsfürſten erregt hatte, ja es ſcheint, daß man bereits damit umging, ihn abzuſetzen. Die Schlacht bei Sempach, wo der Stier von Uri den Habsburger Löwen gebändigt, ermunterte ihn wieder; denn ſie ſchwächte die fürſtliche Gewalt ohne ſein Zuthun und gab ihm Anlaß, ſich die Städte auf's Neue zu verbinden, da er nun den Baſelern die Reichsvoigtei um 1000 Gulden ganz überließ, und als Vögte über die ſchwäbiſchen Bundesſtädte einfache böhmiſche Ritter, keinen größeren Landherrn mehr ſetzte, weder die Wittelsbacher, noch die Württemberger, die doch ſeit lange ſo ſehr darnach ſtrebten. Noch entſchiedener trat nun die Hinneigung Wenzels zu den Städten hervor, als er im März 1387 wieder zu Nürnberg Reichstag hielt, 1387
und den zahlreich verſammelten Städteboten die feierliche Verſicherung gab, ſie fürder in allen ihren Rechten vertheidigen zu wollen, wohingegen neununddreißig Städte gelobten, ihn gegen Jedermann, und insbeſondere gegen jeden der ihn vom Throne verdrängen werde, zu ſchützen. Es war eigentlich ein Schutz- und Trutz-Bündniß zwiſchen König und Bürgern. Indeß hielten ſich die Städte immer noch vorſichtig auf der Defenſive, obwohl zumal am Rhein die Erbitterung wuchs und überall eifrig zum Kampfe gerüſtet ward. Ja zu Mergentheim wurde im November der demnächſt ablaufende Heidelberger Landfriede, freilich nur auf ein Jahr, erneuert, und diesmal ward Böhmen, Brandenburg, Sachſen wieder eingeſchloſſen. Schon die Kürze dieſer Friſt zeigt, daß es mehr ein Waffenſtillſtand, als ein Landfriede war. Die Städte und die Fürſten hatten je vier Theidiger dazu abgeordnet. Auch traten die Städte jetzt in vier Kreiſen den vier fürſtlichen Kreiſen zur Seite. Die beſonderen Bünde blieben, darunter auch das Bündniß der ſchwäbiſchen Städte mit dem Erzbiſchof Pilgrim von Salzburg, welcher gerade mit Baiern in Fehde begriffen war. Die rheiniſchen Städte, in Feindſchaft mit den Pfalzgrafen, verweigerten den Beitritt ganz. Offenbar wurde die Spannung durch dieſe Einung eher größer als geringer.

Kaum vierzehn Tage war daher der neue „Landfriede" alt, als er von den Herzögen von Baiern auf eine ruchlose Weise gebrochen wurde. Der Erzbischof von Salzburg ward, als er eben mit Herzog Stephan im Kloster Reitenhaßlach über den Frieden verhandelt hatte, von dessen Bruder Friedrich auf dem Heimwege überfallen und gefangen. Zugleich wurden, ohne Fehde und Absage, die Kaufleute geplündert und niedergeworfen, welche gerade mit großem Gut durch Baiern zogen. Dieser Frevel und Straßenraub gab endlich das Signal zum Kampfe, der bald allenthalben in hellen Flammen aufschlug. Der Städtebund, vom König Wenzel selbst aufgemahnt, griff gegen die Friedensstörer zu den Waffen, ein gemeinsamer Fehdebrief erging am 17. Januar an die Baiernherzöge und wenige Tage später brach ein Söldnerheer des Bundes in Baiern ein. Auch König Wenzel erließ am 5. Februar einen Fehdebrief an die Herzöge und zog drohend in die Oberpfalz. Fehlte es auch ihm selbst an den kriegerischen Gaben, so hatte er doch streitbare Vettern und Brüder, die ihm auch damals gegen Abtretung von Brandenburg und Luxemburg Kriegshülfe zusagten. Da erschraken die Baiernherzöge und baten um Frieden, das städtische Söldnerheer kehrte wegen Winterkälte heim und so ward das Schiedsgericht des Pfalzgrafen Ruprecht angenommen. Inzwischen ward Wenzel durch einen böhmischen Adels-Aufstand, — den ersten seit langen Jahren, der in Böhmen um dieselbe Zeit erhoben wurde, wo diese große Adels- und Fürsten-Bewegung in Deutschland ausbrach — nach Böhmen zurückgerufen. Vergebens waren die Waffenstillstandsermahnungen, die er von da nach Deutschland schickte, sie wurden wohl von den Städten, aber nicht von den Fürsten befolgt. Auch der Schiedsspruch des Pfalzgrafen wurde von dessen eigenen Verwandten, welche den König nun nicht mehr fürchteten, nicht weiter beachtet, die Fürsten hatten die Zeit benutzt, sich allenthalben zu verbinden und im Sommer loderte die Kriegsfurie nun überall im Reiche auf. Während die fränkischen Fürsten Windsheim und Schweinfurt belagern und Nürnberg beschäftigen, die Regensburger unter ihrem tapfern Hauptmann Hans von Steinach sieghaft gegen die Baiern streiten, Pfalzgraf Ruprecht der Jüngere Kaufbeuern berennt, wirft sich der Hauptstoß auf die schwäbischen Städte. Graf Eberhard

von Württemberg greift seine alten Todfeinde, Eßlingen und Reutlingen, an. Darauf ruft Ulm das Bundesheer auf, welches 800 Reiter und 2000 Fußgänger stark ins Württembergische einfällt. Dieses geringe Heer, — die rheinischen Städte vom König selbst aufgemahnt hatten nur den kleinen Anschlag geliefert, das gewaltige Straßburg 20 Reiter — bestand zum Theil aus gemietheten Truppen, deren auch König Wenzel und die Stadt Nürnberg etliche geschickt hatten. Dem Grafen Eberhard eilten die benachbarten Fürsten und Herren zahlreich zu Hülfe. Bei Döffingen vor dem Kirchhofe trat er den Städtern mit 600 Reitern und 2000 Fußgängern entgegen. Es war am Sonntag vor Bartholomäus des Jahres 1388. Vor Allen stürzte Graf Ulrich in die Schlacht, um die Schmach von Reutlingen zu rächen. Aber ihn und viele andere Herren ereilte Leupold's tragisches Geschick. Sterbend wurde er aus der Schlacht getragen. Der erste Druck des Streites war den Herren abgewonnen, daß sie verzagten. Da stärkte sie der Alte von Württemberg und schrie sie an. Der Tod seines Sohnes hatte den greisen Helden in's Leben getroffen; aber „was thuts," rief er, „er ist wie ein anderer Mann!" und mit lautem Siegesgeschrei: „sehet, die Städter weichen," machte er die Feinde bestürzt, daß sie wirklich wichen. Auch sprengte sein alter Gegner, der Wolf von Wunnenstein, ihm aus Haß gegen die Städter mit seinen Gesellen ungebeten zu Hülfe. Die Verrätherei des Grafen von Henneberg, der als Söldnerhauptmann die Nürnberger Truppen führte, und wie es heißt, mit Geld bestochen sich zur Flucht wandte, vollendete die Niederlage der Städter. Heldenmüthig, aber vergebens suchte der Ulmer Hauptmann Konrad Besserer, der das Hauptbanner führte, durch Wort und Beispiel die Fliehenden aufzuhalten. Wie sein gleichnamiger Vorfahr bei Altheim, deckte er das Banner mit seiner Leiche. Nur ein kleiner Theil des Fußvolkes entrann, die übrigen wurden erschlagen, nur die adligen Söldner ließ man am Leben. Auf dem gewonnenen Schlachtfelde erhielt der alte Graf die Kunde, daß ihm ein Urenkel geboren sei.

So ging die Döffinger Schlacht verloren, und wenn sie auch zunächst nichts entschied, so waren doch die moralischen Folgen vielleicht größer als die des Tages bei Sempach. Nach einer langen Reihe

von Niederlagen war dies wieder der erste Sieg für die Herren. Triumphirend zogen sie heim, Bestürzung kam über das Stadtvolk. Indeß fochten die Städter nicht überall so unglücklich; die Nürnberger z. B. eroberten vier feste Plätze. Auch zeigten nun die rheinischen Bundesstädte, da die Schwaben „viel dicke um Hülfe mahnten," mehr Eifer und boten ihr großes Bundescontingent auf, Straßburg allein 200 Lanzenreiter. „Sie mochten es mit Ehren nicht länger verziehen;" lange hatten sie, den Befehlen des Königs gehorsam, gegen die Pfalzgrafen, ihre nächsten Feinde, stille gesessen, so daß diese Zeit gehabt hatten, die Schwaben besiegen zu helfen. Es war eine vergebliche Rache, als sie nun im November mit ihrem großen Aufgebot des Pfalzgrafen Länder verwüsteten. Bei Worms von den Pfalzgräflichen überrascht, erlitten sie gleich Anfangs eine schwere Niederlage, ihre Söldner ritten feige oder verrätherisch davon, 500 Mann Fußvolk wurden gefangen und erschlagen; 80 arme Gesellen ließ der Pfalzgraf lebendig in einem Ziegelofen verbrennen. Er rief: „Ihr habt auf mich gebrannt bei Nacht, so will ich Euch bei Tage brennen!" Nach diesen Schlappen saßen die Städter im Winter vorsichtig hinter ihren Ringmauern. Nur kleine Streifzüge wurden gemacht, die aber nicht mehr über Nacht ausbleiben durften. Am gewaltigsten wehrte sich Straßburg. Es hatte nun gegen die Pfalzgrafen, gegen den Markgrafen von Baden und fast den ganzen elsässischen Adel zu streiten; dennoch eroberten die Straßburger verschiedene feste Plätze, schlugen eine Brücke über den Rhein und brannten das Badische aus. Dafür freilich wurden auch die Straßburgischen Ortschaften verbrannt, und das Land von den Herren und Junkern, von Richenshofen, Stoffenberg, Geroldseck, Tietsberg, Stolhoven ꝛc. aus hart bedrängt und drohte der Stadt selbst große Gefahr. Doch hielten die Städter ihre Gefangenen wenigstens nach Kriegsrecht, was man ihren roheren Gegnern nicht nachrühmen konnte. „Sie stelleten gar sehr aus nach Leuten zu fangen, und wen sie fingen, den peinigten sie und schätzten ihn auf das hundertfältige." Am abscheulichsten benahm sich der Graf Emicho von Leiningen. Er handelte mit dem Städtlein
1389 Brumat, welches zur Hälfte ihm, zur Hälfte den Straßburgern gehörte — jede Partei hielt eine Burg in der Stadt besetzt — und ließ sich von den „armen Leuten" in Stadt und Umgegend 4000 Gulden

zahlen; dafür gelobte er dem geängstigten Volke, stille zu sitzen. Hierauf nahm er aber auch vom Pfalzgrafen 4000 Gulden, und fuhr nun in dessen Dienste mit seinen Gesellen, wie ein Dieb in der Nacht raubend und mordend in das Städtlein ein. Als von hier aus die Herren acht Tage mit Raub und Brand im Lande gewirthschaftet und sogar einen Handstreich auf Straßburg versucht hatten, wurden sie „unter ihnen selber stößig" und zogen ab. Darauf kamen die Straßburger und Hagenauer und brannten das Städtlein vollends nieder und schleiften Mauern und Festen und fuhren in des Grafen von Leiningen Land. Hierauf brachen der Pfalzgraf, der Markgraf, der Graf von Leiningen u. A. m. um Mittelfasten mit deutschen und französischen Söldnern wiederum ins Elsaß ein, verbrannten die Ortschaften von Hausberge bis Westhofen und forderten die Straßburger zum Treffen heraus, welches den 4. April auf dem Felde zwischen Galgen und Hausbergen stattfinden sollte. Doch die Herren hatten keine Lust zu Fuße zu streiten und flohen aus dem verwüsteten Lande. Die Straßburger folgten hart auf den Fersen und übten Rache in den Ländern ihrer Feinde. So ward in Elsaß und Schwaben, in Pfalz und Franken unentschieden gestritten; indeß fern in Baiern die Herzöge, von den Regensburgern unter Hans von Steinach zum öftern geschlagen, sich im März zu einer „Vorrede," die Herzöge von Oesterreich in den oberen Landen zum siebenjährigen Waffenstillstand, d. i. zum Frieden bequemten. Den letzten größeren unglücklichen Strauß hatten die Frankfurter. Sie hatten im Mai 2000 Mann stark die räuberischen Herren von Kronenberg tüchtig heimgesucht, wurden aber auf dem Rückwege von den Pfalzgräflichen überfallen, und durch ihre Söldner verrätherisch im Stiche gelassen, so daß das halbe Heer, darunter der Schultheiß mit dem Banner, gefangen wurde.

Kaum ein Jahr hatte dieser furchtbare Bürgerkrieg erst gedauert und dieses eine Jahr brachte „dem Lande größeren Schaden, mehr Volk verdarb, mehr Leute wurden arm, als sonst in hundert Jahren." Allein im Elsaß wurden 200 Dörfer verbrannt, manche bis auf das letzte Haus; im Wirttembergischen konnte man zwölf Wegstunden reisen, ohne außerhalb der festen Städte ein Haus mehr zu sehen, die Aecker wurden nicht bestellt, auch der Wein blieb aus. Die Frucht

war auf dem Lande noch theurer als in den Städten; denn die Landleute hatten sich mit ihren Vorräthen in die festen, sorglich gehüteten Städte geborgen. Der ganze Krieg war ein gegenseitiger Verwüstungskrieg, der aber schon deßhalb keine große Entscheidung bringen konnte, weil beide Theile hinter ihren Mauern und Wällen selbst nach einer im Felde erlittenen Niederlage noch Schutz fanden. Auch im Uebrigen waren die Kräfte gleich vertheilt. Waren die Städter zahlreicher und im Besitze größerer Hülfsmittel, so war der Adel desto kriegerischer und rücksichtsloser und hielt, wenigstens in diesen politischen Kämpfen gegen die Städte, enger zusammen. In der Belagerungskunst waren die Städter wohl noch überlegen und brachen die stärksten Burgen, aber im Felde hielten sie nicht mehr Stand, sie waren für weite Fahrten auf ihre berittenen Söldner angewiesen, heruntergekommene Adelige, die es im Herzen mit dem Feinde hielten und ihre Herren verriethen. So gingen ihre Feldschlachten fast sämmtlich verloren. Nur hinter seinen eigenen Stadtmauern war das Städtevolk noch unüberwindlich. In Straßburg blieben während dieses Krieges alle Thore geschlossen, bis auf wenige enge Pförtchen, in welche man aber Niemanden ohne Parole einließ. Als der Feind bei Hausbergen und in Brumat stand, ward die Sturmglocke geläutet, die bewaffneten Zünfte stellten sich vor dem Münster auf, ein Theil bewachte die Zinnen und Thürme, das junge Volk und die Söldner zogen vorsichtig hinaus. Der Rath befahl, daß Nachts vor jedem dritten Hause eine Luzerne hänge „doch weil es heller Mondschein war, zündete man sie nicht an."

Indessen war ein solcher Belagerungszustand doch für die Dauer nicht durchzuführen. Das Volk hätte, wenn die Vorräthe aufgezehrt waren, dabei verhungern müssen. Ackerbau, Handel und Verkehr hörten auf. Niemand getraute sich mehr ohne starkes Geleite hinaus, und die Straßen ins Niederland verwuchsen mit Gras und Disteln. Nun fehlte es zwar nicht an Friedensversuchen. Es ward „vaste dazwischengeredt," es wurden „viel Tage und Stunden gehalten," zu Mergentheim, zu Bamberg, zu Rotenburg, aber da die Fürsten nun wieder aufs Neue die Aufhebung der Städtebünde forderten, so blieben alle Friedensversuche vergebens. Es galt also, das mit den Waffen Begonnene durch Reichsschlüsse zu unterstützen, die Sache der Fürsten

als eine Sache des Reiches hinzustellen und dafür den König Wenzel zu gewinnen. Müde der Reichshändel, denen er nicht gewachsen war, und erschreckt durch die Niederlagen der Städter, wollte Wenzel damals abdanken und unterhandelte schon wegen der Wahl eines andern Fürsten seines Hauses. Es solle ihm nicht, sagte er in seiner geistreich scherzenden Weise, wie dem Wolfe in der Fabel gehen, der sich zwischen zwei Widder begeben habe. Nun boten aber die Fürsten Alles auf, ihm nicht mehr so stößig als früher zu erscheinen. Ins Reich wollte oder konnte er nicht kommen, deßhalb zogen sie nun in Menge zu ihm nach Böhmen. So kam zu Eger Ostern 1389 ein Reichstag und auf demselben endlich ein scharfes Verbot der „wider Gott, den König, das heilige Reich, das Recht" ergangenen Städtebünde zu Stande. Vergebens beriefen sich die Städte auf ihr gutes, vom Reiche selbst urkundlich verbrieftes Recht. Vergebens erinnerten sie den König an seine Gelöbnisse und wie er sie selbst zu diesem Kriege wiederholt aufgeboten habe. Wenzel war immer noch ihr Freund, aber er hatte nicht die Kraft, dem Drängen der Fürsten zu widerstehen. Sie köderten ihn mit schönen Reden und Versprechungen, mit Römerzug und Kaiserkrone, der Herzog Johann gab ihm seine Tochter Sophia zur Gemahlin, der Herzog Friedrich ritt ihm eine Strecke Weges nach und beschwor ihn, die Städtebünde abzuthun. So willigte er endlich in ihr Begehren und eine kurze Frist mit Waffenstillstand ward den Städten zum Eintritt in einen neuen allgemeinen Landfriedensbund nach Art des früher von ihnen verworfenen, bewilligt. Es mußte sich nun zeigen, ob sie diese letzte Probe bestehen würden. Aber wie im Felde, so fehlte es ihnen nun auch im Rathe an der rechten Einigkeit. Zwei der mächtigsten, Regensburg und Nürnberg, auf Handel und Verkehr vor Allen angewiesen und der Ruhe bedürftig, fügten sich zuerst und beschworen den neuen Bund. Andere folgten und auf einer Versammlung zu Nürnberg beschlossen endlich auch die Uebrigen sich zu unterwerfen. Nur die „Seestädte" der oberen Lande blieben fern und hielten sich lieber zu den Eidgenossen.

Mit der Auflösung des schwäbischen Städtebundes war erreicht, was die Fürsten damals zu erreichen nur irgend hoffen durften. Hörten auch die Städtebünde damit so wenig auf als die Fürstenbünde,

so war doch in einem entscheidenden Augenblicke der drohende Zusammenhang so vieler Städte unter einander und mit der Reichsgewalt wieder durchbrochen und den Fürsten das Uebergewicht im Reiche zurück erobert. Viele ungünstige Verhältnisse hatten dieses Resultat herbeigeführt. Was die Städter erreichen wollten, war halb ausgeführt unmöglich, ganz ausgeführt ein schweres ungeheures Werk. Eine bloße freie, fast unabhängige Eidesgenossenschaft zu bilden, wie die Schweizer auf ihren Bergen, war im alten Reiche, unter Territorialverhältnissen, die jedes Zusammenwirken vereitelten, eine Chimäre. Es hätte vielmehr, wenn das Werk Schutz und Bestand haben sollte, einer Wiederherstellung, einer Wiedergeburt des Reiches bedurft. An den Gedanken, Wünschen, Träumen, auch an tüchtigem Stoffe fehlte es nicht, aber es fehlte die Führung, und ohne Führung ließ sich das deutsche Reich damals eben so wenig gestalten als heute. Der König Wenzel gehörte zu jenen Naturen, welche wohl viel versprechend, geistreich und liberal genug sind, um ein Volk aufzuregen, dann aber in ihrer Charakterlosigkeit und Schwäche es verrathen.

Doch ist auch dieser große Städtebund nicht umsonst in unserer Geschichte gewesen. Wie sich mit den gährenden und kämpfenden Elementen jener Zeit in den einzelnen Landen das Institut der Landstände neu gekräftigt und auf Jahrhunderte gestaltet und bürgerlich erweitert hat, so fanden nun in der großen Adelsconföderation, zu welcher jetzt das deutsche Reich fast ausgeartet war, die Städte eine Stellung, in der sie als das feste, patriotische Element, als das große Bindeglied der Nation auch nach dem Zerfall und dem Verderben des Reiches und der Kirche unser Vaterland wenigstens nothdürftig zusammenhielten. An eine gänzliche Unterdrückung der bürgerlichen Freiheit war, wie wir sahen, wenigstens in ihrem eigensten Gebiete noch lange nicht zu denken. Es blieb ihnen eine längere Zeit der inneren Entwicklung vergönnt, um ihre Lebenskeime frei und herrlich zu entfalten. Noch blieben sie auf lange Zeiten, als die Sitze der Freiheit, des Wohlstandes und der Bildung, der Stolz unserer Nation. Der Unfug der Verpfändung, welcher den letzten Sturm zunächst hervorgerufen, hörte auf.

Wir haben im Vorstehenden, um den Zusammenhang unserer Erzählung nicht zu unterbrechen, die großen Kriege unerwähnt gelassen, welche gleichzeitig mit dem Städtekriege und nur zum Theil mit ihm zusammenhängend, andere Gebiete Deutschlands verwüsteten. In den welfischen Ländern ward um das Erbe von Lüneburg gestritten, hier kämpften Städte wider Städte für ihre Herzöge und Braunschweig überwand Lüneburg bei Winsen an der Aller. In Hessen sah sich Landgraf Hermann, wegen seiner absolutistischen Uebergriffe mit Adel und Städtern zerfallen, sofort von seinen unversöhnlichsten Widersachern, dem Mainzer Erzbischof Adolf von Nassau, dem Herzog Otto dem Quaden, den Landgrafen Balthasar von Thüringen und vielen Anderen, auch dem in immer neuen Bünden auftauchenden Adel in furchtbaren Eroberungszügen 1385, 1387 und 1388 bedrängt. Nur Cassel hielt trotz erlittener Unbill treu bei ihm aus; und schlug mit heroischer Tapferkeit 18,000 Feinde, die seine Mauern stürmten, zurück. Darauf erlangte er endlich guten Frieden. Zum Dank für solche Treue nahm der Tyrann der Stadt ihre Freiheiten und Rechte, cassirte durch einen Gewaltact ihre alte wohlerworbene Verfassung und brach die Eide und Verträge, worin er Wiederherstellung angelobt. — Waren diese Kämpfe vorwiegend localer Natur, so hing dagegen der große Krieg, welcher gleichzeitig in Westfalen geführt wurde, unmittelbar mit den allgemeinen Reichsverhältnissen zusammen. Achtundvierzig deutsche Fürsten, darunter die rheinischen Kurfürsten, die Baiernherzöge, die fränkischen Bischöfe u. s. w. sandten dem Grafen von der Mark und dem Kurfürsten von Köln Hülfe gegen die Reichsstadt Dortmund, welche sich ihrer Verpfändung nicht gefügt, den Freistuhl besetzt, ihren Grafen enthauptet hatte. Von den hansischen Bundesstädten, selbst von Soest verlassen, nur von der Stadt Münster unterstützt, sahen die Dortmunder von Fastnacht 1388 bis in den Spätherbst 1389 ein großes Belagerungsheer vor ihren Mauern. Aber sie trieben ihre Angreifer ab, brachen die Rotenburg und nahmen Rache im Kölnischen und Märkischen Lande. — Zur selben Zeit ward der Niederrhein von einer noch größeren, fremden Heeresmacht bedroht. Der König Karl VI. von Frankreich fühlte sich durch die Reichszustände versucht, einen Einfall in Deutschland zu machen. An-

geblich gegen die Herzöge von Jülich und Geldern ziehend, brach er mit 100,000 Reitern in's deutsche Niederland ein und lag drei Wochen vor Aachen und Köln. Einige sagten, er wolle Deutschland erobern, Andere meinten mit größerer Wahrscheinlichkeit, jenem abscheulichen Adelskönig und Städtezerstörer sei es um einen Tendenzkrieg zu thun und er stehe im Einverständniß mit den Baiernherzögen; denn die berüchtigte Isabeau von Baiern war seine Gemahlin. Glücklicherweise waren unsere Städte am Niederrhein noch ebenso wehrhaft wie am Oberrhein, und so mußten die Franzosen, bedrängt durch Hunger, Wasserfluth und zahlreiche Ausfälle, retiriren.

Der sechsjährige Landfriede, der zu Eger als Ersatz für die Bündnisse geschlossen wurde, kam wieder auf den Heidelberger Entwurf zurück. Zur ständigen Handhabung desselben sollte ein Landfriedensgericht von fünf Herren (den fünften ernannte der König als den Obmann) und vier Städtern alljährlich in Würzburg, Neustadt, Bamberg oder Nürnberg Gericht halten. Die Execution sollte den nächsten drei Reichsstädten obliegen. Dieser weitläuftige Landfriede war so übel nicht, falls er nur gehalten wurde. Aber „ob er gehalten wurde, das weiß Gott." Er blieb, wie fast alle Reichsgesetze, ein papiernes Werk. Da die Kriege zwischen Fürsten und Städten ruhten, treten in der folgenden Zeit die des Raubadels, der sich in jenen Kriegen fühlen gelernt, desto mehr hervor und Fürsten und Städte sind nun wieder überall gegen den Adel vereinigt. Konrad von Weinsberg, Adolf's Nachfolger, als Kürfürst von Mainz, brachte 1393 einen großen Friedensbund mit Köln und den Fürsten und Städten vom Niederrhein und Westfalen, sowie mit Hessen, Braunschweig u. s. w. zu Stande. Auch Otto der Quade hatte sich endlich beruhigt, nachdem die Bürger von Göttingen im Jahre 1390 ihn und seine Raubritter unter ihrem Hauptmann Berthold Helmold auf den Streitäckern bei Grohnde so gewaltig auf's Haupt schlugen, ihm soviel Ritter fingen, soviel Burgen brachen, daß er zum ersten Mal in seinem Leben fromm wurde und den Landfrieden liebte. Nun lebte er auch nicht lange mehr. Er starb zu Deutschlands Beruhigung im Jahre 1394. Auch Schwaben sah endlich den Mann abscheiden, der seit zwei Menschenaltern die

Bürger mit unzähligen Fehden belästigt hatte. Der Graf Eberhard der Greiner starb 1393, sein Enkel Eberhard der Milde hielt Freundschaft mit den Städten, die ihm halfen, bei Heinsheim im Jahre 1395 die unter drei „Schlegelkönigen" vereinigten Schlägler zu überwältigen. Das, was den Fürsten jetzt vor Allem Noth that, war Geld, um die gemachten Schulden zu bezahlen. In dieser Beziehung suchten sie ihren Sieg möglichst auszubeuten. Alte und neue Späne wurden vor die Schiedsgerichte gebracht und kosteten den entmuthigten, um jeden Preis sich nach Frieden sehnenden Städtern viel Geld. Sogar das stolze, sieghafte Dortmund bequemte sich auf Zureden der Soester, dem Kölner 14,000 Goldgulden zu zahlen, wofür er auf seinen Pfandanspruch wieder verzichtete. Da nun König, Fürsten und Städte durch die Bürgerkriege gleich sehr in Schuldennoth gerathen, so kam man auf eine Finanzoperation, welche des ganzen unrühmlichen Ausganges dieser großen Angelegenheit vollkommen würdig ist. Das schmähliche Hülfsmittel, dessen sich das bankerotte Reich bisher nur im Einzelnen und gleichsam verschämt bedient hatte, ward nun nach dem in Frankreich gegebenen Muster im Großen angewendet. Auf dem Reichstag zu Nürnberg wurden im September 1390 alle Judenschulden im Reiche niedergeschlagen, unter der Bedingung, daß die Schuldner 15 Procent an die königliche Kasse abführten. Man benutzte die Juden gleichsam als finanzielle Blutegel, man ließ sie saugen und wuchern, um ihnen von Zeit zu Zeit Alles abzunehmen. Durch dieses Geschäft gewannen damals u. A. der Herzog von Baiern, der Graf von Oettingen, die Stadt Regensburg Jedes 100,000 Goldgulden; Wenzel's Casse füllte sich mit Procenten; des Reiches Antlitz ward wieder heiterer; die armen Juden mußten Alles bezahlen.

Nach seinem letzten Aufenthalte zu Nürnberg im März 1391 ist Wenzel in den nächsten sechs Jahren nicht mehr in's Reich gekommen. Ihn beschäftigten fortan das Jagdvergnügen, der Trunk und Händel mit dem böhmischen Adel und Klerus. Nach einer fünfzigjährigen Zeit des Aufblühens war jetzt für Böhmen wieder eine lange Periode furchtbarer Zerrüttung angebrochen, welche den König Wenzel fortan wie eine Nemesis verfolgte. Der Grund davon lag auch hier

großentheils in der Schwäche seines Charakters. Er hatte ein großes schönes Werk in Böhmen angefangen, aber er war zu schwach und zu träge, um die schwere Arbeit mit Energie und Ausdauer durchzuführen. Wir sahen, wie er es durch seine reformatorischen Anläufe mit dem hohen Adel und Klerus in Böhmen verdorben hatte. Sobald dieser nun aber die Furcht und den Respect vor Wenzel verloren hatte, erhob er in ununterbrochenen Aufständen trotzig das Haupt und versuchte nichts Geringeres, als die ganze Regierungsgewalt an sich zu reißen. Alle die Punkte, welche den Gegenstand der folgenden Aufstände, Kriege, Verträge u. s. w. bilden, beziehen sich fast nur auf die geforderte ausschließende Besetzung des Landesgerichts, der Landtafel und sonstiger wichtiger Aemter durch den hohen Adel. Diese Forderungen waren nicht einmal historisch begründet; denn die alten Könige haben in Böhmen wie überall ihre Diener aus jedem Stande genommen und der Adel ist ja bekanntlich eben durch den Dienst erst zum Adel geworden. Es ist eine Anmaßung und ein Aberwitz, denselben Weg, auf welchem man selbst etwas geworden ist, den folgenden Generationen zuschließen zu wollen. Und nicht viel besser wie mit den Adels-Beschwerden, verhielt es sich mit den Klagen des Klerus über Freigeisterei des Königs und seiner Räthe — er hatte seine eigenen Ansichten über das Fegefeuer — sowie über Eingriffe in die Kirchengewalt. Die Wahrheit ist, daß in Böhmen wie überall die Anmaßung, der Reichthum und die Ueppigkeit des Klerus durchaus gleichen Schritt mit ihrer Verderbniß gehalten hatten. Der böhmische Klerus soll damals ein Drittel allen Grundeigenthums besessen haben. Der Erzbischof von Prag hielt sich eine Leibgarde, stärker als die des Königs und trat wie ein deutscher sich souverain fühlender Kirchenfürst auf. Zum Unglück Wenzel's bekleidete diese Stelle seit 1379 Johann von Jenstein, bis dahin Wenzel's Kumpan, der aber bald nachher (auf die Nachricht, daß sein College in Magdeburg, der Erzbischof Ludwig der Tänzer auf dem Tanzsaale zu Calbe den Hals gebrochen habe) sehr fromm, aber auch sehr hochmüthig und hierarchisch wurde, und sich fast wie ein böhmischer Papst gebärdete. Dieser Priester spielte gegen Wenzel eine Rolle, wie einst der Thomas von Becket gegen König Heinrich von England, und regte

durch sein zugleich hochfahrendes und doppelzüngiges Betragen den jähzornigen Wenzel auf's Furchtbarste auf. Die Folgen waren ähnlich wie dort. Schon im Jahre 1384 hatte der König gegen die Truppen des Erzbischofs einen Vertheidigungskrieg führen müssen, wobei die Güter des Erzbischofs dem Volke Preis gegeben wurden. Als nun gar der Erzbischof im Jahre 1393 einen pflichtgetreuen Kämmerer des Königs excommunicirte, da übermannte diesen der Jähzorn; er vergriff sich persönlich am Erzbischof und dessen Vicaren; jenem gelang die Flucht, aber diese wurden gefoltert und gemißhandelt, der König selbst soll einen blutig geschlagen und den erzbischöflichen Generalvicar Doctor Johann von Pomuk, der ihm noch auf der Folter widersprach, in unköniglicher Wuth mit eigner Hand gebrannt haben. Der Unglückliche ward in der Moldau ersäuft. Dieser Märtyrertod des frommen und gelehrten, vom Volke geachteten Mannes, in welchem wahrscheinlich der heilige Nepomuk wieder zu finden ist, hat dem König Wenzel den größten Schaden und das unauslöschliche Schandmal eines Tyrannen eingebracht. Und da er ein Mal vor der Nachwelt als Wütherich galt, so haben dann die mönchischen Chronikanten ihrer Phantasie ungehemmt den Lauf gelassen, und jeder hielt sich für verpflichtet, ihm eine neue Schaudergeschichte aufzuhängen. Die Henkergeschichten vom König Wenzel, die bis auf die neueste Zeit in den Geschichtsbüchern umgehen, sind, wie Palacky nachgewiesen hat, rein gelogen. Wenzel war, wie er war, sehr viel besser, als viele andere Fürsten seiner Zeit. Das Ersäufen mißliebiger Personen war in Böhmen gerade nichts Neues, der ritterliche König Johann hatte es bereits aus Paris importirt. Von den in jener Zeit so häufigen Justizmorden ist Wenzel außer jener einen That nichts vorzuwerfen und, verglichen mit seinen Zeitgenossen Karl VI. von Frankreich und Richard II. von England, bleibt Wenzel noch ein Muster der Sanftmuth und Gerechtigkeit. Die Unthat am Nepomuk stürzte ihn, als er wieder zu sich selbst gekommen, in tiefe Zerknirschung, welche der Erzbischof zu neuen, ganz unverschämten Forderungen benutzte. Auch hat die Ermordung des heiligen Nepomuk gar nicht gehindert, daß der römische Papst dem Klerus Unrecht und Wenzel Recht gab, und ihn sogar mit seiner besonderen Gunst noch Jahre lang beehrte.

In Böhmen nahmen die Dinge eine immer üblere Gestalt an, seitdem sich im Jahre 1393 der Adel nach deutschem Beispiel zu einem großen Herrenverein zusammenthat und an den Verwandten des Königs, an seinem ränkevollen Bruder Sigmund von Ungarn und seinem gewissenlosen Vetter Jobst von Mähren Helfer fanden. Diese Verwandten wollten den Wenzel eben nur um seine Länder bringen, und dankten ihm seine Gutherzigkeit und frühere Hülfe mit abscheulichem Verrathe. Sie verbanden sich heimlich mit Oesterreich, Meißen und dem böhmischen Adel, während sie ihm öffentlich schmeichelten. Man fürchtete sich Anfangs noch vor dem böhmischen Volke. Auch standen Wenzel's jüngster Bruder, der Herzog Johann von Görlitz, sowie sein Vetter, Markgraf Procop, Jobstens Feind, dem König noch zur Seite. Ueberdies wurde Sigismund durch ungrische Händel und Türkenkriege wieder abgezogen. Jobst wagte mit den Verschworenen endlich einen Hauptschlag. Sie nahmen den
1394 König am 8. Mai 1394 auf einer Reise gefangen und hielten ihn drei Monate in Haft. Zwar wurde das Vorgefallene vor dem Volke verheimlicht und unter Wenzel's Namen zum Scheine fortregiert, Jobst wurde zum Starosten des Königreichs ernannt, aber die gestürzten Räthe und Herzog Johann schlugen Lärm, sie riefen das Volk zu den Waffen, die Prager Bürgerschaft erhob sich, auch aus Deutschland kam Hülfe, Wenzel von einem Schlosse auf's andere, zuletzt nach Oesterreich gebracht, mußte endlich gegen zugesicherte Verzeihung losgelassen werden. Seit dieser Haft nahm die Feindschaft der Parteien, freilich auch Wenzels Unfähigkeit und Schwäche zu; er führte immer noch witzige und geistreiche Reden, ward aber noch abhängiger und charakterloser als früher und war leider fast immer betrunken. Man sagte, er habe ein Gift bekommen, das ihn mit ewigem Durste quälte. Er sank in immer tiefere Mißachtung und ward von aller Welt verrathen.
1395 Schon im folgenden Mai muß er den Baronen wieder die größten Zugeständnisse machen und es steht jetzt auch sein Bruder Johann mit
1396 den Herren im Bunde; bald darauf wird Johann Landeshauptmann, folgenden Jahres jedoch wieder in sehr ungnädigen Ausdrücken fortgeschickt. Der 26jährige Herzog, der sich die Zuneigung des Volkes erworben, aber den Schatz seines Bruders geleert hatte, starb am

1. März im Kloster Neuzelle eines plötzlichen Todes, man sagte durch Gift. Sigmund war damals in Prag und hatte Wenzeln durch falsche Vorspiegelungen ganz umgarnt. Am Sterbetage des Bruders machten sie neue Erbverträge. Sigmund ward auch zum Reichsvicar erhoben, doch hinderten ihn der Krieg gegen den Sultan Bajazet und die Folgen der unglücklichen Schlacht bei Nicopolis, nach Deutschland zu kommen. Aber durch seine Veranstaltung waren die böhmischen Frondeurs endlich wieder vollkommen in den Besitz der Macht gelangt. Widerwillig trug Wenzel ihr Joch; und während bei der offenkundigen Anarchie am Hofe auch die Anarchie im Lande wuchs, mußte es der Unglückliche noch loben, als seine geheimen Räthe, von denen er nicht lassen wollte, auf Veranstaltung des Herzogs von Ratibor zu einer Rathsversammlung in's Schloß Karlstein gelockt, und dort (11. Juni 1397) vom Herzog und dessen Spießgesellen 1397
niederträchtig ermordet wurden. Das Volke nannte den Herzog seitdem Hans den Henker. Es ward vorgegeben, und Wenzel selbst mußte dies in einer schmachvollen Urkunde besiegeln, die Ermordeten seien Hochverräther gewesen, und hätten dem König Tag und Nacht abgerathen, daß er nicht in's Reich gehen solle. Sie hätten ihn von der römischen Krone bringen wollen. Wir wissen nicht, was es mit diesen Sorgen des böhmischen Adels um das deutsche Reich auf sich hatte und ob ihr böhmischer Nationalstolz wirklich über die Reichszustände Deutschlands so betrübt war. Es scheint jedoch, daß das Reich und die Kirche allenthalben bloß noch Phrasen waren, die man beliebig gebrauchte, wo irgend eine Intrigue mit schönen Worten überdeckt werden sollte.

Wenzel entschloß sich nun endlich, das zu thun, was von ihm so eifrig verlangt wurde, er begab sich im August 1397 nach Deutschland, um die Reichs- und Kirchen-Sachen persönlich wieder in Angriff zu nehmen. In Deutschland, wo aller Orten der Raubadel wieder sein Wesen trieb, war man über die Käuflichkeit des Reichshofes, dessen Sentenzen für Geld und Wein feil waren, allerdings sehr unzufrieden; soll doch Wenzel in Schwaben die öffentlich bekriegten Schlegler, in Elsaß einen bestraften Landfriedensbrecher, den Herrn von Rapoltstein, in's Geheim im Solde gehabt haben! Gleichwohl ward Wen-

zel's Ankunft von den Städten überall freudig begrüßt. Er zeigte auch wirklich wieder großen Eifer, setzte sich zu Nürnberg selbst an die Spitze des fränkischen Aufgebotes und zerstörte eine ganze Reihe von Raubschlössern; in Würzburg ward er, wie einst während des Städtekrieges, mit wehenden Reichsbannern empfangen. Noch immer hofften die dortigen Bürger von ihm Reichsstandschaft und Erlösung von ihrem habgierigen Bischof zu erlangen. Mit dessen furchtbarem Blutgericht mußten sie später diese Hoffnung büßen. Wenzel nahm ihr Geld, konnte aber, auch wenn er gewollt hätte, ihnen nicht helfen. Doch legte er mancherlei Zwistigkeiten bei und brachte auf dem Reichstage
1398 zu Frankfurt am 6. Januar 1398 eine Erneuerung des Egerschen Landfriedens auf zehn Jahre zu Stande, eine Frist, welche zwei Monate später hinter seinem Rücken von den Erzbischöfen von Mainz und Trier und dem Pfalzgrafen eigenmächtig auf fünf Jahre herabgesetzt ward. Wenzel war damals in Luxemburg, und begab sich dann auf die dringende Einladung seines Verwandten und Verbündeten, des Königs von Frankreich, zu einer Zusammenkunft mit demselben nach Rheims. Er ward von dem König Karl und dessen Oheimen glänzend und pomphaft empfangen. Zwei Herzöge kamen dann in seine Herberge, um ihn zum Festmahl abzuholen; ach! er war bereits so betrunken, daß er nicht erscheinen konnte. Die Verhandlungen der beiden Könige betrafen das große Elend der Zeit, nämlich das Kirchenschisma. Die streitenden Päpste Urban und Clemens waren beide zwar längst gestorben, aber ihre Kardinäle hatten, unbekümmert um die öffentliche Meinung, sofort neue Gegenpäpste aufgestellt, die römischen den geschmeidigen Bonifaz IX. (9. November 1389), die französischen den Benedict XIII. (1394). Der Unwille der Christenheit über diese beiden Päpste ward durch die unglaublichen Erpressungen gesteigert, worin beide mit einander wetteiferten, in denen es aber der erfinderische Bonifaz offenbar am weitesten gebracht hat. Um der Christenheit eine außerordentliche Beisteuer abzulocken, setzte dieser Papst das Jubeljahr der Kirche noch weiter auf das 33. Jahr herab, — angeblich, weil Christus 33 Jahre alt geworden — und er erlaubte sodann, daß man gegen Zahlung des ungefähren Betrages der Reisekosten sich die Pilgerfahrt nach Rom ersparen und den Jubel-Ablaß

ohne Mühe daheim erwerben könne! Große Ablaß-Summen wurden auf diese Weise in Deutschland erhoben, doch wurden auch viele Erheber vom Volke todt geschlagen oder von Strauchrittern ausgeplündert. Mit den deutschen Kirchenwürden trieb Bonifaz den schamlosesten Handel; 40,000, 60,000, 80,000 Gulden hat er sich für deutsche Bisthümer zahlen lassen, ja der deutsche Stellenhandel ward unter ihm escomptirt, indem auch die Erspectanzen schon auf lange Jahre verkauft waren, wobei viele Käufer betrogen wurden; die deutsche Kirche ward ein Tummelplatz der nichtswürdigsten Speculanten; das Volk nannte sie die Bonifazischen Pflanzen. So lange Wenzel diesem Treiben ruhig zusah, war Bonifaz Wenzel's eifrigster Freund. Der König von Frankreich hatte aber endlich auf das Andrängen der Pariser Universität und von Gewissensbissen geplagt — er hielt den periodischen Wahnsinn, der ihn quälte, für eine Folge des Schisma — zur Abstellung des doppelten Scandals energische Maßregeln ergriffen und wollte seinen Papst zur Abdankung nöthigenfalls zwingen, falls die Gegenpartei eine gleiche Verpflichtung rücksichtlich ihres Papstes übernehmen und die ganze Sache einem allgemeinen Concilium zur Entscheidung übertragen werde. Der König von England, von der Universität zu Orford gemahnt, war der Verabredung beigetreten. Auch Wenzel hatte auf das Andrängen der Universität zu Prag, den französischen Anträgen Gehör geschenkt. Er hatte sich auch durch den impertinenten Brief des mit Papst Bonifaz conspirirenden Pfalzgrafen von der Zusammenkunft in Rheims nicht abschrecken lassen. Er bezeugte hier dem König von Frankreich seinen guten Willen, aber auch seine Ohnmacht, ohne die Zustimmung der östlichen Könige und der deutschen Reichsfürsten etwas zu thun. Er versprach, sie zum Beitritt, und den Papst Bonifaz zum gütlichen Rücktritt bewegen zu wollen. Er hat das Versprechen redlich gehalten, aber es hat ihm schlechten Lohn gebracht.

Trotz aller Nachsicht, die er in Deutschland gezeigt, war man in Rom bereits vorher sehr unzufrieden mit dem König, weil er seinen, seit zwanzig Jahren beabsichtigten Römerzug noch immer nicht hatte ausführen können; es war dem römischen Papste Alles daran gelegen, daß durch eine Kaiserkrönung auch sein Ansehn erhöht werde. Endlich

hatte Wenzel, so wenig als sein Vater, die Macht und Neigung, das Haus Visconti zu stürzen, welches unter dem despotischen, aber aufgeklärten und kunsteifrigen Johannes Galeazzo das mächtigste Fürstenhaus der Welt war, das größte stehende Heer hatte und den größten Theil von Oberitalien besaß. Die römischen Päpste, nachdem sie, um die Herrschaft von Italien zu erlangen, unser Königthum ruinirt hatten, verlangten jetzt, da sie selbst nicht im Stande waren, Italien zu behaupten, fortwährend von unseren ruinirten Königen, daß sie Italien für die Curie zurückerobern sollten. Karl IV. hatte es noch ein Mal versucht, aber vergebens, um wie viel weniger konnte es nun Wenzel! Er that das Vernünftigste, was noch zu thun war; er hielt die Verbindung mit dem Visconti aufrecht und befestigte sie im Jahr 1395 durch Verleihung des Herzogstitels, die ihm doch wenigstens 100,000 Goldgulden einbrachte. Solche Standeserhöhungen um Geld waren längst etwas Gewöhnliches geworden; und es war abgeschmackt, deßhalb auf ein Mal ein lautes Geschrei gegen Wenzeln zu erheben; doch der heftigste Widerspruch erhob sich gegen die von Frankreich empfohlenen radikalen Maßregeln zur Aufhebung des Schisma. Die Partei des römischen Papstes konnte sich allerdings auf ihr vom Reiche anerkanntes formelles Recht berufen. Aber deßhalb blieb das Schisma doch als Thatsache vorhanden und wenn die Christenheit wirklich das Bedürfniß der Kircheneinheit empfand, so mußte dasselbe auch nöthigenfalls mit Gewalt befriedigt werden. So faßten alle erleuchteten Männer, und die berühmtesten Universitäten die Sache auf. Anders Papst Bonifaz und die deutschen Fürsten, welche diese Frage nun zu Wenzel's Sturz benutzten.

Das Verhältniß der deutschen Fürsten zu Wenzel war, seitdem er sie hatte triumphiren lassen, soviel wir sehen, im Allgemeinen ein freundliches gewesen. Während seiner böhmischen Gefangenschaft im Jahre 1394 hatten sie sogar auf einem Reichstage Schritte zur Befreiung des Königs und Krieg gegen den böhmischen Herrenbund beschlossen. Einzelne Bündnisse, Throngelüste und dgl. waren wohl vorgekommen, aber nicht häufiger als unter Kaiser Karl; die Herzöge von Oesterreich und Baiern, der Markgraf von Meißen hatten an den Verschwörungen und Kriegen des böhmischen Adels, um dabei für

sich etwas zu gewinnen, theilgenommen, aber das hatten ja auch die nächsten Verwandten des Königs gethan. Weiter reichende Bedeutung hatten die wieder beginnenden Versuche der Häuser Habsburg und Wittelsbach, den geschwächten Lützelburger ganz vom Throne zu stürzen. Der wieder erstarkende Herzog Albrecht III. von Oesterreich konnte schon daran denken, die römische Krone auf sein Haupt zu bringen, und schloß zu diesem Zwecke mit vielen Fürsten, auch mit dem Württemberger, ja selbst mit einer Anzahl schwäbischer Reichsstädte Bündnisse, denen er gegen die Schlegler helfen wollte, wofür sie ihm für den Fall einer etwaigen Thronbesteigung ihren Beistand versprachen. Indeß Albrecht III. war im Jahre 1395 gestorben und seine fünf jugendlichen Nachfolger konnten nicht weiter an so hohe Pläne denken. Darauf tritt schon seit dem Jahre 1396 in dem jungen ehrgeizigen Pfalzgrafen Ruprecht das Haus Wittelsbach wieder in den Vordergrund. Der hochgemuthete junge Pfalzgraf, der sich schon im großen Städtekriege hervorgethan, dann in Böhmen Kriegshülfe geleistet hatte, strebte jetzt nach der Krone. Bei vielen tüchtigen Regenteneigenschaften mochte er sich wirklich einbilden, besser regieren zu können, als der schwache Wenzel. Einen eifrigen Genossen fand er bald in dem ränkevollen Grafen Johann von Nassau, welcher nach dem Tode des Erzbischofs Konrad von Weinsberg (1396) mit einer großen Summe Geldes nach Rom zog und sich bei Bonifaz die Provision des Erzbisthums Mainz kaufte. Das Kapitel hatte den frommen und gelehrten Domherrn Gottfried von Leiningen gewählt, und König Wenzel hatte den rechtmäßig Erwählten in Rom eifrig unterstützt. Aber Johann von Nassau blieb dennoch Erzbischof und ward Wenzel's schlimmster Feind. Er hatte das nächste Interesse an Wenzel's Sturze und an des Papstes Bonifaz Erhaltung; denn mit der Papstkrone des letzteren war auch seine theuer bezahlte Bischofsmütze gefährdet. Er verband sich daher mit dem Pfalzgrafen und versprach ihm, schon im October 1396, gegen Schutz im Erzbisthum, die Krone der Deutschen oder, wie es urkundlich heißt, „alle Ehren, darnach er stellen wolle" zu verschaffen. Auf diese Weise wurden die Wittelsbacher in schmählichster Weise die Verbündeten des römischen Papstes und der Pfalzgraf schrieb Wenzeln, falls er dem

Papste, von dem er die Krone habe, den Gehorsam entziehe, so werde man auch ihm den Gehorsam verweigern. Er warnte vor französischem Einfluß und erinnerte an die Zeiten Ludwigs des Baiern. So suchten dieselben Fürsten, welche noch vor wenig Jahren Frankreich gegen die deutschen Städte zu Hülfe gerufen hatten und bald nachher wiederum Frankreichs Hülfe gegen Wenzel suchten, jetzt ihre Verrätherei unter Franzosenhaß zu verstecken. Der aufgebrachte Wenzel hatte auf dem Rückwege eine heftige Unterredung mit Ruprecht, und wollte ihm den Prozeß machen. Da für Wenzeln nach dem energischen Anlauf den er genommen, wieder viel Sympathien, zumal in den Städten, erwacht sein mochten — eine allgemeine Huldigung aller Bürger und Beisitzer ward im August angeordnet — und da ihm so mächtige Verbündete zur Seite standen, so erschracken die Verschworenen und der gutmüthige Wenzel mochte leicht von ihnen beschwichtigt werden. Der Pfalzgraf leistete schriftlich Abbitte „seinem gnädigen Herrn und wolle Seinen Gnaden getreulich dienen als billig ist".

Noch weniger durfte es Papst Bonifaz wagen, schon jetzt offen mit dem König zu brechen. Er suchte ihn durch Friedensbotschaft, wiederholte Einladungen zur Kaiserkrönung zu täuschen, indeß er heimlich seine Absetzung betrieb.

Während nun Wenzel sich bemühte, zur Beilegung des Schisma einen großen Fürstencongreß zu Stande zu bringen, befiel ihn im Winter eine schwere, lange Krankheit — es hieß, er habe Gift bekommen — und brachen in Böhmen, nicht ohne Zuthun des Pfalzgrafen Ruprecht, neue Bewegungen des Herrenbundes aus. Der folgende Sommer sah Böhmen im hellen Kriege. Indeß hatten der Mainzer und der Pfalzgraf am 2. Juni 1399 zu Marburg eine Zusammenkunft mit dem Kölner und dem Kurfürsten von Sachsen. Sie schlossen einen Kurverein wie einst zu Rense, nur mit dem Unterschiede, daß dies Mal nicht die Rechte des Reiches, sondern die des römischen Stuhles geschützt werden sollten. Dann zogen sie nach und nach auch die übrigen Fürsten heran; zuerst den blödsinnigen Kurfürsten von Trier, die Herzöge von Baiern, die Markgrafen von Meißen, den Landgrafen von Hessen, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg ꝛc. Hauptsächlich ist es eben die Wittelsbachische Verwandtschaft,

es sind die Vettern und Verschwägerten des Hauses, die sich hier zusammenfinden, um das Haus Lützelburg zu stürzen. Ihre Bündnisse sind bereits unverblümt auf Wenzel's Absetzung gerichtet. Die von ihm, zur Verständigung und Abhülfe billiger Beschwerden, nach Nürnberg ausgeschriebenen Reichstage wurden gar nicht mehr besucht. Dagegen schrieb nun bereits der Mainzer eigenmächtig Reichstage nach Frankfurt aus und die Fürsten stellten sich, im Januar 1400, zahlreich 1400
ein. Es handelte sich hier um die wichtige Frage, wer an Wenzel's Stelle zu wählen sei? Bis dahin war wohl viel vom Reich und der Kirche und vom schlechten König Wenzel die Rede gewesen, daß es aber auf eine Erhebung der Wittelsbacher abgesehen sei, das hatte man nicht Allen gesagt, vielmehr einem jeden Fürsten Aussichten auf den Thron eröffnet. In diesem Sinne stellte man nach langem Streite auf jener Versammlung endlich wie einst nach Albrecht's I. Ermordung, eine Kandidatenliste auf, welche eben alle namhafteren Dynastien enthielt, mit Ausschluß der Habsburger und der Lützelburger. Unter diesen Kandidaten war der von seinem Schwager, dem Kurfürsten von Sachsen empfohlene, überhaupt von den Norddeutschen unterstützte Herzog Friedrich von Braunschweig, ein edler, durch Kraft und Tugend hochberühmter Fürst, der gefeierte Schirmherr und Freund vieler Reichsstädte, offenbar der gefährlichste Mitbewerber. Auf das Einladungsschreiben der sämmtlichen fünf Kurfürsten begab er sich, begleitet von seinem Schwager, von seinem Bruder Herzog Bernhard, sowie dem Fürsten von Anhalt, dem Grafen von Schwarzburg dem Bischof von Verden u. v. A. im Mai des Jahres 1400 nach Frankfurt, wo definitive Entschlüsse gefaßt werden sollten. Auf dieser stürmischen Versammlung traten sich nun die Parteien schroff gegenüber; im Unfrieden schieden die entrüsteten Welfischen aus und kehrten heim. Dieser Bruch war für die Verschworenen sehr gefährlich; denn auch die Städter waren aufmerksam und unruhig geworden und die königlichen Commissare schlugen Lärm in des Reiches Städten. Eile war nöthig! Da trieben Rache und Besorgniß den Mainzer zu einer schändlichen, verruchten That. Er ließ den heimkehrenden Fürsten auflauern; als sie sorglos ihrem Gefolge vorausritten, wurden sie auf Mainzischem, jetzt hessischem Gebiete, bei dem Dörfchen Kleinen-

glis in der Nähe von Fritzlar, durch einen Haufen Mainzischer Dienstmannen, unter dem Mainzischen Ober-Amtmann Grafen Heinrich von Waldeck überfallen, nach tapferer Gegenwehr niedergeworfen, und Herzog Friedrich von den Rittern Hertingshausen und Falkenberg ermordet. Den Fürsten von Anhalt rettete die Schnelligkeit seines Rosses, alle Uebrigen wurden erschlagen oder gefangen. Ein altes, steinernes Kreuz mit einer verwitterten, unlesbaren Inschrift bezeichnet die Stelle, wo dieser niederträchtige Mord geschah, und fordert den Wanderer zu Betrachtungen auf über die deutsche Geschichte und das Mittelalter, über Königswahlen und Reichsintriguen, über Herrendienst und Vasallentreue. Möchte doch der Himmel unsere Nation alle Zeit vor dieser Sorte von Treue bewahrt haben! Der hochfürstliche Urheber des Mordes betheuerte, wohl um die besseren Mitglieder seiner Partei, namentlich den Pfalzgrafen selbst zu beschwichtigen, mit einem öffentlichen Reinigungseide seine Unschuld; belohnte aber dabei die „Diensttreue" der Mörder mit Gütern und Ehren und verweigerte ihre Bestrafung. Es entstand deßhalb seit 1402 ein furchtbarer Rachekrieg der beleidigten Geschlechter, an dem sich Hessen, Thüringen, ja der eigene Bruder des Hauptmanns der Mörder, der Graf von Waldeck, betheiligten; die armen Unterthanen in den betreffenden Gebieten mußten wie immer die Ruchlosigkeit ihrer Herren büßen. Die Verschworenen eilten aber nach dem Frankfurter Tage rasch ihrem Ziele zu. Wenzel ward vorgeladen, am 10. August vor ihrem Fürstengericht in Lahnstein sich zu stellen und da er natürlich dieser Zumuthung weder Folge leisten konnte noch wollte, so ward am 20. August von dem Mainzer vor einer Volks-Versammlung ein Absetzungsurtheil vorgelesen und folgenden Tages auf dem Königsstuhl von Rense von den drei verschworenen Kurfürsten der vierte zum König gewählt. Die Stimmen von Böhmen, Brandenburg, Sachsen und streng genommen auch von Mainz fehlten ganz, nur 2 Fürsten, 4 Grafen, 4 Ritter und 4 Rechtsgelehrte als Zeugen waren zugegen, sowie ein gaffender Haufe, der die Nation vorstellte — wahrscheinlich Einwohner aus Oberlahnstein und den umliegenden Dörfern. Für diese braven Leute waren auch offenbar die unglaublich abgeschmackten und lügenhaften Klagepunkte und Urtheilsgründe bestimmt. Als Hauptverbrechen Wenzel's wurde vorge-

geben, daß er den Kirchenfrieden nicht hergestellt und sich überhaupt nicht um Kirche und Reich gekümmert habe, während er doch in der That nur deßhalb gestürzt wurde, weil er sich wieder um beides zu kümmern und auf Herstellung des Kirchenfriedens und des Landfriedens hinzuwirken begann. Weitere angebliche Verbrechen waren, daß er den Visconti zum Herzog erhoben, das Reich geschmälert, Lehen ausgethan, Blankets ausgegeben, lauter Dinge, welche von seinen Vorfahren wohl häufiger als von ihm geschehen. Am schändlichsten erscheint jedenfalls die Anklage, daß Wenzel den Fehden und Unruhen im Reiche nicht gesteuert habe, eine Anklage, die sich im Munde des Meuchelmörders von Fritzlar zur fürchterlichsten Ironie gestaltet. Endlich wurden ihm auch seine böhmischen Zerwürfnisse und „Grausamkeiten" vorgeworfen, obgleich doch der Pfalzgraf selbst der eifrigste Vertheidiger des Königs in Böhmen gewesen war. Man sieht, alle diese Punkte waren nur für den großen Haufen gemacht. Allgemeine politische Gebrechen wurden, noch dazu von deren eignen Urhebern und in der Weise gewissenloser Demagogen ausgebeutet, um die öffentliche Meinung zu betrügen. Aber man sieht auch mit Schmerz und Trauer, wie sehr die Wahrheit in unserer Geschichte verfälscht, und das Volk belogen werden konnte. Doch erregte das heuchlerische Gebahren der Verschworenen allerdings bereits den Ekel ihrer Zeitgenossen. „O über die Betrüger und Intriguanten!" ruft einer aus. „Sie stellen sich als haßten sie, was sie lieben, als wollten sie, was sie nicht wollen, als sehnten sie sich nach dem, was sie vermeiden möchten."

Den Reichsstädten war die Absicht der Verschworenen bis zum letzten Moment officiell verheimlicht worden; die Fürsten betrachteten solche Dinge als ihre Sache und meinten, das gehe die Städter nichts an, die doch stets am meisten dabei betheiligt waren und schließlich den Schaden zu tragen hatten. Auch fürchtete man wohl noch immer ihre Anhänglichkeit an das Königthum; zu den ersten Frankfurter Reichstagen wurden sie zwar eingeladen; aber erst auf der stürmischen Juniversammlung hielt man es doch für gerathen, ihnen die Absicht der fürstlichen Hochverräther in einem langen Vortrage des Mainzischen Ministers Johann von Dalberg, der sich über die Gebrechen des Reiches weitläuftig verbreitete, mitzutheilen. Es scheint jedoch, daß

die Vorstellungen der königlichen Botschafter, die von den Fürsten zurückgewiesen, an die Städte appellirten, sowie die Zwietracht der Fürsten auf die bis dahin sehr ängstliche und unschlüssige Haltung der Städter bedeutenden Einfluß übte; denn bald nachher trat zu Mainz ein rheinischer Städtetag zusammen und gab den Fürsten eine treffliche Antwort. Wohl solle man eine Versammlung zu Lahnstein halten, aber nur um so gräuliche Dinge, als bei Fritzlar geschehen, abzuthun. Es sei sehr zu verwundern, wie man solche Pläne, den König abzusetzen, heimlich habe hegen und den Städtern verbergen mögen. Sie wüßten auch nicht, wie sie sich mit Ehren von den Eiden, so sie ihrem König geschworen, losmachen könnten: wären auch ungewiß, was von einem neuen König für besserer Schutz und Schirm zu erwarten sei. — Die Verschworenen ließen sich durch diese Mahnungen nicht beirren. Dafür verweigerten manche Städte dem Ruprecht lange die Anerkennung; Aachen verschloß ihm die Thore; seine Krönung geschah am
1401 6. Januar 1401 zu Köln.

Man sollte denken, daß es unter diesen Umständen dem König Wenzel leicht hätte gelingen müssen, das ganze Unternehmen zu Boden zu schlagen. Statt dessen suchte er, durch innere Unruhen in Böhmen bedrängt, doch mehr noch aus Unschlüssigkeit, bis zum letzten Augenblicke mit den Fürsten zu unterhandeln; und namentlich die verschwägerten Baiernherzöge, denen er so Vieles zu Liebe gethan, auf seine Seite zu ziehn. Auch ließ er sich noch immer vom Papst Bonifaz betrügen, der ihm, während die Kurfürsten bereits mit päpstlicher Vollmacht die Absetzung ausgesprochen hatten, noch am 26. August schreibt, „er werde ihn bei seinen Ehren und Würden vertheidigen und solle er auch das eigene Blut dabei vergießen." — Ferner verließ sich Wenzel wiederum auf seinen Bruder Sigismund, und seinen Vetter Jobst, die ihn wiederum verriethen, denn obwohl die Reichsverschwörung direct gegen das ganze Haus Lützelburg gerichtet war, so dauerte doch die Eintracht dieser verderbten Dynastie, wenn sie gleich in augenblicklicher Wallung mit gesammter Hand Hülfe zu leisten beschloß, nur wenige Wochen. Sie kriegten lieber, vom April bis August 1400, in ihren Erblanden gegen den Vetter Procop.

Als nun die Kunde von der wirklich geschehenen Absetzung kam,

da schwor Wenzel hoch und theuer, er oder Ruprecht müsse fallen. Mit großen Lobeserhebungen schrieb er den treuen Reichsbürgern: tapfer möchten sie aushalten, alsbald werde er kommen und an ihrer Spitze stehen. Markgraf Jobst wollte kein Haar in seinem Bart behalten, wenn er den Vetter nicht räche. Er bot auch wirklich den böhmischen Herrenbund für Wenzel auf. König Sigismund führte ein großes Ungarnheer herbei. Als nun aber um den Preis der Hülfe verhandelt wurde, stellten Jobst und Sigismund so ungeheure Forderungen — Wenzel sollte alle Kosten allein bestreiten und dann noch obendrein seine Erblande ihnen abtreten — daß der empörte König sofort sein Pferd bestieg und ohne Abschied davonritt. Es war Mitte October, der ganze Feldzug mußte unterbleiben. Die Reichsstädte gaben endlich die verlorene Sache auf, nach den Gutachten von Rechtsgelehrten leisteten sie — da Ruprecht sechs Wochen und drei Tage vor der Wahlstadt Frankfurt ohne Anfechtung im Lager gelegen — nach und nach gegen Anerkennung ihrer Privilegien dem Gegenkönig die Huldigung. Wenzel blieb zwar noch immer der legitime Thronprätendent, aber seine wirkliche Reichsregierung ist hiermit zu Ende.

Werfen wir hier, an der Scheide des Jahrhunderts, einen Blick auf die wichtigsten Landesgeschichten, so findet sich Oesterreich, das Bollwerk Deutschlands im Osten, durch vergebliche Kriege seiner Fürsten gegen ein freies Volk, aber noch mehr durch innere Familienhändel so geschwächt, daß die Wittelsbacher wagen dürfen, Habsburg ganz vom Throne auszuschließen. Vergebens hatte Albrecht vor seinem Ende mit Wort und Schrift zur Eintracht gemahnt, auf welcher die Größe dieses Geschlechts so lange beruhte. Die vorgeschriebene Gesammtregierung durch seinen Sohn Albrecht IV. und seine Neffen, Wilhelm, Leupold, Ernst und Friedrich hatte keinen Bestand und das Land zerfiel durch Erbstreitigkeiten und Parteiungen, in denen sich jedoch die landständische Gewalt immer entschiedener der Leitung, sowohl in Oesterreich, als in den vorderen Landen und im Tyrol, bemächtigte. — Aehnlich ging es bald nachher auch in Baiern, wo zwar Stephan mit der Hafte nach dem erblosen Ableben seiner Brüder das vom Kaiser Ludwig nachgelassene bairische Erbe bis auf

den Antheil seiner niederländischen Brüder (Straubing) wieder vereinigt, dann aber bei seinem Tode 1377 den drei im Städtekriege so sehr hervortretenden Söhnen hinterlassen hatte, welche trotz ihrer Plünderungen, Gelderpressungen und des einträglichen Judengeschäftes immer mehr herunter kamen, und 1392 wieder theilten, so daß jetzt vier Linien in Baiern regierten, Ingolstadt unter Stephan II., München unter Johann, Landshut unter Friedrich, und Straubing unter der holländischen Linie. Unter den Zwistigkeiten dieser Brüder und noch mehr ihrer Nachkommen erlangten die ständischen Versammlungen immer größeres Ansehn und es hob sich endlich auch hier die Freiheit der Landstädte, vor Allen Münchens, zu republikanischer Kraft. Ungetrennt waren noch die Lande der pfälzischen Linie in Ruprecht's Händen. Die Geschichte der schwäbischen Lande im Westen, der böhmischen im Osten haben wir in der Reichsgeschichte betrachtet. An Baiern, Pfalz und Böhmen gränzten die Länder der Burggrafen von Nürnberg, die nach Friedrich's des Erwerbers Tode 1398 unter seine zwei Söhne getheilt wurden. Johann III. erbte das Oberland mit Hof, Kulmbach, Baireuth; der berühmte Friedrich VI., der noch oft in unserer Geschichte erscheinen wird, das Unterland mit Neustadt und Ansbach. Diesem Hause verwandt und benachbart sind die Markgrafen von Meißen und Thüringen. Auf Kaiser Ludwig's Schwiegersohn Friedrich den Ernsthaften waren im Jahre 1349 vier Söhne gefolgt. Friedrich der Strenge (so hieß er bei seinen Feinden, seine Freunde nannten ihn den Freundholdigen) regierte jedoch auch für seine Brüder, hielt sich enge zum Hause Lützelburg, erwarb durch Erbschaft Coburg, durch Kauf und Eroberung vieles Andere, und machte sich durch Strenge gegen die Raubritter und Demüthigung der berüchtigten welfischen Herzöge Albrecht vom Salze und Otto des Quaden um Deutschland verdient. Um diesen Letzteren vom Hessenlande fern zu halten, hatte Landgraf Heinrich der Eiserne mit Friedrich dem Strengen im Jahre 1373 die Erbverbrüderung zwischen Hessen und Thüringen geschlossen, welche dann noch oft, zuletzt in 1614, erneuert worden ist. Friedrich starb 1381 und das so groß und weit gewordene Land Thüringen und Meißen ward durch die zwischen seinen Brüdern und Söhnen in 1382

vorgenommene Chemnitzer Theilung in seine Bestandtheile wieder aufgelöst. Von den Brüdern erhielten Balthasar Thüringen, Wilhelm Meißen; die Söhne erhielten Osterland und Landsberg; von ihnen artet der älteste, Friedrich der Streitbare, der uns noch weiterhin begegnen wird, ganz auf den kräftigen Vater und wie die Vorfahren durch die Freundschaft der Lützelburger sich stärkten, so ist er am eifrigsten daran, sich auf Kosten des wieder zerrütteten Böhmenreiches zu bereichern. Auch sein Oheim Wilhelm der Einäugige von Meißen breitet sich durch Kauf, Eroberung ꝛc. bedeutend aus. Man sagte, daß er trotz seines einen Auges überall seinen Vortheil sehe. Er starb kinderlos 1407, worauf sich die übrigen Glieder des Hauses bis zum Naumburger Hauptrezeß von 1410 um das Erbe stritten. Sein Bruder Balthasar von Thüringen erwarb u. A. durch Heirath Hennebergisches Gebiet mit Hildburghausen; er war Garant der Verträge zwischen dem Landgrafen Hermann und den hessischen Städten; als solcher von den Bürgern zu Hülfe gerufen, hat er ihnen zwar nicht geholfen, dagegen an den furchtbaren Eroberungskriegen gegen Hessen 1385, 1387 und 1388 hervorragenden Antheil genommen und eine Anzahl hessischer Städte erobert. Er starb 1406; sein Sohn Friedrich der Friedfertige, oder der Einfältige, gab die von seinem Vater eroberten hessischen Städte wieder heraus. Das Land Hessen war bei Gelegenheit der vom Kaiser Karl IV. bestätigten Erbverbrüderung mit Thüringen als Gesammtfürstenthum anerkannt worden. Auf Heinrich des Eisernen 41jährige Regierung war hier 1377 dessen Neffe Hermann der Gelehrte, der habgierige und treulose Unterdrücker seines Volkes, gefolgt. Hessens Geschichte hat Gottlob nur Wenige seiner Art aufzuweisen, welche durch eigene Untreue und Vertragsbrüchigkeit die altberühmte Treue des Volkes leider fast unmöglich machten.

Das große Herzogthum Braunschweig-Lüneburg fanden wir bei unserm letzten Ueberblick unter die Hauptlinien Lüneburg, Braunschweig, Göttingen, Grubenhagen getheilt. In der Grubenhagenschen Linie, welcher jener abentheuernde Heinrich von Griechenland angehörte, sowie Otto der Tarentiner, — der den Muth besaß, der Königin Johanna von Neapel, nachdem sie den ersten Gemahl ermordet

hatte, seine Hand zu reichen, — vereinigte Ernst wieder das Erbe. Nach dessen Tode (1361) regierte Albrecht zum Salze und bedrängte Thüringen durch Räuberkrieg, bis Landgraf Friedrich der Ernsthafte diesem Unfuge vermittelst eines Heeres von 18,000 Mann ein Ende machte, Eimbeck belagerte, viele Raubschlösser des Herzogs brach und ihn zum Frieden und Schadensersatz nöthigte. Nur Salzderhelden, in welchem sich Albrecht mit seiner Kanone tapfer vertheidigte, konnte nicht genommen werden. Er starb 1384; seine Söhne theilten wieder, Erich folgte in Eimbeck, Friedrich in Osterode. — In Göttingen war auf Herzog Ernst, den Stifter der neuen Göttingischen Linie, in 1367 der berüchtigte „Herzog an der Leine", Otto der Quade, den das Volk den tollen Hund nannte, gefolgt. Als Anstifter und Oberhaupt des Sternerbundes, als Bedränger von Hessen, Thüringen, Westfalen und Braunschweig ist er in unserer Geschichte oft genannt, auch seine endliche Demüthigung durch die tapfern Göttinger, seine Bekehrung und baldiges Ende (1394) haben wir erzählt. Ihm folgte sein milder, frommer Sohn Otto der Einäugige (Cocles), der in allen Stücken das Gegentheil seines Vaters war; unter ihm gelangten die Stände des Landes zu großer Macht. In Lüneburg war 1369 Herzog Wilhelm ohne Söhne gestorben. Die Nachfolge hatte er dem Sohne seiner Tochter, dem beim Volke beliebten Herzog Albrecht von Sachsen bestimmt, welchen Kaiser Karl belehnte. Aber der berüchtigte Herzog Magnus II. (mit der Kette) von Braunschweig, Magnus des Frommen Sohn, erhob nähere Ansprüche und es begann die furchtbare Lüneburger Erbfehde, in welcher die Stadt Lüneburg von dem Sachsenherzog ihre Freiheit erwarb, die Zwingburg des Magnus durch als Frauen verkleidete Bürger überrumpelte und zerstörte, und in der Ursula-Nacht 1371 die eingedrungenen braunschweigischen Ritter in heroischem Straßenkampfe zurückschlug. Seitdem spielte die Stadt Lüneburg die erste und wichtigste Rolle im Lande. Magnus fiel 1372 in einer Schlacht gegen den Grafen von Schauenburg bei Leveste am Deister. Zwischen seinen Söhnen und den Herzögen Albrecht und Wenzel von Sachsen kam hierauf eine Uebereinkunft zu Stande, wonach die Letzteren, so lange sie lebten, im Besitze des Herzogthums Lüneburg blieben.

Albrecht starb 1385, Wenzel machte eine Erbverbrüderung mit den Braunschweiger Herzögen Friedrich und Bernhard, verkürzte jedoch deren dritten Bruder Heinrich. Alsbald erhob dieser von Celle aus einen gewaltigen Krieg, in welchem ihn die Lüneburger, die ihn auch nach Wenzel's Tode nicht anerkennen wollten, so sehr im eignen Lande zu Celle bedrängten, daß er Hülfe suchend nach Braunschweig floh. „Leicht wäre Dir geholfen", sagte Friedrich, „wenn meine Braunschweiger Bürger wollten". In der That ließen sich diese durch die Bitte des von ihnen sehr geliebten Herzogs Friedrich bewegen, und zogen mit 800 Wagen voll Waffen und Geschützen zu Hülfe. Bei Winsen an der Aller wurden Wenzel's Söhne am Frohleichnamstage 1388 aufs Haupt geschlagen; die Sühne bei Uelzen gab den Braunschweiger Herzögen Lüneburg zurück. Seitdem regierten Bernhard und Heinrich in Lüneburg, geriethen jedoch durch viele Fehden in solche Schuldennoth, daß sie, um Geld von den Ständen zu bekommen, im Jahre 1392 den berühmten Satebrief ausstellten, welcher den Ständen nicht bloß eine fast vollkommene Unabhängigkeit, sondern auch den ausschließlichen Besitz der wesentlichsten Hoheitsrechte im Lande, namentlich des Befestigungsrechtes, sowie die Befugniß einräumte, bei etwaigem Verfassungsbruche einen neuen Landesherrn einzusetzen. Ein ständiger Landes-Ausschuß von acht Abgeordneten des Landadels und acht aus den Städten (4 aus Lüneburg, 4 aus Hannover und Uelzen) sollte abwechselnd in Hannover und Lüneburg zusammenkommen, die Landesrechte wahrnehmen, Klagen der Unterthanen entgegennehmen, nöthigen Falls die fürstlichen Einkünfte in Beschlag nehmen und äußersten Falles das Volk zu den Waffen rufen. Sobald jedoch die Herzöge das Geld empfangen und verausgabt hatten, reute sie der Handel. Erst behaupteten sie nichts bekommen zu haben, worauf jedoch die Lüneburger Rathsherren, denen des Herzogs Ritter unterwegs in der Haide vergeblich auflauerten, ihre Quittungen auf einer Versammlung zu Hannover vorzeigten. Darauf versuchte es Herzog Heinrich mit der Gewalt. Er überrumpelte 1396 die Stadt Uelzen und befehdete von hier aus wegelagernd die Lüneburger aufs Aergste. Den gefangenen Bürgern wurden mit kannibalischer Rohheit die Hände und Füße abgehackt, ihre Dörfer verbrannt,

ihre Schiffe geraubt, sogar die Ilmenau abgegraben. Der große Städtekrieg im Reiche wiederholte sich hier nachträglich im Kleinen. Indeß schritt hier die nahe Hanse, deren Handelsverkehr gestört war, rasch und energisch ein. Bald sah sich der Herzog von den Städtern in allen seinen Festen berannt, bis nach Leveste zogen die Hansetruppen; der Herzog mußte endlich 1398 nachgeben und verschiedene Schlösser abtreten. Das war der große Satekrieg.

Welch eine andere Stellung nahm doch zur selben Zeit der Aelteste des Hauses, Herzog Friedrich, der Stolz und die Freude des Landes, in Braunschweig ein! In seiner Jugend von Otto dem Quaden bedrängt, der sich dem Lande als Vormund aufdrängen wollte und sich Wolfenbüttels bemächtigt hatte, begann Herzog Friedrich seine Laufbahn damit, daß er 1381 Wolfenbüttel befreite und den Quaden aus dem Lande trieb, auch die Braunschweiger mit dem Hansebund wieder aussöhnte. Friedrich war einer der wenigen Fürsten seiner Zeit, die an andere Dinge als Fehden und Saufgelage dachten. Er bauete Straßen und Brücken, bekümmerte sich um das Wohl seines Volkes und war ein unnachsichtiger Feind der Raubritter. Deßhalb rottete sich der Adel von weit und breit gegen ihn zusammen, ward aber am Ursulatag 1393 bei Goslar vom Herzog aufs Haupt geschlagen. Das reiche Erfurt machte ihn 1395 zu seinem Hauptmann und Schirmer. Die Reichsstädte Goslar, Nordhausen, Mühlhausen, die Probstei Hildesheim und viele märkische Städte folgten dem Beispiel. Schon tritt er auch in die Reichsgeschichte bedeutsam ein; schon bezeichnet ihn Norddeutschland als künftiges Reichsoberhaupt. Da fällt er bei Fritzlar durch Mörderhand in Folge derselben tragischen Reichshändel, die ihn zu so hohen Dingen berufen zu haben schienen. Als seine Leiche in der Blasiuskirche beigesetzt wurde, erfüllte lautes Schluchzen und Wehklagen den hohen Dom. Dann zogen seine Brüder, begleitet von vielen Fürsten und Herren und den Bürgern von Braunschweig und anderen Städten wie „hungrige Leuen" in den Rachekrieg gegen den Mainzer. Der hochfürstliche Meuchelmörder stellte sich nicht zum Zweikampf; aber sein Volk und das Mainzische Gebiet, zumal das Eichsfeld, mußten büßen. Braunschweig und Lüne-

burg kamen damals wieder zusammen und wurden durch Friedrich's Brüder bis 1409 gemeinschaftlich regiert.

Deutschlands nordöstliches Bollwerk Brandenburg war nach der kurzen und ersprießlichen Regierung des Kaisers Karl erst von Sigmund an Wenzel, dann von Wenzel wieder an Sigmund, dann wieder an Jobst, von diesem eine Zeitlang an Wilhelm von Meißen verhandelt, die Neumark kommt 1402 von Sigmund an den deutschen Orden. Alle diese Herren betrachteten das Land nur als Einnahmequelle und kümmerten sich nicht weiter darum. Der Raubadel, unter welchem die Quitzows eine schimpfliche Berühmtheit erlangten, konnte von keiner Obrigkeit gehindert, sein Wesen treiben und ward nur durch die Städte unter Führung von Berlin und Brandenburg, denen sich einige Wohlgesinnte vom Adel anschlossen, freilich ohne Erfolg bekämpft. Es getraute sich endlich kein Statthalter mehr in das unglückliche Land, dessen Einwohner zuletzt den Räubern förmlichen Tribut zahlen mußten. Schreckliche Grenzkriege, in die sie durch ihre Raubzüge das Land verwickelten, vollenden das wüste Bild dieses Brandenburgischen Interregnums.

Wir kommen jetzt zu den wichtigen Grenzgebieten Deutschlands, deren Geschichte zwar nicht mehr von der Geschichte unseres eignen Reiches, desto mehr aber von derjenigen fremder Reiche bestimmt ward. Wir wenden uns zunächst dorthin, wo es bereits am entschiedensten der Fall ist, an die Gränzen Scandinaviens.

Nach dem Tode des Königs Waldemar von Dänemark sollte der Sohn seiner ältesten Tochter Ingeborg, Herzog Albrecht von Mecklenburg, auf dem Throne folgen, aber dessen näher zur Stelle befindliche Tante, die Königin Margarethe von Norwegen, kam ihm, zu Gunsten ihres Sohnes Oluf (1376), zuvor. Die dänischen Großen waren ihr dabei behülflich und riefen den Norweger zum König aus; Kaiser Karl hatte zwar die Rechte des Mecklenburgers anerkannt, konnte aber nichts für ihn thun. Die Königin Margarethe, welche nach Oluf's Tode (1387) in eignem Namen fortregierte, hob das dänische Königthum wieder aus dem Verfalle und entriß dem Hause Mecklenburg auch Schweden, wo ein anderer Albrecht von Mecklenburg regierte. Selbst ohne Kinder, ließ sie dann ihren Großneffen Erich von

Pommern in den drei Reichen zum König wählen und brachte, um die dauernde Vereinigung Scandinaviens zu erzielen, in der berühmten Kalmarschen Union von 1397 eine Personal-Einheit der drei Kronen zu Stande. Der hohe Geist dieser Frau betrat den Weg, auf welchem auch heute noch die schließliche Lösung der nordischen Fragen liegen dürfte: enge Verbindung der stammverwandten Scandinaven und Verzicht auf unhaltbar gewordene Ansprüche an deutsches Land. Man rühmte ihr noch lange nach, „daß sie großen Frieden gehalten mit den Herren zu Holstein und den deutschen Städten". Sie entschloß sich, im Vertrag zu Nyborg (15. August 1386) das von den Holsteiner Grafen, Gerhard's des Großen Söhnen besetzte und vertheidigte, längst mit Leib und Seele deutsch gewordene Herzogthum Schleswig den Grafen mit der Herrschaft über Fehmarn und Friesland feierlich und mit Zustimmung aller Räthe des Königreichs zu übertragen, „daß sie es ewig besitzen sollen, zu ewigem Frieden mit Dänemark." Fortan nahmen die Herzöge von Schleswig-Holstein ihren Sitz zu Gottorp und schlossen am 17. April 1390 den Kieler Hausvertrag, nach welchem alle ihre damaligen und künftigen Länder „unzertrennlich beisammen bleiben" sollen „für ewige Zeiten". Um 1385 starb Graf Heinrich der Eiserne, weit berühmt wegen seiner Kriegsfahrten in Deutschland, Wälschland und Dänemark. Zwölf Jahre später folgte sein Bruder, der alte Graf Claus, gepriesen wegen seiner Weisheit und Gerechtigkeit. Nicht bloß die Königin Margarethe, auch die Holsteiner nannten ihn ihren Vater. Der von den Nachfolgern, Heinrich's Söhnen, geschlossene Theilungsvertrag ward von einer holsteinischen Ständeversammlung zu Bornhöved als Grundgesetz festgestellt (August 1397). Darnach soll, wie auch in Zukunft die dynastischen Verhältnisse sich gestalten möchten, die Mannschaft in Holstein, Stormarn und dem Herzogthum „ungetheilt und ungezweiet beisammen" bleiben und in Streitigkeiten der Herzöge entscheiden. Damit war Schleswig durch das letzte und stärkste Band an das deutsche Vaterland geknüpft.

Nicht so leicht und einfach, als in Schleswig-Holstein, vollzog sich jener nordische Prozeß in den hansischen Gebieten der Ostsee.

Aus dem Kampfe um Schweden entstand eine Tragödie, welche auch
n die hansischen Geschicke tief und erschütternd eingriff.

Wir verließen die Geschichte der deutschen Hansa, als sie nach
er Ueberwältigung Waldemar's auf dem Scheitelpunkte des Ruhmes
tand. Fester gegliedert, unter vier Bundeshauptstädten (Lübeck, Dan-
ig, Braunschweig, Köln) schien damals ihre Zukunft für immer
esichert zu sein. Aber in der Geschichte giebt es keine Ruhe und die
lugenblicke des höchsten Glanzes sind auch die kürzesten. Da die
ußeren Stürme sich gelegt hatten, begannen die inneren. Jene demokra-
ische Sturmfluth, deren Wellenschläge schon vor hundert Jahren bis an
ie Ostsee drangen, aber am festeren Gefüge norddeutschen Gemeindele-
ens zerschellten, erneuerte sich jetzt, sie ward heraufbeschworen durch den
ochmuth und die Härte allzu übermüthig gewordener Patricier.
Wiederum eröffnete Braunschweig den Reigen. Der Rath hatte die, wie
s scheint, nur zu begründeten Klagen und Forderungen der Zünfte
icht bloß abgewiesen, sondern auch die gefürchtetsten Volkshäupter bei
'acht überfallen und köpfen lassen. Hierauf brach (im Jahre 1394)
ne furchtbare Revolution aus, in welcher schuldige und unschuldige
atricier ermordet und hingerichtet wurden. Die Geschlechter wurden
usgetrieben, ein zünftiges Regiment ward eingesetzt. An der Spitze
r Bewegung standen die „stolzen Gerber". Das neue Regiment
chte, um sich nach außen zu halten, nicht ohne Erfolg auch andere
ansestädte aufzuregen. Um so strenger schritt auf Anrufen der Ge-
lechter der Vorort als Oberhof nun in Braunschweig ein; die
tadt ward verhanset, d. h. von aller Verkehrsgemeinschaft aus-
schlossen; und obwohl sie den Folgen dieser Maßregel 8 Jahre lang
derstand, so sah sie sich doch endlich durch Noth, Auswanderung
nd Unfrieden gezwungen, demüthig um Wiederaufnahme zu bitten.
ergebens hatte selbst Kaiser Karl Fürbitte für sie eingelegt. Zu sehr
ren die Herren in Lübeck durch das böse Beispiel in der eignen
xistenz bedroht. Sie wollten die Härte des alten Rathes nicht als
ntschuldigung gelten lassen, weil man sein Recht beim Bunde habe
chen, nicht aber sich durch blutige Frevel rächen dürfen. Endlich
rmittelte Herzog Friedrich seiner Stadt den Frieden. Sie mußte
n neuen Rath wieder abthun, den alten wieder einsetzen und entschä-

digen, zur Sühne des vergossenen Blutes die Mörder bestrafen und neben ihrem prachtvollen Rathhause eine Kapelle dem Stadtheiligen Autor bauen, wo täglich für die Ermordeten Messe gelesen ward. Soviel Magistratspersonen ermordet waren, soviel Abgeordnete der Stadt zogen am 13. August 1381 in Lübeck barfuß in Büßerhemden mit brennenden Wachskerzen von der Marienkirche zum Rathhause. Darauf endlich führte eine Bundescommission den alten Rath wieder in Braunschweig ein und nahm die Stadt in den Bund wieder auf.

So schien durch harte Justiz die alte Geschlechterherrschaft nicht bloß in Braunschweig wiederhergestellt, sondern auch in Lübeck selbst neu gefestigt zu sein, wo, unter Führung der Knochenhauer, bereits Jahrs zuvor (1380) sich die Zünfte drohend zusammen gethan und in der zum Losschlagen bestimmten Decembernacht nur an der Schlagfertigkeit von 5000 bewaffneten Kaufleuten und 400 Patriciern gescheitert waren. Kühne Häupter standen an der Spitze: ein Paternostermacher (Bernsteindrechsler), ein Kürschner aus Soest, zwei Bäcker, zwei Knochenhauer. Schon drei Jahre nach jener öffentlichen Buße der Braunschweiger, im September 1384, stehen sie im Begriff, die Braunschweiger Revolution in Lübeck schrecklicher zu wiederholen. Eine Catilinarische Verschwörung mit einem Haufen holsteinischer Ritter ward entdeckt; man wollte eine Feuersbrunst veranstalten und in der Verwirrung die Thore öffnen, die Rathsversammlung ermorden, die patricischen Häuser plündern, und ein zünftiges Regiment einsetzen. Ein verschworener Ritter, von Gewissensbissen gepeinigt, hatte aber den seit vierzehn Jahren vorbereiteten Plan, den er wegen seines Eides keinem lebenden Wesen mittheilen durfte, am Vorabend der Ausführung der Trinkschale des Bürgermeisters laut gebeichtet. Sofort wurden in nächtlicher Stille die Häupter verhaftet und zu Geständnissen gebracht. Ein entsetzliches Blutgericht erging über die Schuldigen, bis der Rath, müde des „Schleppens und Räderns", allen Schuldbewußten die Auswanderung erlaubte und von den Zurückbleibenden einen neuen Huldigungseid empfing. Seitdem saß der Rath wieder auf einige Zeit etwas fester; aber Spannung, Haß und Mißtrauen blieben und Lübeck, gelähmt durch innere Entzweiung, zeigte sich schwach und schwankend nach außen. Wir finden daher um diese Zeit

Stralsund unter dem berühmten Geschlechte der Wulflam an der Spitze der Hanse und im Besitze der schonenschen Schlösser. Aber im Jahre 1390 mußte auch Herr Bertram Wulflam, der Krösus des Nordens, wegen verweigerter Rechnungsablage mit seinen Söhnen entfliehen und die Regierung ging an seinen plebejischen Collegen über, den Bürgermeister Karsten Sarnow, der „ein Fremder und nicht von großem Herkommen" war, und nun im Innern die Verfassung friedlich umgestaltete, nach außen tapfer vertheidigte. Hier hatte das Volk triumphiert, um wankelmüthig schon drei Jahre später seinen Wohlthäter zu verlassen und sich dem wieder eingelassenen Wulflam zuzuwenden, welcher den verhaßten Nebenbuhler auf das Schaffot brachte und die Verfassung wieder umstürzte.

Nach Betrachtung dieser innern Verhältnisse wird es nicht befremden, daß die Hansa bei den großen Angelegenheiten des Nordens damals eine verhältnißmäßig kleine Rolle spielte. Zwar finden wir sie beim Ausbruche des Streites noch in ihrer gebieterischen Stellung. Da harrten der Mecklenburger und der Norweger des hansischen Ausspruches und er ward auf dem Hansetage zu Stralsund nach langem Streite gegen Gewährung neuer königlicher Vorrechte zu Gunsten des letzteren gefällt. Aber schon die nächsten Jahre brachten Unheil; die mecklenburgischen Städte Rostock und Wismar hielten es, trotz jenes Ausspruches, mit ihren Herzögen; durch die Thronhändel der Könige und die Zwiste der Städte begünstigt, ja von ihnen angestiftet, begann der Raubadel an den dänischen und deutschen Küsten eine gottlose Seeräuberei, und so schwach fühlten sich die erschreckten Städte, daß sie nach mehrjährigen Rüstungen im Juni 1382 eine förmliche Capitulation „auf Kündigung" mit den Seeräubern schlossen. Freilich die Hauptsitze des Seeraubes waren wie seit alten Zeiten wieder in Dänemark, und da Margaretha, noch mit Thronhändeln beschäftigt, weder Schutz noch Schadens-Ersatz leistete, verweigerten die Seestädte, nach abgelaufener 15jähriger Frist, die Herausgabe der schonenschen Landschaften. Persönlich erschien im April 1384 die Königin mit ihren Großen auf dem Hansetage zu Stralsund und betheuerte ihren guten Willen, doch konnte sie nur neun schwache Schiffe zu der Bundesflotte stellen, welche darauf unter dem Stralsunder Orlogshauptmann,

Wulf Wulflam, das Meer gewaltig säuberte. Dieser hansische Pompejus hatte für die Dauer des Seeräuberkrieges auf offenem Meere Gewalt über Hals und Hand, über Hab und Gut empfangen. Im Namen der 35 Seestädte gab er dann am 11. Mai 1385 der Königin Margaretha ihre schonenschen Schlösser zurück. So waren einige Jahre der Ruhe gewonnen, bis mit der Eroberung Schwedens durch Margaretha im Jahre 1389 für den Bund wieder eine Zeit der schwersten Prüfungen anhub. Vom Reichsrath war Margaretha ins Land gerufen worden, und als Albrecht in der Schlacht bei Falköping gefangen wurde, und alle Festen des Landes sich der Siegerin öffneten, hielt nur die deutsche Gemeinde zu Stockholm, unbeirrt durch den Haß der Schweden, treu an der Sache ihres stammverwandten Königs fest. Sie entledigte sich durch eine blutige That ihrer Gegner und hielt eine Jahre lange furchtbare Belagerung aus. Indeß lag König Albrecht mit seinem Sohne Erich im Burgverließ von Lindholm. Gerührt durch sein Geschick und durch die Noth der Belagerten, verbanden sich die Seestädte Wismar und Rostock mit ihren Landesfürsten zum Kriege gegen Schweden.

Hiermit war ein Bruch im Mittelpunkt der Hanse eingetreten, denn Lübeck neigte sich der Königin Margaretha zu und wollte neutral bleiben. So gingen den Mecklenburgern zwei mühsam gerüstete Flotten verloren und der Hunger wüthete in Stockholm. Da faßten sie den verzweifelten Gedanken, die Hülfe von Seeräubern anzurufen und an den Küsten der Ost- und Nordsee bekannt zu machen, „daß alle so auf eigne Kosten und Gefahr gegen Dänemark und Norwegen abentheuern wollten, um allort zu rauben, zu plündern und zu brennen, sich in Wismar, Rostock, Ribnitz und Golwitz einfinden möchten, um Stehlbriefe, auch Zusicherung freien Verkaufes zu empfangen.“ Dafür sollen sie Stockholm mit Victualien versehen. Dieser Aufruf hatte einen nur allzu glänzenden Erfolg. „Es steht nicht zu beschreiben, was für ein Haufe losen bösen Volkes aus allen Landen da zusammenströmte, die Alle nicht arbeiten wollten und sich an den armen dänischen und norischen Bauern zu bereichern gedachten.“ Sie nannten sich nach der ehrenwertheren Hälfte ihres Geschäfts die Victualienbrüder, ein Name, welcher bald genug zur furchtbaren Ironie wurde. Denn

„die Sache ließ sich wohl Anfangs als ein gar profitlich Ding an, aber Gott tröste den, der so losen Gesellen seine Hand reicht. Da sie erst auf der See waren, vergaßen sie balde ihre Bestallungen und hielten Alles für Feinde, was ihnen in den Weg kam.“ Aus den Victualienbrüdern wurden furchtbare Räuberbanden, welche die Küsten und Meere des Nordens Jahrzehende lang mit ihren Fahrten heimgesucht haben. Von Hinterpommern bis Friesland hatten sie ihre Schlupfwinkel, an ihrer Spitze finden sich die Häupter des Raubadels von Dänemark bis Preußen, auch die Fürsten von Mecklenburg und Pommern betheiligten sich bald am einträglichen Geschäfte, wie die Ritterbünde im Reiche haben sie Statuten, Namen und Zeichen, sie nennen sich mit einem ächten Räubernamen die Likedeeler (Gleichtheiler, Communisten) ihre freche Losung ist die jenes schwäbischen Grafen „Gotts Freund, aller Menschen Feind.“ Im Jahre 1392 plündern und verbrennen sie Bergen, den reichen Stapelplatz deutschen Handels in Norwegen, im Jahre 1394 trifft den Handelsplatz Malmoe dasselbe Loos; auch die hohe Felseninsel Gothland wird von ihnen erobert und Wisby, der altehrwürdige Oberhof hanstischer Justiz, wird nun, o der Schmach! das Hauptnest einer ruchlosen Räuberbande. Drei Jahre lang mußte die Fahrt nach Schonen unterbleiben. Es ward gesetzlich verboten, anders als in Geschwadern von mindestens zehn Schiffen durch den Sund zu segeln. Das rege Leben in den Vitten erstarb und die fastende Christenheit mußte sich ohne Häringe behelfen. Seit 1394 erscheinen der Godeke Michelson und der Claus Stortebecker als Räuberhauptleute im Vordergrunde, und beschäftigten bald, in Ermangelung besserer Stoffe, den Volksgesang Norddeutschlands. Fünf Länder, und in den fünf Ländern so Ritter als Bauern, stritten um den Ruhm, diese Schinderhannes des Meeres erzeugt zu haben. Alle Anstrengungen der Hanse waren nun zunächst gegen diese furchtbare Plage gerichtet. Auch in diesen Seeräuberkriegen tritt Stralsund wiederum hervor. So brachte ein Stralsunder Schiff einst statt der Häringe Seeräuber, in jeder Tonne einen, da man sie nicht anders hatte bewahren können. Für die herausschauenden Köpfe hatte man ein Loch in jedem Fasse gelassen. So wurden sie abgeliefert und hingerichtet. Indeß blieb doch die Quelle der Leiden, der Krieg um

Schweden und erschöpfte sich die hansische Politik in vergeblichen Vermittlungsversuchen. Endlich drangen die Preußen unter ihrem tüchtigen Hochmeister Konrad von Jungingen auf entscheidende Maßregeln. Beide Theile wurden zum Ersatz des den Kaufleuten verursachten Schadens aufgefordert, und da beide sich weigerten, ward endlich der Verkehr nach Dänemark gesperrt, gegen die bereits verhanseten Städte Wismar und Rostock und ihre Räuberbanden aber die Anwendung nachdrücklicher Gewalt beschlossen. Im März 1394 erging vom Hansetag zu Lübeck ein großes Aufgebot und zeigte sich wieder die alte Energie, ja, die Hanse sah sich veranlaßt, auch gegen Margarethe nachdrücklicher aufzutreten; welche sich nun endlich entschloß, von der Belagerung Stockholms abzustehen und den gefangenen König gegen Bedingungen freizugeben. So ward in Falsterbo Ostern 1395 ein dreijähriger Waffenstillstand verabredet; König Albrecht versprach, binnen dieser Zeit sich mit 60,000 Mark Silbers zu lösen oder wieder in die Haft zurückzukehren; die Seestädte Lübeck, Stralsund und andere leisteten für ihn Bürgschaft und erhielten dafür als Faustpfand die Stadt Stockholm, in welche nun sofort eine starke hanseatische Besatzung einzog. Die Mecklenburger gelobten, ihre Häfen dem Seeraube zu schließen und erhielten dafür nach siebenjähriger Haft ihren Fürsten zurück. Doch die 60,000 Mark konnten oder wollten sie nicht für ihn zahlen. Vergebens hat König Albrecht drei Jahre lang herumgefragt, um diese Summe zusammenzubringen. Da nun die Zahlfrist ablief und das Geld ausblieb, ward Stockholm an die Königin übergeben. So verlor König Albrecht Krone und Reich. Nur die Victualienbrüder ließen sich durch den Frieden nicht stören. Wie die alten Wikingsfahrer durchschwärmten sie das Meer von Finnland bis Spanien. Mit ihnen begann jedoch nunmehr in der Ostsee der Hochmeister von Preußen, Konrad von Jungingen, gewaltig aufzuräumen. Er tritt hier, wie einst Winrich von Kniprode, gleichsam als das Schwert der Hansa auf. Ungeduldig über die Langsamkeit des Bundes, rüstete er eine Kriegsflotte von achtzig Schiffen, welche das schwerste Belagerungsgeschütz und 5000 Krieger am Bord trug, und eroberte damit die Insel Gothland, das Hauptnest der Räuber. Das Meer wurde gesäubert; die wichtige Insel blieb jedoch nur zehn Jahre

im Besitze des Ordens. Die Seeräuber aber zogen sich mehr nach Westen, streiften bei günstiger Gelegenheit auch wieder zahlreich in der Ostsee und trieben überhaupt noch Jahrzehende lang ihr Wesen fort.

Wir haben im Vorstehenden die inneren Gebrechen gesehen, mit denen die Hansa zu ringen hatte. So glänzend und ruhmreich ihre Geschichte ist, so fehlte es ihr doch, um eine dauerhafte Zukunft zu verbürgen, allzusehr an dem Hintergrunde einer festverbundenen Nation mit Ländern und Völkern, welche alle Stürme der Geschichte überdauern. Ihre Macht beruhte vornehmlich auf der Klugheit und Vorsicht ihrer Rathsherren, auf der Unentbehrlichkeit ihres, den ganzen Norden Europa's in Abhängigkeit erhaltenden, mit ungemeinem Verstande organisirten Handels, und auf der maritimen Schwäche der umliegenden Reiche. Dabei war sie doch auch von mancherlei dynastischen Verhältnissen und im Innern von der Wandelbarkeit städtischer Bewegung abhängig, der das natürliche, mehr stabile und conservative Gegengewicht des ländlichen Elementes fehlte, und die daher oft durch venetianische Staatsjustiz in grausamen Schranken gehalten werden mußte. Aus allen diesen Gründen ward das merkwürdige und kunstreiche Gebäude der Hansa durch jeden Umschwung der auswärtigen Geschichte bis in seine Fundamente erschüttert. Wir sehen schon die Vorboten der Zukunft: drohender als im Norden steigt sie bereits im Westen und im Osten vor unsern Blicken auf.

Zwar die wichtigste und älteste Verbindung unserer nordischen Kaufleute, die mit England, blieb noch längere Zeit in voller Blüthe bestehen. Selbst unter den heftigsten Bewegungen der englischen Geschichte wußte der Stahlhof seine glänzende und privilegirte Stellung mit kluger Umsicht zu bewahren. König Richard II. war, wenige Monate vor seinem Schwager Wenzel, vom Adel entthront worden; wobei nur allerdings der wesentliche Unterschied bestand, daß die Absetzung dieses räuberischen Königs, welcher alle Rechte der Nation mit Füßen getreten hatte, auch im Interesse und unter Mitwirkung des Volkes geschah und auch dem Volke zu Gute kam. Vielleicht hätte es der hohe Adel auch hier gemacht wie in Deutschland, aber es ging nicht. Dort stand das Königthum, sobald es sich nur einigermaßen auf die Nation stützte, bereits viel zu fest. Als der Adel auch den König

Heinrich wieder absetzen wollte, fand dieser Hülfe bei den Bürgern von London; auch das Volk in den westlichen Grafschaften erhob sich für ihn und schlug die Rebellen todt. Eines ihrer Häupter, der Erzbischof von York, der es bei weitem nicht so arg trieb, als etwa in Deutschland der Erzbischof von Mainz, ward von weltlichen Richtern verurtheilt und hingerichtet. Heinrich IV. und sein berühmter Nachfolger Heinrich V., der Besieger Frankreichs, folgten dem Beispiel der Eduarde und hielten sich die deutschen Kaufleute, deren Geld und Schiffe sie brauchten, durch vermehrte Gnaden und Privilegien zu Freunden. Ueberhaupt waren jene Kriege, in denen England die Kräfte der eigenen Söhne noch fast ausschließend auf den Landkrieg verwendete, eine wahre Goldgrube für die Hanse. Sogar die englisch gewordene Stadt Bordeaux finden wir als hanseatische Factorei. Doch suchte auch Frankreich — so unentbehrlich waren die Hansen geworden — sich noch bei jeder Gelegenheit deren Freundschaft zu erhalten.

Ungünstiger hatten sich schon die Verhältnisse der Niederlande für Deutschland gestaltet. Die dortigen Hansestädte, die „Süderseeischen," die „Westerlinge," sind viel mit inneren städtischen, provinziellen und dynastischen Kämpfen beschäftigt und dem Bunde halb entfremdet, nicht selten stehen sie ihm feindselig gegenüber. Wohl sind jene alten Reichslande noch im Besitze deutscher Dynastien, in Holland und Friesland herrschen noch Wittelsbacher, in Luxemburg und Brabant der Lützelburger, aber schon wird hier durch Verschwägerungen jene Hingabe an fremde Herren vorbereitet, durch welche sie Deutschland endlich ganz verloren gingen. Dies führt uns auf die französisch-burgundischen Verhältnisse an unseren Westgrenzen.

Nicht ohne Mitwirkung des Kaisers Karl war die Reichsgrafschaft Hochburgund an einen französischen Fürsten, und durch diesen an die französische Krone gekommen. Der König Johann von Frankreich stattete darauf seinen jüngsten Sohn, Philipp den Kühnen, welcher auch Flandern erheirathete, mit dem Herzogthum Burgund aus. So entstand, unter französischer Oberlehnsherrlichkeit, das neu burgundische Reich, welches u. A. die beiden Burgund, Artois, Flandern und die Mark Antwerpen enthielt. Was Karl begonnen, setzte Wenzel fort, indem er, wie wir bald sehen werden, auch Luxemburg und

Brabant hingab und der Wittelsbacher Wilhelm VI. vollendete dann das Werk, indem er dem burgundiſchen Hauſe auch Holland, Friesland, Seeland und Hennegau vermachte. — Während der Zerrüttung, in welche Frankreich unter der langen Regierung des wahnſinnigen Königs Karl VI. (1380 — 1422) gerieth, da ſich die ruchloſen Glieder des Hauſes, die Gemahlin Iſabeau von Baiern, die Oheime von Anjou, von Berry, von Bourbon und von Burgund, und der Bruder des Königs, der Herzog von Orleans, um die Herrſchaft ſtritten, alle Erfolge des weiſen Königs Karl V. wieder vernichteten, das Volk zur Verzweiflung und zu zahlloſen Aufſtänden brachten, und das Land großen Theils in engliſche Hände fallen ließen, wuchs das neu burgundiſche Reich unter kraftvollen Herrſchern heran und führte für die Niederlande eine neue Zeit des Glanzes herbei, trennte ſie aber durch eine tiefe Kluft vollends von Deutſchland, indem es gleichſam eine neue Nation erſchuf. Die Folgen dieſes welthiſtoriſchen Umſchwunges, durch welchen der Hanſa und dem deutſchen Handel, vor Allen der Weltſtadt Köln die Lebensadern unterbunden wurden, traten freilich erſt allmählich hervor. Die erſten burgundiſchen Herzöge zeigten ſich, ſo lange ſie der Hanſa bedurften, noch als deren geneigte Freunde. War doch der Reichthum ihres Landes, beſonders die Induſtrie und der Handel Flanderns noch von der Hanſa abhängig; denn faſt alle Waaren, die in den hanſiſchen Welthandel kamen, namentlich die flandriſchen Tuche, mußten nach der ſtrengen Beſtimmung des Bundes zuvor von dem Comptoir des hanſiſchen Stapelplatzes Brügge legitimirt ſein. So darf uns denn die merkwürdige Erſcheinung nicht in Erſtaunen ſetzen, daß der Vorort Lübeck mitten unter inneren und äußeren Bedrängniſſen es wagen kann, im Jahre 1388 allen Verkehr mit den burgundiſchen Ländern, ſowie mit ganz Frankreich, als den Verbündeten Burgunds, zu unterſagen und den Stapelplatz nach Dordrecht zu verlegen, weil man die Entſchuldigung und den Schadenserſatz, den die burgundiſchen und flandriſchen Geſandten für ſtattgehabte Verletzungen des Völkerrechts dem Vorort angeboten, für ungenügend befunden hatte. Ohne Zweifel waren ſo energiſche Maßregeln mit großen Opfern verbunden; dennoch wurden ſie ausgeführt und hatten das Ergebniß, daß ſchon folgenden Jahres neue Geſandtſchaften Burgunds erſchienen,

und die geforderte Entschädigung und Satisfaction für die mißhandelten deutschen Kaufleute, sowie feierliche Abbitte im Namen ihres Landes angelobten. Aber auch diese Bedingungen waren noch ungenügend und es blieb bei der Sperre. Darauf erscheinen zwei Jahre später neue Gesandte und erfüllen auch die letzten Bedingungen, zahlen die geforderte Entschädigung, bringen neue Freiheiten und Rechte. Hundert vornehme Abgeordnete der namhaftesten flandrischen Städte müssen darauf bei den Karmelitern zu Brügge vor dem mit 150 Pferden erschienenen Bürgermeister von Lübeck Abbitte leisten; zehn müssen nach St. Jago di Compostella, vier nach Jerusalem pilgern. Hierauf erst ziehet festlich und jubelnd vom Volke empfangen das deutsche Comptoir wieder in Brügge ein.

Wir gehen nun zu den östlichen Reichen über. Geringe Sorge machen uns hier noch die Russen, welche an eine Herrschaft über die Ostsee oder gar an die wüste Idee einer russischen Weltherrschaft noch nicht im Traume denken konnten, indeß zum Lohn für empfangenes Gute doch schon mancherlei Unfug trieben, den sie jedoch bei alsbaldigem strengen Einschreiten der Hanse, sofort mit Demüthigung und Satisfaction ausgleichen mußten. Desto größere Aufmerksamkeit nimmt jetzt das polnische Reich wieder in Anspruch.

Das alte Piastenreich der Polen war seit des Eroberers Boleslaus Chrobry Zeiten zufolge innerer Zersplitterung und äußerer Bedrängniß durch Russen, Mongolen, Litthauer von der einen, Böhmen, Brandenburg, Preußen von der anderen Seite, sehr zusammengeschmolzen. König Lotto (Ladislaus) von Krakau, der Verbündete der Heiden und des Papstes gegen Kaiser Ludwig, noch mehr sein Sohn Kasimir der Große, richteten es wieder auf. Kasimir nahm den Litthauern Rothrußland ab, hielt sich aber eng und freundlich an Deutschland, war der Verbündete des Kaisers und überließ dem Orden Pomerellen. Unter diesem großen Herrscher, welcher den unglücklichen Juden ein Asyl öffnete, das vom Adel schändlich mißhandelte Volk beschützte, strenge Gerechtigkeit übte, und sich bei den Großen des Reiches den ehrenvollen Schimpfnamen Bauernfreund erwarb, blüheten in Polen die Städte, der Handel, der Landbau, die Kunst und Wissenschaft. Er war für Polen, was seine Zeitgenossen Karl IV. für Böhmen,

Ludwig der Große aus dem Hause Anjou für Ungarn waren. An diesen Letzteren, seiner Schwester Sohn, ging nach Kasimir's Tode das polnische Reich über und Ludwig vereinigte somit unter seinem Scepter eine ungeheure Ländermasse vom Pontus und der Adria bis zur Ostsee (Ungarn, Polen, Rothrußland, die Donaufürstenthümer bis über den Balkan und die illyrischen Länder). Auch Ludwig glänzt in der Geschichte als einer der größten und weisesten Herrscher. Ueberhaupt war jene Zeit, da die rohen und barbarischen Russen, Litthauer und Osmanen noch nicht die östlichen Geschicke beherrschten, eine glänzende, aber kurze Periode für die von deutscher Gesittung ergriffenen Slaven und Magyaren. Kaiser Karl IV. hatte den Plan entworfen, das ungeheure Reich Ludwig's, mit dessen Erbtochter Maria er seinen zweiten Sohn Sigmund verlobte, zu einem lützelburgischen Reiche zu machen. Dieser Plan gelang nur zum Theile. Denn als nach 40jähriger Regierung Ludwig im Jahre 1382 starb, war Sigismund erst 15 Jahre alt. Es folgten in beiden Ländern Thronkriege und Aufstände, in Ungarn regierte Ludwig's ränkevolle Wittwe Elisabeth; dann triumphirte der von einer Adelsfaction gerufene König Karl der Kleine von Neapel; Elisabeth ließ ihn in ihrem Gemache ermorden, sie ward dann selbst gefangen und ermordet; ihre Mörder wurden wieder ermordet u. s. w. Mit Hülfe seines Bruders Wenzel, der ihn mit böhmischer Heeresmacht nach Ungarn führte, erlangte endlich Sigmund, Mariens Gemahl, die Krone. Er ward zu Stuhlweißenburg am 31. März 1387 gekrönt und behauptete sich, nicht ohne viele Kämpfe, auch nach dem Tode seiner Gemahlin (1392) auf dem Throne. Nicht so glücklich war er in Polen, wo ihn die Magyaren ebenfalls vertrieben hatten. Auch hier hatte ihm Wenzel Hülfe geleistet, aber vergebens, und um das Reich nur bei der Familie zu erhalten, gab man den Polen im Jahre 1384 eine besondere Königin in Ludwig's zweiter Tochter Hedwig. Das polnische Reich wurde aber in jene Zeit wieder furchtbar bedrängt durch die Litthauer, jenes unbändige, noch im Heidenthum befangene Volk, mit welchem seit anderthalb hundert Jahren der deutsche Ritterorden in zahllosen Schlachten gerungen, und noch zuletzt bei Rudau im Jahre 1370, unter dem Ordens-Marschall Hennig Schindekopf den herrlichsten Sieg erfochten

hatte. Seitdem hatte sich das wilde Volk wieder mehr gegen die Polen gewendet und um Frieden mit ihm zu haben, nöthigten die polnischen Großen im Jahre 1387 ihre junge Königin Hedwig, dem Großfürsten der Litthauer, dem Heiden Jagello, dem Mörder seines Oheims, ihre Hand zu reichen, wofür Jener mit seinem Volke die Taufe nahm und gelobte, nicht blos Frieden mit Polen zu halten, sondern auch die alten Provinzen zurück zu erobern. Die Sage hat viele rührende Züge aufbewahrt von der zarten jungfräulichen Fürstin, und von der Liebe und Treue, die sie ihrem Verlobten bewahrte, dem schönen Herzog Wilhelm von Oesterreich, des hochgemuthen Leupold Sohn. Aber vergebens eilte er herbei; sie mußten unter vielen Thränen scheiden; und in demselben Jahre, da der Vater bei Sempach die Schweiz und das Leben einbüßte, ging dem Sohne die Geliebte und das Polenreich verloren.

Persönliche Beziehungen der Fürsten haben auch in früheren Zeiten mit nichten den Ausschlag gegeben, Staaten und Reiche hatten niemals einen Schwager, einen Geliebten, Verlobten und dergleichen, und oft legte die Politik den Fürsten und Fürstinnen viel grausamere Opfer auf, als heute. Die Kirche hat jene Dulderin unter ihre lieblichsten Heiligen aufgenommen. Aber für Deutschland ward das Interesse der Kirche wiederum verhängnißvoll; denn in dem neuen polnischchristlichen Jagellonenreiche des Königs Ladislaus (so hieß er nach der Taufe) gingen unsere werthvollsten Provinzen, die Errungenschaft ungezählter Opfer deutschen Blutes, allmählich verloren. Die ganze vereinte Kraft jenes Reiches wendete sich aber zunächst gegen den deutschen Orden.

Wohl stand, wie wir sahen, der Orden unter Konrad von Jungingen noch in großem Ansehen, und sandte seine Flotten und Machtgebote bis England. Auch den Litthauern hatte er noch im Jahre 1384 das Land Schamaiten (Samogitien) abgenommen; und im Jahre 1402 erwarb er die Neumark. Aber doch hatte schon Konrad's Vorgänger, der Hochmeister Konrad von Wallenrode, die Macht des Feindes erfahren, als er, mit 30,000 aus dem Reiche aufgebotenen Kreuzfahrern, vor Wilna aufs Haupt geschlagen wurde. Er starb am gebrochenen Herzen. Auch den kräftigen Konrad von Jungingen

quälte bereits die Sorge vor der Zukunft. Er empfahl Vorsicht und möglichsten Frieden. Denn zur anschwellenden Macht des Feindes gesellte sich die Erlahmung der Hülfe aus dem Reiche, sowie vor Allem der innere Verfall des Ordens. Auflehnungen, Absetzungen und dgl. waren auch hier nichts Seltenes mehr. Daß ein Ritterorden als Landesherr auftrat, war an sich ein Mißverhältniß, mit welchem selbst die größten Hochmeister gewaltig zu ringen hatten. Dem Lande selbst waren die Ordensritter fremd. Sie kamen aus der Ferne und kein Familienband konnte sie an das Land fesseln. Ihre Sitten waren natürlich von den Ordensgelübden der Keuschheit und Armuth entsetzlich weit entfernt. So genossen sie keine rechte Achtung und da sie dieselbe durch Gewaltmittel herstellen wollten, geriethen sie mit ihren eignen Unterthanen, zumal mit ihren Hansestädten, in die ärgste Feindschaft. Daher verloren sie endlich den äußeren und inneren Halt und konnten sich selbst, geschweige das Vaterland, kaum noch vertheidigen.

Wir wollen nun zum Schlusse noch die im Südosten aufsteigenden Gewitter betrachten.

Seitdem Osman, ein türkischer Heerführer im Dienste der Seldschuken, in Kleinasien 1399 ein eigenes Osmanenreich gegründet, sein Sohn und Nachfolger Urchan sodann die Sipahi (regelmäßige Reiterei), und die Janitscharen (regelmäßiges Fußvolk) gebildet, und 1355 Gallipoli, den Schlüssel beider Welttheile, besetzt hatte, konnte sich diese neue Macht auf den Trümmern des seit vielen Jahrhunderten dahinfaulenden Ostreiches rasch und fast widerstandslos entfalten. Urchan's Sohn Murad erhob bereits 1361 Adrianopel zu seiner Hauptstadt, und trug seine Waffen bis nach Servien. Dem durch die Christenheit erschallenden Aufruf zum Kreuzzuge folgten nur die zunächst bedrohten Slavenfürsten und deren Oberlehensherr, Ludwig der Große von Ungarn. Ihr Heer ward 1363 an der Marizza geschlagen.

Lange wechselvolle Kriege mit den tapferen Serben, Bosniaken und Bulgaren folgten, bis nach Murad's Tode sein Sohn Bajazet, genannt Jildirim oder der Wetterstrahl, alle Feinde vor sich niederwarf, die Walachei eroberte, Konstantinopel belagerte, und schon bis nach Ungarn streifte. Ein Aufruf zur Hülfeleistung erging an alle Fürsten und Ritterorden, und am Ende des Jahres 1395 hatte sich an dem

Sammelplatze Wien ein zahlreiches Kreuzheer, darunter die Blüthe der Ritterschaft aus Frankreich und Burgund unter dem Grafen von Nevers; aus Deutschland unter dem Pfalzgrafen Ruprecht und dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg eingefunden. Aber leider enthielt dies Ritterheer gar wenig ächte Gottesstreiter, desto mehr unnützes und liederliches Volk, Dienerschaft, Krämer, Buhlerinnen, Tänzer und Gaukler. Es schien, als ob dieser Kreuzzug vom Himmel bestimmt sei, die ganze Verderbniß der christlichen Ritterschaft zu enthüllen. Ihr Uebermuth brachte bei Nicopolis am 28. September 1396 dem Heere den Untergang. Am längsten stritten die Deutschen und hielten die Schlacht noch, als sie von den Franzosen längst verloren war. Sigismund ward vom Burggrafen von Nürnberg aus der Schlacht gerettet und entkam auf ein Donauschiff. In weiter Fahrt durch das schwarze Meer und den Bosporus kehrte er über Dalmatien heim. Aber das ganze Heer war vernichtet; 20,000 Christen waren gefallen, eine gleiche Zahl ward gefangen und auf Befehl des furchtbaren Siegers, weil sie türkische Kriegsgefangene ermordet, hingerichtet. Durch diese Schlacht nahm die wieder aufgeflackerte Kreuzzugsbegeisterung der Ritterschaft ein Ende mit Schrecken. Aber in Folge ihres Sieges streiften türkische Schaaren schon bis Steiermark. Glücklicherweise hatte Bajazet das Podagra und verfolgte den Sieg nicht weiter westwärts; er setzte vorerst die Belagerung Konstantinopels und die Eroberungen in Asien fort; bis er hier durch eine noch stärkere Gottes-Geißel getroffen wurde. Der Mongole Tamerlan war gegen 1370 von Samarkand ausgezogen, von ihm ward Asien bis zum Mittelmeere und Arabien überfluthet, und in der Schlacht bei Angora am 14. Juli 1402 Bajazet's Streitmacht aufs Haupt geschlagen, dieser selbst gefangen. Unter seinen nach Christen-Art um das Erbe streitenden Söhnen ward das Osmanen-Reich wieder schwach, die tapfern Johanniter eroberten im Mittelmeer, Sigismund an der Donau Vieles zurück. Aber wie ein fernes Gewitter, drohend und mahnend, blieb die östliche Gefahr über Europa stehen.

Drittes Kapitel.

Ruprecht von der Pfalz *).

Stellung der Parteien. Charakter und Anfänge Ruprecht's. Verunglückte iege gegen Böhmen und die Lombardei. Rasches Sinken seiner Macht. Der arbacher Bund.

Das Concilium zu Pisa. Ende Ruprecht's. —

Der Appenzeller Krieg. Vorgänge in Oesterreich und Böhmen.

Anfang der Religionsbewegungen in Böhmen. Streit um Wiklef's Schrif- . Johannes Hus und Hieronymus von Prag.

Zwei Parteien hatten zu Lahnstein den König Wenzel abgesetzt: eine kann man als die Partei der geistlichen Kurfürsten oder noch nauer des Kurfürsten Johann von Mainz bezeichnen, welcher, ı sich auf seinem Stuhle zu befestigen und die Herrschaft im Reiche üben, die ganze Procedur gelenkt hatte; die andere Partei be- nd aus der Wittelsbachischen Verwandtschaft, zu ihr gehörten jenigen Fürsten, die sich auf Kosten des schwachen Lützelburgers zu erhö- ı und ihm die Erwerbungen Karl's IV. wieder abzunehmen hofften; an er Spitze stand der Gegenkönig Ruprecht. Diesen Parteien stand ı Haus Lützelburg, als dritte Partei, mit ihrem legitimen König enüber; zwischen ihnen bald hierhin bald dorthin neigend, können aber außerdem noch eine ganze Reihe selbstständig handelnder uppen unterscheiden, von denen im südlichen Deutschland die Habs- ger, die Eidgenossen, die schwäbischen Reichsstädte mit den Gra- von Wirttemberg und von Baden, in Baiern, Franken und am ein die dortigen Reichsstädte, im Norden die welfischen Fürsten und Hansestädte, im Nordwesten einige niederrheinische Fürsten mit der nungsstadt Aachen besonders hervortreten. Auf den Bewegungen er Gruppen beruht vornehmlich die deutsche Geschichte während des n Jahrzehends des 15. Jahrhunderts.

Es war eine kühne Aufgabe, die sich mitten in diesem Getriebe

*) Vergleiche besonders: J. Chmel, regesta chronologico-diplomatica ertis regis Romanorum, Francof. 1834, nebst den dort weiter angeführten llen.

der König Ruprecht von der Pfalz steckte. „Er wolle", so schrieb er den Eidgenossen, „das Reich und die Kirche und die gesammte Christenheit binnen kurzer Frist reformiren, und auf einen besseren Fuß bringen". Ruprecht war allerdings ein Fürst von bedeutenden persönlichen Eigenschaften. Bei jeder Gelegenheit, im Städtekriege, gegen den Raubadel, im böhmischen Kriege, hatte er voran gestanden, ja seine Härte hatte ihm den Spitznamen der Klem verschafft, den man jedoch, da er bei den Seinigen als freundlich und milde beliebt war, auch umgekehrt in Clemens umdeuten wollte. Besonders empfahlen ihn sein Eifer für scharfe Justiz, sowie seine rastlose Thätigkeit. Es mußte sich nun zeigen, ob dem traurigen Zustand des Reiches, den man der Trägheit und Unfähigkeit des Königs Wenzel zugeschrieben hatte, ein Mann wie Ruprecht besser abhelfen könne.

In der That ließen sich die Aussichten hoffnungsvoll für ihn an: die Häuser Habsburg und Lützelburg waren in Zwietracht zerfallen; die eine Hälfte konnte man gewinnen; die andere überwältigen. Die Reichsstädte, noch vom Städtekrieg her eingeschüchtert, wagten bei ausbleibender Hülfe nicht länger, die Huldigung zu verweigern. Nur einige wenige, darunter Aachen, beharrten trotz Acht und Bann bei ihrem Widerstande. Ruprecht suchte die Städter jetzt auf alle Art mit sich zu versöhnen. Er bestätigte ihre Freiheiten und verkaufte Manchen ganz erstaunliche Privilegien. So z. B. erhielt die Stadt Regensburg für ihr Gebiet nicht bloß das kurfürstliche Jus de non evocando, sondern sogar die darin noch vorbehaltene Instanz beim Reichshof, im Falle von Justizverweigerung, ward ihr so gut wie erlassen. Auch Nürnberg hatte sich unter Ruprecht ebenso großer Huld zu erfreuen, als unter seinen Vorgängern. Diese Stadt war ihm wegen der Nähe Böhmens und ihrer häufigen Geldvorschüsse willen sehr werth. In wichtigen Streitfragen stellte er sich mehrfach entschieden auf Seite der Städter. Was er einst im großen Städtekriege als Reichsfürst den Städtern zu Leide gethan, mochte ihn als König wohl gereuen: er unterließ nicht, die gegen einzelne Städte noch von dorther schwebenden Prozesse niederzuschlagen. So durfte er vielleicht in die Fußstapfen Rudolf's von Habsburg einzutreten hoffen; wozu sich insbesondere auch durch die vortheilhafte Verheirathung seiner zahlrei-

hen Familie Aussicht bot. Für seinen ältesten Sohn, Pfalzgrafen Lud-
vig erwarb er sogleich die reichdotirte Blanka, eine Tochter des Kö-
nigs Heinrich IV. von England, der gleich ihm durch Rebellion auf
en Thron gelangt war, von welchem Wenzel's Schwager Richard
estürzt worden. Einem andern Sohne Ruprecht's war eine Tochter
es Königs von Frankreich bestimmt; die Freundschaft des französischen
Hofes wurde jetzt von beiden deutschen Gegenkönigen erstrebt; einem
ritten Sohne suchte Ruprecht erst eine lützelburgische, dann eine
hwedische Prinzessin zu verschaffen. Auch an Töchtern fehlte es ihm
icht, welche Herzögen von Oesterreich und von Lothringen vermählt
urden.

Zunächst suchte Ruprecht seinen Gegenkönig Wenzel ganz zu
berwältigen. Er durfte hoffen, durch einen raschen Angriff Böhmen
obern, seinen Hauptgegner niederwerfen, sich selbst eine große Macht
rschaffen zu können, womit sich dann Alles sehr günstig für ihn
staltet hätte. Die Umstände waren verheißlich genug: denn König
igismund von Ungarn, der Tüchtigste des Hauses Lützelburg, auf
elchen der rathlose Wenzel bald wieder seine ganze Hoffnung setzte, war
die Gefangenschaft seines ungarischen Reichsadels gerathen und
m Wenzel drohte ein ähnliches Loos in Böhmen. Ja, der böh-
ische Herrenbund, der noch vor kurzem soviel Wesens von Wenzel's
fährdeter Stellung im Reiche gemacht, trat jetzt unter Jobst's An-
stung sogar mit Ruprecht und dessen Fürsten in ein verrätherisches
indniß. Schon im Frühling 1401 brachen die deutschen Truppen
ter dem jungen Pfalzgrafen Ludwig zahlreich in Böhmen ein, schei-
ten jedoch an der Treue des böhmischen Volkes, dessen nationaler
ndsturm für den König aufstand und die Eingedrungenen aus dem
nde trieb. Hierauf versuchte Ruprecht mit Wenzel zu unterhandeln.
verlangte, Wenzel solle ihn anerkennen und ihm, wenn auch nur
riftlich, huldigen, auch die Reichs-Insignien und die Briefe über
abant herausgeben, sowie die Erbtochter von Görlitz einem pfälzi-
n Prinzen vermählen. Dafür wollte ihn Ruprecht als König
t Böhmen anerkennen und mit dem Schwerte gegen Jedermann
theidigen, ein Anerbieten, welches für Wenzel zwar minder ehren-
l, aber immerhin vortheilhafter war, als der eigennützige Beistand

seiner Verwandten, welche umgekehrt ihm die Kaiserkrone versprachen, ihm aber seine Erblande abnehmen wollten. Indeß Wenzel wies die Bedingungen Ruprecht's zurück. Die angetragene Verbindung mit dem tapfern Manne war ihm schon recht, er wollte ihm auch die Königskrone zugestehen, sich selbst aber außer seinen Erblanden die Kaiserkrone vorbehalten; hierauf konnte Ruprecht schon seiner eignen Partei wegen nicht eingehen. So zerschlugen sich die Verhandlungen; im Sommer machten die meißnischen Truppen unter Markgraf Friedrich dem Streitbaren einen zweiten Angriff und drangen bis Prag vor, das sie sechs Wochen berannten. Wiederum scheiterte das Unternehmen an der Treue des Volkes, und an der Sinnesänderung des, durch das Zugeständniß einer adligen Regentschaft von Wenzel gewonnenen Herrenbundes. Jobst erhielt die Lausitz. Er und die Herren vereinigten ihre Waffen nun mit den königlichen und die Deutschen mußten in Eile abziehen.

Da somit die Unternehmungen nach dieser Seite hin gescheitert waren, wobei indeß allerdings ein Theil der von den Vorfahren verkauften Oberpfalz zurück erobert ward, und auch Meißen nicht leer ausging, wandte sich Ruprecht mit um so größerer Energie seiner zweiten Hoffnung zu: er wollte die Lombardei erobern. Solches hatte er dem Papst und den Kurfürsten bei seiner Wahl versprochen, die Fürsten hatten sich dabei aber ausbedungen, daß sie nichts zu den Kriegskosten beizutragen brauchten, vielmehr Alles aus Eroberungen und Beute bezahlt werden sollte. Nach Italien, der Goldgrube aller Eroberer, richteten König und Fürsten ihre geldbedürftigen Wünsche. Auch ließ sich Ruprecht, gleich so vielen Vorgängern, durch die falschen Berichte der italienischen Parteigänger namentlich über die Macht des Visconti täuschen. Die Florentiner versprachen ihm überdies 200,000 Dukaten, eine Summe die das ganze Vermögen Ruprecht's aufwog! Endlich galt es, dem nach der Kaiserkrone verlangenden König Wenzel um so mehr zuvorzukommen, als die Haltung des Papstes Bonifaz noch immer sehr zweideutig und abwartend war, wie sehr ihn auch Ruprecht ermahnen ließ, „sich zu schnellerem Entschlusse zu bequemen". Vor Allem waren nun die Habsburger, welche sich im Besitze der Alpenpässe befänden, unentbehrlich und die angelegentlich nachgesuchte Ver-

indung mit diesem seit Albrecht's III. Tode wieder zu den Lützelbur-
rn haltenden, und bei der letzten Königs-Wahl ganz ausgeschlossenen
ause, hatte zwar nicht bei Albrecht IV. von Oesterreich, wohl aber
i dessen Vettern, den Herzögen Leopold und Friedrich von Tyrol,
n erwünschtesten Erfolg. Leopold gestattete den Durchzug, und
loß sich mit einem Heerhaufen dieser Romfahrt an. Es wurden ihm
für um 100,000 Dukaten Reichsstädte in Lombardien, Schwaben,
chweiz oder Elsaß zugesichert; seinem minderjährigen Bruder Fried-
h ward Ruprecht's Tochter Else mit reichem Gute verheißen. So
ard, nach den zu Nürnberg von den Fürsten gefaßten Beschlüssen,
ühsam ein Heer zusammengebracht, mit welchem Ruprecht im Herbste
01 die Alpen überstieg. Dies Heer, welchem sich italienische Par-
gänger anschlossen, war nach den sehr herabgestimmten Begriffen der
it für ein deutsches Reichsheer bedeutend genug. Dennoch reichte
nicht aus, um einen so mächtigen Fürsten, wie den Herzog
n Mailand, zu bekriegen. Dessen berühmter Feldherr Graf von
rbiano hatte die italienische Kriegskunst auf eine, den Deutschen
ch unbekannte Höhe gebracht und obwohl auch Ruprecht einen
aliener an die Spitze des Heeres stellte, und obgleich die Deutschen,
e immer, tapfer dreinschlugen, so ging ihnen doch gleich die erste,
er Minderzahl gelieferte Schlacht, am Gardasee (21. Oktober
01) verloren. Hier zeigte sich bereits die gänzliche Unzulänglichkeit
bunt zusammengewürfelten, ungeübten und zuchtlosen Reichsheere
jenüber den stehenden Heeren und den Fortschritten der Kriegskunst.
ese Reichstruppen waren wohl noch für Rauferei und Plünderung,
r nicht mehr für den großen Krieg brauchbar. Ein deutscher König, der
nur noch auf Reichsheere stützen konnte, war sicher verloren. Ru-
cht's vornehmste Fürsten, der Herzog von Oesterreich und der Erz-
hof von Köln, nebst anderen Herren, entzweiten sich nach der
derlage mit ihm und zogen wieder nach Hause. Seine Truppen
igerten und lösten sich in Räuberbanden auf. Nachdem er sich
h eine Zeitlang durch die Florentiner in der Irre herumführen
en, und sogar sein Silbergeschirr dabei zugesetzt hatte, kehrte
precht endlich mit der theuer erkauften Erfahrung, daß auch in
lien nichts für ihn auszurichten sei, im April 1402, „mit schand 1402

und ſpott und mit armuth", wieder heim. Eine dritte auswärtige Unternehmung, nämlich die Zurückeroberung der wichtigen, nach dem Ableben der Herzogin Johanna am Ende des Jahres 1406 an das franzöſiſche Haus Burgund gerathenen Lande Brabant und Limburg, welche beim Reiche zu erhalten, Ruprecht ebenfalls verheißen hatte, konnte er aus Mangel an Kriegsmitteln gar nicht mehr verſuchen. Seine Wähler hatten ja ausbedungen, aus eigenen Mitteln nichts beitragen zu müſſen! Der König Wenzel überließ jene Lande, um Frankreich auf ſeiner Seite zu erhalten, ſammt ſeinem Erblande Luxemburg einem Herzoge von Burgund, der auch die vielbegehrte Prinzeſſin Eliſabeth heimführte und dafür Kriegshülfe gegen Ruprecht verſprach.

Nach dem geſcheiterten Römerzuge war Ruprecht's Anſehen unter der eignen Partei, geſchweige unter den anderen, ſchon ſehr erſchüttert. Verſchafften ihm auch die tragiſchen Geſchicke, welche die Häuſer Lützelburg, Habsburg und Valois fortdauernd bewegten, noch von außen Ruhe, ſo hatte er im Innern deſto ſchwerere Bedrängniſſe. Er war in große Geldnoth gerathen und hatte viel mit den Juden zu thun. Seine eigne Herrſchaft war gering, die gehofften Eroberungen hatten fehlgeſchlagen: er mußte nun ſuchen, ſich ſoviel als möglich an ſeiner Königswürde zu bereichern und ſeine Familie zu verſorgen. „Dieſer König", ſagt der Chroniſt, „hatte ſeine Kinder ſehr lieb, und gab ihnen des Reiches Gut zu eigen, dazu er doch nicht Macht hatte, Oppenheim und viele andere Städte und Dörfer". — Hierdurch gerieth er aber mit allen ſeinen Nachbarn, ſo Fürſten als Reichsſtädten, in Streit und Feindſchaft. Dazu kam jedoch auch, daß er ſich durch wirkliche Verdienſte um das Reich und da er ein König nicht bloß heißen, ſondern auch ſein wollte, viele Feinde machte. Mit raſtloſem Eifer war er bemüht, ſeinen königlichen Pflichten zu genügen, Fehden und Mißbräuchen (namentlich dem Münzunfug) zu wehren, Räuber zu ſtrafen, Landfrieden zu errichten. Auch den langwierigen Rachekrieg gegen die Mörder des Herzogs von Braunſchweig, in welchen die meiſten Nachbarfürſten, von Köln, Cleve, Heſſen und Meißen verwickelt waren, brachte Ruprecht zu Ende. Seinen raſtloſen, aber lange vergeblichen Bemühungen gelang es endlich, im Jahre 1405 einen Frieden zu Friedberg zu Stande zu bringen. Aber

hon dadurch, daß er die Mörder des Herzogs Friedrich mit zehn-
hriger Verbannung aus dem Reiche zu bestrafen wagte, verdarb er
i mit dem Mainzer. Ueberhaupt ward diesem hochfahrenden Manne
e Nähe eines Königs, den er nur als seine Kreatur betrachtete, und
m es mit seiner Aufgabe Ernst war, sehr unbequem. Ruprecht hatte
sogar gewagt, in der Wetterau die Raubschlösser mainzischer Va-
llen zu zerstören; alte Grenzhändel zwischen Mainz und Pfalz und
rchliche Angelegenheiten erweiterten die Spaltung. Papst Bonifaz
tte sich nämlich, als von Sigmund's und Wenzel's Seite die Ge-
hr verschwunden schien, und der Bruch der Curie mit beiden Lützel-
rgern offenkundig geworden, endlich am 1. Oktober 1403 entschlos-
ı, den Ruprecht anzuerkennen, damit dieser nicht etwa des Wartens
ide, sich der französischen Reformpartei anschließe. Trotz seiner eignen
ittenen Geltung, hielt es dieser Papst noch immer für angemessen,
ne „Bestätigung" in die übermüthigsten Formen zu kleiden. Er
ach jetzt Wenzel's Absetzung und Ruprecht's Ernennung aus, und
ahl Jedermann, ihm zu gehorchen. Vor Allem war ihm noch
mer an einer Kaiserkrönung gelegen; um dem Ruprecht die Mittel
einem neuen Römerzuge zu verschaffen, befahl er, die deutschen
rchenzehnten an Ruprecht abzuliefern; ein Befehl, welcher nir-
ıds befolgt wurde und vollends den Unwillen des Mainzers erweckte.

An eine Absetzung seines Gegenkönigs durfte der Kurfürst von
ainz freilich noch nicht denken, aber was er jetzt that, war schlim-
r, als eine Absetzung. Er schloß am 14. September 1405 mit
den, Wirttemberg, Straßburg und siebenzehn schwäbischen Reichs-
ten den Marbacher Bund, „zu ihrer Sicherheit" gegen Jeder-
nn, außer dem König, so lautete die übliche Formel; doch Jeder-
nn wußte, daß es umgekehrt nur gegen den König gerichtet war.
rgebens beklagte sich Ruprecht auf dem Reichstage zu Mainz im
tober vor dem Landgrafen von Hessen und anderen Fürsten, verge-
s zog er den Mainzer zur Verantwortung; derselbe erschien gar
ıt und erklärte der Pfalz den Krieg. Auf eine zweite Vorladung
hienen die Verbündeten zwar im Januar zu Mainz, jedoch nur um
en Ruprecht ihre Anklagen zu erheben, die er weitläufig zu wider-
n suchte. Vergebens wandte er sich jetzt an die Reichsstädte; sie

wiesen seine Vorwürfe und Ermahnungen mit der sehr richtigen Bemerkung zurück, daß er und sein Haus ihnen das Beispiel gegeben habe. Ueber das Benehmen der Reichsstädte gegen Ruprecht wird zuweilen gescholten; wie uns scheint, sehr mit Unrecht. Das Verbot der Sonderbünde, einst mit so viel Salbung vorgetragen, war von seinen Urhebern selbst zuerst und am ärgsten verletzt worden, und die Städte sahen sich von den Herren selbst gezwungen, es zu brechen. Sie waren es endlich müde geworden, sich für eine Reichsgewalt aufzuopfern, von der sie noch jedes Mal schließlich verrathen wurden. Sie folgten jetzt nur noch ihren eignen localen und provinziellen Rücksichten, und schlossen sich mehr als früher ihren Nachbarfürsten, auch gegen den König, an. Ein persönliches und sittliches Band, das sie an den Ruprecht geknüpft hätte, war nicht vorhanden, da sie an dessen Wahl weder theilgenommen, noch auch dieselbe gebilligt hatten. Die Huld, die er ihnen, nicht ohne gute Bezahlung, schenkte, kam zu spät. Ueberdieß war seine dynastische Politik geradezu den Städten bedrohlich. Verschiedene kleinere Städte im Elsaß und am Rheine, die sich nicht vertheidigen konnten, wurden durch ihn pfälzische Landstädte und sogar das altehrwürdige Worms sah sich von einem gleichen Schicksal bedroht. Hatte er doch um der Politik willen den Habsburgern sogar Hülfe zur Unterdrückung der Eidgenossen angeboten!

Da auch seine gütlichen Vorstellungen und Bitten keinen Erfolg hatten, so mußte Ruprecht endlich das gegen ihn selbst geschlossene Marbacher Bündniß anerkennen und bestätigen. Damit war sein Ansehn vollends gebrochen; Johann von Mainz herrschte nun am Rhein, um ihn einstweilen zu beschwichtigen, mußte Ruprecht ihm u. A. den vielbegehrten Zoll zu Höchst ganz überlassen. Die Parteien gruppirten sich jetzt theils um den Marbacher Bund, theils um den König Wenzel; sogar sein eignes Haus fiel von Ruprecht ab; Herzog Ludwig von Baiern verband sich mit Mainz, Herzog Ernst mit Böhmen. Schon konnte Wenzel, der sich bis dahin im eigenen Lande hatte vertheidigen müssen, im Jahre 1406 ein großes Heer unter dem Erzbischof von Prag nach Baiern schicken. Von den auswärtigen Herrschern hatte Ruprecht nur den König Heinrich von England auf seiner Seite und dieser begehrte von ihm Hülfstruppen gegen

inen rebellischen Adel. Ruprecht erwiederte, daß er leider seine eignen
egner nicht bewältigen könne. Ebensowenig konnte er seinem Schwie-
rsohne Herzog Friedrich von Tyrol helfen, welcher von den Appen-
llern geschlagen und durch seinen Adel von Land und Leuten gejagt
urde. Dessen Bruder Leopold war wieder zu Wenzel übergetreten;
enso viele andere Fürsten, die Fürsten von Meißen und Baiern standen
it Böhmen in Unterhandlung, sie wollten damals Alle die Erbtochter
n Görlitz heirathen. Schon ließ Wenzel den Reichsstädtern ver-
nden, daß er bald unter ihnen erscheinen werde; wegen solcher Briefe
i Rothenburg, die er aufgefangen, bat Ruprecht die Straßbur-
r um Rath und Hülfe. Es war ein schwacher Trost, daß er um
selbe Zeit, wo so Vieles abfiel, September 1407 von den nord- 1407
utschen Reichsstädten, der alten Krönungsstadt Aachen und dem
rzog von Geldern, nach langen Verhandlungen, endlich anerkannt
urde und Königin Margaretha von Norwegen seinem Sohne Jo-
nn die Prinzessin Katharina von Schweden zur Ehe gewährte. Da-
gen bedrohte ihn Burgund mit Krieg und die Anerkennung von
iten der Lübecker war nur die Folge einer endlich gelungenen Re-
ution der Zünfte, welche beim Reichshof einen Halt gegen die aus-
riebenen Geschlechter suchten. Ruprecht, welcher noch soeben, 9. Mai
08, der frankfurter Aristokratie zu Liebe die dortige Verfassung um-
türzt und die alte hergestellt hatte, erkannte wenige Wochen darauf,
4. Juli, die Lübecker Revolution und die dortige Zunftherrschaft
Daß die Stadt „durch Schuld des alten Rathes gegen ihn
ch längere Zeit sich feindselig betragen und ihn nicht als König
e anerkennen wollen", verzieh er ihr nun in Gnaden, und ge-
tete gegen 50 Mark Goldes, „daß sie ihren Rath kiesen und setzen
ge, wie es dem heiligen Reiche nützlich und frömmlich sei." Doch
n nach wenigen Monaten, Januar 1409, haben ihn die alten Ge-
chter wieder auf ihrer Seite, er nimmt den alten Rath wieder zu
aden an und erläßt gegen den „sogenannten neuen Rath" zu Lübeck
Achtserklärung.

Die Anstrengungen, welche Ruprecht noch auf den Landfrieden
tete, hatten, da er sich selbst nicht zu schützen vermochte, wenig Er-
. Er setzte seine Hoffnung auch auf die Vehme, ließ sich in Heidelberg

von Wissenden einweihen und aus den gesichteten Weisthümern eine Vehmgerichtsordnung zusammenstellen. Seine Bemühungen, die Vehme nutzbar zu machen und von Mißbräuchen zu reinigen, scheinen auch wenig Erfolg gehabt zu haben; doch verdanken wir ihnen schätzbares Material zur Kenntniß dieses sonderbaren Gerichtes.

Es ist eine eigenthümliche Nemesis, die über Ruprecht's Regierung waltet. Wie er in allen den Punkten scheiterte, wegen deren er Wenzeln hatte absetzen helfen, so sollte er auch schließlich an der Kirchenfrage ganz zu Grunde gehn. Auf zehn Jahre war durch Reichs-Intriguen jeder gründliche Schritt zur Abstellung des Schisma verhindert worden. Bonifaz IX. war hinweg gestorben (1. Oktober 1404), an seine Stelle traten andere Gegenpäpste, Innocenz VII. († 6. November 1406), dann Gregor XII. Dieser achtzigjährige Greis hatte gleich allen Kardinälen vor der Wahl geschworen, daß er sie nur annehmen werde, um das Schisma zu beenden und abzudanken. Aber er hatte nicht geschworen, daß er den Eid auch halten wolle und dies wäre bei den Päpsten jener Zeit doch hochnothwendig gewesen. Diese ehr- und geldsüchtigen Träger einer schrecklich entarteten Kirche konnten noch am Rande des Grabes selbst durch die heiligsten Pflichten und durch das Geschrei der Christenheit nicht bewogen werden, ihrer verächtlich gewordenen aber noch immer einträglichen Würde zu entsagen. Auch Benedict XIII., obgleich ihn der französische Hof Jahre lang einsperren ließ, blieb eidbrüchig. Die französische Kirche sagte sich von ihm los; er floh nach Spanien und herrschte dort. Es kam endlich dahin, daß beide Päpste von der Mehrzahl ihrer eigenen Kardinäle verlassen wurden. Sie traten in Livorno zusammen und beriefen hier das Concilium, welches zu Pisa vom 25. März
1409 bis zum 7. August 1409 versammelt war. Zwar hatten beide Päpste gegen dies ohne ihr Zuthun berufene Concil protestirt und eigene Concilien berufen, Benedict nach Perpignan (November 1408), Gregor nach Cividad d'Austria im Friaul (Juli 1409), auf denen jedoch fast Niemand erschien. Unwiderstehlich drängte Alles nach Pisa, wo nicht etwa bloß die Kircheneinheit hergestellt, sondern auch die langersehnte Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern geschehen sollte, — fast alle Fürsten, Universitäten und

roßen Körperschaften der Christenheit hatten ihre Gesandten dorthin bgeordnet. Nur Ruprecht zeigte hier eine Halsstarrigkeit gegen die orderung der öffentlichen Meinung, welche allerdings durch seine hiesen Verhältnisse bedingt sein mochte, ihn aber deßhalb doch nicht eniger compromittirte. Er konnte oder wollte den Standpunkt nicht rlassen, auf den er sich gestellt hatte, da er nach der Krone griff. om römischen Papste war er ernannt worden; mit den eignen Wähn zerfallen, mochte er seinen einzigen Alliirten nicht fallen lassen. s war eine traurige Rolle, die er übernahm und durch welche er h als das ohnmächtige, aber hartnäckige Hinderniß einer großen eitbewegung zugleich verhaßt und lächerlich machte. Dagegen hatte r ohnedies mit der Curie zerfallene, und sehr freisinnige Wenzel e Einladung nach Pisa sehr freundlich, unter Verheißung seiner mzen Hülfe, aufgenommen und am allerwenigsten Scrupel machte h der Erzbischof Johann von Mainz. Auf dem stürmischen Reichsge zu Mainz, Januar 1409, erklärte sich Johann mit der Mehrzahl r das Concilium; Ruprecht mit der Minorität, einigen Bischöfen id dem Landgrafen Hermann von Hessen beharrte bei Gregor und schloß, dem „Conciliabulum", wie sie es hochmüthig nannten, Schwiigkeiten zu machen. Daher war denn auch einer der ersten Schritte s Conciliums, Wenzel als den rechtmäßigen römischen König anerkennen und den von Ruprecht als Unterhändler gesandten Biof von Verden gar nicht als den Gesandten eines römischen Kögs anzuerkennen. Das Concilium machte dann beiden Päpsten n Prozeß; da dieselben der ergangenen Vorladung nicht Folge leiten, wurden sie am 9. Juni 1409 als Ketzer und Schismatiker gesetzt und sofort am 15. Juni ein neuer Papst, Alexander V., geihlt. Nun hatte sich Ruprecht's Schicksal rasch erfüllt. Er stand ch allein mit vier Bischöfen, dem Landgrafen Hermann und etlichen inen Herren auf Gregor's Seite. Alle übrigen in- und ausländischen rsten, mit Ausnahme der hier und dorthin neigenden Könige von Spa-n, Neapel und Ungarn, erkannten den Papst Alexander an und wähid Wenzel's Boten bereits von der einen Seite in die deutschen Städte ritten und die nahe Ankunft ihres Herrn verkündeten, rüstete von der anen Seite Johann von Mainz ein Heer gegen den jetzt als Ketzer und

Schismatiker mit Absetzung bedrohten Ruprecht. Doch fürchtete er Ruprecht's und Hermann's Widerstand. Gegen den Letzteren stiftete er einen neuen Ritterbund: die Gesellschaft vom Luchse. Gegen den Ruprecht aber rief er Frankreich zu Hülfe. Der schmachvolle Intriguant, der einst ohne Grund so viel Wesens vom französischen Einflusse gemacht, warf sich damals den Franzosen ganz in die Arme. Er, der oberste deutsche Reichsfürst und Prälat, ward Dienstmann der französischen Krone! Indeß war Ruprecht zu verzweifeltem Widerstande entschlossen. Während in Frankreich Truppen gegen ihn gerüstet wurden, gedachte er dem Mainzer mit einem Angriffe zuvorzukommen. Lieber wollte er wie Adolf von Nassau sterben, als sich wie König Wenzel absetzen lassen. Eine plötzliche Krankheit hat ihm Beides erspart. Er starb am 18. Mai 1410 zu Oppenheim und wurde in der Heiligen-Geistkirche zu Heidelberg begraben.

Der allgemeine Eindruck, welchen Ruprecht's Regierung hervorbringt, ist der des Bedauerns über ein nach allen Richtungen hin verfehltes Bestreben. Wir lernen nebenbei daraus auf's Neue, daß es, um die Reichszustände zu verbessern, mit bloßem Eifer und gutem Willen und der eitlen Einbildung, man könne es besser machen, als Andere, noch lange nicht gethan war, und daß auch die persönliche Tüchtigkeit eines Königs dazu nicht ausreichte. Um dieser persönlichen Tüchtigkeit willen, sowie aus einer gewissen edelmüthigen und patriotischen Vorliebe für die aus den kleineren deutschen Dynastien verschiedentlich aufgetauchten Könige, pflegen die deutschen Geschichtschreiber auch den Ruprecht sehr zu überschätzen. Nun soll es ja gar nicht geläugnet werden, daß diese alle an sich ganz vortreffliche Männer gewesen sein mögen; nur waren es keine rechten Könige. Denn es fehlte ihnen die größte und nothwendigste Tugend eines Königs: die Macht. Dabei bleibt die Art, wie Ruprecht durch sophistischen Lug und Verrath auf den Thron gebracht wurde, ein häßlicher Flecken. Gegen solche Dinge giebt es nur Eine Entschuldigung: den Erfolg. Wäre es dem Ruprecht wirklich gelungen, das Reich zu bessern, so würde man einem Grund haben, die Art, wie er dazu gelangte, zu vergessen. So aber ist seine Regierung doch eigentlich weiter nichts, als eine Rechtfertigung des abgesetzten Königs Wenzel. Und

ſtatt wie König Albrecht der Rächer ſeines Gegners zu werden und die wahren Urheber des Verderbens nun um ſo ſicherer zu überwältigen, iſt er ſelbſt von ihnen überwältigt worden. Die Umſtände endlich, unter denen er abſchied, in bornirter, halsſtarriger Widerſetzlichkeit gegen die begründeten Forderungen der Zeit, ſind vollends nicht geeignet, Bewunderung zu erwecken.

Der Kampf um Volksfreiheit, in welchem nun ſeit zwei Jahrhunderten die Völker mit ſehr verſchiedenem Erfolge gegen den Herrenſtand ſtritten, und der unter Wenzel zu ſo großen Kataſtrophen geführt hatte, lodert auch unter Ruprecht hier und da noch ungeſchlichtet auf. Nur hat er ſich jetzt aus dem ermüdeten innern Reiche in die ſüdlichſten Gebirge und an die Meeresküſte im Norden zurückgezogen; gleichſam wie ein ſich verziehendes, noch fernher vernehmliches Gewitter. Jene Vorgänge im Norden, der ja eine Welt für ſich bildete, müſſen wir uns für einen kurzen Ueberblick am Ende des Jahrhunderts vorbehalten und uns hier auf die der Reichsgeſchichte näher liegenden Provinzen beſchränken. Durch die Bedrückungen des Abtes Kuno von St. Gallen und ſeines Kapitels aufgeregt, und ermuthigt durch das nahe Vorbild der freien Schweizer Eidgenoſſenſchaft, ſchloſſen am 17. Januar 1401 die dem Abte unterthänigen Landgemeinden des Landes Appenzell mit der gleichfalls unzufriedenen Bürgerſchaft von St. Gallen ein Bündniß zur Abwehr gegen ungerechte Angriffe und begannen in ihrem Lande zu jagen und zu fiſchen. Als darauf ein adliger Kloſterpropſt gegen einen auf der Jagd betroffenen Bauer ſeine Hunde hetzte, rottete ſich das durch dieſen Uebermuth empörte Volk zuſammen, verfolgte den Probſt, der in das Schloß Helfenſtein floh, und ſtürmte das Schloß nebſt anderen Herrenburgen. Schon vor dreißig Jahren hatte der ſchwäbiſche Städtebund die Appenzeller als Bundesglieder aufgenommen; jener große mächtige Städtebund war aber längſt geſprengt und die durch Schaden allzu klug geworbenen Städter hielten es jetzt lieber mit den Herren; die Reichsſtädte um den See traten jetzt dazwiſchen und gaben einen, nur einen Theil der Beſchwerden abſtellenden und das Bündniß mit St. Gallen ganz auflöſenden Schiedsſpruch, dem ſich wohl die Herrſchaft und die

eingeschüchterten St. Galler, nicht aber das kräftige Bergvolk von Appenzell unterwarf. Das suchte jetzt in den Waldstädten Freunde und bereitwillig nahm Schwyz, minder gern das staatskluge besorgte Zürich die Bauern auf. Das „gemeine Land Appenzell" trat jetzt zu Schwyz in ein Schutzverhältniß d. h. es erhielt, wie vorher auch in Zug 40 Jahre lang geschehen war, einen Schwyzer Ammann zugeschickt; denn die Schwyzer wollten neue Bundesglieder erst zur Freiheit erziehen. Mit Hülfe der Zuzüger aus Schwyz und Glarus und Nidwalden führten die Appenzeller nun in fortwährenden Streifzügen gegen den Abt und die Reichsstädter einen Krieg, der weit und breit Alles in Aufregung versetzte. Bei Vögelinseck ward am 15. Mai 1403 das vereinigte Heer ihrer Feinde so schimpflich geschlagen, daß die Reichsstädte die Luft verloren und am 23. April 1404 Friede mit den Bauern schlossen. Nun wandte sich der Abt Hülfe rufend an den Herzog Friedrich von Tyrol. Es heißt, daß er ungern und nur aus schirmherrlicher Pflicht dem Rufe folgte, da ihm das Volk lieber war als der Adel und Klerus. Auch wollten die Schweizer nicht wider ihn streiten, aus Achtung für ihren 20jährigen Frieden und so standen die Appenzeller dem mächtigen Feinde allein gegenüber. Doch auch sie fanden jetzt einen vornehmen Verbündeten im Grafen Rudolf von Werdenberg mit der schwarzen Fahne. Es geht die Sage, daß dieser Graf, mit seinem Geschlechte zerfallen, zum Entsetzen aller Fürsten und Herren, unter einem schlechten Bauernkittel das Landvolk zum Siege geführt habe. Am Stoß bei Gais wurde der Habsburger am 17. Juni 1405 aufs Haupt geschlagen. Nun war kein Halten mehr; St. Gallen schloß sich alsbald den Landleuten wieder an und aus Stadt- und Dorfgemeinden bildete sich mit reißender Schnelligkeit der Bund ob dem See, als die östliche Schwester der Schweizer Eidgenossenschaft. Schon am 18. Oktober 1405 findet man als Bundesglieder die Stadt St. Gallen, das Land Appenzell, die Stadt Feldkirch, die Hauptleute, Bürger und Landleute vom Walgau, Bludenz, Montafon; von Rankwyl, der Klus und zu Götzis; im Rheinthal; vom Eschnerberg; zu Gams, Sax, Fußach und Höchst. „Denn", sagt der Chronist, „die Herren und Edelleute hatten den armen Leuten viel Ueberdranges angethan und viele Neuerungen mit

ihnen gemacht". Deßhalb wurden sie überall vertrieben, ihre Schlösser gebrochen; und das Volk setzte sich eigne Hauptleute und Ammänner. So mächtig war dieser Volksbund geworden, daß die stolzesten Grafen, die Montfort, Bregenz, Toggenburg, Werdenberg den Frieden suchen und um nur etwas zu retten, ihren Unterthanen den Beitritt gestatten. Da der Graf von Montfort-Bregenz einen Widerstand wagt, wird auch er im Frühling 1406 zurückgeschlagen, der Bregenzer Wald, ja selbst das tyrolische Innthal und alles Land bis Landeck schwört sich in den Bund. Nun bequemt sich auch Herzog Friedrich, um den Rest zu retten, zum vorläufigen Frieden, den ihm die Reichsstädte vermitteln, und der die Verbündeten im Besitze aller Städte, Burgen, Länder und Thäler läßt, die zu ihnen geschworen haben. So gewaltig herrscht der Bund, daß der Abt Kuno von St. Gallen, der den Streit einst so hochmüthig hervorgerufen, sich genöthigt sieht, von Allem verlassen am 20. August 1407 in den Schirm der Stadt St. Gallen und des Landes Appenzell sich zu begeben. Der Bund blieb aber bei seinen Erfolgen nicht stehen; es fehlte ihm eben die kluge maßvolle Vorsicht der Eidgenossen, die „Schule der Freiheit". Nicht bloß der Thurgau wurde erobert und aufgenommen; auch immer weiter und weiter ging der Lauf, auch die Reichsstädte, zumal Constanz, wurden hart bedrängt und geschädigt und Ende September ward die Belagerung von Bregenz begonnen. Da schließt das hartbedrängte Constanz am 28. Oktober gegen die „Gebüren von Appenzelle" zum Schutze wider „die unrebliche, böse Gewalt, so von den Appenzellern und ihren Verbündeten ausgegangen und gewachsen sei", einen Bund mit der schwäbischen Ritterschaft von St. Georgen Schild, an welchem auch die Herzöge und Grafen theilnehmen. Ein mächtiges Heer zog sich nun zusammen, indeß die Appenzeller durch den Erfolg bereits übermüthig und sorglos geworden die Gegenwehr vernachlässigten. Sie wurden vor Bregenz von überlegener Macht überfallen, am 13. Januar 1408 auf's Haupt geschlagen und über den Rhein getrieben. Darauf baten sie um Frieden und König Ruprecht konnte nunmehr zu Constanz sein Vermittlungsgeschäft im April beginnen. Beide Theile wollten sich endlich seinem Schiedsspruche unterwerfen, welcher dahin ging, daß der Bund als der Kirche und dem Reiche gefährlich wieder aufgelöst,

und alles Eroberte zurückgegeben wurde. Doch sollten die zerstörten Burgen nicht wieder aufgebaut und die Freiheiten und Rechte des Volkes gesichert werden. So zerfiel der allzu leicht geschaffene Bund und viele Herren kamen mit dem Schrecken davon, nicht ohne eine ernste Warnung, die Rechte des Volkes künftig besser zu achten. Die Appenzeller selbst weigerten sich standhaft, wieder unter die Gerichtsbarkeit des Abtes zurückzukehren, und es war Niemand da, der sie hätte zwingen können. Sie setzten mit den Grafen von Toggenburg verbündet den Krieg noch Jahre lang fort, bis sie endlich am 24. November 1411 durch das Burg- und Landrecht „mit den VII Orten" (Bern fehlte) und gegen das Versprechen, dem Abt alles Billige zu leisten, in ein festes Verhältniß zur Eidgenossenschaft kamen und in dessen Folge in den 50jährigen Frieden aufgenommen wurden, welchen Herzog Friedrich im Jahre 1412 mit den Eidgenossen abschloß. Seitdem war Appenzell frei*).

Ueberhaupt scheint dieser merkwürdige Bauernkrieg doch nichts weniger als resultatlos gewesen zu sein und auch außer Appenzell gute Früchte getragen zu haben. Das Bauernvolk lernte sich in jenen Gegenden wieder fühlen und erlangte fast allenthalben eine größere Beachtung. Viel mag hierzu die Persönlichkeit des Herzogs Friedrich beigetragen haben, der in seinen Bedrängnissen und Kämpfen gegen Adel und Bischöfe, da ihm weder der königliche Schwiegervater, noch die mit Erbhändeln in Wien beschäftigten älteren Brüder helfen konnten, in seinen Bürgern und Bauern nicht vergebens eine Stütze suchte. Er gewährte den Tyroler Bauern eine bessere Verfassung, freies Eigenthumsrecht und Erleichterung ihrer Grundlasten; er genehmigte die von seinen Rittern, Bürgern und Waldleuten im Schwarzwalde geschlossene landständische Verbindung. Wie er den Appenzellern ihre Freiheit schließlich anerkannte, so zog er den Tridentern gar zu Hülfe, als sie sich gegen ihren tyrannischen Bischof und dessen italienische Söldner im Jahre 1407 erhoben. Er zwang den Bischof, seinen Unterthanen ihre Rechte, den Habsburgern aber die Vogtei des Bis-

*) Vergleiche Blumer's schweizerische Staats- und Rechts-Geschichte, welche auch der bisherigen Darstellung der Schweizer Geschichte in ihrer staatsrechtlichen Entwicklung als Leitfaden diente.

thums einzuräumen. Als der Bischof den Vertrag zu brechen versuchte und die Venetianer anrief, nahmen ihn die Herzöge Friedrich und Ernst gefangen, besetzten sein Land und ließen ihn in Wien als Gefangenen bewachen. Darüber entstand freilich großes Geschrei unter der Klerisei und Wien befand sich lange im Interdicte. Auch mit den Bischöfen von Chur und Brixen war Friedrich wegen ihrer Stiftsländer zerfallen. Durch räuberische Vasallen, welche schwäbische Kaufleute ausgeplündert hatten, ward er 1409 in unglückliche Händel mit dem Marbacher Bund verwickelt, worüber er mehrere Grafschaften verlor. Er war trotz seiner Sparsamkeit durch diese Händel so arm geworden, daß er seine Kleider vom Leibe versetzen mußte. Nun beschlossen seine Feinde ihn zu vernichten; der Adelsbund der Flegel oder Streichhölzer erhob die Waffen; der Bischof von Trident erschien plötzlich (1410), überrumpelte die Stadt und nahm furchtbare Rache an der habsburgischen Partei; auch die ländergierigen Baiernherzöge waren gewonnen; Friedrich's Länder sollten getheilt werden. Da erhob sich das Tyroler Landvolk mit den Bürgern von Insbruck und Hall unter dem tapfern Ulrich Freundsberg für seinen „Friedel" und ließ ihn endlich über alle Feinde triumphiren. Der Bischof von Trident entwich nach Mähren und beunruhigte den Herzog fortan nur noch mit Bannflüchen, die ihn bei seinen liberalen Ansichten wenig anfochten.

Es muß auffallen, daß das Haus Habsburg, namentlich Friedrich's ältere Brüder, an diesen Kämpfen zur Vertheidigung der ältesten Hausländer wenig oder keinen Antheil nahmen. Ja der gewissenlose Leupold war nicht abgeneigt, die vorderen Lande ganz zu verkaufen, um desto prächtiger in Wien herrschen zu können. Fast schien es, als ob auch diese Dynastie sich jetzt vollständig zerbröckeln und vom größeren politischen Schauplatze verschwinden werde. Eine Hauptursache dieser Zerrüttung lag in dem Streite der beiden Linien um die Landesregierung in Wien. Den Herzog Albrecht V., Albrecht's IV. Sohn, einen frommen und sanften jungen Mann, welchen deßhalb seine verwilderten Standesgenossen das „Weltwunder" nannten, denn er war als Jüngling nach Jerusalem gepilgert, behandelten seine bösen Vettern, Friedrich's ältere Brüder Wilhelm, Leupold und Ernst, wie einen Unmündigen, schlossen ihn ganz von der Regie-

rung aus und hielten ihn wie einen Gefangenen. Er hatte aber wegen seines wohlwollenden Herzens in hohem Maße die Liebe des Volkes für sich, und fand im Lützelburger Sigmund von Ungarn einen eifrigen Freund. Sigmund nahm ihn mit sich nach Ungarn und ließ dem auch bei den Ungarn beliebten Fürsten sogar als seinen Nachfolger huldigen. Auch Brandenburg, Böhmen ꝛc. versprach er den Habsburgern. Durch diese großen Aussichten wurden auch die übrigen Herzöge an ihn gefesselt und Oesterreich in seine furchtbaren Kriege gegen die Böhmen und Mähren verwickelt, in welchen die schrecklichen mährischen Räuber von ihren Gränzfesten aus unter der Führung zweier berühmter Raubritter, des „dürren Teufels" und des „Falken", halb Oesterreich verwüsteten und ganze Städte eroberten und verbrannten. Albrecht V. starb 1404 bei der Belagerung von Znaym. Als man ihn sterbend durch das Land trug, jammerte er laut über das durch die Frevel der Mächtigen so unglückliche Volk, dessen Unglück jetzt aber erst recht beginnen sollte. Der Zwiespalt des Hauses brach aufs Neue hervor; die Vettern des Verstorbenen suchten dessen unmündigen Sprößling Albrecht V. ganz zu verdrängen, und verbanden sich mit Böhmen, worauf Sigmund mit 40,000 Ungarn gegen Wien zog, um die Rechte des Unmündigen zu vertheidigen. Auch das Volk erhob sich für seinen jungen Herzog, die Landstände bemächtigten sich, um ihr Land zu retten, der Regierung, zogen persönlich nach Preßburg, und erneuerten Friede und Freundschaft mit Sigmund; dann riefen sie den jungen Albrecht V. zum Herzog aus; nur als Vormund während dessen Minderjährigkeit sollte Wilhelm regieren. Auch die Regierungsstellen wurden von den Ständen besetzt und Maßregeln zur Herstellung des Landfriedens und gänzlicher Vertilgung der Raubritter ergriffen. Eine Polizeitruppe von 600 Mann ward aufgestellt, welche 2 Monate im Jahre vom Adel, die übrigen 10 Monate von den Bürgern, der Pfaffheit und den Juden ernährt wurde und fortwährend wie die heilige Hermandad im Lande umherzog. Man nannte sie die Geraun er, ihr Verfahren das Geraunen, ihren Hauptmann den Geraunmeister. Sie ließen sich nämlich, wohin sie kamen, von Jedem, der Räuber wußte, aber sich fürchtete sie zu nennen, dieselben ins Ohr raunen, worauf der also Bezeichnete sofort ergriffen wurde; mit andern

Worten, man hatte sich auch hier wie bei der Vehme um der Sicher-
heit willen zur heimlichen Anklage entschlossen. Doch auch die Geraune
konnte nur wenig Hülfe schaffen. Da Herzog Wilhelm 1406 gestor-
ben war, erhoben seine Brüder Leupold und Ernst einen neuen Erb-
krieg und riefen nun selbst die mährischen Räuber gegen das Land zu
Hülfe. Dieser Krieg, an welchem auch böhmische und ungarische
Ritter in Masse theilnahmen, machte das Land zur Einöde. Leupold
wollte die Regierung durchaus an sich reißen, aber das Land hielt am
Albrecht; Leupold ward 1407 aus Wien vertrieben. Als er endlich
scheinbar Friede gemacht und in Wien wieder Einlaß gefunden hat,
setzt er aus Rache den Zunftpöbel gegen die Geschlechter und läßt
Bürgermeister und Rath verhaften und enthaupten. Aus Respect
wollte der Henker den Bürgermeister nicht zuerst köpfen. Doch bestand
dieser auf seiner Ehre, denn wie er in der Vertheidigung des Rechtes alle-
zeit der Erste gewesen, so, rief er, wolle er auch der Erste auf dem
Blutgerüste sein. Wegen dieser verruchten Blutthat brach jedoch auf allen
Seiten der Aufstand aus und die edelsten Männer stellten sich an
die Spitze. Auch Baiern, Ungarn, selbst Polen mischen sich ein.
Wieder ruft Leupold die mährischen Räuber zu Hülfe. Von Wien
aus konnte er an den ringsum brennenden Dörfern und Städten den
Jammer übersehen. Erst das energische Einschreiten Sigmunds, wel-
chem sich die Landstände mit Dank anschließen, führt 1409 einen
Frieden herbei, dessen Beobachtung die Landstände nöthigenfalls er-
zwingen sollen. Bald genug hatten sie auch Anlaß einzuschreiten.
Denn da Leupold dem Herzog Albrecht V. auch nach dessen Mündig-
keit die Regierung nicht aushändigt, ihn vielmehr auf Schloß Stah-
renberg gefangen hält und einem Gerüchte zufolge ermorden will, so
befreien ihn treue Stände durch Ueberfall des Schlosses und bringen
ihn in Sicherheit, worauf den Leupold vor Zorn der Schlag rührt,
dem er zum Glücke stirbt. (1411) Sigmund trat jetzt wieder ganz
in das frühere Verhältniß zu Oesterreich und machte Albrecht V. zu
einem künftigen Eidam und Erben. Die noch von den Herzögen
Ernst und Friedrich erhobenen Ansprüche hatten keinen Erfolg. Ernst
mußte seinen Groll vor Sigmund's mächtig aufsteigendem Gestirn nur
durch leere Prahlereien bekunden. Albrecht V. regierte fortan in

Oesterreich und das Walten dieses trefflichen Fürsten vergalt dem schnell wieder aufblühenden, mit landständischen Rechten bereicherten Lande die für ihn ausgestandenen Leiden.

Die Ereignisse, welche indeß das benachbarte Königreich Böhmen in Bewegung versetzten, hingen nur zum Theil mit den Erbhändeln der Häuser Lützelburg und Habsburg und den Vorgängen im Reiche zusammen. Geistige Kämpfe, die Vorboten neuer Zeiten und eine durch viele Verhältnisse herbeigeführte nationale Erregung gingen damit zusammen. Was zunächst die dynastischen Händel betrifft, so drehte sich auch hier Vieles, ja Alles um den König Sigmund von Ungarn; nur daß er hier nicht, wie in Oesterreich, durch heilende und vermittelnde Einmischung sich auch Dank erwarb, sondern im Gegentheil als Urheber vielen Elends durch die gewissenlose Art, wie er Wenzel's Schwäche benutzte, ihm Böhmen raubte, und es dann durch ungrische Truppen zu behaupten suchte, die ganze Nation gegen sich aufbrachte. Er hatte es schon bald nach seiner letzten Treulosigkeit verstanden, den schwachen aber gutmüthigen, schon so oft verrathenen Wenzel wieder gänzlich zu umstricken. Wenzel warf sich in seiner Noth dem überlegenen Bruder wieder ganz in die Arme; er half ihm mit Geld aus der Gefangenschaft seines ungrischen Adels (Septbr. 1401) und bezeugte ihm überhaupt viel brüderliche Liebe. Ja, was er noch vor 15 Monaten mit Entrüstung zurückgewiesen, das that er jetzt „mit wohlbedachtem Muthe:" er machte den Sigmund (Februar 1402) zum Regenten Böhmens und zum Reichsvicar, wogegen ihm Sigmund die Kaiserkrone verschaffen, und zu diesem Ende mit ihm den Römerzug unternehmen wollte, auf welchem sein Gegenkönig Ruprecht so eben gescheitert war, und zu welchem der siegreiche Visconti, als Wenzel's Parteigänger, dringend einlud. In der That war es dem Sigmund aber nur um Böhmen zu thun, er theilte alsbald die Regierung mit dem Herrenbunde, und da sich Wenzel hiergegen widersetzte, ließ ihn Sigmund sofort einsperren. (März 1402). So sehr man auch die Sache geheim zu halten suchte, ward sie doch bald ruchbar und das Volk unruhig, zumal das Stadtvolk erhob sich wieder für Wenzel gegen die verrätherischen Großen; Markgraf Procop trat wieder an die Spitze der königlichen Partei, und selbst Ruprecht versprach ihm,

wie vor Jahren, zu Hülfe ziehen zu wollen, falls Wenzel der römischen Krone entsage. Indeß gelang es der Thätigkeit Sigmunds und seiner Verbündeten, den Aufstand zu unterdrücken, und auch des Procop treuloser Weise sich zu bemächtigen. Hierauf führte er beide königliche Gefangene mit sich aus dem Lande, angeblich um den Wenzel als römischen Kaiser krönen zu lassen. Procop ward in Preßburg, Wenzel in Wien eingesperrt.

Bei alle dem konnte es sich freilich nicht mehr im Ernste um einen Römerzug handeln, dazu waren die Dinge in Italien nicht eben angethan. Die mit den Lützelburgern verbündete Macht des Hauses Visconti war nach des Galeazzo Tode zerfallen; die des kriegerischen Königs Ladislaus von Neapel desto höher gestiegen. Schon konnte dieser daran denken, mit Hülfe päpstlicher Umtriebe nicht bloß Ungarn an sich zu reißen, sondern ganz ein Königreich Italien herzustellen. Dieser König spielte damals namentlich in der Kirchenfrage eine ähnliche Rolle wie Ruprecht in Deutschland, nur daß seine Macht größer und für Lützelburg weit gefährlicher war. Sigmund suchte daher seine Stärke in der engsten Verbindung mit Oesterreich, welches er durch Freundschaft und glänzende Aussichten an sich fesselte. Während er mit 12,000 Ungarn und Cumanen in Böhmen umherzog und das listig Begonnene mit Gewalt zu vollenden dachte, dann durch energische Maßregeln die päpstlichen Umtriebe in Ungarn niederschlug und den König von Neapel zur Flucht nöthigte, ward Wenzel in anständiger Haft zu Wien bewacht. Er hielt Hof in einem Hause am Kienmarkt, das vom Volke spottweise „Kleinprag" genannt wurde. Man erwies ihm zum Scheine königliche Ehre. Täglich besuchte ihn Herzog Wilhelm, um sich von seinem Wohlbefinden zu überzeugen. Wie groß war des Herzogs Schrecken, als er an einem schönen Novembertage 1403 das Haus leer fand. Wenzel war entflohen; die Böhmen hatten ihn befreit und auf schnellen Rossen heimgeführt, wo ihn das durch Sigmund ausgeplünderte, durch Steuerdruck und Ausschweifende Söldnerhaufen aufgeregte Volk nach anderthalbjähriger Abwesenheit mit Jubel und Sehnsucht wieder aufnahm. Auch die Markgrafen von Mähren schlossen sich ihm an; Schlesien war ihm stets treu geblieben; der von Sigmund und den Herzögen begonnene Kriegszug hatte keinen Erfolg; nach Albrecht's Tode erhielt Wenzel Friede

mit Oesterreich; Sigmund stand endlich von der Begierde nach Böhmen ab, um seine Thätigkeit ersprießlicheren Dingen zuzuwenden.

Auch in Wenzel's Charakter trat seit jenen Vorgängen eine erwünschte Veränderung ein. Die lange Haft zu Wien scheint ihn ernüchtert, das Laster der Trunksucht ihn etwas verlassen zu haben. Er nahm sich seitdem mehr zusammen, ward selbständiger und männlicher, minder rathlos und minder eigensinnig und hatte an Menschenkenntniß gewonnen. Die letzte Periode seiner Regierung zeigt den Wenzel zwar nicht als einen großen, aber als einen guten, wohlmeinenden König. Wie in den ersten zehn Jahren nach der Thronbesteigung nahm er sich des Volkes wieder mit Eifer und Thätigkeit an, und folgte nicht ohne lebhafte Theilnahme der großen geistigen Bewegung, welche damals in Böhmen vor sich ging.

Die Religionsbewegungen, welche jetzt in den Vordergrund der Geschichte treten, können, was ihren geistigen Gehalt betrifft, zwar nur als Fortsetzung jener innerlichen Kämpfe und Entwicklungen betrachtet werden, welche der große staatliche und kirchliche Gährungsproceß des 14. Jahrhunderts auch auf dem religiösen Gebiete in Deutschland erzeugt hatte. Die Geschichte der religiösen und philosophischen Ideen wird vorzugsweise bei jenen geistigen Erscheinungen, bei den tiefsinnigen, die späteren protestantischen, pantheistischen, materialistischen Richtungen im Keime enthaltenden Schriften und Zeugnissen von Ketzern, Mystikern, Gottesfreunden ꝛc. verweilen und das Wenige, was davon in die äußere Geschichte der menschlichen Gesellschaft übergegangen, als für die Idee unwesentlich betrachten: gerade wie in der Kirchengeschichte die Erscheinungen der ersten Jahrhunderte, welche bereits die äußersten Grenzen der ganzen theologischen Speculation durchmessen, für den Theologen als solchen wichtiger sind, als die ganze folgende, oft nichts weniger als speculative Kirchengeschichte. Für den Geschichtsschreiber des Volkes stellt sich die Sache umgekehrt. Können ihm auch die Philosophen seines Volkes und was sie dachten und fühlten nicht gleichgültig bleiben, so wird doch seine Theilnahme erst da recht eigentlich beginnen, wo die geistige Bewegung aus den Büchern und Conventikeln heraus ins Leben eintritt, wo sie auf die Geschicke der Nation prak-

isch einwirkt. Dies aber ist das Verhältniß der deutschen Theoreti-
er auch des 14. Jahrhunderts, daß sie der Nation zwar tiefe und
nerkwürdige Betrachtungen, aber nur wenig geschichtliche Resultate
urückgelassen haben, so daß der Geschichtsforscher erst aus der Literar-
eschichte etwas von ihrer Arbeit erfährt. Damit soll jedoch die histo-
ische Wichtigkeit und Nothwendigkeit ihres Erscheinens keineswegs ge-
äugnet werden: da sie die Gemüther des deutschen Volkes, welches
hnedies aus angeborner Gesinnung und zufolge fortwährender bür-
erlicher Reibung mit dem Klerus zu protestantischer Freiheit hinstrebte,
um tieferen Nachdenken über die höchsten Dinge anregten und somit
n deutschen Volksgeiste jene tief innerliche Bewegung vorbereiteten,
elche freilich sehr viel längere Zeit zu Thaten brauchte, als an-
ere, raschere Völker, dafür aber auch desto voller, mächtiger und nach-
altiger zur Reife gekommen ist.

Der Anstoß zu jener mehr praktischen Religionsbewegung, welche
m Ende des Jahrhunderts nicht mehr bloß einzelne Secten, Orden
nd Gesellschaften, sondern die ganze, vom Schisma wieder aufge-
ühlte Gesellschaft ergreift und alle andern Fragen längere Zeit in
en Hintergrund drängt, war aus England gekommen, aus dem
ande, welches uns auch die ersten thatkräftigen, praktischen Apostel
s Christenthums zugeschickt hatte. Längst hatte sich dort, im fast
unterbrochenen Kampfe des Parlaments gegen Rom, bei aller Reli-
osität doch eine freie und kühne, auch praktisch wirksame National-
sinnung gebildet. Alle Vorgänger noch übertreffend, trat seit 1356
i der Universität zu Orford der Magister und Prediger John
Wycliffe mit einer Reihe von Schriften und Predigten auf, welche
ld die Aufmerksamkeit der Nation erregten. Mit tiefsinnigen philo-
phischen Betrachtungen wußte er praktische, allgemein verständliche
Winke und Rathschläge über Verbesserung des Kirchenwesens trefflich
verbinden. Adel und Volk zollten ihm großen Beifall und das
arlament bediente sich seiner bei den Streitigkeiten und Unterhand-
ngen mit der Curie. Hierbei hatte er Gelegenheit, das Papstthum
it prüfendem Blicke in der Nähe zu betrachten und er kam zu der
sbald von ihm öffentlich verkündigten und vertheidigten Ueberzeugung,
ß der Papst keineswegs Christi Nachfolger sei, sondern „ein hoch-

müthiger Priester, wohl gar der Antichrist selbst, welcher ihnen alles Geld aus dem Lande ziehe und nichts dafür gebe, als den Fluch der Simonie." In dem Schriftenwechsel, welcher hierüber entstand, erweiterten sich seine Untersuchungen nach allen Seiten des dogmatischen und praktischen Kirchenwesens. Er griff einen Mißbrauch der Kirche nach dem andern an und reichte dem Parlament eine Reihe von praktischen Vorschlägen ein, welche sehr beifällig aufgenommen wurden. Er gab anheim, alle Ausführung geistlicher Gelder, alle Bestellung fremder Priester abzustellen, die verderblichen Bettelorden, die er für einen Krebsschaden der Menschheit erklärte, aufzuheben, auch die Geistlichen von ihren weltlichen Geschäften und Gütern gänzlich zu befreien, „da es jetzt weltliche Leute genug gebe, welche solche Aemter wohl verwalten könnten." Er eiferte auch gegen kirchliche Werkheiligkeit, Heiligendienst, Ablaßkram und dergleichen. Auch gegen die Brodverwandlungslehre erklärte er sich energisch, ging aber im Glauben an die Prädestination selbst über den heiligen Augustin hinaus. Er war zugleich freisinniger und gläubiger als die Kirche und wollte sie zugleich vom Aberglauben befreien und mit christlicher Glaubenswärme erfüllen. Unablässig predigte er dem Volke mit religiöser Gluth den allein seligmachenden Glauben an Christum und ein reines moralisches Leben nach den zehn Geboten. Noch sind dreihundert solcher Predigten von ihm erhalten. In seinem rastlosen Fleiße übersetzte er auch, so gut es nur ging, die Bibel in die Volkssprache, mit kritischer Vergleichung der ihm zugänglichen Texte. Das Volk sollte die Bibel selbst lesen und die Geistlichen sollten bloß ein Lehr- und Predigtamt bekleiden; das sei die Meinung der christlichen Kirche; dagegen die Trennung von Volk und Klerus und das hierarchische System sei Teufels Werk. Er gründete Vereine von „armen Predigern" oder Lollarden, wie sie später hießen. Natürlich standen bald zahlreiche und heftige Gegner des kühnen, die ganze bisherige Kirche umstürzenden Mannes auf. Papst Gregor XI. schleuderte im Jahr 1377 drei Bullen gegen ihn, und gebot ihn in Ketten zu legen, was aber bei König und Parlament keine geneigte Aufnahme fand. Dann veranstalteten die Bischöfe ein geistliches Tribunal, wohin ihn jedoch mächtige befreundete Lords und eine solche Masse begeisterten Volkes begleiteten, daß die Versammlung nichts

gegen ihn wagte. Indeß hatte aber die allgemeine Gährung und die gedrückte Lage vieler Bauern jene blutigen Aufstände unter Wat Tyler und anderen Volksführern hervorgerufen, welche alsbald den wildesten und gefährlichsten Charakter annahmen, die Ermordung aller Adeligen, Juristen, Priester, Reichen verkündeten, und weil einige schwärmerische Anführer alles dies mit Wyklefitischen Lehren in Verbindung vortrugen, den dabei unbetheiligten Magister Wycliffe aufs Aergste compromitirten und seinen Feinden leichtes Spiel machten. Der Bauernkrieg ward endlich nach vielem Blutvergießen unterdrückt, Wycliffe hatte nichts damit zu schaffen, aber seine Sache war gleichwohl auf lange Zeit zu Grunde gerichtet. Seine Gegner triumphirten, die Bischöfe vertheilten seine Lehre auf dem (durch ein Erdbeben unterbrochenen) Erdbebenconcil zu London im Mai 1382; auch ließ sich König Richard II. zu Verhaftsbefehlen bestimmen. Doch der Schutz des Parlaments und das Schisma der Päpste retteten den Verfolgten und gaben ihm wieder neue Waffen. Er zog sich in seine Pfarre Lutterworth zurück, und hat hier bis an sein am 31. December 1384 erfolgtes Ende ungestört geschrieben und gepredigt. In seinen Schriften weissagte er, daß nach ihm einst, wenn die Zeit erfüllet sei, ein frommer Mönch kommen werde, um wie Paulus die Kirche neu zu gründen.

Die Bewegung, welche Wiklef während seines Lebens in England selbst hervorgerufen hatte, war wieder erloschen, der schwerste Druck, der sie zuerst veranlaßte, war abgeschüttelt, große Nationalkämpfe ließen sie dann sobald nicht wieder aufkommen und Heinrich IV. hat viele Lollarden wieder verbrennen lassen. Aber die Schriften ihres todten Meisters lebten fort, so oft sie auch noch verurtheilt und verbannt wurden. Wie von Geisterhand getragen, verbreiteten sie sich über die Welt und fielen als Saatkörner der Zukunft auf einen fruchtbaren, tief aufgefurchten Acker, der ihrer nur zu harren schien. Wie haben wir uns diese wunderbar scheinende Verbreitung von Schriften und Lehren zu erklären, in einer Zeit, welche noch keine Buchdruckerpressen und noch wenig Verkehrsmittel kannte? Zunächst und vor allem durch das innige und frische, jugendliche Interesse, welches die Neuschheit an den neu auftauchenden Fragen des Geistes wie an

einer neu entdeckten Welt nahm; sowie durch die unermeßliche praktische Bedeutung jener Fragen, von welchen damals bei der großen allumfassenden Macht der Kirche das ganze Leben abzuhängen schien. Das äußere Vehikel dieser Bewegung bildeten aber in Ermangelung der Presse die großen Universitäten jener Zeit. Sie waren die großen Weltmärkte der Wissenschaft. Namentlich war die Universität zu Prag der Mittelpunkt des geistigen Lebens im Reiche geworden, das sich durch die nach ihrem Muster gegründeten Universitäten zu Wien, Krakau, Heidelberg (1386), Köln (1388), Erfurt (1393), Würzburg (1402) zwar bereits etwas zu vertheilen begann; aber doch zumal für Böhmen selbst wesentlich von Prag ausströmte, wo am Ende des Jahrhunderts über 30,000 Studierende und 700 Lehrer versammelt waren. Die Mehrheit bestand aus Böhmen und stand mit dem gesammten Volksleben im engsten Zusammenhange. Die Universität führte die Aufsicht über die zahlreichen Volksschulen in Stadt und Land. Alle Baccalaureen waren statutenmäßig verpflichtet, sich zwei Jahre dem Volksunterricht zu widmen, bevor sie an der Universität befördert wurden. Tausende von armen Studenten zogen Jahr aus Jahr ein im Lande umher, um sich durch Unterricht und Predigt den Lebensunterhalt zu verdienen. Auch berühmte Magister, wie der derbe deutsche Augustiner Konrad Waldhauser und der tiefsinnige Böhme Milic von Kremsier, unterließen es nicht, öffentlich von der Sündhaftigkeit des Volkes und der Priester, der Verderbniß der Bettelorden, der Nothwendigkeit einer Reform zu predigen, wobei des Milic Schüler, Matthias von Janow, in seinen Schriften schon tiefer greifende reformatorische Lehren fast gleichzeitig mit Wiklef, namentlich gegen die Kelchentziehung, aufstellte. Sein Schüler Jacobellus von Mieß hat dann begonnen, dem Volke wieder den Kelch zu reichen. In Land und Stadt wetteiferten die Deutschen mit den Czechen, den Volkspredigern ihr Ohr zu leihen. Dieser von Kaiser Karl sowohl, als seinem Sohne Wenzel mit liberalem Sinne gegen alle Angriffe des Klerus und des Papstes geschützte rege geistige Wettkampf zweier Nationalitäten, verbunden mit den politischen Erschütterungen, welche dann Wenzel's Regierung begleiteten und das Volk gegen die Prälaten und den Papst aufregten, hatten das czechische Volksthum, das

geiſtig begabteſte unter den Slaven, zur höchſten Empfänglichkeit und Reizbarkeit geſteigert. Von Natur ungeſtüm, ſchwärmeriſch und enthuſiaſtiſch, war es von der Vorſehung beſtimmt, den erſten Sturm zu laufen auf die unter der Laſt ihrer Verbrechen endlich zuſammenſtürzende Kirche.

Nirgends fanden Wikleſ's Schriften eifrigeres Studium als unter den Lehrern und Studenten von Prag. Die Verbindung zwiſchen Böhmen und England war durch Wenzel's Schweſter, die gute Königin Anna, die an Wikleſ großen Antheil nahm, noch lebhafter geworden, und die Hefte des berühmten Oxforder Magiſters wurden nach der Sitte der Zeit von vielen jungen Baccalaureen in Prag geleſen. Unter den hervorragenden Gelehrten, die ſich für Wikleſ's Schriften intereſſirten, waren zwei ausgezeichnete und gefeierte Männer, die Magiſter Johannes Hus aus Huſinec und Hieronymus von Prag.

Johannes Hus, der böhmiſche Luther, war gleich dieſem von geringer Herkunft. Seine Eltern waren gemeine Leute im Marktflecken Huſinec. Im Jahre 1369 geboren, ſtudirte er zu Prag, ward 1393 Baccalaureus, 1396 Magiſter der freien Künſte, trat 1398 als öffentlicher Lehrer auf, vertheidigte zuerſt 1399 Wikleſ'ſche Lehrſätze, und erlangte ſolches Anſehn, daß der erſt 32jährige Mann bereits 1401 von ſeinen Collegen zum Decan erwählt, 1402 zum Prediger an der für die Volkspredigt beſtimmten Bethlehems-Capelle ernannt, 1403 von der Univerſität mit ihrer höchſten Würde als Rector bekleidet wurde. Er war einer von jenen Reformatoren, deren Name auch von eifrigen Ketzerrichtern unſerer Zeit mit einer gewiſſen Scheu genannt zu werden pflegt. Er wirkte nicht durch glänzende redneriſche Gaben und nahm die Herzen nicht im Sturm ein. Aber er unterwarf ſie ſich durch die ſtille Gewalt und Kraft eines tiefen, ernſten Gemüthes, eines klaren, durchdringenden Verſtandes. Wer ihm zuhörte, den wußte er mit der ſittlichen Gluth ſeines Weſens zu erfüllen und nicht bloß zu erheben und zu begeiſtern, ſondern auch durch und durch zu überzeugen. An ſeinem Wandel haftete kein Makel. Lehre, Richtung und Wandel, Alles an ihm war klar und feſt. Bald gewann er weit über den Bereich der Schule hinaus vornehme und geringe

Anhänger, den Beifall des Königs Wenzel, die Verehrung der frommen Königin Sophie, seines Beichtkindes, vor Allem die Liebe der Nation. Man tadelt an ihm, daß er allzusehr nach Popularität gehascht habe. Wir wissen nicht, ob dieser Vorwurf begründet ist; wir sehen nur, daß Johannes Hus das Vertrauen des Volkes nie betrogen und ihm mit eisenfestem Sinne bis in den Tod die Treue gehalten hat.

Seinen um etliche Jahre jüngeren Freund Hieronymus möchten wir den böhmischen Hutten nennen. Von ritterlicher Abkunft entsprossen, strahlend von Geist und Witz und glänzender Beredtsamkeit, von unruhiger Thatenlust bewegt, war er der Abgott seiner mitstrebenden Standesgenossen und führte dem Hus diese ritterlichen Streiter zu. Er bildete gleichsam die Ergänzung seines stilleren, gesetzteren Freundes. Während der Hus nicht aus Prag nnd Böhmen herauskam, ward dem Hieronymus die Welt zu enge. Noch fast ein Knabe, zog er als Scholar nach Oxford und brachte dem Hus mehrere in Prag noch unbekannte Schriften Wiklef's mit zurück. Dann zog er als Ritter, Hofmann und Gelehrter in der Welt herum, nach Köln und Heidelberg und nach Paris, dort ward er ein Magister; dann in den Orient, nach Palästina und Jerusalem; dann an die Höfe von Wien, Preßburg, Krakau, bis nach Litthauen hin, um überall die neue Lehre durch Wort und That zu verkünden, viel Anfechtung zu erleiden, aber auch Bewegungen hervorzurufen, „wie nie zuvor erlebt worden".

Indeß sollte auch die stillere Thätigkeit des Magisters Hus in Prag selbst große Bewegungen hervorrufen. So lange Hus sich bloß mit Wiklef's Philosophie und Theologie beschäftigte, ließ ihn der Klerus, welchem diese Wissenschaften sehr gleichgültig waren, unangefochten. Als er aber der eigentlichen Aufgabe und Grundrichtung seines Wesens folgend sich mehr der praktischen Reform der Kirche zuwandte, als er in der Bethlehemskirche vor dem Volke von dem Elend und der Entartung der Kirche predigte, so zog er sich damit den unversöhnlichen Haß des verderbten Klerus zu. Er ward nun bald wegen Verbreitung ketzerischer, Wiklefitischer Lehren angegriffen, gegen diese richtete sich zunächst die Verfolgung und obwohl die große Mehrheit

der Böhmen den Wiklef eifrig verehrte, so hatte doch der Klerus durch die Deutschen in diesem Streite Anfangs das Uebergewicht. Schon im Mai 1403 wurden auf Andringen des Domkapitels in einer Versammlung der Universität nach stürmischen Verhandlungen durch Stimmenmehrheit 45 Sätze bezeichnet, über welche nicht gelesen werden dürfe. Zu dem theologischen Streite gesellte sich der alte Nationalhaß der Deutschen und Slaven; die Böhmen, welche die Mehrheit bildeten, aber nur als eine Nation stimmten, wollten sich von den Deutschen, welche thatsächlich die drei anderen Nationen ausmachten, nicht länger überstimmen lassen. Sie klagten, daß sich fast alle einträglichen Stellen und Stipendien in deutschen Händen befänden, während die Böhmen in eigenen Lande als Dorfschulmeister verhungern müßten. Und wie es zu geschehen pflegt, daß prinzipielle Kämpfe durch anderweite Verhältnisse vielfach bestimmt werden, so wurden die Deutschen an der Universität um so orthodoxer, je ketzerischer die Böhmen wurden. Die Deutschen trieben diese Hartnäckigkeit so weit, sich im Jahre 1408 auch gegen das Concil von Pisa zu erklären, während die Böhmen eifrigst dem Wenzel in Anerkennung jenes Concils beistimmten. Hierauf änderte Wenzel im Januar 1409 die bisherige Verfassung der Universität und kehrte das Verhältniß um, er gab den Inländern drei Stimmen, den Ausländern eine. Es entstanden heftige Unruhen; in deren Folge endlich die Deutschen Prag verließen. Viele begaben sich auf andere Hochschulen; die meisten wurden zu Leipzig begierig aufgenommen, wo Markgraf Friedrich sofort eine Universität gründete. Wohl mochten etliche Prager Bürger ihre verlorene Kundschaft beklagen; aber zu groß war bereits die religiöse Begeisterung des Volkes, daß der zeitliche Schaden für Nichts geachtet ward, und fast widerstandslos breitete sich nun der Strom der neuen Lehre in Böhmen aus.

Viertes Kapitel.

Kaiser Sigmund.*)

Wahlhändel. Drei Päpste und drei Kaiser. Sigmund triumphirt. Sein Charakter und Lebenslauf, Einzug und Thätigkeit in Deutschland.

Das Concilium zu Constanz: Absetzung der Päpste; Hinrichtung des Johannes Hus und des Hieronymus von Prag; Wahl des Papstes Nicolaus V.; Scheitern des Reformationswerkes in Kirche und Reich.

Die Hussitenkriege: Tod Wenzel's; Erhebung Böhmens; die Kelchner und Taboriten; Johannes Zizka, Oberfeldherr; Prinz Korybut, Regent; die vier Prager Artikel, Symbol. — Elender Ausgang der Kreuzzüge gegen Böhmen; die Reichszustände, Reichstage, Reichsmatrikel, Reichsheere. — Procop der Große, Priester, Regent, Feldherr. Seine Heerzüge ins Reich. Schrecken der Christenheit.

Das Concilium zu Basel. Unterhandlungen mit Böhmen; Gesandtschaften in Basel und Prag. Erschlaffung der Böhmen. Die Prager Compactaten. Untergang Procop's und der Taboriten. Sigmund's Versprechungen. Unterwerfung Böhmens. Triumph der Reaction. Ende Sigmund's.

Die kurze Erhebung des Hauses Wittelsbach durch den König Ruprecht von der Pfalz fand sich bei dessen Tode wieder im innern Hader zusammengestürzt. Ruprecht's Sohn, Pfalzgraf Ludwig, war zwar gleich dem Vater ein thatkräftiger und eifriger Herr; aber seine Hausmacht war gering und vertheilte sich nach der Unsitte der Zeit noch obendrein in mehrere Linien (Kurpfalz mit Heidelberg für ihn selbst, Oberpfalz mit Neumarkt für Johann, Simmern-Zweibrücken für Stephan, und Sinsheim-Mosbach für Otto) denen er nur als Vormund und Regent noch vorstand. Von den Kurfürsten stand nur noch der Trierer auf seiner Seite. Bei der Zusammenkunft zu Rense zeigte sich sofort der tiefe Zwiespalt zwischen Mainz-Köln und Pfalz-Trier. Beide Theile, unfähig einen eigenen König aufzustellen, wandten sich nun, jede besonders, wieder an verschiedene Fürsten aus dem

*) Vergleiche: Aschbach's Geschichte Kaiser Sigmund's, Hamburg 1838, 1839, 1841, 1845 und die letzten Bände von Palacky's böhmischer Geschichte, Prag 1845, 1851, 1854.

Hause Lützelburg, welches bei seiner inneren Zwietracht der politischen Intrigue allerdings den weitesten Spielraum darbot. Während die pfälzische Partei durch den Burggrafen Friedrich dem Sigmund von Ungarn, mit dem sie schon früher viel verhandelt hatte, jetzt die römische Krone, das Endziel seines Strebens, anbieten ließ, zu deren Annahme er sich gern bereit zeigte — auch sogar den Papst Gregorius versprach er unterstützen zu wollen — verhandelte die mainzische Partei mit dem alten Markgrafen Jobst und auch dieser war nicht abgeneigt, ein römischer Kaiser zu werden. Ja, es gelang sogar, diesem Letzteren auch Wenzel's Mitwirkung und damit die Stimmen von Böhmen und Sachsen zuzuwenden, wogegen er den Wenzel als den älteren römischen König sowie als Kaiser anerkennen wollte.

Indeß war der ausgeschriebene Wahltag, der 1. September 1410 gekommen und fand die pfälzische Partei zur Stelle, während sich die Ankunft der Gegner verzögerte. Der Rath zu Frankfurt, welcher Kampf und Plünderung befürchtete, war am übelsten daran. Da gerade viel Meßgewühl war und unheimliche Gestalten sich in der Stadt umhertrieben, so wurden alle verdächtigen Gesellen ausgewiesen, die ehrsamen Meßfremden aber in die Bürgerwehr eingereiht, welche mit eigends gemietheten Stadtsoldaten jedes Zeichens der Sturmglocke gewärtig auf allen Trinkstuben Wache hielten. Drei Wochen dauerte schon dieser gespannte Zustand und noch immer weigerte sich der auf eine Partei wartende Mainzer, zur Wahl zu schreiten. Darauf zogen endlich die Gegner, Pfalz und Trier, denen sich der Burggraf von Nürnberg als Gesandter Sigmund's für die brandenburgische Stimme anschloß, am 20. September zur Bartholomäuskirche, um angekündigtermaßen die Wahl allein vorzunehmen. Aber sie fanden alle Kirchthüren verschlossen. Der Mainzer hatte noch in der Nacht, um die Kirchen zu sperren, das Interdict über die Stadt verhängt. Ohne sich jedoch hierdurch an ihrem Vorhaben hindern zu lassen, begaben sie Wähler sich nun auf den Kirchhof und wählten hier so gut es ging den Sigmund zum römischen König.

Eine große Volksmenge hatte sich bei diesem seltsamen Vorgange eingefunden und Viele sahen in dem Orte der Wahl ein böses Zeichen; wie es denn noch später geheißen hat, Deutschland sei deßhalb in

weiten Ländern unter diesem Kaiser zum Kirchhof geworden, weil er auf dem Kirchhof gewählt ward. Der Mainzer war über den Schritt, dem auch alle Gültigkeit abgesprochen ward, sehr aufgebracht. Als die Bevollmächtigten seiner Partei endlich eingetroffen, zogen sie am 1. Oktober in die Kirche und wählten den Jobst von Mähren zum König.

Die Christenheit hatte also jetzt, gleichsam um ihre Entzweiung recht anschaulich zu bekunden, drei Päpste und drei römische Könige aufzuweisen. Schon ward mächtig zum Kriege gerüstet, doch zum Glücke starb Jobst, da er eben mit Heeresmacht nach Frankfurt ziehen wollte, am
1411 17. Januar 1411 zu Brünn in Mähren, angeblich an vergiftetem Brei. — — Man hielt ihn für einen der gelehrtesten, aber auch der gewissenlosesten Männer seiner Zeit. Den „großen Lügner" nennt ihn Eberhard Windeck. Er las viele Bücher und mit Vorliebe Geschichtswerke, die er aber borgte; denn zum Kaufen war er zu geizig. Jobst war übrigens der letzte Markgraf von Mähren. Dies Land fiel jetzt für immer an Böhmen, dann an Oesterreich. Der Mainzer hatte nun seinen König wieder verloren, gab aber deßhalb die Partie nicht auf, sondern schrieb auf den Frohnleichnamstag des Jahres 1411 eine neue Wahl nach Frankfurt aus. Er schämte sich nicht, jetzt die Krone wieder demselben König Wenzel anbieten zu lassen, den er einst als so durchaus unwürdig abgesetzt hatte. Nur verlangte er, Wenzel solle sich einer neuen Wahl unterwerfen, was dieser zurückwies. Dagegen war es dem Sigmund jetzt bei den Unterhandlungen wegen der mährischen Erbschaft wieder gelungen, Wenzeln zu versöhnen und dessen Vertrauen nochmals zu erlangen. Er versprach ihm die Kaiserkrone zu verschaffen, selbst nie darnach streben, die Reichs-Einkünfte mit ihm theilen, ihm die Reichskleinodien lassen und ihn in seinen Erblanden schützen zu wollen. Auf diese Bedingungen, die Sigmund jedoch wiederum nicht erfüllt hat, erhielt er die Wahlstimmen von Böhmen und Sachsen. Er hatte nun fünf Stimmen für sich und trat jetzt auch mit dem Mainzer in Unterhandlung, genehmigte dessen Bedingungen, unterwarf sich einer nochmaligen Wahl und sagte sich von Papst Gregorius wieder los.

Der Kurfürst von Mainz hatte demnach sich dem Sigmund nun

auch anschließen müssen, aber dennoch im Wesentlichen triumphirt, die letzten Bedingungen dictirt und seinen Stolz als Königsmacher befriedigt. Dagegen die pfälzische Partei, welche den Sigmund aufgestellt und gewählt hatte, wollte ihre frühere Wahl desselben nicht als eine ungültige anerkennen und verweigerte jetzt, ihn nochmals zu wählen. Die Stadt Frankfurt hatte daher in den stürmischen Wahltagen des Juni und Juli 1411 das sonderbare Schauspiel, daß sich die bisherigen Gegner Sigmund's wiederholt in der Bartholomäuskirche versammelten, um ihn zu wählen, während seine eigene Partei, durch die Gesandten von Trier und Pfalz vertreten, zwar mit zur Kirche zog, aber durch verweigertes Niedersetzen in die kurfürstlichen Kirchenstühle und durch lautes Protestiren das Wahlgeschäft verhinderte. So groß war die Leidenschaft der Parteien, daß der Rath die Kirchthüren mit starken Wachen besetzen und im nahen Gewandhaus einen Haufen Gewappneter sich aufstellen ließ. Alle Bürger und Söldner standen auf ihren Sammelplätzen unter den Waffen. Denn vor der Stadt lagerte drohend viel fürstliches Kriegsvolk. Ohne Pfalz und Trier ward endlich am 23. Juli von den übrigen fünf Stimmen König Sigmund erkoren. Da ihn die Minorität ohnedies bereits als römischen König betrachtete, so war der Zwist factisch gelöst und Sigmund ward nun von der Stadt Frankfurt und den übrigen Reichsstädten als Erwählter anerkannt.

So war denn Sigmund endlich am Ziele seiner Wünsche angelangt. Wir müssen hier bei dem Charakter dieses Mannes, dessen Regierung ohne Frage zu den wichtigsten der Geschichte gehört, einen Augenblick verweilen. Sigmund, im Jahre 1368 geboren, war damals 43 Jahre alt. Von Natur der begabteste unter den Lützelburgern, lebhaft und geistvoll, aber ebenso jähzornig und noch viel genußsüchtiger und leichtsinniger als Wenzel, dabei schon als zehnjähriger Knabe verwaist und unter gewissenlosen Höflingen und Lüsten aufgewachsen, hatte er eine wilde, ruchlose Jugend verlebt, die ihm sein Leben lang anklebte. Deutsche Treue und deutsche Sittlichkeit scheint er fast ganz dahinten gelassen zu haben. Er blieb, auch während er für die größten Zwecke arbeitete, doch im Grunde eine frivole Natur, ganz im Gegensatze zu seinem Bruder Wenzel, der auch in sei-

nem Nichtsthun noch ein ehrliches Herz und einen gewissen ernsten Eifer für ideale Interessen behielt, nur daß er ihn nicht mehr zu bethätigen wußte. Auf die abscheulichste Art war Sigmund mit seinem Bruder umgegangen. Er war ihm freilich ebenso durch Herzlosigkeit als durch Gewandtheit und Energie überlegen. Diese Eigenschaften, Scharfsinn in Beurtheilung der Menschen und Dinge; diplomatisches Talent und außerordentliche Arbeitsfähigkeit waren Sigmund's hervorstechende, in den Stürmen des Lebens allmählig gereifte Tugenden. Sie würden, mit einer angenehmen und ritterlichen Persönlichkeit verbunden, in jener wichtigen Zeit Großes geleistet haben, hätten nicht böse Untugenden, sein Jähzorn, sein oft kindischer Leichtsinn, seine rücksichtslose Liederlichkeit — er war der Don Juan seiner Zeit — und eine ganz unglaubliche Verschwendungssucht, die ihn in Schulden und in die schimpflichsten Lagen stürzte, ihm oft Alles verdorben und Achtung und Macht wieder geraubt. In früheren Jahren, wo diese Eigenschaften überwogen, hörten die Empörungen in Ungarn nicht auf und er wurde sogar von seinen Magnaten eine Zeit lang gefangen gehalten. In reiferen Jahren traten die besseren Eigenschaften mehr hervor, zumal nach der letzten großen Bedrängniß, als die Böhmen sein Joch abgeschüttelt und Wenzeln befreit hatten, und auch Ungarn an den König Ladislaus von Neapel sich ergeben zu wollen schien. Damals entwickelte Sigmund eine große Thätigkeit, ergriff die durchgreifendsten Maßregeln gegen den Papst, jagte die Italiener aus dem Lande, kämpfte drei Sommer und Winter (1406 — 1409) an der untern Donau gegen die Osmanen, eroberte Bosnien und Serbien und gewann die Liebe der ungarischen Nation, zumal des niederen Komitats-Adels und der Bürger und Bauern durch weise Verfassungsgesetze, während die Magnaten durch äußere Ehren — Stiftung des Drachenordens — und indem er sich mit einer Magnatentochter, der Barbara Cilley in zweiter Ehe vermählt hatte, gewonnen wurden. Er fügte der Magnatentafel die Ständetafel hinzu, gab den Städten Repräsentationsrecht, den Bauern Freizügigkeit in die Städte; er ordnete den Landfrieden, das Gerichtswesen, die unklaren Besitzverhältnisse; gab dem Reiche Einheit der Münzen und Maße und hob alle Binnenzölle auf.

Mit einem Worte, wir haben hier wiederum das Beispiel eines im eignen Lande hochverdienten Regenten, den das Schicksal gerade an einem großen Wendepunkte zur Regierung über Deutschland beruft, gleichsam um zu erproben, ob nun dieser Mann vielleicht im Stande sei, das schwierige Werk zu vollbringen. In der That kamen ihm große Erwartungen entgegen; er hatte sich durch seine Türkenkriege und seine Reformen einen gefeierten Namen gemacht; und sein Ruhm steigerte sich jetzt durch Rüstungen und Kriege gegen Polen und Litthauen. Ganz Deutschland wurde nämlich um jene Zeit durch die Angelegenheiten des deutschen Ordens beschäftigt, welcher mit den Polen wegen Grenzstreites im Kriege, unter dem Hochmeister Ulrich von Jungingen, allenthalben im Reiche Hülfe aufgeboten und Söldner geworben, aber am 15. Juli 1410 bei Tannenberg von dem übermächtigen Heere der Polen, Litthauer, Böhmen und Russen eine schwere Niederlage erlitten hatte. Es war die blutigste Schlacht des Jahrhunderts, anderthalbhunderttausend Mann zählte der Feind; mit dem Hochmeister fielen 40,000 Deutsche. Man kann es eine große Völkerschlacht nennen, zwischen Slaven und Deutschen, wobei sich auch der Nationalhaß der Böhmen offenbarte. Denn obwohl Wenzel auf der deutschen Seite stand und für den Orden rüstete, zogen die Böhmen gleichwohl in großen Schaaren den Polen zu Hülfe. Die Deutschen hatten durch ihre Tapferkeit bereits gesiegt, aber ihre Beutegier und Anarchie verdarb sie, sowie der Umstand, daß sie Sigmund's herumziehendes, in Ungarn und Oesterreich geworbenes Heer, nicht abwarteten. Doch kam dieses Heer noch zeitig genug, um die Polen im Rücken zu fassen und die vom Sieger bereits überschwemmten Ordenslänber wieder zu retten. Sigmund erwarb sich hierdurch hohen Ruhm in Deutschland und zeigte damals großen Eifer für den Orden, der „Christenheit festen Schild", dem der Friede von Thorn seine Besitzungen mit Ausnahme Schamaitens ließ. Aber freilich, sowohl der Eifer Sigmund's für den Orden, als der Dank, den ihm Deutschland dafür zollte, erkaltete bedeutend, da er sich bald nachher in die traulichste Verbindung mit dem an seinem Hofe erschienenen Polenkönig einließ, unter glänzenden Festen den Frühling und Sommer mit ihm verjubelte, und schließlich, da er Alles verschwendet hatte, um eine große

Summe Geldes, für die er Länder verpfändete, des Polenkönigs Schuldner wurde. Mag es sein, daß seine Unzufriedenheit mit dem Orden von diesem vielfach veranlaßt war, jedenfalls brachte sich Sigmund wieder um einen guten Theil seiner Macht, zumal im Norden. Auch Brandenburg versetzte er an den stets mit Geld versehenen, um Sigmund bereits so mannichfach verdienten Burggrafen Friedrich von Nürnberg um 100,000 Gulden, und behielt sich einstweilen nur die Kurwürde vor. In der Veräußerung dieses Landes bewies der Stifter einer habsburgisch-lützelburgischen Macht keine sonderliche Voraussicht. Er schätzte es nur nach den Einkünften und Brandenburg war allerdings unter dem Unfug des märkischen Adels so herunter gekommen, „daß es Niemand gern hat haben wollen". Sigmund gewann sich übrigens mit dem Hohenzollern den Dank des brandenburgischen Volkes und einen Stellvertreter, der durch die Kraft seines Armes das ihm anvertraute Land mächtig hob und als das „Schwert Deutschlands" auch in der Reichsgeschichte seinen Nachfolgern ihre Bahn für alle Zeiten vorgezeichnet hat.

An der Spitze des mit polnischem Gelde gemietheten zahlreichen Heeres verließ Sigmund endlich im Winter Ungarn und zog nach Italien, um nach einem weitangelegten Plane mit Genua's Hülfe zuerst die langjährigen Kriege gegen Venedig zu beenden, die nach des kräftigen Galeazzo Tode wieder auseinander gefallene Lombardei zu erobern und so als Sieger von den Alpen ins Reich herniederzusteigen. Aber trotz großer Anstalten und Grausamkeiten konnte auch er gegen die überlegene Kriegskunst der Italiener nichts Rechtes ausrichten und hatte nach fast zweijährigen blutigen Kriegen außer einigen Orten in Friaul und Istrien den Venetianern nichts abgewonnen, aber sein Heer fast ganz verloren. Darauf verstand er sich zu Ostern 1413 in Triest zu einem fünfjährigen Waffenstillstand und zog dann durch Tyrol, schloß zu Trident ein Bündniß mit Frankreich und vertrug die Habsburger mit den Wittelsbachern, welche wieder einen höchst unglücklichen Versuch gemacht hatten, sich Tyrols zu bemächtigen. Er verhandelte auch mit den Schweizern, und hoffte mit ihrer Hülfe den Italienern beikommen zu können. Doch ein Aufgebot zu Eroberungskriegen wollten die Schweizer nicht stellen; sie sagten, der Weg sei

ar zu weit; aber sie hätten viel tapfere muthwillige Gesellen, welche
ern um Sold auszögen. Es fanden sich auch Tausende von Söld-
rn bereit; aber da Sigmund kein Geld mehr hatte, liefen sie wie-
r auseinander. „Kein Geld, keine Schweizer". So war auch ge-
n Lombardien nichts auszurichten.

Nur Eines, freilich das Wichtigste, war ihm in Italien ge-
ngen, nämlich ein entscheidender Schritt zur Kirchen-Reformation,
elche fortan ein Ehrenpunkt für ihn wurde, dem er rastlos nach-
ebte. Das Concilium zu Pisa hatte sich längst wieder aufgelöst,
ne irgend etwas anderes zu thun, als einen dritten Papst aufzu-
llen und die Christenheit auf ein später abzuhaltendes Concilium
vertrösten. Nach dem Tode des Papstes Alexander wählte dessen
artei gar den Kardinal Cossa als Johannes XXIII. zum Nachfol-
r, der selbst die schlechtesten unter den früheren Päpsten durch seine
rbrechen und Laster noch übertraf, und seine Erhebung nur den
ichthümern verdankte, die er als päpstlicher Statthalter zusammen-
bracht hatte. Dieser Papst war noch weniger als die Vorgänger
lissen, für die Reformation zu arbeiten. Er gerieth jedoch sehr
ld mit seiner nächsten Stütze, dem Könige von Neapel, in Zwie-
ılt, ward aus Rom verjagt und suchte Hülfe beim römischen König.
gmund benutzte diese Gelegenheit und nöthigte den Geängstigten,
ß er um die zu Pisa versprochene Reformation endlich vorzu-
)men, in die sofortige Berufung eines allgemeinen Conciliums wil-
te, welches aber keineswegs, wie der Papst wollte, wieder in eine
lienische Stadt, wo sein Anhang dominirt hätte, sondern „wegen der
chtbaren, gesunden Gegend" nach Constanz am Bodensee auf den
November 1414 ausgeschrieben wurde.

Fast vier Jahre nach seiner Wahl, im Sommer 1414, zog Sig- 1414
nd endlich in Deutschland ein. Viel reden die Stadt-Chroniken
ı der freudigen und prächtigen Aufnahme, die er in den Städten ge-
ıden, und von seinem leutseligen und doch majestätischen Wesen, und wie
überall die Bürgersfrauen zum Tanze führte und mit goldenen Ringe-
ı beschenkte. In Bern, wo sein sehr abgerissenes Hofgesinde auf
ıtische Kosten neu gekleidet wurde, zogen ihm fünfhundert reichge-
nückte Knaben mit dem Reichsbanner entgegen und knieten vor ihm

nieder, „da wachset uns eine neue Welt", rief er fröhlich aus. So zog er unter Festlichkeiten und großen Hoffnungen durch Bern und Basel, den Rhein hinab nach Straßburg und Speier. Aber je freundlicher und hoffender ihm die Städte entgegen kamen, denen er Abstellung ihrer mannichfachen Beschwerden verhieß, desto feindlicher zeigten sich die Fürsten, von denen außer seiner ursprünglichen Partei keiner vor ihm erschien. Der nach Speier ausgeschriebene Reichstag konnte nicht stattfinden, und als Sigmund in Mainz zu dem einen Thore hereinzog, entfernte sich Kurfürst Johann durch das andere. Der hochfahrende Kirchenfürst war nun so lange gewohnt, am Rheine zu herrschen, daß „es ihm grauete vor einem König". Es bedurfte langer, durch den Burggrafen Friedrich von Nürnberg bewirkter Unterhandlung, bis sich die Fürsten zur Krönung verstanden und der Mainzer in Coblenz vor Sigmund erschien. Dafür erhielt er u. A. die Einkünfte, die das Reich noch in der Wetterau hatte. Sigmund widmete sich damals in Franken, Schwaben und am Rheine mit großer Thätigkeit dem allgemeinen Wohle, richtete überall Landfrieden auf und hatte reichliche Gelegenheit, sich von den gräulichen Zuständen des Reiches zu überzeugen. Ueberall verhieß er nahe und gründliche Abhülfe. Auf dem Concilium sollte Alles geordnet werden; dort sollten sich die Städte nur recht zahlreich einfinden. Nachdem er endlich am 8. November zu Aachen gekrönt worden, begab er sich selbst mit zahlreichem Gefolge nach Constanz, und hielt daselbst am Christabend des Jahres **1414** seinen pomphaften Einzug.

Auf dieser größten und glänzendsten Versammlung des Mittelalters waren fast alle Fürsten und Herren der Christenheit persönlich oder durch Gesandtschaften erschienen; fast alle Universitäten, Stifter, Städte hatten ihre Abgeordneten dorthin gesandt: denn alle großen Angelegenheiten der Zeit sollten dort ihre Erledigung finden. Man zählte an 50,000 bis 100,000 Gäste mit mehr als 30,000 Pferden. Mit kluger Voraussicht hatte der Magistrat der freien Stadt für Alles gesorgt, Lebensmittel herbeischaffen lassen, 36,000 Betten bereit gehalten, Zimmer- und Stall-Miethe festgestellt (für ein möblirtes Zimmer monatlich 2 Gulden, für eine Pferdestallung 3 Pfennige) und 2000 Polizeiwächter gemiethet. Denn es kam allerlei Volks

mit, allein siebenhundert öffentliche Frauen hatten sich auf der amtlichen Liste einschreiben lassen, „on die heimlichen", und der Alles erwägende Magistrat hatte einen Theil davon gleich für den königlichen Hof gemiethet. An 18,000 fremde Kleriker wurden gezählt, darunter verschiedene Patriarchen, an 200 Erz- und Bischöfe und nahe an 300 Doctoren des kanonischen Rechtes. Waren auch Viele nur gekommen, um durch Hoffarth und Pracht oder durch Beredtsamkeit und Geist zu glänzen und ihr Glück zu machen; hatten auch nur Wenige einen rechten Begriff von dem, was sie eigentlich wollten, so sprach sich doch immerhin das Bedürfniß der Zeit laut genug auch in dieser Versammlung aus und nicht ohne schlimme Ahnungen, nur dem Zwange der Umstände folgend, hatte Papst Johannes sie am 5. November eröffnet. Er wußte, daß seine Gegner furchtbare Anklagen erheben würden und daß der Sturm gegen ihn zuerst aufsteigen werde. Er setzte jedoch seine Hoffnung auf die ihm wohl bekannte Macht des Goldes und auf die große Zahl heimlich gewonnener Anhänger, unter denen sich mächtige Fürsten befanden, vor Allen wieder der Mainzer, die Herzöge von Mailand und Burgund und der gerade im Lande um Constanz gebietende Herzog Friedrich von Oesterreich. Auch schien es Anfangs, als ob die näher zur Stelle befindlichen Italiener in der Mehrheit bleiben und Papst Johannes sich halten werde. Alles dieses änderte sich mit der Ankunft Sigmund's und der Deutschen. Da er in der Christnacht mit dem Papste den Gottesdienst hielt und mit der Krone auf dem Haupte als Diakonus vor dem Altare fungirte, sang er den bedeutsamen Vers: „es erging ein Befehl vom Kaiser aus!" Dann ließ er alle Fürsten, auch den widerstrebenden Herzog Friedrich (gegen die Privilegien dessen Hauses) auf dem Reichsboden huldigen. Die Oppositionspartei in der Versammlung, bestehend hauptsächlich aus Deutschen, Engländern und Franzosen, unter Führung des geistvollen Kardinal-Erzbischofs von Cambray, Peters von Ailly, den man vergebens durch den verliehenen Kardinalhut zu bestechen versucht hatte, erlangte das Uebergewicht und fand an Sigmund eine energische Stütze. Um das numerische Uebergewicht der Italiener zu brechen, ward am 7. Februar beschlossen, daß nicht nach Köpfen, sondern nach

Nationen (der italieniſchen, der deutſchen, zu welcher die Ungarn, Polen und Nordländer gerechnet wurden, der franzöſiſchen und der engliſchen) abgeſtimmt, und daß innerhalb derſelben nicht bloß den Prälaten, ſondern auch den Doctoren und ſoweit es nicht Glaubensſachen angehe, auch den weltlichen Mitgliedern das Stimmrecht eingeräumt wurde. Hierauf ward Johann wiederholt zur Abdankung aufgefordert. Er hielt die Verſammlung mit Ausflüchten hin und obgleich er bereits wie ein Gefangener beobachtet wurde, ſo gelang ihm doch — während ſein geheimer Verbündeter Herzog Friedrich die Aufmerkſamkeit der Menge durch ein glänzendes Turnier beſchäftigte, — am 20. März in der Verkleidung eines Stallknechts die Flucht auf öſterreichiſches Gebiet. Durch dieſe Flucht gedachte der Papſt das Concil zu ſprengen, und es wäre ihm, da ſeine ganze Partei Miene machte zu folgen, der Mainzer und der Herzog von Burgund auch wirklich ſogleich abzogen und ſeine Gegner aus Angſt entfliehen wollten, ohne Sigmund's Geiſtesgegenwart und Energie faſt gelungen. Aber Sigmund ließ alle Thore beſetzen und Niemanden heraus. Vor Allem ward jetzt gegen den Herzog Friedrich, den Schützer des flüchtigen Papſtes, vorgeſchritten. Er ward wegen Hochverraths citirt, in ſeinem Ungehorſam ſchon am 7. April geächtet und ſofort allen Herren und Städten in Schwaben und Schweiz aufgegeben, ihn zu bekriegen und das Eroberte zu behalten. Mehr bedurfte es nicht, um dem Herzog ſeine vielen Feinde auf den Hals zu hetzen. Mehr als vierhundert Fehdebriefe liefen binnen wenigen Tagen in Schaffhauſen bei ihm ein. Burggraf Friedrich von Nürnberg führte als kaiſerlicher Hauptmann das ſchwäbiſche Reichsheer in den Thurgau. Die Baſeler rückten gegen den Breisgau. Im Elſaß erſchienen die Pfalzgrafen mit großer Heeresmacht; ihnen ſchloß ſich das Aufgebot der dortigen Reichsſtädte an; überall wurden die habsburgiſchen Städte leicht erobert. Die Hauptarbeit war den Eidgenoſſen zugedacht; ſie hatten Anfangs Scrupel und erinnerten treuherzig an den fünfzigjährigen Frieden, den ſie mit Habsburg hätten. Doch das Concilium entband ſie vom Vertrage und gebot ihnen vielmehr bei Strafe des Bannfluchs, die Reichsacht zu vollziehen. Darauf gingen die Eidgenoſſen rüſtig ans Werk, und eroberten unter Anderem auch den Aargau. Vom Oſten her

griffen des Herzogs alte Feinde, die Bischöfe von Chur und Trident und die Baiernherzöge wieder Tyrol an. Doch diese Landschaft, sowie die Bauern im Schwarzwald und der Breisgau erhoben sich für ihren Landesherrn, welcher in Freiburg eine Zuflucht fand. Aber nur wenige Festen leisteten noch Widerstand; er war so gedemüthigt, daß er schon am 5. Mai vor dem Concil erschien, dreimal vor dem König niederkniete und sich mit Leib, Land und Leuten dessen Gnade übergab. „Sehet", sagte Sigmund warnend zu den Italienern, „was ein König der Deutschen selbst über die mächtigen Herzöge von Oesterreich vermag". Der Herzog Friedrich, fortan Friedel mit der leeren Tasche genannt, behielt nichts weiter als sein treues, im Widerstand verharrendes Tyrol und ward zu Constanz als Gefangener festgehalten. Den Papst Johannes mußte er wieder ausliefern; derselbe ward erst in Radolfszell, dann in Gottleben eingesperrt. Das Concilium hatte seit seiner Flucht hochwichtige Beschlüsse gefaßt. Der berühmte Universitäts-Kanzler Johannes Gerson war aus Paris eingetroffen und ward der Mirabeau der Versammlung. Sie erklärte sich am 26. März für eine allgemeine constituirende Kirchenversammlung, die unabhängig, permanent, unauflösbar und unverlegbar sei, bis sie ihre Aufgabe, die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren, erfüllt habe. Sie erklärte sich am 6. April für die höchste selbst über dem Papst stehende Autorität. Dann ward dem Papste Johannes der öffentliche Proceß gemacht. Die Anklagen waren so furchtbar, daß etliche aus Gründen der Scham gar nicht verhandelt werden konnten. Am 29. Mai ward seine Absetzung wegen 54 Verbrechen ausgesprochen und beschlossen, daß ohne Zustimmung des Conciliums kein neuer Papst gewählt werden dürfe. Der abgesetzte Papst ward vom Pfalzgrafen nach Mannheim in Haft gebracht, kaufte sich jedoch später mit vielem Gelde wieder los. Am 13. März hatte sich auch der von seinen Anhängern verlassene Gregor XII. endlich zur Abdankung verstanden. Nur der 77jährige Benedict XIII., dem sein Vaterland Spanien noch anhing, war nicht zur Entsagung zu bewegen, auch dann nicht, als selbst die Spanier von ihm abgefallen, sich dem Concil als fünfte Nation angeschlossen und am 22. Juli 1417 auch seine Absetzung ausgesprochen hatten. In seiner Bergfeste

Peniscola hat er sich noch Jahre lang als Papst geberdet; er hatte noch vier Anhänger als Kardinäle um sich und diese zerfielen bei seinem Tode (1424) ebenfalls durch eine Doppelwahl in zwei Parteien und stifteten das harmlose Schisma von Peniscola.

Wir haben hier im großen Ganzen der Kirche dieselbe Erscheinung, wie im Reiche und in den einzelnen Ländern. Wie sich überall die mächtigeren Stände an die Stelle einer zwieträchtigen Herrschaft drängen und in der Absetzung ihrer Herren wetteifern, so setzen sich hier die Fürsten, Prälaten und Doctoren eine Zeit lang ganz an die Stelle des Papstes. Das Papstthum Hildebrand's und der Innocenze, nachdem es zur Absetzung so vieler Könige der Christenheit lange genug des Aufruhrs der Vasallen sich bedient hatte, ward nun selbst von ihnen im Namen aller Nationen abgesetzt. Das Concilium aber war jetzt im Vollgefühle seiner Macht und richtete dieselbe sofort mit aller Schärfe hierarchischer Verfolgung auch nach unten, gegen diejenigen Reformatoren, welche den Siegern selbst gefährlich werden konnten. Der gegen den Böhmen Johannes Hus begonnene Proceß ward nun mit großem Eifer zu Ende geführt.

Nach dem Abzuge der deutschen Theologen aus Prag hatte die klerikale Partei ihre Stütze am Erzbischof gefunden, einem wohlmeinenden, aber beschränkten Krieger, welcher den Hus bis dahin als nützlichen Sitten-Censor schätzte, nun aber in plötzlicher Sorge sich zu den heftigsten Schritten verleiten ließ, und da König und Volk ihm entgegen waren, vollständig unterlag. Er mußte selbst (Juli 1411) nach Rom berichten, es gebe in Böhmen keine Ketzer. Er starb bald nachher und ein, weniger hierarchischer, Leibarzt des Königs folgte. Der kaum beschwichtigte Sturm brach jedoch schon folgenden Jahres wieder aus, als ein Legat des Papstes Johannes mit Ablaßkrämern erschien, die unter Trommelschlag im Lande umherzogen und auf Märkten und Messen ihre Ablaßbuden und Geldkästen aufstellten. Dieser Anblick empörte den frommen Hus und dessen zahlreichen Anhang aufs Aeußerste. Er predigte darüber vor dem Volke, ließ Thesen anschlagen, disputirte vor versammelter Universität; es kam auch zu ärgerlichen Scenen, die Hus zwar mißbilligte, die aber doch sehr natürlich waren. Die Studenten, geführt vom Herrn von Waldstein, einem Günstling

des Königs, führten die päpstlichen Bullen in Prozession auf einem Esel umher und verbrannten sie dann auf dem Richtplatze. Nun mußte Wenzel strenge Verbote gegen öffentliche Demonstrationen erlassen und der meist aus Deutschen und Antihussiten bestehende Magistrat ließ es bald nachher sogar zu Hinrichtungen kommen. Es entstand eine kleine Reaction; Hussens Gegner faßten Muth, etliche Theologen, bisherige Mitstreiter, traten gegen ihn auf und wurden seine heftigsten Gegner. Aber auch die Begeisterung seiner Anhänger war zum Enthusiasmus gesteigert, und als eine päpstliche Bulle ihn wegen des Vorgefallenen verfluchte, seine Bethlehemskirche zu zerstören befahl, das Interdict über Prag verhängte, ward die Erhitzung der Gemüther so groß, daß Wenzel erschreckt zu vermitteln suchte und ihn bewog, sich indeß aus Prag zu entfernen. Die Vermittlung und der Spruch der Schiedsrichter scheiterte an der Hartnäckigkeit der orthodox gewordenen Professoren, welche, obwohl es ihrer nur noch vier waren, gar nicht als „Partei", sondern als das einzig Bestehende betrachtet sein wollten. Das regte Wenzel's Rechtsgefühl so sehr auf, daß er sie verbannte. Auch die Magistratsherren wurden abgesetzt. Die Hussiten hatten vollständig triumphirt, indeß ihr Meister im Exil auf der Veste Kozi Hradek bei Austi, wo sich später die Stadt Tabor erhob, dem zu Tausenden herbei pilgernden Volke predigte und seine berühmtesten Werke schrieb. Er machte hier auch eine verbesserte Bibelübersetzung, wie er denn überhaupt auch in diesem Punkte, durch seine Verdienste um die literarische Ausbildung seiner Volkssprache, ein böhmischer Luther ward. Auf das Einzelne seiner theologischen und kirchlichen Ansichten, wie er sie hier theoretisch entwickelte, können wir uns nicht einlassen. Sie waren aber viel orthodoxer als die theologischen Sätze Wiklef's; Hus glaubte fast an die ganze katholisch-scholastische Dogmatik, soweit sie sich auf Lehre und Cultus, und nicht auf die Hierarchie bezog; Hus war überhaupt weniger Theolog als Kirchenreformator und Sittenprediger. Aber das Wesentliche hatte er doch mit Wiklef und mit den späteren Reformatoren gemein, und dies Wesentliche war eben doppelt bedeutsam bei einem so gläubigen Manne: es war der *protestantische* und *evangelische* Geist, die *Anerkennung* der Vernunft, das allenthalbige *Zurückgehen* auf die *heilige Schrift*,

welche er für die einzige absolute Autorität des Christen in dem Sinne erklärte, daß ihr in Kirche und Glaubenslehre nichts widersprechen dürfe. Für den nach dem Evangelium einzig wahren Papst hielt er daher nur Jesum Christum. Das Papstthum führte er wie fast Alle die es historisch betrachteten, auf Constantin zurück; er erkannte es als eine historisch gegebene Einrichtung an; er wollte es nicht gerade abschaffen, meinte aber, die Christenheit könne allenfalls sehr wohl auch ohne den Papst und dessen Klerisei bestehen. Jedenfalls aber dürfe man ihm in Disciplin und Glauben nicht weiter folgen, als es mit der Vernunft und der heiligen Schrift vereinbar sei.

Es ist klar, daß das Concilium zu Constanz, welches sich so eben für die höchste und letzte Autorität der Menschheit erklärte und sich noch über den Papst setzte, in der Lehre des Hus und in den Vorgängen in Böhmen die größte Gefahr für die Menschheit und besonders für sich selbst erblickte. Die Unterdrückung derselben ward deßhalb bald die Hauptsorge der hohen Versammlung.

Auf Sigmund's Einladung und vertrauend auf dessen sicheren Geleitsbrief, hatte sich Hus frühzeitig zum Concil begeben. Er war von der siegreichen Kraft seiner Ueberzeugung, wie sie sich in Böhmen bewährt hatte, so durchdrungen, daß er voll Zuversicht nach Costnitz zog. Doch war er auch bereit, nach Christi Beispiel zu sterben. Denn er wußte wohl, daß dort mehr Feinde gegen ihn aufstehen würden, als „einst gegen den Heiland". Geleitet von böhmischen Rittern und von den guten Wünschen des auf seinem Wege in Böhmen und in Deutschland zusammenströmenden Volkes, hielt er unter großem Gedränge am 3. November seinen Einzug in Constanz. Daß er das Volk haranguirt, durch Predigten gegen das Concil gereizt, hierauf zu entfliehen versucht habe, ist eine in den Geschichtsbüchern oft wiederholte Fabel. Er ließ sich allerdings durch kein Verbot abhalten, in seiner Wohnung die Messe zu lesen, blieb aber ruhig in der Herberge, nur mit Briefen und Vorbereitungen zu seiner Vertheidigung beschäftigt. Aber seine früher aus Prag vertriebenen Feinde waren desto lauter und suchten mit ihren Verketzerungen die ganze Versammlung gegen ihn aufzubringen, was nicht schwer fiel. Denn Hus verhehlte als ehrlicher Mann den zahlreichen Schriftgelehrten, die zu ihm

kamen, um ihn auszuforschen, seine Ansichten nicht. Schon nach wenigen Wochen ward er gegen den heftigen, aber vergeblichen Widerspruch seiner böhmischen Ritter verhaftet und in einen finstern Kerker neben der Kloake des Dominikanerklosters am Bodensee geworfen, wo er so schwer erkrankte, daß nur die Besorgniß seiner Feinde, er werde eines natürlichen Todes sterben, ihm ein gesünderes Gefängniß und ärztliche Hülfe verschaffte. König Sigmund war über die Verletzung seines Geleitsbriefs zwar sehr aufgebracht; aber es ward ihm erwiedert, ein dem Ketzer gegebenes Wort dürfe man gar nicht halten. Es erhob sich ein heftiger Streit und die Väter drohten das Concil zu verlassen. Da gab Sigmund, um das Concil beisammen zu halten, seinen Geleitsbrief und mit demselben seine königliche Ehre Preis. Die Flucht des Papstes erfüllte dann den Hus und die Böhmen mit Hoffnungen, die bitter getäuscht wurden. Das Concil, weit entfernt, ihn freizulassen, ließ ihn auf die Burg Gottleben im Bodensee bringen und mit Händen und Füßen an die Wand ketten. Er mußte hier endlich dem Papste Johannes Platz machen und ward in sein letztes Gefängniß ins Franciskanerkloster gebracht. Eine Commission von Inquisitoren stellte die Voruntersuchung mit ihm an und zog aus seinen Schriften 44 von zum Theil mißverstandenen oder falsch übertragenen Sätzen, die ihm mit Hülfe einer gehässigen Consequenzen-Macherei als eben soviele Verbrechen vorgehalten wurden. Auf den Grund derselben wollte man ihn ohne Weiteres verbrennen und nur aus Furcht vor Böhmen gestattete man endlich ein öffentliches Verhör, welches vor dem versammelten Concil am 5., 7. und 8. Juni 1415 stattgefunden hat.

Nicht umsonst hatte Hus so große Wichtigkeit auf das öffentliche Verhör gelegt. Zwar konnte es seinen Martyrertod nicht abwenden; sein Todesurtheil lag bereits ausgefertigt bei den Acten, ehe das Verhör begann. Aber sein Auftreten gewann ihm doch selbst in dieser Versammlung geheime Freunde und unvergängliche Erfolge; es diente vor Allem zum moralischen Triumphe über seine Feinde. Man sah die Glaubenskraft und Geistesgegenwart eines durch Kerkerqualen und Krankheit ungebrochenen, unter Hohn und Beleidigung überlegenen Mannes gegenüber einer aus den verderbtesten Elementen, aus boni-

faziſchen Pflanzen und Lüſtlingen beſtehenden Verſammlung, deren Natur und Charakter ſich ſofort in ihrem über alle Beſchreibung rohen und unwürdigen Betragen offenbarten. Man ließ ihn Anfangs gar nicht zu Worte kommen. Er ſolle auf alle Fragen Ja oder Nein ſagen; jede nähere Erläuterung die er verſuchte, ward durch das Geſchrei und Hohngelächter übertäubt. Hus ſchwieg endlich ganz und erſt in der folgenden Sitzung, als Sigmund durch ſcharfe Maßregeln die Väter ein wenig zur Ruhe gezwungen, kam der Angeklagte zu Worte und erklärte, daß er mehr Anſtand, Ruhe und Ordnung in dieſer Verſammlung erwartet habe.

Das Verhör nahm eine noch viel ſchlimmere Wendung, als ſelbſt Hus erwartet haben mochte. Er hatte nicht bloß Vieles zu vertheidigen, was er geſchrieben, ſondern auch Vieles, was er nicht geſchrieben hatte; zum Theil abſurde und verbrecheriſche Dinge, die ihn tief und bis zu Thränen empörten. Alles in der Verſammlung hatte er gegen ſich. Die weltlichen Fürſten verkannten ganz, wie günſtig ſeine Lehre ihnen war, wornach der Staatsgewalt eine Aufſicht über die Prieſterſchaft gebühre. Man hatte ſie mit einer übertriebenen Darſtellung ſeiner Lehre von der Nichtigkeit ſchlechter Obrigkeiten aufgehetzt und darin Aufreizung zum Ungehorſam gewittert, was ihnen um ſo anſtößiger erſchien, als ſie ſelbſt ihrer Seits den Ungehorſam ſo oft geübt, und noch ſoeben Könige und Päpſte abgeſetzt hatten. Denn es hat ſich wohl oft ereignet, daß die Machthaber dasjenige am wüthendſten verfolgten, was ſie ſelbſt am ärgſten trieben. Ließen doch gerade damals der Herzog von Burgund und die Deutſchordensherren den „Tyrannenmord" nicht bloß praktiſch üben, ſondern auch theoretiſch in den Schriften ihrer Hofſophiſten vertheidigen. — — — Noch vieles Andere kam hinzu, den Hus zu verderben. Er ſollte die Austreibung der Deutſchen aus Prag verſchuldet haben. Er war ein Realiſt wie Wiklef, die Gelehrten in der Verſammlung waren meiſt Nominaliſten, und unter der Sonne gab es kein unduldſameres, ſpitzfindigeres, gehäſſigeres Volk als anders meinende Scholaſtiker. Und zu ihnen gehörten ſelbſt Männer wie Gerſon und Peter Ailly. Dieſen Doctrinairs ſchien des Hus Lehre überdies ihr ganzes Reformationswerk zu gefährden. Doch der Hauptpunkt, um den ſich ſchließlich

Alles drehte, war die proteſtantiſche Freiheit, welche Hus gegen die Ausſprüche des Conciliums in Anſpruch nahm. Dies, nicht der Inhalt ſeiner Lehren, giebt ihm ſeine Stellung zur Weltgeſchichte und zum Concilium. Er weigerte ſich den vom Concil verdammten Wiklef ebenfalls zu verdammen. „Ich hoffe", ſagte er, „Wiklef iſt dennoch im Himmelreich. Wo ſteht geſchrieben, daß er verdammt ſei? Der Heiland hat uns befohlen: „richtet nicht, ſo werdet Ihr nicht gerichtet". Seine eignen Lehren wollte er nur, wenn man ihn von deren Unrichtigkeit überzeuge, widerrufen. Vergebens ward er nach ſeinem letzten Verhöre beſtürmt, die ihm vorgelegten Widerrufe zu unterſchreiben; die verführeriſchſten Sophiſtereien, auch von frommen und wohlmeinenden Freunden, wurden aufgeboten; ſie ſtellten ihm vor, daß es ſich ja nur um einen äußerlichen Act der Disciplin handle, nicht um die Wahrheit ſelbſt. Aber das konnte den Geiſt der Wahrhaftigkeit nicht in ihm berücken. Er hätte ſich vor dem Concile noch immer retten können, wenn er deſſen Autoritätsverlangen durch Anerkennung ſeiner Ausſprüche befriedigte. Aber er erklärte, daß er dem eignen Gewiſſen und den Tauſenden, die an ihn glaubten, Treue ſchulde und Gott mehr gehorche als den Menſchen.

Am 6. Juli 1415 ward Hus nach einem Schlußverhöre in der Kathedralkirche vor dem auf dem Throne ſitzenden Sigmund nach kanoniſchem Rechte als Ketzer zum Feuertode verurtheilt und alsbald hingerichtet. Sein Benehmen war bis in den Tod ſeines reinen und großen Charakters würdig, und ebenſo weit von ſtumpfer Apathie als von eitler Ueberhebung entfernt. Vor dem Todesgange hat er ſeinem ſchlechteſten Feinde und Verfolger, dem Böhmen Palec, mit chriſtlicher Liebe verziehen. Er betete, während man ihm das Urtheil las, proteſtirte aber laut gegen jede einzelne neu vorgebrachte Verläumdung. Indem er auch von ſeinem ſicheren Geleite ſprach, ſah er den König an. Sigmund erröthete vor Scham. Nochmals aufgefordert zu widerrufen, brach er in Thränen aus und erklärte, daß er nicht als ein Lügner vor Gottes Richterſtuhl erſcheinen wolle. Dann zog man ihm die Prieſterkleider aus, zerſchnitt ihm die Tonſur, ſetzte ihm eine hohe Papiermütze auf, an welcher drei Teufel abgemalt waren mit der Aufſchrift Erzketzer und führte ihn, während das Conci-

lium seine Sitzung forthielt, auf den Richtplatz. Festen Schrittes, betend und psalmsingend und nochmals laut seine Unschuld betheuernd, schritt Hus zum Tode. Da er schon an den Pfahl gebunden war, nahte sich der Reichsmarschall von Pappenheim im Namen des Königs, und bot ihm an zu leben und zu widerrufen. Hus aber rief, daß er mit Freuden sterbe für die Wahrheit. Der Holzstoß ward angezündet, die Flammen loderten um den Martyrer auf und erstickten bald seine laut zu Gott betende Stimme. Als sie ausgebrannt waren, warfen die Henker seine Asche, wie es einst die Heiden mit der Asche des Polykarp und die römischen Priester mit der Asche Arnolds von Brescia gethan, in den vorbeifließenden Strom, damit keine äußere Spur des Ketzers in der Heimath die Reliquien ihrer Heiligen verdränge.

Hieronymus von Prag, der ohne Geleitsbrief gekommen war, den Freund zu retten, und dann auf dem Heimweg in Hirschau an seinen Reden gegen das Concil, welches er „eine Synagoge des Teufels" nannte, erkannt und gefangen zurückgebracht wurde, folgte dem Freunde folgenden Jahres, am 30. Mai 1416, auf den Scheiterhaufen. 360 Tage lag er in einem finstern, stinkenden Thurme mit Hals, Händen und Füßen angekettet. Diese furchtbare Kerkerhaft hatte ihn so gebrochen, daß er sich endlich zur förmlichen Abschwörung der Lehren Hussens und Wiklef's bewegen ließ. Damit war nun den Ansprüchen des Conciliums und seiner besseren Häupter genügt. Sie hätten den Hieronymus, dessen herrliche Gaben die allgemeine Bewunderung und dessen Macht in Böhmen die Sorge aller Einsichtigen erregte, gerne freigelassen. Aber schon hatten sie selbst nicht mehr die Macht dazu; schon triumphirten die schlechtesten Leidenschaften, und das fürchterlichste was es auf Erden giebt, der Priesterhaß, verlangte neue und immer neue Opfer. Auf das Geschrei seiner Feinde wurde der Prozeß gegen Hieronymus fortgesetzt, da fand er seine Kraft wieder, er begehrte ein öffentliches Verhör und erklärte in einer Rede voll wunderbarer Schönheit, daß er sich nur Eines schweren Verbrechens schuldig wisse, nämlich aus Angst vor dem Scheiterhaufen den heiligen und untadeligen Hus einen Augenblick verläugnet zu haben. Hingerissen von der Erscheinung dieses Mannes, welchem die

furchtbarſten Leiden nichts von ſeiner Geiſteskraft genommen, hat der im Concil anweſende Poggio, einer von den Wiederherſtellern der klaſſiſchen Alterthumskunde, uns dieſe Scene beſchrieben, eine der größten aller Zeiten. Tapfer wie er gelebt, ſo ging Hieronymus in den Tod, nicht ohne der Verſammlung zuvor ihre Verbrechen ins Geſicht geſchleudert zu haben. „Ich appellire", rief er, „an den höchſten Richter, vor welchem Ihr von hier bis in hundert Jahren mir Rede ſtehen ſollt". Dieſelbe prophetiſche Ahnung hatte auch Hus ausgeſprochen. „Die Gans", ſagte er, (Hus iſt das böhmiſche Wort für Gans) „die Gans iſt nur ein zahmes Thier und fliegt nicht hoch; andere Vögel werden kommen und mit höherem Fluge alle Schlingen durchbrechen". —

Wir ſind darin ganz einverſtanden mit etlichen katholiſchen Geſchichtſchreibern, daß die Hinrichtung des Hus und Hieronymus eine Nothwendigkeit war. Nur nicht wegen des kanoniſchen Rechtes. Sie war nothwendig wie der Tod des Heilands und ſeiner Apoſtel und wie der Tod aller derer, die als Blutzeugen für die Wahrheit geſtorben ſind. Denn die Wahrheit ſendet immer ihre Martyrer als Herolde des Sieges vor ſich her, bis ſie ſelbſt herrlich wie die Sonne die Finſterniſſe der Nacht bezwingt. Wie wäre es auch nur möglich geweſen, daß ein ſo durchaus verderbter Boden, eine ſo ganz vergiftete Atmoſphäre, wie jene Kirche die in Coſtnitz verſammelt war, einen reinen Samen des Chriſtenthums hätte aufnehmen und tragen können? Dieſer Boden mußte noch mit dem Blute von vielen tauſend Martyrern gedüngt werden, noch mancher Gewitterſturm mußte darüber hingehn, bis er beſſere Früchte treiben konnte. Den Hus aber und den Hieronymus wollen wir nicht beklagen. Sie waren glücklicher als ihre Gegner, und während dieſe noch den Becher ihrer eignen Schlechtigkeit bis auf die Hefen auszuleeren hatten, war Jenen das Höchſte beſchieden, was dem Menſchen zu Theil werden kann, ſie waren wie Chriſtus geſtorben für die Brüder.

Was den König Sigmund betrifft, ſo hat er durch die Hinrichtung des Hus ſeine Ehre geopfert und keine Sophiſtik wäſcht ihn davon rein; am wenigſten aber, ſeitdem man weiß, daß er ein ſchändlich doppelzüngiges Spiel geſpielt und während er bis faſt zuletzt ge-

gen Hus und die böhmischen Ritter sich ins Gesicht theilnehmend gestellt, hinter deren Rücken die Väter aufgehetzt hat. — Nur der erste Schritt war ihm sauer geworden; nachdem dieser geschehen und sein Geleitsbrief zerrissen war, wurde gerade er, vielleicht aus Schuldbewußtsein und Scham, Hussens schlimmster Feind. Dieses sein Benehmen ist ihm jedoch übel bekommen; es kostete ihm ein Königreich. Es mag überhaupt als eine gerechte Nemesis betrachtet werden, daß ihm alle seine Klugheit zu nichts geholfen und er auch mit diesem Concil fast nichts von Allem erreicht hat, was er und mit ihm Hunderttausende hofften. Diese Versammlung konnte bloß Hoffarth treiben, Ketzer verbrennen und Päpste absetzen. Bei dem Kirchensystem war sie selbst viel zu sehr betheiligt, um es ernstlich reformiren zu wollen. Die vielverheißene „Reformation an Haupt und Gliedern" war eine Phrase, die man der öffentlichen Meinung und einigen reformatorischen Führern so lange nachsprach, als man derselben bedurfte. Als man ihrer nicht mehr bedurfte, warf man sie zur Seite und Alles blieb beim Alten. Der ehrlichsten und gründlichsten Reformatoren hatte man sich durch den Scheiterhaufen entledigt. Zunächst bedurfte man Sigmund's noch, um den Hinzutritt der Spanier und Benedict's Sturz zu erreichen. Dann sollte er die englisch-französischen Kriege schlichten, ein Unternehmen, welches hauptsächlich im Interesse der französischen Nation lag, auf welche Sigmund für seine Reformpläne so sehr zählte. Auch hoffte das Concilium auf diese Weise die Abendländer wieder zu einem großen Kreuzzug zu vereinen und auf diese Weise etwas zu erreichen, was den Päpsten schon längst nicht mehr gelingen wollte. Sigmund unterzog sich willig und eifrig allen diesen schweren weitaussehenden Aufgaben und unternahm im Sommer 1415 eine von Gefahren umringte, kostspielige Reise nach Spanien, nach Paris und endlich nach London. Wir haben bereits gesehen, daß ihm, nicht ohne viele Mühe, seine Aufgabe mit den Spaniern endlich gelang. Minder glücklich war er auf seiner weiteren Reise. Es verhielt sich mit Frankreich und England damals ähnlich, wie einst vor sechzig Jahren zur Zeit des Kaisers Karl. König Heinrich V. von England hatte in der berühmten Schlacht bei Azincourt (25. Oktober 1415) Wälschlands übermü-

thiger, nichtsnutziger Ritterschaft ein Seitenstück zu den Thaten des schwarzen Prinzen geliefert. Der französische Hof bedurfte so sehr des Kaisers, daß er dem Sigmund dreihundert Kronen Diäten zur Reise nach Paris versprach und ihn mit kaiserlichen Ehren dort empfing, auch ein Bündniß gegen Burgund mit Sigmund schloß, durch welches er diese wichtigen Reichsländer wieder ans Reich zurückzubringen hoffte. Aber in Paris und St. Denys, an den Sitzen der Hof-Intriguen und des Meuchelmordes, war nichts Gedeihliches zu erreichen und Sigmund konnte Gott danken, daß er mit dem Leben davon kam. Er entschädigte sich dafür durch den Rausch der Vergnügungen, und mancherlei Luxus und lose Künste, die er von hier nach Ungarn verpflanzte. Mit Waffenstillstand und Friedensbotschaften segelte dann Sigmund über den Kanal; König Heinrich schickte ihm eine Flotte zur Ueberfahrt; aber die Engländer ließen ihn nicht eher ans Land, bevor er allen etwaigen kaiserlichen Ansprüchen entsagt hatte; dann ward er von großen Volksmassen pomphaft nach Westminster geleitet; er fand in London zwar weniger Ueppigkeit, aber ein viel aufrichtigeres Entgegenkommen als in Paris. Als aber die Franzosen die Feindseligkeiten plötzlich wieder begannen, wurde London unruhig; das Volk schrie, Sigmund sei ein französischer Agent; er mußte sich nach Canterbury flüchten und war aus Mangel an Schiffen wie gefangen. Denn der deutsche Reichsfürst Graf Wilhelm von Holland, aus dem Hause Wittelsbach, auf dessen Flotte er gezählt, ließ ihn im Stich und stellte ihm sogar nach, weil Sigmund Holland nicht burgundisch werden lassen, d. h. die Jacobäa nicht belehnen wollte. Erst als Sigmund nothgedrungen ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit England gegen Frankreich geschlossen, erhielt er Schiffe und viel Geld und Gut zur Heimkehr. Nach vielen Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande zog er im Januar 1417 wieder in Constanz ein.

Es war hohe Zeit, daß er wieder eintraf; denn während er in der Ferne hochfliegenden politischen Zwecken vergebens nachstrebte, war das Concilium mit seiner nächsten und eigentlichsten Aufgabe, der Reformation, um keinen Schritt weiter gekommen. Doch wurden noch mancherlei vortreffliche und gründliche Reden darüber gehalten. Die hohe Versammlung war jedoch über untergeordnete Dinge und Per-

sönlichkeiten aufs Aergste zerfallen und mehr als ein Mal schien es, daß wie bei dem Thurmbau zu Babel sich die Nationen im Unfrieden scheiden würden. Es kam in den Versammlungen bis zu Prügeleien. Nur bei prächtigen Festen, wie bei Sigmund's pomphaftem Empfange, sah man die Väter einig. Sigmund's Ansehn zeigte sich hier in solchem Glanze, daß er hoffen durfte, nun endlich das Reformationswerk durchführen zu können. Aber er bedachte eben nicht, daß doch nur Wenige in der Versammlung waren, denen es mit der Reformation Ernst war. Feindselig waren ihr vor Allen die Kardinäle und die Italiener, welche am Meisten dabei zu verlieren hatten. Sie stimmten wohl einstweilen in das Reformverlangen ein; aber nur um desto wirksamer insgeheim zu operiren. Ihr Plan war, die Zwietracht zu nähren, und ihre Gegner zu theilen und zu sich herüberzuziehen. Schon hatte sich ein Theil der Reformatoren mit dem Kardinal von Cambray aus Eifersucht gegen des beredten Gerson Ansehn von der Partei getrennt und verlangte mit den Italienern den vorherigen Anschluß der Spanier und Portugiesen. Der war nun endlich geschehen und nun vereinigten sich die Italiener mit den Spaniern und verlangten, daß vor Allem ein neuer Papst gewählt würde, weil nur diesem es zustehe, die verheißene Kirchenreformation in Ausführung zu bringen. Der gelehrte Gerson hatte die bedauerliche Schwäche, sich von dieser Vorspiegelung betrügen zu lassen. Ihn bethörten die Angst vor der Revolution und der noch immer rege Haß gegen die böhmischen Reformatoren. Es waren schlimme Nachrichten aus Böhmen eingelaufen; König, Adel, Volk hatten sich in gerechtem Zorne gegen die Mörder ihrer geliebten Lehrer erhoben; den Abgesandten des Conciliums unter Todesdrohung verjagt; Manifeste gegen das Concil erlassen und für das Evangelium und dessen Lehrer mit Gut und Blut zu streiten sich verschworen. Sie sprachen den Beschlüssen des Conciliums, die nicht von der Prager Universität zuvor gebilligt seien, alle bindende Kraft ab. Statt nun die Zeichen der Zeit verständig zu bedenken, antwortete damals das Concilium auf ein Schreiben des böhmischen Reichstags mit des Hieronymus muthwilliger Verbrennung. Vergebens waren die Vorstellungen der gemäßigten Mitglieder gewesen. Die Leidenschaft der Versammlung war blind und taub gegen alle Ver-

nunft; sie fürchtete die Böhmen und reizte sie doch immer ärger, sie citirte die 452 böhmischen Stände, welche den Brief des Reichstags unterschrieben, als Ketzer vor ihr Tribunal; sie erhob sogar einen Prozeß wegen Ketzerei gegen den König Wenzel und die fromme Königin Sophie. Es gereicht Sigmund zur Ehre, daß er seine Kraft auf das Reformationswerk nun standhaft concentrirte. Doch es war Alles vergeblich! Aus Angst war ihm Gerson abgefallen und aus Haß gegen England folgte bald die französische Nation. Um so fester hielten die Engländer unter dem Erzbischof von Canterbury, dem trefflichen Robert Hallam, bei Sigmund und den Deutschen aus. Dieser würdige Mann war einer der Wenigen, welche gegen den Scheiterhaufen sprachen, und sich weniger vor den Ketzern, als vor deren Widersachern fürchteten. Er forderte mit Sigmund und den Deutschen Garantien gegen die Italiener und daß man erst die Reformation vornehme und dann die Papstwahl. Er wollte sich nicht durch Vertrauensphrasen und durch die rhetorische Zuversicht des Gerson täuschen lassen. Sigmund aber zeigte sich damals so fest und entschieden, daß er energische Maßregeln traf, um die von den Gegnern angedrohte Auflösung des Concils gewaltsam zu verhindern. In jenen Tagen ließ er auch die berühmte „Protestation der deutschen Nation" überreichen, der „Gott ergebenen, geduldigen, demüthigen, doch aber durch Gottes Gnade mächtigen", ein durch seinen fast protestantischen Geist merkwürdiges Aktenstück, in welchem die furchtbare, seit einigen Jahrhunderten eingerissene Verderbtheit der Kirche aufgedeckt und nachgewiesen wird, daß das Schisma eben eine Folge dieser Verderbtheit, nicht diese aber eine Folge des Schisma gewesen und daß daher mit bloßer Wiedereinsetzung eines Papstes nichts gethan sei. Dieses Manifest ist die glänzendste Rechtfertigung für Hus und gereicht insofern dem Sigmund ebenso sehr zur Schande als zur Ehre. — Leider starb während dieser Krisis der treffliche Hallam, es fielen die Engländer und endlich auch die Deutschen ab und Sigmund konnte die Papstwahl nicht länger aufhalten. Er konnte nur erlangen, daß man nach langem Streite feierlich versprach, unmittelbar nach der Papstwahl die Reformation an Haupt und Gliedern, namentlich des nicht ferner willkürlich zu besetzenden Kardinal-Collegiums, der Besetzung geistlicher Stellen unter Abschaffung der Simonie, der päpst-

lichen Prozesse, der Exemtionen, Kirchengüter und Zehnten, und der zahllosen Erpressungen der Curie, der Annaten, Commenden, Indulgenzen, Dispensationen ꝛc. vorzunehmen. Viele andere wichtige und nothwendige Punkte wurden schon gar nicht mehr erwähnt. Darauf wurde endlich von Kardinälen und Abgeordneten, jedoch erst am 3. Tage des Conclave und nicht ohne Wahl-Intriguen, „durch göttliche Eingebung" einer der eifrigsten Anhänger des Papstes Johannes, ein Hauptführer der römischen Partei, Kardinal Otto von Colonna, am
1417 11. November 1417 gewählt und als Martinus V. inthronisirt.

Von diesem Augenblicke an hatte Sigmund die Gewalt über die Versammlung verloren und von Allem was sie versprochen, ward nichts gehalten. Papst Martin war ein zwar sittenstrenger, aber stolzer, harter und überaus geiziger Mann, der nur um so zäher und mit altrömischem Stolze an seinen päpstlichen Rechten festhielt und statt der verheißenen Reformation im Gegentheil u. A. eine Constitution erließ, wodurch die höchste Autorität des Papstes wiederhergestellt und den Concilien die Geltung abgesprochen, also Allem, was zu Pisa und Constanz geschehen, der Rechtsboden wieder entzogen wurde. Zu spät sahen Gerson und seine Freunde ihren Fehler ein. Aber ihr Eifern half jetzt nichts mehr, und da sie nun wieder von Sigmund Hülfe forderten, antwortete er mit Recht: „da er gekonnt habe, hätten sie nicht gewollt, jetzt da sie wollten, könne er nicht mehr. Sie hätten nun einen Papst, an den möchten sie sich halten." Doch um den Papst schaarte sich jetzt Alles ohne Scheu und Scham, was bisher nur scheinbar mit dem Strome geschwommen, jetzt aber vor reactionairem Uebermuth sich kaum noch zu fassen wußte. Unter denen, welche alle weiteren Reformations-Versuche in den Wind schlugen, werden außer den italienischen Prälaten die meisten deutschen Kirchenfürsten, als die verstocktesten genannt. Das Einzige, wozu der Papst sich noch verstand, waren Unterhandlungen mit den einzelnen Nationen und besondere Concordate, die jedoch als höchst ungenügend und trügerisch von keiner Nation angenommen worden sind.

Am 22. April 1418 erklärte eine päpstliche Bulle die große Kirchenversammlung für geschlossen. Das Reformationswerk ward vertagt. Wie es einst die Versammlung zu Pisa der zu Constanz ver-

machte, so überließ es diese einer folgenden, die nach fünf Jahren zu Pavia stattfinden sollte. Es erging diesen Versammlungen und ihren Päpsten wie den verhärteten Sündern, die ihre Besserung von einer Woche auf die andere verschieben, bis es zu spät geworden ist und die Gerichte Gottes sie ereilen. Sigmund hatte mit ungeheuern Anstrengungen nichts erreicht, als einen neuen Papst, der allen Reformplänen des Königs noch viel hemmender entgegentrat als die Vorgänger. Der Redner Gerson aber hatte Zeit, jetzt im Exil, das er zu Oesterreich fand, über die Thorheit nachzudenken, den unverbesserlichsten Feinden jeden Fortschritts in die Hände gearbeitet zu haben.

Doch sind wir weit entfernt, dem Concilium zu Constanz wegen seiner geringen positiven Leistung die weltgeschichtliche Bedeutung abzusprechen. Nur finden wir dieselbe viel mehr in der Absetzung der alten Päpste, als in der Einsetzung eines neuen. Der Sturz der Papst-Absolutie, die Proclamirung der Souverainetät der christlichen Nationen, die in Concilien versammelt seien, das war bereits eine der größten revolutionairen Thaten der Geschichte, und das Papstthum hat sich nie wieder davon erholt. Alle folgenden Restaurationen, wie viel Elend sie auch noch über die Welt bringen mochten, waren doch nur ohnmächtige Versuche, einen Leichnam wieder zu beleben, den bereits die Väter zu Constanz mit allem Pomp des Mittelalters zur Erde bestattet hatten, von wannen er gekommen.

Nach den geringen Ergebnissen, welche zu Constanz für die Kirchenverbesserung erzielt wurden, darf auch das gänzliche Scheitern der Reichs-Reformations-Entwürfe nicht befremden. Kirche und Staat hingen so tausendfältig zusammen, daß die Unfruchtbarkeit auf dem einen Gebiete immer auch die auf dem andern in sich schloß. Große Dinge hatte Sigmund sich auch für das Reich von Costnitz versprochen. Alle Städte bis fern zur Ostsee waren dringend eingeladen zu erscheinen. Vieles war ihnen verheißen: Regulirung der Zölle und Geleite, der Münzen, Maße und Gewichte; besserer öffentlicher Rechtsschutz, Umgestaltung des an die Fürsten gekommenen Reichsvogteiwesens in den Städten, Wiederherstellung des Reichsgutes ꝛc. Gerade diese großen Versprechungen, durch welche die Hoffnungen der Städter mächtig erregt wurden, machten den Herrenstand um so bös-

williger, so daß er gar nichts, auch nicht das Geringste, gewährte. Ein Verfassungsentwurf ward vorgelegt, der sich den gegebenen Verhältnissen trefflich anschloß. Neben den großen Herzogthümern (Oesterreich, Böhmen, Baiern, Brandenburg, Braunschweig-Lüneburg) sollten die übrigen Reichslande in vier Kreise oder Zirkel zusammengefaßt werden, einen rheinischen, schwäbischen, fränkischen und hessisch-thüringenschen, in diesen Kreisen sollten die in besonderen Einungen verbundenen geistlichen Herren, weltlichen Herren und Städte sich einem Kreisgerichte unterordnen, zu welchem die Beisitzer von den Ständen, der Hauptmann vom König ernannt werden sollten. Ueber allen Zirkeln sollte ein königlicher Statthalter die Aufsicht führen und das in einem gefällte Urtheil auch in allen übrigen befolgt werden. Die auf vielen Provincial-Conventen gründlichst erörterten Straßen, Zölle, Geleite, Münzen und dgl., um welche es den geplagten Städtern am sehnlichsten zu thun war, sollten dann zuerst vorgenommen werden. Aber so billig der Entwurf war, so großen Beifall er bei den Städtern fand, er ward von den Fürsten und Herren verworfen, sie fanden die Unterordnung unter einen königlichen Hauptmann unschicklich; nur unter dem König selbst wollten sie stehen u. s. w. In der That witterten sie in der neuen Verfassung eine Gefahr für ihre souveraine Hoheit und Ungebundenheit. Die Kreise, Kreisvereine und Kreishauptleute wurden nun aufgegeben und eben nur ein ganz allgemeiner Landfriede unter dem König trat an die Stelle: offenbar ein leerer Schein, wie der Egersche Landfriede, durch welchen nebenbei die seit dem großen Städtekriege wieder entstandenen, von den Fürsten selbst zu ihren Conspirationen gestifteten und benutzten, und ihnen jetzt wieder unbequem werdenden besonderen Städtebünde beseitigt werden sollten. Natürlich fand diese Idee bei den Reichsstädtern keinen Beifall und sie erklärten, sich lieber in der bisherigen Weise behelfen zu wollen. Am stärksten sprachen sich die Abgeordneten von Aachen aus: „so lange der Herzog von Burgund, der Herzog von Brabant, der Herzog von Berg und andere Herren dem König den Gehorsam versagten, könne dieser allgemeine Landfriede zu nichts dienen, da ihn Keiner halte.“ So blieb denn Alles bei der alten Unordnung.

Sigmund zeigte auch sonst noch sowohl zu Constanz als früher

und später, seine Theilnahme für die Städter, deren er freilich bei seiner ewigen Geldnoth auch oft genug bedurfte. Er gab treffliche Urtheile und Verordnungen zum Schutze ihres Handels und Eigenthums. In verschiedenen Fällen wurde nach der Gerechtigkeit gegen mächtige Herren entschieden. Man konnte sagen, daß während seiner höchsten Macht zu Constanz wieder eine Justiz im Reiche sei. Hierbei stand ihm der neu erhobene Markgraf Friedrich von Brandenburg, als Reichsvicar wacker und energisch zur Seite. Er war zu Constanz Sigmund's rechte Hand und seine definitive Belehnung mit dem Kurfürstenthum Brandenburg bildete nicht bloß den höchsten Glanzpunkt aller Festlichkeiten, sondern war auch in der That das einzige für die deutsche Geschichte ersprießlich gewordene Constanzer Ereigniß*). Doch schien es damals kein allzuhoher Lohn für die ungeheuere Summe von 400,000 Gulden, welche der sparsame Fürst dem verschwenderischen König nach und nach geliehen. Gleichwohl erweckte seine Belehnung den allgemeinsten Neid der fürstlichen Standesgenossen ebensosehr, als die tiefe Demüthigung des auf neuen Umtrieben ertappten, aus seiner Haft entflohenen Herzogs Friedrich von Tyrol ihre Besorgnisse erregte. Zwar sprach der Reichshof die Acht und Aberacht über ihn aus; doch da es zur Ausführung kommen sollte, fand er viele Freunde in der Versammlung und am Papste Martin einen Gönner. Hatte er sich doch für das Papstthum geopfert! So erhielt er seine meisten Länder wieder zurück; nur die Eidgenossen gaben nichts heraus von dem, was man ihnen vorher aufgedrungen, und etliche Städte, wie Schaffhausen, Radolfszell, Rheinfelden hielten an der zurückerlangten Freiheit fest, während Freiburg, Neuenburg, Breisach wieder fürstlich wurden. — Nächst dem Herzog Friedrich und dem Erzbischof von Mainz stellten sich dem König jetzt die Wittelsbacher wieder am heftigsten entgegen, Pfalzgraf Ludwig voran, der bei Sigmund in Costnitz seine Rechnung nicht gefunden hatte. Sie hatten sich nämlich wieder auf Brandenburg Hoffnungen gemacht, welche getäuscht wurden. Auch der streitbare Markgraf Friedrich der Sieg-

*) Von sonstigen historischen wichtigeren Standeserhöhungen zu Constanz ist die Creirung der Herzogthümer Savoyen und Cleve hier noch zu erwähnen.

reiche von Meißen fand sich getäuscht; er wollte Hessen haben, welches jedoch dem rechtmäßigen Erben Hermann's († 1410), dem jungen Landgrafen Ludwig, zu entziehen Sigmund keinen Grund fand. Darauf zog Friedrich ohne zu huldigen ab und wollte die Belehnung mit Hessen „auf dem Schlachtfelde holen". Ganz schimpflich war das Betragen des Herzogs Ludwig des Bärtigen von Baiern-Ingolstadt. Als dieser rauflustige, durch seinen Reichthum an Schimpfworten berühmte Fürst, der seine Schule am Hofe der Isabeau zu Paris gemacht hatte und an der Spitze der französischen Gesandtschaft in Costnitz einzog, wegen 83 Anklagen vor das Fürstengericht citirt wurde, erklärte er, er sei französischer, nicht deutscher Vasall. Sein Betragen erregte selbst in Constanz Entrüstung und er mußte es mit vielem Gelde büßen. So fürchterlich war er mit seinem Vetter, dem Herzog Heinrich von Baiern-Landshut, verfeindet, daß dieser unter den Augen des Königs und des Concils ihn einst in meuchelmörderischer Weise überfiel.

Solcher Art waren die deutschen Fürsten jener Zeit beschaffen und es ist klar, daß unter solchen Häuptern Deutschland nicht einmal nothdürftig nach außen vertheidigt werden konnte. Holland ging dem Reiche verloren, lediglich durch die Verkommenheit der bei der Vertheidigung dieses Besitzthums am nächsten betheiligten Fürsten. Es handelte sich jetzt darum, zum Schutze der heimgefallenen, seither Wittelsbachischen, von Sigmund wiederum dem nächstberechtigten Wittelsbacher Johann von Straubing verliehenen, aber von dem burgundischen Gemahl der Gräfin Jacobäa usurpirten Lande dem königlichen Aufgebot Folge zu leisten. Lange und wacker vertheidigte sich in Holland der Wittelsbacher und leicht hätte ihm wohl geholfen werden können. Aber der Haß seines Geschlechts gegen den König war größer als die Rücksicht auf das eigene Interesse. Sie hatten sich verabredet, auf den deßhalb anberaumten Tagen gar nicht zu erscheinen. So mußte sich Johann endlich zum Vertrage bequemen, welcher Holland und die Mündungen des deutschesten Stromes dem Vaterlande entrissen hat.

Höchst unbefriedigt und verstimmt kehrte Sigmund im Februar 1419 nach achtjähriger Abwesenheit wieder in sein Königreich Ungarn zurück.

Er hinterließ Deutschland im schrecklichsten Zustande, in wüsten, ruchlosen Fehden; in Nord- und Mittel-Deutschland kriegten u. A. Meißen, Baiern, Pommern, Lauenburg, Dänemark und der nichtsnutzige märkische Adel gegen den Hohenzollern, ihm halfen allenthalben die Städte, in Brandenburg wie in Franken, und im Norden auch die Hansen und Holsteiner. Von größeren Händeln und Kriegsläufen sind noch die der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg gegen den Bischof von Bremen, des Pfalzgrafen gegen den Markgrafen von Baden, und der Kölner gegen ihren Kurfürsten zu erwähnen. Dieser wollte Deutz zum Stapelorte machen und die Kölner verderben; als sie den König um Rechtsschutz angingen, gab er ihnen die traurige Antwort: „Ich kann Euch nicht helfen; die Kurfürsten thun was sie wollen; wehrt Ihr Euch, wie Ihr könnt. Vielleicht wird sich die Zukunft für Deutschland besser gestalten."

Als die letzten Glieder des Concils zerstoben, kamen andere, unheimliche Gäste über die Alpen gezogen, von Italien her eine furchtbare Pest, von Ungarn her ein gelbbraunes, wildfremdes Heidenvolk, die Zigeuner. Dieses wahrscheinlich von Tamerlan aus Asien her verscheuchte, gegenwärtig sehr harmlose Nomadenvolk erregte doch bei seinem ersten Auftreten viel Aufsehen. In Lumpen gehüllt, die Häuptlinge in seltsamem Aufputz, zog es schaarenweise mit Weibern und Kindern, bettelnd, weissagend, zaubernd und raubend einher. Ein Theil blieb in der Türkei, ein größerer in Ungarn, die Uebrigen zogen mit Sigmund's Geleitsbriefen weiter nach Westen, wo ihre Nachkommen noch heute heimathlos umherirren.

Minder harmlose Gäste hatten während des Conciliums Ungarn feindlich überfluthet, und auch deutsche Länder verwüstet. Es waren die Osmanen, die von den Venetianern gegen Sigmund aufgeregt und mit Kanonen und Subsidien unterstützt, seit 1415 Ungarn, Slavonien und Dalmatien bekriegten, verheerend bis Steiermark drangen, und im Jahre 1416 bis dicht vor Salzburg kamen, wobei sie 30,000 Christensklaven hinwegschleppten. Da erfo[illegible] die Herzöge Albrecht und Ernst von Oesterreich mit den Kroaten unter dem Grafen Frangipani einen herrlichen Sieg über die Türken, erschlugen ihren Führer Beg Ahmed und jagten den Rest die Donau hinunter, indeß der

tapfere Ungar Nikolaus Peterfy im Temescher Banat Siege erfocht. Darnach verhielten sich die Türken gegen Ungarn und Deutschland vorsichtiger, kämpften aber in venetianischem Solde gegen Sigmund in Friaul und Dalmatien. Da ihnen Sigmund hier nicht beikommen konnte, so beschloß er sie an der untern Donau aufzusuchen und begann bald nach seiner Heimkehr, im Herbst 1419, von Großwardein aus den Angriff, erfocht am 4. Oktober einen großen Sieg bei Nissa gegen den Großvezier und 80,000 Osmanen, trieb sie weit in ihr Land zurück, schickte sein Heer dann gegen die Venetianer und erlangte auf diese Weise wieder einige Sicherheit seiner Grenzen. Er konnte
1420 dann beim Beginn des folgenden Jahres seine Aufmerksamkeit auf Böhmen wenden.

Denn hier hatten ihm die Constanzer Väter ihr schlimmstes Vermächtniß hinterlassen. Die Hinrichtung der geliebten Lehrer und Führer in Costnitz durch die Feinde der böhmischen Nation hatte eine ungeheure Bewegung in Böhmen unter allen Klassen hervorgerufen und zugleich die religiösen und die nationalen Gefühle aufgeregt. Was die politischen Händel Wenzel's und sein furchtsamer Liberalismus nie vermochten, das that jetzt diese Begeisterung: die böhmische Nation ward einig. Fast der ganze niedere Adel und Klerus und ein großer Theil des Herrenstandes schlossen sich der Volkssache an. Schon hatte ein böhmischer Landtag dem Concil die Autorität abgesprochen, die Universität zu Prag trat jetzt als höchste Kirchenbehörde für Böhmen auf, und gab eine Reihe von Normen, worunter die Wiedereinführung des den Christen im 12. und 13. Jahrhundert entzogenen Kelches im heil. Abendmahl die wichtigste war, weil sie, von Allen angenommen, das Mindeste blieb, woran alle nationalen Parteien festhielten und was ihnen daher auch endlich zugestanden werden mußte. Der „geheiligte Kelch" ward das Symbol aller Patrioten, dagegen nannte man „Kelchner" (Kalixtiner) oder „Utraquisten" im engeren Sinne vorzugsweise nur die aristokratische und gemäßigte Partei, welche wesentlich noch bei dem Verlangen des Kelches stehen blieb. Weil sie ihren Hauptsitz und ihre Behörden, namentlich Landtag und Universität, in Prag hatte, hieß sie auch wohl die Prager. Diese Partei, welche als die besitzende die mächtigste war und innerhalb des

Huſſitenthums das Autoritätsprincip in Staat und Kirche vertrat, hatte Anfangs die Leitung. Wäre die Kirche ihr nur einigermaßen verſöhnlich und verſtändig entgegen gekommen, ſo würden aller Wahrſcheinlichkeit nach der Welt die furchtbarſten Kriege, der Kirche ſelbſt die ſchimpflichſten Schläge erſpart worden ſein. Aber die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen und der Kampf, den die Kirche ſelbſt heraufbeſchworen, brachte nun, indem er alle Kräfte der Nation zu Hülfe rief, die demokratiſchen und die proteſtantiſchen Volkstriebe, welche in andern Ländern mehr oder weniger beſiegt worden, in Böhmen zur vollſten, reichſten Entfaltung. Es trat jetzt die Erſcheinung auf, daß ein Volk zugleich und in demſelben Aufſchwunge zur Einheit und Macht nach Außen und doch auch zu größerer Freiheit im Innern ſich erhob. Die Begeiſterung für das Evangelium und die Liebe zum Vaterlande bewährten hier in ihrem Zuſammenwirken eine bis dahin unerhörte, wunderbare Kraft.

Ungeſchreckt durch die Zeichen der Zeit, allzuſehr erfüllt von ihren reactionairen Triumphen, hatte die Kirche beſchloſſen, das Huſſitenthum bis auf die letzten Spuren zu vertilgen. Sigmund mußte in dieſem Sinne Manifeſte und Drohungen an den König Wenzel erlaſſen und Wenzel, charakterlos und ſchwach wie immer, fiel nun wieder von ſeiner eignen Sache ab. Er nahm den Huſſiten die ſoeben eingeräumten Kirchen und hinderte ihre Verſammlungen. Darauf zog das Volk zu vielen Tauſenden dorthin, wo es im Freien, auf Bergen und an geſicherten Orten unter ſeinen eignen Prieſtern beten konnte. Einen ſolchen Wallfahrtsort nannte man in bibliſcher Sprache einen Berg Tabor, ihr berühmteſter war beim Städtchen Auſtie, wo einſt Hus als Verbannter lebte. Dort entſtand jetzt das neue Tabor, die berühmteſte Huſſitenſtadt. Nach dieſem Namen erhielten dann die über die ariſtokratiſchen Utraquiſten weit hinaus gehenden Volksparteien den furchtbar gewordenen Partei-Namen der Taboriten, welche nun die Vorkämpfer der Volksfreiheit und des Proteſtantismus wurden. Auch in Prag entſtanden bald ähnliche Prozeſſionen, und als Wenzel's neue Rathsherren ſie zu hindern verſuchten, wurden ſie in einem Wuthausbruch des Volkes getödtet. Bei dieſer Nachricht rührte den König Wenzel vor Jähzorn der Schlag, an

welchem er am 16. August 1419, im 59. Jahre seines Alters, gestorben ist. Er konnte wegen des Tumultes nicht mit dem üblichen Pompe begraben werden und ward in aller Stille beigesetzt. Sein Ende war seiner ganzen Laufbahn würdig; unfähig, eine Bewegung zu leiten, die er großentheils selbst hervorrufen half, ging er darin unter. — Sigmund aber erntete jetzt die Früchte seines Thuns. Sein schönstes Königreich, in dem er als rechtmäßiger Erbe hätte folgen müssen, ging ihm verloren. Denn obwohl nur eine Partei unter den Taboriten war, die gar keinen König wollte, so ward doch die große Mehrheit dahin einig, nicht den verhaßten Sigmund, den erklärten Feind der Nation, auf den Thron zu lassen. Zwar die noch herrschende Partei der Kelchner war wohl bereit, am Erbrecht festzuhalten und Sigmund hätte sich die Krone noch retten können; der Landtag bot die Huldigung an, gegen Bedingungen, die im Politischen fast nur die Anwendung der böhmischen Sprache vor Gericht und die Ausschließung der Fremden von den Magistratsstellen, im Religiösen freie Duldung für die Utraquisten begehrten. Da Sigmund diese Forderungen nicht gewährte und Böhmen fort und fort mit Beleidigungen überschüttete, endlich sogar der Papst am 1. März 1420 die gesammte Christenheit zum Kreuzzuge gegen Böhmen aufrief, da fanden die durch Sigmund's anfängliche Erfolge eingeschüchterten Böhmen ihren Muth in der Verzweiflung wieder und alle Parteien verbanden sich nun zur Vertheidigung ihres Vaterlandes bis in den Tod.

Der große Kreuzzug gegen die Hussiten, der im Frühlinge des Jahres 1420 in der ganzen Christenheit aufgeboten wurde, war eine Frucht der reactionairen Stimmung, in welcher das Concilium zu Costnitz sich verlief. Die Herren waren heimgekehrt voll Erbitterung gegen die Ketzerei, in welcher sie den Keim aller kirchlichen und staatlichen Umwälzung erblickten. Und wie sehr sie auch untereinander zerfallen waren, in dem heiligen Eifer gegen die Ketzer waren sie, freilich immer nur auf kurze Augenblicke, einig. Damals loderten in vielen deutschen Städten wieder die Scheiterhaufen der Kirche, in England wurden die Lollarden schaarenweise verbrannt, die Magister Bremer in Magdeburg und Grünleder in Regensburg wurden wegen wiklefitischer Lehren hingerichtet. Doch als der Hauptsitz aller Ketzerei

war Böhmen verschrieen. Hier vor Allem sollte sie nun bis auf die letzten Wurzeln vertilgt werden. Man hatte nichts Geringeres vor, als eine Wiederholung der Albigenserkriege. Von allen Kanzeln ward gegen die Böhmen gepredigt, die schrecklichsten Geschichten wurden verbreitet, namentlich daß sie große schwarze Käfer, Kater und dgl. verehrten. Sündenablaß, ewige Seligkeit, auch zeitliches Gut ward Allen verheißen, welche helfen würden, jene abscheulichen Ketzer zu vertilgen. Indeß scheint doch Alles dies im deutschen Volke keinen rechten Eindruck gemacht zu haben. Man war dergleichen Verketzerungen und Ammenmährchen von je her gewöhnt und hatte sich von ihrer Unwahrheit zu oft überzeugt. Auch waren, wie schon die obigen Hinrichtungen bezeugen, die wahren Ansichten der Hussiten gewiß kein Geheimniß mehr. Und was wollten sie denn Anderes, als was seit Jahrhunderten auch im deutschen Volke umgegangen, und stritten sie nicht auch für die unverjährte Freiheit, wofür die Deutschen in zahllosen Kämpfen gerungen hatten? Es ward nun zwar verordnet, daß Jedermann in Stadt und Land, der über 12 Jahre alt sei, zum Kampfe gegen die Hussiten eidlich in Pflicht genommen werde. Allerdings hatte der Krieg gegen Böhmen auch seine starke nationale Seite; die böhmische Bewegung war auch gegen das deutsche Element gerichtet, die deutsche Dynastie sollte mit einer slavischen vertauscht werden und schon war in den deutschen Bezirken Böhmens ein furchtbarer Vernichtungskrieg zwischen Böhmen und Deutschen ausgebrochen. Aber diese nationale Seite war den Kreuzpredigern doch sehr gleichgültig; die römische Kirche gönnte, wie sich bald zeigte, Böhmen den Polen noch lieber als den Deutschen. Auch den Reichsfürsten war, wie wir noch soeben in den burgundischen Händeln sahen, bis auf wenige ehrenwerthe Ausnahmen, das National-Interesse entschwunden; höchstens beim König und den Reichsstädten spielte es noch eine Rolle. Und gerade deßhalb ward Sigmund, weil ihm von Anfang an mehr an der Zurückeroberung, als an der Vertilgung seines Königreichs gelegen war und er nicht so ganz den Simon von Montfort im eignen Lande spielen wollte, von seinen Feinden in Reich und Kirche zuweilen als Ketzerfreund verschrieen. Leider war dieser Vorwurf sehr unbegründet, sonst würde Sigmund sich weniger dadurch haben anfechten

lassen und schon aus Politik billiger und ehrenhafter gegen die Ketzer verfahren sein.

Aus allen Ländern der Christenheit war nun endlich ein Kreuzheer zusammengebracht worden, welches sich mit den Kerntruppen, die Sigmund und Albrecht bereits aus Ungarn und Oesterreich nach Böhmen geführt hatten, im Sommer vereinigte. Aus Deutschland waren fünf Kurfürsten und 47 andere Fürsten persönlich erschienen. Ein Heer von mehr als 100,000 Mann, wie Böhmen noch keines gesehen, wälzte sich, nach Besetzung vieler Städte, unter furchtbaren, des Albigenserkrieges würdigen Grausamkeiten, vor die Hauptstadt Prag. Rasch und unabwendbar drohte nun den Hussiten der Untergang. Denn gegen die Uebermacht feindlicher Heere konnte weder die Mäßigung der Einen, noch die bloße Begeisterung der Anderen helfen und es stand also der Christenheit die Wiederholung jener Vertilgungsscenen bevor, welche als ein Schandflecken der Kirche das 13. Jahrhundert besudeln und dem 15. Jahrhundert wahrlich noch mehr zur Schande gereicht hätten. Sigmund selbst hatte sich, wie es heißt, vermessen, er wolle dies Land mit einer neuen Nation bevölkern. In diesem entscheidungsvollen Augenblicke erwies die Vorsehung den Böhmen die größte Gnade, deren ein Volk in ernster Zeit theilhaftig werden kann, sie gab ihm Männer. Aus den Tiefen des Volksthums standen Helden auf, die wie die Makkabäer für ihren Glauben und für ihr Vaterland und dessen Freiheit stritten. Unter diesen Helden aber ragte Einer riesenhaft hervor, der jetzt in den Vordergrund der Geschichte tritt.

Johann Zizka von Trocnow, ein geringer Landedelmann, war beim Ausbruch der hussitischen Bewegung, da sein Name erst anfing häufiger genannt zu werden, schon hoch in Jahren. Man kannte ihn nur wegen seiner Tapferkeit und Kriegserfahrung; er hatte aus Armuth lange Zeit im Auslande gedient. Er war einäugig, ein Mann von kurzer, gedrungener Gestalt, mit breiten Schultern, mächtiger Brust und rundem Gesicht. Die Adlernase, der dunkle Bart, die breiten Lippen gaben ihm ein polnisches Aussehn. Auch trug er sich meist polnisch. König Wenzel zog ihn an seinen Hof und gewann ihn lieb. Als er ihn einst nach der Ursache seines schwermüthigen Ernstes

fragte, erwiederte Zizka: „Welcher Böhme könnte froh bleiben, wenn sein Volk mißhandelt und seine theuersten Männer im Auslande als Missethäter verbrannt werden?“ Da sagte der König: „Lieber Hans! was ist zu machen? Kannst Du es ändern, so thue es! Wir erlauben es Dir gern!“ Seit diesem Tage, heißt es, hielt sich Zizka für berufen und auserwählt, die Sache der Hussiten zu vertheidigen und als nun König Wenzel wieder schwankte, war Zizka einer der Ersten, die ihm mit Wort und That entgegentraten. Vom Hofe verbannt, ward er mit Leib und Seele ein Mann des Volkes. In seinen religiösen Ansichten gehörte er mehr zu den Pragern als zu den Taboriten; aber er liebte vor Allem die That und er sah wohl, daß dieselbe bei der gemäßigten Partei nicht zu finden sei. Deßhalb begab er sich mit seinem staatsklugen Freunde Nikolaus von Hus unter die Taboriten, um aus den begeisterten Volksmassen das Erste, was ihnen Noth that, nämlich Heere zu bilden. Von da an begann Zizka's welterschütternder Ruhm. Er schuf Waffen und Heere, und für die Heere eine Kriegskunst, mit welcher er bald die größten Generale schlug, die ungeheuersten Massen überwältigte und die ganze feudale Christenheit gleichsam zu Paaren vor sich her trieb. Wir können uns freilich, schon aus Mangel an Sachkenntniß, auf eine genauere Darstellung seiner Kriegsweise nicht einlassen; aber die Erfolge haben wir vor Augen; wir sehen, daß es ihm gelang, aus schlichten Handwerkern und Bauern, die in Böhmen bis dahin viel weniger kriegsgeübt waren, als in Deutschland, und nichts weiter hatten, als ihre Begeisterung und ihre noch nicht mit Eisen beschlagenen Dreschflegel, unüberwindliche Heere zu bilden. Das Hauptelement seiner Kriegskunst war die eigenthümliche Verbindung der modernen Geschützkunde und Mechanik mit den Wagenburgen und taktischen Künsten der alten Römer, wodurch er die hauptsächlichste Feudalwaffe, die Reiterei, fast überflüssig machte, und die Artillerie und Infanterie, also die Waffen des Volkes, zum wichtigsten Kriegsmittel erhob. Seine Heere waren wandernde Festungen, unangreifbar für den Feind, aber unwiderstehlich im Angriff. Man verglich sie mit einem Riesengeschöpfe, lebendig und geschützt in allen Gliedern und doch von Einem Willen bewegt. Zwischen langen beweglichen, mit eisernen Ketten verbundenen Wagen-

reihen, die mit Kanonen und Scharfschützen gespickt, aber mit hängenden Brettern vor den feindlichen Pfeilen geschützt waren, zog das Fußvolk mit Weibern und Kindern auf den innern Wagen, oft Wochen lang von Feinden umringt, über Berg und Thal, durch reißende Ströme und dichte Wälder, wobei die Wagenlenker eine wunderbare Gewandtheit zeigten. Man ließ die Feinde herankommen und wehrte sie ab, doch sobald die Gelegenheit günstig war, schwenkten auf das Zeichen des Feldherrn die Wagenreihen mit großer Geschwindigkeit, umfuhren das feindliche Heer und öffneten ihre unheilschwangeren Glieder. Dann brach das Fußvolk unter die erschreckten Feinde; der mit Eisen beschlagene Dreschflegel ward dann zur furchtbarsten Waffe, während von den Wagen herab die Weiber und Kinder geistliche Lieder singend ihre tödtlichen Geschosse sandten. Aber soweit kam es selten, denn die Furcht vor den Hussiten wurde bald so groß, daß bei dem bloßen Anblick ihres Heeres, ja schon wenn man fernher das Geräusch ihrer Wagenburgen hörte, die größten gepanzerten Heere, wie von übernatürlichen Mächten verfolgt, in bleichem Schrecken das Weite suchten.

Wenige Wochen bevor die Kreuzfahrer Prag umlagerten, war auch Zizka mit seinen Streitern eingetroffen, um als Oberfeldherr die Vertheidigung des Vaterlandes zu übernehmen. Schon hatten große Abtheilungen des Kreuzheeres bei Tabor und Königgrätz vom zwanzigfach geringeren Feinde schmähliche Niederlagen erlitten. Das Hauptheer ward am 14. Juli 1420 in der Schlacht auf dem Zizkaberge vor den Thoren von Prag dergestalt geschlagen, daß es nicht weiter gegen „den Teufel" fechten wollte, das Lager verbrannte und schon im August Hals über Kopf abzog. Zuvor ließ sich Sigmund im Feldlager als König von Böhmen krönen; es gelang ihm auch, indem er sein Krongut verschenkte, noch etliche Anhänger zu gewinnen, und sogar einen Theil des Heeres in Kuttenberg festzuhalten, womit er im Oktober bei dem versuchten Entsatz seines wichtigen Schlosses von Wyschehrad das Glück der Waffen nochmals versuchte. Aber nun ward er erst recht geschlagen. Diese Wyschehrader Schlacht kann man das böhmische Sempach nennen. Hier wurde die Blüthe von Sigmund's Adel, etliche hundert Herren aus verschiedenen Län-

dern, auch ein russischer Fürst, von den Hussiten erschlagen. Der alte Wyschehrad, die Wiege des böhmischen Königthums, mit seinen Palästen und Prachtwerken, ward zerstört; Sigmund, um eine Krone ärmer, ohne Heer und Geld, floh nach Kuttenberg und endlich im März 1421 1421
ganz aus dem Lande.

So endete dieser große Kreuzzug. Den Böhmen hatte er außer hohem Waffenruhme als stärkste Schutzwehr die nationale Eintracht eingebracht. Denn während die Kreuzheere draußen lagerten, schlossen die Prager und Taboriten einen engen Bund auf die vier Prager Artikel, die als das Symbolum der Nation in alle Welt ausgesendet wurden. Es forderten aber diese Artikel 1) daß das Wort Gottes Freiheit habe, 2) daß Leib und Blut Christi allen Gläubigen ohne Ausnahme gereicht werde, 3) daß die weltlichen Beneficien der Geistlichen aufhören sollten, 4) daß den Todsünden durch Bestrafung Einhalt geschehe.

In diesen vier Punkten, namentlich in dem letzten, erkennen wir sofort den Einfluß der Taboriten, welche jetzt die mächtigste und herrschende Partei in Böhmen wurden und der ganzen Bewegung ihren republikanischen und protestantischen Charakter, sowie ein höchst merkwürdiges puritanisches Gepräge gab. Die naturgemäße demokratische Richtung einer aus dem niederen Volke erwachsenen Partei ward durch religiöse Begeisterung und durch kriegerische Thatkraft gesteigert und erzeugte neue wundersame Bildungen, eine Art freier Gemeinde, in welcher es nur noch Brüder und Schwestern, Prediger und Feldherren gab und in welcher die Bibel das Gesetzbuch war. Diese Taboriten-Gemeinden waren in der That ganz nach dem Vorbilde der ersten Christen eingerichtet, — sie wurden von gewählten Brüdern nach Gemeindebeschluß verwaltet, die Kosten aus den freiwilligen Steuern bestritten, welche die Brüder in großen „Kufen" niederlegten, ꝛc. Jene Richtung trat in der Landesverwaltung und nach außen hin zwar weniger hervor, theils weil hier die Prager doch immer die unmittelbare Lenkung behielten, theils weil es für diese größeren Verhältnisse an biblischen Mustern fehlte, — Zizka selbst, obwohl in der Politik ein eifriger Demokrat, hielt einen polnischen König doch für wünschenswerth — dagegen machte sich sonst überall das taboritische Wesen geltend. So

ward z. B. auch die Prager Gemeindeverfassung demokratisch umgestaltet. Die Gewalt ging an die „große Gemeinde" über, d. h. an alle Stadtbewohner, die sich auf dem Markte versammelten; ein „großer Ausschuß" derselben beaufsichtigte die Bürgermeister und den Rath; die wirkliche Macht übte freilich der Hauptmann, der die Truppen führte, und der Priester, der mit demagogischer Beredtsamkeit die Volksversammlung zu entflammen wußte. In diese wichtige Stellung am Sitze der Landesregierung trat damals Zizka's Gesinnungsgenosse Johann von Selau ein. — Am drückendsten für die höheren Klassen machte sich der Einfluß der Taboriten in *sittlicher* Beziehung geltend. Für Todsünde galt ihnen Alles, was mit Mosis strengen Geboten und den Ermahnungen des Evangelii nicht übereinzustimmen schien; nicht bloß die gemeinen erkennbaren Verbrechen, nicht bloß die Simonie und jede Art geistlicher Geldsportul, sondern schlechthin jede Sünde, Unzucht und Völlerei, Lüge, Wucher, Gewinnsucht, ja auch ganz allgemeine Schwächen der menschlichen Natur wie Stolz, Neid, Habsucht, Geiz, Zorn, Eitelkeit, Hoffarth und dgl. mehr; alle kirchlichen und weltlichen Sitten und Gebräuche, Geräthe und Trachten und Ceremonien, die nicht in der heil. Schrift ihre Begründung fanden, wurden von den Taboriten als Todsünden betrachtet. Wo diese strengen Eiferer hinkamen, mußte Alles, was den Sinnen schmeichelte, verschwinden; die prächtigen Tempel, Klöster und Paläste, die Bilder und Kostbarkeiten, doch auch die Schenken und Frauenhäuser wurden zerstört, Priester und Laien mußten ihre Ornate mit einfachen Gewändern tauschen, nur züchtig angethan, aber ohne Locken, Schleier und Putz durften sich die Frauen zeigen und die Männer mit allzu zierlichen Bärten waren in Gefahr, daß ihnen die Kinder Gottes den Bart mit Zangen ausrissen. Indeß alle diese kleinen Beschränktheiten werden doch durch die Eine großartige Thatsache aufgewogen, daß die Taboriten u. A. auch *die Todesstrafe als unchristlich abschafften*. Bei manchen Taboriten-Gemeinden entwickelte sich auch eine entschiedener rationalistische Richtung der Theologie. Einige von ihnen verwarfen die Transsubstantiation im Abendmahle, den Priester-Cölibat, die Messe und dergl. Ihre Theologen bekämpften sich fast mit derselben Erbitterung, wie später die Lutherischen

und Reformirten und es kamen auch unter ihnen Fälle vor, daß Männer wegen irgend einer kleinen Meinungsverschiedenheit, z. B. über die Brodverwandlungslehre, verbrannt wurden. Doch brachten schon ihre Verhältnisse die Nothwendigkeit einer gegenseitigen Duldung mit sich, in welcher sich die schroffsten Unterschiede ausglichen. — Endlich sind hier noch jene äußersten Verirrungen zu erwähnen, welche keiner aufgeregten Zeit fehlten und dieser am wenigsten; es fand sich nämlich unter den Taboriten auch eine communistische Sekte ein, welche auch das Eigenthum und die Ehe als Todsünden abschaffte, und überhaupt in ihrer chiliastischen Begeisterung das tausendjährige Reich für gekommen hielt, unter welchem sie sich jedoch bei ihrer geringen Bildung eben nur den rohesten Naturzustand zu denken wußte. Diese Unglücklichen streiften bald die letzte Schranke der Religion und Sittlichkeit von sich ab; sie begatteten sich ohne Scham wie die Thiere des Waldes; sie liefen, um den paradiesischen Zustand vollkommen zu machen, nackt umher und sanken endlich in blödem Wahnsinn ganz ins Thierische hinab. Diese Sekte hing wohl zum Theil mit pantheistischen Lehren, aber doch, wie uns scheint, gleich der ganzen Religionsbewegung der Zeit hauptsächlich mit der Bibel und dem darin geschilderten paradiesischen Urzustande zusammen, welcher von diesen Adamiten mit derselben Pietät nachgebildet ward, womit die Taboriten den alten und neuen Bund zum Vorbilde nahmen. Uebrigens war diese Sekte (von ihrem Führer, einem Bauern Namens Nicolaus, führte sie den Namen der Nicolaiten) in Böhmen nur wenig zahlreich. Sie wurde von den Taboriten wie ein öffentliches Unglück beklagt und alsbald mit Feuer und Schwert vertilgt.

Wir haben bei der Betrachtung der in unseren Geschichtsbüchern viel zu sehr vernachlässigten Hussiten etwas verweilen zu müssen geglaubt. Wurden sie doch der gewaltigste Hebel des Jahrhunderts und haben mächtig aufgeräumt in ihrer Zeit. Und wenn sie auch wie jede kräftige historische Erscheinung in ihrer Reaction gegen die gesellschaftliche und kirchliche Verderbniß mit einer uns unerträglich scheinenden Schroffheit auftraten, so standen sie doch in den Hauptsachen unseren heutigen geläuterten Begriffen bereits viel näher als ihre Gegner.

Nur kurze Zeit verweilte Zizka nach der Vertreibung des Feindes noch in Prag. Dann zog er mit seinen Kriegern im Lande umher, um die Schlösser und Städte der Katholischen, die sich noch weigerten den Prager Artikeln beizutreten, zu zerstören. Wo der Schlachtruf Hurra! Tabor! Hurra! ertönte, da entsank den tapfersten Gegnern der Muth, da fielen die stärksten Festen. Doch mit heroischer Tapferkeit wehrte sich die deutsche Stadt Komotau; sie mußte furchtbar büßen; darauf unterwarfen sich voll Entsetzen die anderen und schworen zu den Prager Artikeln; die mächtige, noch kürzlich so grausam übermüthige Stadt Kuttenberg bat winselnd um Gnade. Als die letzten Städte der Katholischen fielen und alles Hülferufen im Auslande vergeblich blieb, da traten auch die katholischen Häupter, die Rosenberg, die Wartenberg u. A., um ihre große Herrschaften zu retten, zu den Gegnern über, ja es erklärte sich endlich, zum Entsetzen der Christenheit, auch der Erzbischof von Prag öffentlich und feierlich für die vier Artikel. Das war der größte Sieg; die Umgestaltung der böhmischen Kirche, die Säcularisirung der geistlichen Herrschaft war damit entschieden. Der große Landtag in Czaslau, an welchem auch die bisherigen Gegner theilnahmen, besiegelte im Juni 1421 den Sieg, indem er die vier Prager Artikel wiederholte, die Einführung einer entsprechenden neuen Kirchenordnung decretirte, den Sigmund als den Todfeind der Nation für thronunwürdig erklärte, und eine provisorische Landesregierung von 5 Herren, 5 Rittern, und 10 Gemeinen (4 aus Prag, 2 aus Tabor, 4 aus den anderen Gemeinden) einsetzte.

Indeß hatte Sigmund, ohne Geld, ohne Streiter, mit den Venetianern und Türken wieder im Kriege, seine böhmische Krone nicht weiter vertheidigen können und nichts war ungerechter, als das Geschrei des Papstes und der Klerisei, daß er lässig sei in der Vertheidigung des katholischen Glaubens. Ihm war es nur erwünscht, als die geistlichen Kurfürsten einen Reichstag forderten, der zu Nürnberg schon im April 1421 unter Theilnahme vieler Reichsstände sich versammelte, aber da der König selbst nicht erschien, — er mußte vom Sultan Murad Siebenbürgen zurückerobern — nichts beschließen wollte. Mit Mühe brachte man es zu einem Bunde gegen Böhmen, welchem auch 86 Reichsstädte beitra-

ten. Ein päpstlicher Legat, der Cardinal Branda, zog mit großem Eifer durch Deutschland und es ward wirklich aus allen Enden Deutschlands, dies Mal besonders vom Rhein und der Nordsee her, zum zweiten Kreuzzuge gegen Böhmen, ein Heer zusammengebracht, noch zahlreicher als das vorjährige. An 200,000 Streiter, an ihrer Spitze der Kardinal, die fünf Kurfürsten und mehr als hundert regierende Herren, brachen im September in Böhmen ein. Aber von diesen vielen Herren wollte keiner dem andern gehorchen, Führer und Truppen waren gleich zwieträchtig und als die Nachricht kam, das gesammte Hussitenheer sei unter Zizka's Führung im Anzuge, flohen sie ohne nur den Feind gesehen zu haben, mit schwerem Verlust aus dem Lande. Ueber die Feigheit der geistlichen Fürsten ward damals unter den Deutschen viel gespottet. „Die frommen Herren", hieß es, „hätten einen solchen Abscheu vor den Ketzern, daß sie dieselben gar nicht sehen wollten".

Aber trotz dieses leichten Sieges der Waffen nahm die Sache der Böhmen gerade in diesen Tagen, zufolge Sigmund's diplomatischer Siege, eine für sie selbst sehr gefährliche Wendung. Der König von Polen, auf welchen die monarchische Partei zählte, und der sie lange mit der Aussicht hingehalten, er oder sein Vetter, der Großfürst Witold von Litthauen, werde die böhmische Krone mit den vier Artikeln annehmen, fiel plötzlich, so sehr ihn auch die Stimme der polnischen Nation und seine Feindschaft gegen Deutschland und den deutschen Orden auf die Seite der Böhmen drängte, von ihnen ab; theils aus Furcht vor dem Papste, und weil ihm Sigmund ganz Schlesien mit der Hand der verwittweten Königin Sophie versprach. Noch wichtiger war es, daß Sigmund den Herzog Albrecht von Oesterreich durch eine Reihe von Verträgen, indem er ihm in Böhmen und Mähren die Regentschaft, in allen seinen Reichen die Erbnachfolge wiederholt zusicherte und die Töchter vermählte, auf das Engste an sich fesselte. Dadurch wurde Albrecht jetzt der gefährlichste Feind der Hussiten. Die Ungarn wollten freilich, daß Sigmund lieber den Sohn des Großtürken oder den Polenkönig zum Erben und Eidam mache, weil sie dann vor diesen Nachbarn Ruhe zu haben hofften. Sigmund und Albrecht brachten nun aus Oesterreich, Ungarn und der Slovakei ein mächtiges Heer zusammen und

am Ende des Oktober zog des Königs beſter Feldherr, Pipo von Florenz, mit 90,000 Mann durch Mähren. Bei dieſen Ausſichten und aus Haß gegen die Volksparteien traten auch die katholiſchen Herren in Böhmen wieder zum König über. In Prag war heller Parteienkrieg und der mächtige Führer, der Alles zuſammenhielt, Zizka, war erblindet. Ein Pfeilſchuß hatte ihm das einzige Auge geraubt. Bei dieſem Unglück erſcholl lautes Jammergeſchrei durch Böhmen. Er aber verlor die Faſſung und die kriegeriſche Thatkraft nicht; ja es ſchien, als ob ſein Feldherrnblick jetzt erſt recht groß und ſcharf geworden ſei. Wie ein blinder Seher in ſeiner Wagenburg ſitzend, umringt von ſeinen Hauptleuten, ſo zog er wieder in Prag ein. Eben hatte er die letzten Kreuzfahrer aus dem Lande getrieben und raſch eilte er nun gegen Sigmund's und Albrecht's dreifach überlegenes, krieggewohntes, trefflich geführtes Heer. Wie eine Inſel im Meere, war die bewegliche Ketzerfeſtung bald von den Feindesmaſſen umringt. Sigmund wollte ſie aushungern: doch darauf wartete Zizka nicht. Bei Kuttenberg, bei
1422 Kolin, endlich bei Deutſchbrod kam es, am 9. Januar 1422, zur Schlacht, in welcher das königliche Heer vernichtet, 12,000 Ungarn erſchlagen, das ganze Lager des Königs mit vielen prunkenden Geräthen erbeutet, und der Schrecken vor den Huſſiten bis in den fernſten Oſten verbreitet ward.

Nach dieſem Schlage ward längere Zeit nichts Bedeutendes mehr gegen Böhmen unternommen. Der große Eifer gegen die Ketzer hatte ſich ſchon ſehr abgekühlt. König und Stände zankten zunächſt um den Ort, wo ſie wieder einen Reichstag halten wollten. Sigmund hatte nach dem Wunſche einiger Stände dieſen nach Regensburg ausgeſchrieben. Als er dort anlangte, fand er ſich allein; denn die Stände waren lieber nach Nürnberg gezogen. Zornig wollte er ſchon heimkehren; doch die quälende Sorge um Böhmen führte ihn doch wieder nach Nürnberg. Denn die Böhmen hatten jetzt endlich nach ihren neueſten Triumphen einen Neffen des Königs von Polen, den Prinzen Sigmund Korybut, als Landesverweſer erhalten; er war mit einer polniſchen Hülfsmacht, als eifriger Kalixtiner, eingezogen und hatte es verſtanden, die Parteien unter ſeiner Regentſchaft zu vereinigen. Die ariſtokratiſche Partei erhielt wieder Anſehn und Eifer, und

auch die demokratische ordnete sich dem Prinzen willig unter, welcher den Zizka seinen „Vater“ nannte und dessen Unterstützung erhielt. Es war diese Wendung offenbar sowohl für König Sigmund als für das deutsche Reich die allerschlimmste, es handelte sich nicht mehr bloß um die katholische Religion, sondern um die Frage, ob Böhmen, seit hundert Jahren das vornehmste deutsche Reichsland, ihm ganz entfremdet und polnisch werden solle? und es mußte sich nun zeigen, ob der Patriotismus und die Opferfähigkeit der deutschen Reichsstände einer so ernsten Gefahr gewachsen sei. Zwei Monate, den August und September, brachte Sigmund in Nürnberg mit Vorstellungen, Vorschlägen und Unterhandlungen zu. Die deutschen Stände aber konnten schon deßhalb nicht an die Vertheidigung des Vaterlandes denken, weil sie die Kräfte wider einander brauchten. Baiern ward durch einen entsetzlichen Familienkrieg der Wittelsbacher verwüstet, der erst mit der Demüthigung und ungrischen Gefangenschaft Ludwigs des Bärtigen endete. Am Rhein tobte die Straßburger und die Speiersche Bischofsfehde; in Schwaben die Zollernsche Fehde gegen Württemberg, in Sachsen die braunschweigische gegen Hildesheim, in Brandenburg der Krieg gegen Pommern und Mecklenburg u. s. w. In solche Fehden waren alle Nachbarn viel zu sehr verwickelt, um an größere Dinge auch nur denken zu können. Man schlug vor, eine Hussitensteuer zu erheben, mit welcher Sigmund ein neues Heer gegen Böhmen aufstellen könne. Zu diesem Zwecke solle Jeder sein Einkommen angeben und Eins vom Hundert zahlen. Dem widersprachen die Städte; sie befürchteten, man wolle eben nur ihren Reichthum ausforschen. Es ward endlich beschlossen, daß das stehende Heer von den Reichsständen selbst nach den in einer neuen Reichsmatrikel vertheilten Contingenten für jeden Einzelnen aufgestellt und in den Krieg geschickt werden solle. Oesterreich, Salzburg, Schlesien, Meißen, hatten bereits große Heere fortwährend im Felde und kamen nicht auf diese Matrikel, deren bunter Anblick übrigens uns ein nur zu lebhaftes Bild der deutschen Zerrissenheit darbietet. Die Kurfürsten hatten durchschnittlich Jeder 200 Reiter, und circa 20 bis 30 Schützen zu stellen, die größeren Fürsten, wie Hessen, Geldern-Lothringen 100 Reiter, die durch Theilungen sehr heruntergekommenen Wittelsbacher und

Welfen 80 Reiter, ebenſoviel der Graf von Wirttemberg, andere Fürſten weniger, die mächtigſten Grafen (außer Wirttemberg) etwa 40 Reiter, andere weniger, viele nur einen. Von den reichsſtädtiſchen Contingenten ſteht das von Lübeck und Nürnberg den größeren fürſtlichen gleich, darnach kommen die von Köln, Hamburg, Straßburg, Metz ꝛc. Die Matrikel ward übrigens von den Fürſten ohne Zuziehung der Städte willkürlich und ohne Sachkenntniß, mit Auslaſſung von Reichsſtänden und mit Hinzuziehung Solcher, die nicht Reichsſtände waren, abgefaßt und bezeugt die verworrenen Zuſtände, wo man ſelbſt nicht mehr wußte, wer zum Reiche gehöre. Die ganze Einrichtung hatte, wie leicht zu erachten iſt, das kläglichſte Ergebniß. Viele klagten über ungleiche Vertheilung der Laſten und verſagten den Gehorſam; Andere zahlten lieber eine Summe Geldes an den Reichshof, der ſie verſchwendete, wieder Andere konnten mit der Ausrüſtung nicht fertig werden und erklärten, die Jahreszeit ſei ſchon zu weit vorgerückt zum Kriege. Um die Sache zu vereinfachen und der Anarchie des vorigen Kreuzzuges vorzubeugen, ernannte Sigmund den Erzbiſchof von Mainz zum Reichsvicar und den Kurfürſten von Brandenburg zum Oberbefehlshaber. Gegen Beide erhob ſich alsbald Neid und Widerſpruch von allen Seiten. Der Pfalzgraf Ludwig behauptete, ihm gebühre das Reichsvicariat. Da der Erzbiſchof Konrad keinen Gehorſam fand, legte er endlich ſeine Würde voll Verdruß ganz nieder und als nun im Herbſte der Kurfürſt von Brandenburg mit der geweihten Fahne an der böhmiſchen Gränze eintraf, war allerdings ein Oberbefehlshaber vorhanden, nur fehlte jetzt das Heer.

Sigmund ſetzte jetzt ſeine Hoffnung auf fremde Hülfe. Er wollte Böhmen durch die Nachbarn überwältigen, durch Oeſterreich und Meißen von der einen, Polen von der andern Seite. Wie vorher mit Herzog Albrecht, ſo ward jetzt auch mit Friedrich dem Siegreichen von Meißen ein Erbvertrag geſchloſſen und demſelben nach dem Abſterben des letzten wittembergiſchen Kurfürſten Albrecht von Sachſen, das Kurfürſtenthum Sachſen verliehen. Auch Polen wußte Sigmund zu gewinnen durch Preisgabe des Deutſchordens, den der Friede am Melnoſee zu großen Opfern nöthigte (27. Sep-
1423 tember 1422). Prinz Korybut ward zurückgerufen. Im März 1423

kamen die Könige bei Altdorf zusammen; die Macht von Ungarn, Polen, Litthauen und den nordischen Reichen, von Lothringen, Savoyen u. s. w. sollte gegen Böhmen helfen. Aber es scheint, daß alle diese Länder und Reiche ebensowenig Lust und Liebe zum Kreuzzug hatten, als das deutsche; die eine Hälfte that gar nichts, die andere Hälfte zog aus, kehrte aber schon unterwegs wieder um.

Indeß war Zizka mit seinen Kriegern auf einem weiten Zug in Ungarn und Oesterreich, um den Feind, während er Böhmen zu umstricken suche, im eignen Lande zu vernichten. Aber Sigmund hatte unterdessen auch in Böhmen selbst seine diplomatischen Künste versucht, verschiedene Herren gewonnen, sich versöhnlich vernehmen lassen und dem Adel ein Mittel geboten, sich der lästigen Volksherrschaft wieder zu entledigen. Auf dem St. Galli Landtage zu Prag ward über die Anerkennung Sigmund's und der vier Prager Artikel verhandelt. Zwar zerschlugen sich diese Verhandlungen, aber sie hatten die Folge, daß Zizka, der bisher sich in inneren Angelegenheiten versöhnlich und gemäßigt zeigte, ein tiefes Mißtrauen zur Prager Partei faßte und den Parteimann in furchtbarster Schärfe herauskehrte. Die Geschichte nennt das Jahr 1424 Zizka's blutigstes Jahr. Mit 1424
erbarmungslosem Terrorismus wandte er sein Schwert gegen die „Abtrünnigen, Heuchler und Verräther", viele Dörfer und Städte wurden da zerstört, viele Menschen verbrannt. Schon lag er vor Prag und schwor, kein Stein solle hier auf dem andern bleiben. Da kamen Gesandte heraus, unter ihnen der große Redner Johannes Rokycana, und rührten endlich das Herz des alten Kriegers, als sie ihn beschworen, der eigenen Nation und des bedrängten Vaterlandes zu schonen. Das ist der letzte große Charakterzug, den wir von ihm kennen. Denn als er bald nachher an der Spitze der versöhnten Heere zur Befreiung Mährens auszog, starb er unterwegs am 11. Oktober 1424 an der Pest. Auf dem Sterbebette gebot er den Seinen, „voll Gottesfurcht, fest und getreu, die göttliche Wahrheit zu schirmen." Das Volk bestattete seinen Leichnam in Königsgrätz; seine Krieger aber führten seitdem den Namen der Waisen, da ihnen der Vater gestorben sei.

Dem böhmischen Volke ist noch heute kein Name aus seiner

Geschichte geläufiger, als der des Zizka. Die Sage hat ihn ins Uebermenschliche gestaltet, als einen gewaltig daher fahrenden Dämon, wie er denn auch in der That schon im Leben dämonisch, übermenschlich schien. Die Geschichte hat keinen Revolutionshelden aufzuweisen, der ihm gliche. Es hat große Republikaner und große Revolutionssoldaten gegeben, aber wohl keinen, der in diesem Maße beides zugleich war. Er starb arm, wie ein Bettler. Als er auf dem Gipfel der Macht stand, blieb er ein „Bruder" unter den Brüdern; alle Titel und Bevorzugungen wies er von sich. Einst ließ ihm, wie es heißt, sein Gegner Sigmund, welcher vernommen hatte, daß Zizka ein Hofmann gewesen sei, die höchste Befehlshaberstelle des Reiches und Berge Goldes anbieten, falls er ihm dienen wolle. Der kaiserliche Herr bedachte nicht, daß Zizka, wenn ihn gemeiner Ehrgeiz geplagt hätte, auch ohne Sigmund in Böhmen Alles werden konnte, was er wollte.

Durch Zizka's Tod verloren die Böhmen ihren wachsamsten Schützer. Doch traten die Folgen nach außen nicht sogleich hervor, denn in der Schule des Feldherrn hatten sich tüchtige Heerführer gebildet, welche den Schrecken seiner Waffen aufrecht hielten. Am schwersten traf sein Verlust zunächst die Volkspartei, welche sich noch mehr als früher spaltete. Der leitende Einfluß kam wieder an Prag, Prinz Korybut war zurückgekehrt und als eine Art von Kriegshauptmann an die Spitze getreten. Die Friedensversuche der Prager wurden nun wieder aufgenommen; eine Gesandtschaft derselben verhandelte im Mai
1423 1425 mit Sigmund's Räthen; aber es war vergebens; die Prager täuschten sich, wenn sie wähnten, daß Rom jemals und irgendwo irgend etwas freiwillig nachgeben werde. Viel versöhnlicher waren die Taboriten und Waisen und so geschah es, daß im Herbst die böhmischen Parteien sich auf's Neue enger als je verbanden und auch die katholischen Herren nothgedrungen zu ihnen übertraten. Darauf verheerten die Böhmen im Winter Oesterreich und erfochten neue Siege, ohne jedoch den Frieden zu erobern. Es trat von jetzt an das sonderbare Schauspiel ein, daß die Hussiten fortwährend siegten, und nach jedem Siege der Kirche den Frieden anboten, während diese nach jeder Niederlage nur desto hartnäckiger wurde. Aus den Akten eines Prager

Landtags von 1426 ergiebt sich, daß auch die Taboriten auf diesem 1426
Landtage gelobten, „den Krieg nur zu führen nicht aus Eigenwillen, sondern aus Noth, um nicht mit Gewalt von Gottes Wahrheit hinweggedrängt zu werden."

So stellt sich denn die ganze Zeit nach der furchtbaren Schlacht bei Deutschbrod als eine große Pause dar, in welcher Böhmen nach Ueberwindung aller Prüfungen sich endlich nur noch fester einigt, Sigmund alle seine Entwürfe gegen Böhmen scheitern sieht, das deutsche Reich aber erst seine Hülflosigkeit bekundet und dann vollkommen in feindliche Lager auseinander fällt. Nur die Fürsten von Oesterreich und Meißen setzen noch den Hussitenkrieg fort, schon haben sie die eigenen Lande mit Mühe und Noth zu vertheidigen. Die übrigen Fürsten finden wir um diese Zeit weit entfernt zu helfen, im Gegentheil in offener Auflehnung gegen Sigmund. Die Verbindung des Lützelburgers mit Oesterreich und Meißen und die Erhebung Meißens zur Kurwürde, hatte die allgemeinste Eifersucht erregt. Dieser Streit um die sächsische Kur war, als ob es des Haders noch nicht genug sei, vom Schicksal als ein frischer Zankapfel in's Reich geworfen und kam den Hussiten trefflich zu Statten. Eine ganze Reihe von Fürsten machten mehr oder weniger entfernte Rechtsansprüche geltend. Der Kurfürst von Brandenburg hatte doch wenigstens ein mütterliches Erbrecht seines Sohnes, aber der Pfalzgraf Ludwig hatte gar nichts als seine vorgeblichen Verdienste um das Reich. Indem jedoch Sigmund nur Einen befriedigen konnte, und hierbei Friedrich den Streitbaren wegen seiner unablässigen Anstrengungen im Reichskriege erkor, handelte er zwar durchaus in seinem Rechte und in seinem und des Reiches unläugbarstem Interesse, machte sich deßhalb aber doch die Uebrigen zu erbitterten Feinden. Es wiederholten sich nun die einst gegen Wenzel erhobenen Vorwürfe; Sigmund, der nicht müde wurde, nach fruchtlosen Befehlen den Landfrieden einzuschärfen, ward als Urheber der aller Orten ausgebrochenen Fehden, sowie als Beförderer des Hussitenthums bezichtigt. Im Januar 1424 schlossen die Kurfürsten sogar zu Bingen einen Verein gegen die Hussiten und gegen Sigmund, welchen sie so zu sagen absetzten und bestimmten, daß die oberste Leitung alljährlich unter ihnen abwechseln solle. In der That erschienen auch

die rheinischen Kurfürsten nicht mehr auf den Reichstagen, welche Sigmund auf den September und November nach Wien berufen hatte. Vergebens waren selbst die Bullen des Papstes. Man war am Rheine mit einem heftigen Kriege gegen den Markgrafen von Baden, Sigmund's Parteigänger, beschäftigt. Sigmund schloß nun seiner Seits mit Oesterreich und Sachsen am 25. Juli 1425 ein Schutz- und Trutzbündniß zu Waizen, verband sich sogar mit seinem unversöhnlichsten Gegner Friedrich von Tyrol, der verschiedene Länder zurückerhielt, und suchte in auswärtigen Allianzen Ersatz für die fehlende Hülfe des Reiches. So gewann er sich die Freundschaft des Königs Erich von Dänemark durch einen Schiedsspruch gegen die Grafen von Holstein, wegen des Besitzes von Schleswig. Um die Gunst des Polenkönigs bewarben sich jetzt wetteifernd der König und die Fürsten auf Kosten Deutschlands. — Es ward noch viel hin und her gehandelt, und endlich im März 1426 wieder ein Reichstag in Wien gehalten, auf welchem aber wiederum die rheinischen Kurfürsten nicht erschienen. Die Erschienenen selbst konnten sich über die Beiträge zu einem neuen Heere nicht einigen. Eben unterhandelte man im Sommer end- und erfolglos zu Nürnberg, da kam die Kunde, daß Sigmund's letzte Hoffnung, nämlich das 70,000 Mann starke, nach Hussitenweise eingeübte, mit 3000 Kriegswagen und 180 Geschützen gerüstete Heer des Kurfürsten von Sachsen, welches Friedrich's streitbare Gemahlin Katharina selbst zum Kampfe geführt hatte, bei Aussig an der Elbe am 15. Juni 1426 von dem dreifach schwächeren Hussitenheere unter Prinz Korybut vernichtet worden sei. Der Stolz und Hochmuth der Katholiken, die ihres Sieges allzu gewiß waren, strafte sich hier selbst. Denn da die Böhmen vor der Schlacht baten, man möchte übereinkommen, daß, wer immer siege, die Gefangenen schone; antworteten die Gegner, „man werde keinen Ketzer am Leben lassen." Und so ward ihnen denn mit dem eigenen Maße gemessen. Wohl baten 24 sächsische Grafen und Herren vor den Ketzern auf den Knieen rutschend um Gnade, aber sie wurden nun selbst als Ketzer verbrannt. Fünfzehntausend Katholische wurden erschlagen, alle ihre Wagen und Geschütze erbeutet.

Nun endlich ließ man die elenden Reichshändel einen Augenblick fahren und fing ernstlich an, sich über neue Maßregeln zu einigen.

Es war Gefahr im Verzuge! Die Hussiten gingen, nachdem sie alle feindlichen Angriffsheere vernichtet und am 19. November auch das Heer des Herzogs Albrecht bei Lundenburg gesprengt hatten, nunmehr zur Offensive über. Schon glaubte man bis nach Hessen und am Rheine, sie stünden bereits vor den Thoren; man besserte allenthalben die Stadtmauern aus und zog neue Gräben. Was man an Streitkräften in der Eile hatte, ward an die böhmische Gränze geschickt. Indeß zum Glück verfolgte die jetzt in Böhmen herrschende Partei unter Prinz Korybut den Sieg nicht weiter, denn Korybut hoffte sich das Verdienst zu erwerben, die Christenheit zu versöhnen und wollte seinen königlichen Ohm in Polen beschwichtigen, der ihm seine Besitzungen confiscirt hatte. Er schickte daher eine geheime Gesandtschaft an den Papst Martin nach Rom, die den Böhmen zwar keineswegs den Frieden, wohl aber dem Korybut den Sturz brachte. Als die Böhmen aus aufgefangenen Papieren sein Unternehmen erfuhren, ward er von der eigenen Partei verhaftet und aus dem Lande geschafft. Die Taboriten aber erlangten nun wieder die Leitung und hiermit beginnt der zweite Hauptabschnitt des Hussitenkrieges.

Denn von dieser Zeit an begannen die Hussitenheere in furchtbaren Streifzügen die deutschen Länder zu verwüsten; um Rache zu nehmen für alles Leid, das ihnen aus dem Reiche gekommen, und um dem „Gesetze Gottes" und ihrem böhmischen Lande die Freiheit und den Frieden zu erkämpfen. Sie sahen wohl, daß hierzu ein bloßer Vertheidigungskrieg trotz aller ihrer Siege nicht ausreiche. So wollten sie denn nach dem römischen Grundsatze, daß „die Noth Vernunft bringt", das Reich und die Kirche mit Feuer und Schwert zu toleranteren Gedanken zwingen. An ihre Spitze trat jetzt ein Held, dem Zizka ähnlich, Procop der Große (so genannt zum Unterschied von einem anderen Hussitenführer, Procop dem Kleinen). Er war ein Mann von vornehmer Herkunft, von großer, auf Reisen und in Büchern erworbener Bildung. Als Jüngling in den Priesterstand eingetreten, dann wegen Ketzerei verfolgt, schlug er sich zur entschieden evangelischen Partei der Taboriten und nahm ein Weib zur Ehe. Doch blieb er Priester. Als solcher trug er niemals Waffen; hatte sich aber gleichwohl zum großen Feldherrn ausgebildet. Er wird als ein

Mann von kriegerischem Aussehn geschildert, mit kurzem, starkem Körper, braunem Gesichte und großen Augen. Gleich gewaltig mit der Feder, auf der Rednerbühne und in der Schlacht, hatte er die letzten großen Schlachten gewonnen, die energische Fortsetzung des Krieges gefordert, und übernahm jetzt die militairische und politische Leitung.

Die Geschichte der nächsten Jahre liefert uns daher für Böhmen eine Reihe von siegreichen Heereszügen nach Norden, Süden, Osten, Westen, für Deutschland ein langes entsetzliches Verzeichniß zerstörter Städte und Dörfer und verwüsteter Landschaften. Viele Ortschaften verschwanden damals für immer. Es war ein Krieg, minder lang dauernd, aber im Verhältniß der Zeitdauer ebenso zerstörend als der
1427 dreißigjährige. Im Jahr 1427 wird erst Oesterreich, dann Schlesien und Lausitz heimgesucht. Lauban, Löwenberg, Goldberg und
1428 andere Städte werden verbrannt. Das folgende Jahr sieht die Hussiten in Ungarn bis über die Waag, die brennenden Vorstädte der Hauptstadt Preßburg beleuchten ihre Wagenburg. Dann ziehen sie wieder nach Schlesien und finden nur leere Städte; denn alles Volk ist vor ihnen wie in einer neuen Völkerwanderung geflohen. Viele Tausende suchen Schutz in dem bald hart umlagerten Breslau, dessen Vorstädte in Flammen aufgehn. Doch findet sich hier eine bedeutsame Nachricht: nach Procop's Befehl verschonen die Hussiten da wo sie keinen Widerstand finden, das Gut der Bürger und Bauern und verbrennen nur noch die Kirchen, die Pfarrhäuser, die Herrenhäuser, die Wirthshäuser und die Prostitutionshäuser. Auf diese Weise, heißt es weiter, stärkten sie sich gar sehr und erhielten vielen Zulauf unter dem Volke. Die Städte aber fingen an, sich mit Tribut loszukaufen und bald folgten auch die mächtigsten Landherren diesem Beispiel.

Ueberhaupt begann man jetzt in den Gränzländern gar sehr an die Versöhnung der Hussiten zu denken. Denn nirgends zeigte sich Hülfe, und selbst Noth und Schrecken hatten nur dazu gedient, die Ohnmacht des Reiches und der Kirche auffälliger darzuthun. Wohl hatte der Papst einen berühmten Fürsten, den Bischof von Winchester, Heinrich von Bedford, einen Bruder des Königs Heinrich IV. von England, als Legaten an die Spitze eines vierten Kreuzzugs

gegen Böhmen gestellt; wohl hatte man im Reiche wieder große Entwürfe, die fränkische Ritterschaft stiftete sogar einen neuen geistlichen Ritterorden zu St. Georg und der heiligen Jungfrau; und doch trotz so großen Eifers hatte es viele Schwierigkeit, bis im April 1427 zu Frankfurt ein Reichstag und auf diesem endlich ein Beschluß zu Stande kam. Vier große Heere, eine Nord-, Ost-, Süd- und West-Armee, sollten gleichzeitig gegen Böhmen aufbrechen. Eine den Hussiten nachgebildete Kriegsverfassung ward vorgeschrieben; nur die Kurfürsten sollten den Oberbefehl führen. Zu einer Kriegssteuer wollte man sich noch immer nicht verstehen; geistliche Zehnten, Ablaßgelder und eine Judensteuer sollten die Kosten decken. Es sollen nun auch wirklich an 200,000 Mann zusammengebracht worden sein, obwohl wiederum viele herrschaftliche Contingente ausblieben. Die Reichsstädte, zumal in Schwaben und vom See, thaten sich durch die Zahl und den Kriegseifer ihrer Truppen dies Mal hervor. Doch scheint ihr Beispiel wenig gefruchtet zu haben; denn als das versammelte Heer vor Mies stand, lief es auf die bloße Nachricht, daß 15,000 Böhmen unter Procop heranzögen, in panischem Schrecken davon. Zornig zerriß der Kardinal von Bedford die Reichsfahne und warf sie den deutschen Fürsten vor die Füße. Doch mußte auch er mit seinen Engländern die Flucht ergreifen. Tausende wurden auf der Flucht erschlagen. So schimpflich und beschämend dieses Ereigniß nun auch für die altberühmte Tapferkeit unseres Volkes war, wir würden es gleichwohl mit Freuden begrüßen, denn es brachte uns nun endlich eine große Maßregel: ein gemeiner Pfennig, d. i. eine Reichssteuer, und ein stehendes Reichsheer ward nämlich jetzt auf dem Reichstage in Frankfurt am 3ten December 1427 beschlossen. Wenn wir diesen Kernpunkt und Lebensnerv politischer Einheit für unser deutsches Vaterland wirklich erlangten, so würden wir die Berge von Akten, welche seitdem für die deutsche Einheit vollgeschrieben und vollgeredet worden sind, gern dafür hingeben. Der Kurfürst Friedrich von Brandenburg bewährte sich auch hier als einen der größten Fürsten, welchen Deutschland im 15. Jahrhundert hatte. Er behauptete, daß dem Reiche mit zusammengerafftem Volke nicht mehr zu helfen und daß nur noch von einem stehenden Heere Rettung zu hoffen sei,

und die Noth bewirkte endlich, daß seine Ansicht durchdrang. Treffliche Grundsätze wurden bei der Veranlagung dieser Steuer aufgestellt. Niemand im Reiche, nicht Fürst und Ritter, nicht Mönch und Nonne, sollte davon befreit sein. Jeder über 15 Jahren hatte wenigstens einen Groschen, bei einem Vermögen von 200 bis 1000 Gulden wenigstens einen halben Gulden, bei größerem Vermögen wenigstens einen Gulden u. s. w. zu zahlen. Geistliche sollten fünf Procent des jährlichen Einkommens und bei fehlendem festem Einkommen mindestens zwei Groschen; Juden hingegen einen Gulden, Edle 3 Gulden, Ritter 5 Gulden, Herren 15 Gulden, Grafen 25 Gulden zahlen. Reichscommissionen sollten das Geld erheben, ein Reichsrath von neun Mitgliedern, nämlich sechs Kurfürsten und drei reichsstädtischen Vertretern, sollte die Rüstungen leiten und sich alljährlich zu Nürnberg unter dem Kurfürsten von Brandenburg versammeln, dieser selbst sollte ständiger Oberbefehlshaber sein. Fürwahr ein vortrefflicher Plan, durch welchen mit einem Schlage erreicht werden konnte, was seit den Saliern unsere Kaiser vergebens erstrebt und alle deutsche Patrioten bis auf den heutigen Tag vorgeschlagen haben. Aber aus der Verderbniß jener Zeit und ihrer Glaubenskriege sollte nun einmal nichts Gutes erwachsen. Die meisten geistlichen Herren weigerten sich, irgend etwas zu Kriegssteuern beizutragen, und umgekehrt erklärten die meisten weltlichen Herren, daß der Krieg nur im Interesse des Klerus unternommen und daher von ihm allein zu bestreiten sei. Die Ritterschaft schützte Steuerfreiheit vor und behauptete, sie sei nur zum Kriegsdienst verpflichtet, wofür sie jedoch auch Bezahlung heischte. Allerdings ließen viele Reichsstände einen gemeinen Pfennig in ihren Bezirken erheben, aber sie wollten ihn nicht abliefern. Nur ein kleiner Theil des Betrages gelangte bis nach Nürnberg und über dessen Verwendung erhob sich heftiger Streit unter den Kurfürsten, welche zu diesem Ende in der ersten Hälfte des Jahres 1428 zu Nürnberg, Frankfurt, Koblenz, Bingen, Mainz, Frankfurt und Nürnberg vergebens tagten. Vom Juli an nahmen die Kurfürsten von Köln und Trier an keiner Zusammenkunft mehr Theil, sprachen dem Collegium jede Gültigkeit ab, so lange der Kurfürst Friedrich II. von Sachsen, welchen Sigmund nach dem im Januar erfolgten Ableben dessen Vaters Friedrichs des Sieghaften ohne Geneh-

migung jener Kurfürsten mit der Kurwürde beliehen hatte, an den Sitzungen sich betheilige. So ging das Jahr zu Ende, ohne daß die Hussiten am Reiche Widerstand fanden. Desto fruchtbarer war es an innern Händeln, die von Niemandem mehr erregt wurden, als gerade vom Klerus. „Denn", bemerkt Windeck von dieser Zeit, „wo man boses horte oder krieg wer vnd man fragte, wer tut das? so hies es der bischoff, der propst, der dechan, der pfaff" ꝛc. In der That finden wir eine ganze Reihe von Städten im hellen Kriege mit Klerisei, Adel und Patriciat. Und dazu kamen nun die großen Fürstenkriege jener Zeit, welche Deutschland ärger heimsuchten, als es die Hussiten nur vermochten. Wüthender als je war der Krieg zwischen Baden und Pfalz ausgebrochen und zog das ganze Rheinland von Straßburg bis Köln in seine blutigen Kreise. Im Oberlande war zwischen den Appenzellern und dem Abte von St. Gallen wieder der Krieg entbrannt, welchen die Eidgenossen und die Reichsstädte am See erst im Juli 1429 zu Constanz schlichteten. Fast mehr noch als durch die Hussitennoth wurde Baiern geängstigt durch seine Herzöge und ihren Straubinger Erbstreit, da die sämmtlichen Wittelsbacher, sowie der verwandte Herzog Albrecht um das Erbe des Herzogs Johann von Straubing und Niederland stritten. Zahlreiche Fürstenhöfe, Schiedsgerichte, Kaiserbriefe blieben unbefolgt, bis endlich die Theilung des Landes unter die übrigen vier Baiernherzöge nach den Köpfen (Straubing, Kelheim, Vilshofen, Schärding) vor dem Reichshofe durchdrang und ausgeführt wurde. Sigmund wollte sich auf diese Weise den Beistand der Herzöge gegen Böhmen sichern. Zu gleichem Zwecke hatte er das Land insgeheim in einer andern Urkunde dem Herzog von Oesterreich als heimgefallenes Lehen übertragen*). Holland ward dem Hause Burgund vollends preisgegeben. Sigmund durfte es eben mit Niemandem mehr verderben, wollte er je Böhmen wieder erlangen. Er mußte es auch geschehen lassen, daß der Kurfürst von Sachsen die Reichsbriefe mißachtete und das Burggrafthum Meißen eroberte, daß Landgraf Ludwig der Friedsame von Hessen, dessen siegreicher

*) Auf diese Verleihung stützte noch in späten Tagen Kaiser Joseph II. seine Ansprüche im bairischen Erbfolgekriege und erlangte Oesterreich das Innviertel.

Krieg gegen Mainz wegen Waldeck und Fulda halb Deutschland beschäftigte, als Schiedsrichter in Nord- und Mittel-Deutschland, zumal in den welfischen Händeln, auftrat; daß der Kurfürst von Brandenburg dem Kaiser in Polen den Rang ablief und endlich Pommern und Mecklenburg zwang, ihm im Frieden von Templin die Ukermark zu lassen; daß endlich zur Vertheidigung des vom käuflichen Reichshof gegen das klarste urkundliche Recht dem Dänenkönig Erich wieder zugesprochenen Herzogthums Schleswig, die Hansa mit den Holsteinern im Bunde sich zu einem zwanzigjährigen Kriege gegen die vereinigte Macht der drei Königreiche erhob, ungeschreckt durch Sigmund's Drohungen und Befehle. — —

Sigmund, abwechselnd mit prunkenden Hoffesten und mit Türkenkriegen beschäftigt — bei Golubatz ward er im Mai 1428 vom Sultan Murad aufs Haupt geschlagen nnd entkam selbst nur mit genauer Noth — überließ das Reich gänzlich seinem Schicksal oder mischte sich höchstens mit Urkunden und Befehlen ein, die zwar meist unbeachtet blieben, ihm aber noch viel Geld einbrachten, da sie in streitigen Fällen gewöhnlich dem Meistbietenden zu Theil wurden, mitunter auch beiden Theilen, falls beide gut bezahlten. Er trug sich mit dem Gedanken einer Römerfahrt zur Kaiserkrönung und forderte so Fürsten als Städte zum Zuzug auf; man mag sich denken mit welchem Erfolge! Außerdem hatte er damals eine große Intrigue ausgesonnen, welche für Polen verhängnißvoll wurde. Er benutzte eine Zusammenkunft mit dem Könige von Polen und dessen Vetter, Großfürsten Witold von Litthauen, um dem Letzteren die litthauische Königskrone heimlich anzubieten. Es sind daraus blutige Bürgerkriege in Polen entsprungen, welche auch nach dem 1430 erfolgten Tode Witold's fortdauerten, und dem Deutschorden sehr zu Statten kamen — aus Dankbarkeit schickte er dem Sigmund eine streitbare Ordenskolonie an die untere Donau zum ständigen Gränzschutz gegen die Osmanen — außerdem aber, worauf es dem Sigmund eben hauptsächlich ankam, die Litthauer zu seinen eifrigsten Freunden machten. Indeß alles dieß brachte ihn doch nicht weiter gegen Böhmen und er fing nun endlich an, auch mit den Taboriten zu unterhandeln. Procop der Große war selbst zu Preßburg, die Bedingungen,

welche er für einen Waffenstillstand stellte, würden heut zu Tage und bei einiger Vernunft und Billigkeit für einen so furchtbaren Sieger mäßig genug erscheinen. Aber man hielt sie für ungeheuer; man verlangte, die Böhmen sollten sich einem neuen Concil unbedingt unterwerfen! Der Gedanke, daß Ketzer gleichberechtigte Menschen seien, die man nicht zu richten, sondern mit denen man sich zu vertragen habe, bedurfte neuer Blutströme, um begriffen zu werden. Die Friedensworte der Böhmen machten weniger Eindruck, als das Geräusch ihrer Waffen. Gegen diese letzteren glaubte die Kirche eine starke Retterin gefunden zu haben in der bekannten Jeanne d'Arc, welche im Jahre 1429, wie man wähnte auf übernatürliche Weise, die Franzosen mehrfach zum Siege führte. Diese wunderthätige Jungfrau sollte jetzt mit englischen Kreuzfahrern die Ketzer in Böhmen vernichten, ward aber statt dessen selbst als Ketzerin von den Engländern verbrannt; ja, als die schon unterwegs nach Böhmen befindlichen englischen Truppen das Mißgeschick ihrer Waffen erfuhren, verließen sie eigenmächtig den Legaten und eilten nach Frankreich ihren Landsleuten zu Hülfe.

Die Böhmen aber richteten jetzt ihre Heerzüge gegen Lausitz, Sachsen und Franken. Sie erstürmten im Juli Bunzlau, verbrannten im September Görlitz, Bauzen, Kamenz, eroberten Guben. Im December lagen sie insgemein vor Meißen und Dresden und verbrannten die Vorstädte, und nachdem sie die vereinigte Macht der 1430
Kurfürsten und Herzöge von Sachsen, Brandenburg, Braunschweig u. s. w. zwischen Grimma und Leipzig geworfen und nach Leipzig vor sich her gejagt hatten, zogen sie in fünf Heere abgetheilt durch die deutschen Lande, „und thäten großen Schaden, und Niemand wagte, sich ihnen im Felde zu stellen". Die Reichen vergruben ihr Geld und flohen; die Städte standen öde, und wo die Hussiten nicht erschienen, da stellten sich Räuberbanden als noch viel schlimmere Gäste ein. Altenburg, Gera, Plauen, Hof, Müncheberg, Baireuth, Kulmbach gingen in Flammen auf. Da endlich kamen Abgeordnete von Herren und Städten und baten demüthig um Stillstand. Der Kurfürst von Brandenburg, der Herzog von Baiern, die fränkischen Bischöfe, die Städte Nürnberg, Würzburg, Bamberg zahlten hohen Tribut und gelobten, daß zu Nürnberg im April ein Religionsgespräch

gehalten werden solle. Darauf zogen die Hussiten, mit ungeheurer Beute beladen, wieder nach Hause, geleitet bis zur Gränze vom Kurfürsten von Brandenburg, den sie wegen seines edlen und leutseligen Wesens sehr lieb gewannen.

Ueberhaupt fügte jetzt dieser große Fürst der langen Reihe seiner Verdienste um Deutschland von allen das rühmlichste hinzu; er ward der entschiedenste Verfechter einer verständigeren, versöhnlicheren Politik gegen die Böhmen; er bestand darauf, daß man ihnen jetzt treulich Wort halte. Er mußte sich dafür freilich die abscheulichsten Verläumdungen seiner Neider gefallen lassen. Man wollte wissen, er sei ein heimlicher Ketzer und strebe nach der böhmischen Krone. Als ob es nicht sonst Gründe genug für eine verständigere Politik gegeben hätte! Mußte ihn doch schon die Sorge für seine Länder in Franken und Brandenburg, welche am meisten zu leiden hatten, bestimmen, daß diesem entsetzlichen Zustande ein Ende gemacht werde. Er lud alle katholischen Doctoren nach Nürnberg ein, er forderte auch den Papst Martin dringend auf, den Tag zu beschicken. Statt dessen verbot der Papst jede Unterhandlung mit den Ketzern und daher kam die Disputation gar nicht zu Stande. Der stolze Römer, der einst zu Costnitz über den Kaiser und alle Nationen triumphirt hatte, wollte nicht mit einem kleinen Volke von Ketzern unterhandeln. Mochte Deutschland darüber eine Wüste werden, das konnte ja den Felsen der Kirche nicht erschüttern! Ueberhaupt trauete der Papst den Deutschen nicht; er hielt sie Alle für Ketzer und setzte seine Hoffnung auf den alten frömmelnden Polenkönig; dessen Volk jedoch sich immer enger an die Böhmen anschloß. Um jene Zeit lag Sigmund krank in Preßburg und hierhin hatte sich schon Ende 1429 der Kurfürst von Brandenburg mit anderen Herren und zahlreichen Städteboten begeben. Sigmund erblickte mit Recht den Grund alles Elends in der fehlenden Einheit. Um sie herzustellen, und den Klagen über Anarchie ꝛc. abzuhelfen, ließ er den Reichsständen wiederum einen Verfassungsentwurf (Landfriedensordnung) zur Annahme vorlegen, welcher dem einst zu Constanz vorgeschlagenen entsprach, und erklärte dabei mit energischen Worten, daß seine bloße Anwesenheit in Deutschland, wie die Erfahrung genugsam gelehrt, zu gar nichts führe; ohne eine gründ-

liche Verfassungsänderung und so lange die Machthaber selbst jeden Frevel unbestraft treiben und beschützen könnten, sei in Deutschland keine Regierung möglich. Er wandte sich insgeheim an die Städteboten mit der Eröffnung, daß er nur um ihret willen noch die deutsche Krone trage, nur bei ihnen sei noch ein Interesse für das Reich zu finden. Er lobte ihren Patriotismus und ermahnte zur standhaften Ausdauer. Die durch allerlei Fehden und Händel damals schwer bedrängten Städte hatten sich nämlich beifällig für Sigmund's Entwurf ausgesprochen — Grund genug für die Fürsten, mit Mißtrauen gegen den Entwurf erfüllt zu werden. Sie behaupteten jetzt, solche Dinge müßten im Reiche selbst entschieden werden. Voll Zornes rief Sigmund, so wählet Euch wen Ihr wollt, ich bin Eures bösen Willens satt, und habe nicht Lust mich in Deutschland narren zu lassen, indeß mir die Türken auch noch Ungarn nehmen. Doch besann er sich und wollte es noch ein Mal in Nürnberg versuchen. Aber nun fielen drei Hussitenheere in Schlesien, Mähren, Oesterreich und Ungarn ein und verlegten alle Heerstraßen. Sigmund ward bis in den September zurückgehalten und als er endlich eintraf, konnte nichts Rechtes mehr beschlossen werden. Alles ward nun auf einen anderen Reichstag zu Nürnberg verschoben, welcher gleichzeitig mit dem Concilium zu Basel im Frühling 1431 eröffnet werden sollte. 1431

Das Jahr 1431 ist merkwürdig in der Geschichte wegen des Beginnes dieser hauptsächlich durch die Hussiten-Noth herbeigeführten langen und wichtigen Kirchenversammlung. Die vom Papste Martin zu Constanz gegebenen Versprechungen waren unerfüllt geblieben; das Concil, welches er in fünf Jahren nach Pavia berufen sollte, wollte er nicht berufen; und da er von der Universität Paris fast gezwungen, es endlich berufen und nach Siena verlegt hatte, löste er es wegen eines zwischen ihm und dem Concilium ausgebrochenen Autoritätsstreites im Februar 1424 wieder auf, ehe die Kirchenreformation nur zur Sprache gekommen. An diesem Papste, welcher doch als einer der besseren jener Periode gepriesen wird, waren die ernsten Lehren der Zeit spurlos vorüber gegangen. Nicht ein Mal im Nepotismus und Stellenhandel ließ er eine Aenderung eintreten. Mitten im Elend der Christenheit und während er Geld sammeln ließ zu Ketzerkriegen, ver-

sönlich aber die größte Armuth zur Schau trug, erübrigte er ein Privatvermögen von fünf Millionen Gulden. Deßhalb hatte er auch einen so großen Abscheu vor Kirchenreformationen und Concilien, weil sie nothwendigerweise damit anfangen mußten, den päpstlichen Säckel zu reformiren, er haßte sie als ketzerisch. Der Versammlung zu Siena mußte er nun freilich versprechen, in sieben Jahren ein Concilium nach Basel zu berufen. Die Frist lief ab, aber Martinus ward wiederum wortbrüchig und erst, nachdem während eines Festes in Rom „zwei erlauchte christliche Fürsten", die sich nicht nannten, als welche man aber allgemein den Kurfürsten von Brandenburg und den Herzog Albrecht von Oesterreich bezeichnete, vor Notar und Zeugen ein drohendes Manifest an die Kirchthüren anschlagen ließen, ward in der Angst und Aufregung Martin endlich bewogen, in das Concil zu willigen. Er starb wenige Wochen nachher und sein Nachfolger Papst Eugenius, ein Venetianer und Parteigänger der Familie Orsini, war Anfangs ganz mit dem Kampfe gegen die Familie Colonna, der er die hinterlassenen Schätze seines Vorgängers wieder entriß — beschäftigt, und setzte zunächst dem Concil keinen Widerstand entgegen, ja er wollte selbst theilnehmen. So trafen denn während der ersten Hälfte des Jahres allmählig die Abgeordneten zur Versammlung in Basel ein. Sie war nicht so glänzend und zahlreich, als die, welche vor 17 Jahren im nahen Constanz eröffnet worden; die Noth der Zeit hielt Manchen daheim; aber die, welche kamen, hatten einen desto ernsteren Willen mitgebracht. Gar Mancher hatte in dem letzten Jahrzehend mehr gelernt als sonst in hundert Jahren. Das nächste Ziel dieser Versammlung und des mit ihrer Leitung beauftragten Kardinals Julian Cesarini war allerdings demjenigen des Costnitzer Conciliums ähnlich. Die Einheit der Kirche sollte wieder hergestellt werden, wie damals den schismatischen Päpsten, so jetzt den abgefallenen Böhmen gegenüber. Aber schon hierin lag die Nothwendigkeit, den freieren Richtungen der Zeit und der vielversprochenen, nie erfüllten Kirchenreformation mit größerem Ernste und Eifer sich zu widmen, sei es um die Böhmen mit Güte zu gewinnen, sei es um für den Fall ihrer Weigerung die der papistischen Kreuzzüge mehr als überdrüssigen Völker zu neuen Anstrengungen im Interesse der Kirchen-Einheit zu

bewegen. Und daß dieses letztere nöthig sei, zeigte sich bald. Die Böhmen weigerten sich, die Autorität auch dieses Conciliums anzuerkennen; sie wollten unterhandeln, sich verständigen, Frieden schließen, nicht aber ihren Glauben einer Autorität im Voraus unterwerfen. Die evangelische Freiheit stand ihnen höher, als der abstracte Begriff der Kircheneinheit. Deßhalb scheiterten die Vorverhandlungen zu Eger. Es ward beschlossen, noch einen Kreuzzug gegen die Hussiten zu versuchen.

Die Anstrengungen zu diesem fünften und letzten Kreuzzuge, bei welchem Kaiser, Papst, Concilium und Reichstag zusammenwirkten, waren noch größer als die früheren. Zwar die vom Kurfürsten von Brandenburg geforderte Ausrüstung eines Söldnerheeres mittelst einer Reichssteuer konnte auch jetzt nicht durchdringen, dagegen ward eine neue Truppen-Matrikel, noch viel größer als die von 1422, beschlossen. Man wollte es dießmal mit ungeheueren Wagenburgen und Geschützen nach hussitischem Muster zwingen und so ausgerüstet zogen im Sommer etwa 130,000 Mann in drei Heeren gegen Böhmen, während Herzog Albrecht mit seiner Kriegsmacht von Mähren her einbrach und 500 Städte und Dörfer verbrannte. Da rief Procop der Große mit dictatorischer Gewalt sein Volk zu den Waffen. Mit 3000 Wagen und Geschützen, 50,000 Fußgängern, 5000 Reitern zog er dem Feinde entgegen und traf ihn am 14. August bei Tauß. In der dritten Nachmittagsstunde dieses Tages stand der Legat auf einem Berge, von wo er das ganze mächtige Lager der Kreuzfahrer und das ihren Blicken noch verborgene, eine Meile entfernte Heer der heranziehenden Hussiten übersah. Da hörte er, wie der Wind den Kriegesgesang der Taboriten „die Ihr Gottes Krieger seid" herübertrug ins Lager und nun sah er zu seinem Entsetzen, wie sich die Reihen seines Heeres in wilder Hast lösten, ihre Wagenburgen in Verwirrung geriethen und wie Alles in unaufhaltsamer Flucht davoneilte. Er selbst entkam mit genauer Noth und irrte Tage lang in gemeiner Verkleidung im Walde umher. Aber sein prächtiger Ornat und auch die Papstbulle gegen die Ketzer fielen mit allem Geräthe den Hussiten in die Hände. Tausende wurden auf der Flucht erschlagen. Der Schrecken war so sinnverwirrend, daß Nürnberger Bürger, die heim eilten, ihre eigene Vaterstadt nicht wieder erkannten und nach einer Herberge herumfrag-

ten, als wären ſie in einer fremden Stadt. Herzog Albrecht eilte auf die Kunde dieſer Niederlage, von beiden Procopen verfolgt, wieder heim. Das war der *große Tag bei Tauß*.

Von dieſem Tage an ſah der Kardinal Julian das Heil nur noch im Frieden mit den Huſſiten. Seit dem cimbriſchen Schrecken hatte die Welt nichts geſehen, was dieſer Angſt glich! Schon wurden auch die Huſſiten nicht mehr bloß gefürchtet; ſchon zählten ſie Fürſten und Herren des Reichs in ihren Reihen; ihre Vertheidigungsſchriften, ihre Anklagen gegen den katholiſchen Klerus wurden allenthalben verbreitet, geleſen und gebilligt; unter den Augen des Conciliums wagte man, ein Manifeſt der Taboriten an die Rathhausthür zu Baſel anzuſchlagen; in Frankreich wurde unter dem Volke auch eine Huſſitenſteuer, aber *für* die Huſſiten, eingeſammelt; es muß weit gekommen ſein, wenn ſelbſt die Spanier im Glauben wankten und huſſitiſche Bücher laſen. Und bedrohlicher noch als dieſe religiöſe Anſteckung erſchien die politiſche. Mit Beſorgniß ſah man, wie die Volksfreiheit in Böhmen Wurzel faßte, wie die alten Stände ſchwanden und eine neue Generation mit den Begriffen der bürgerlichen Freiheit in die Höhe kam; ein ſcharfer Zug der Freiheit wehte wieder wie nur je durch Deutſchland und fand in den verrotteten Verhältniſſen der Machthaber nirgends rechten Widerſtand. Damals wurden unter Anderen in Magdeburg, Bamberg, Würzburg, Paſſau, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Köln, Aachen, Lüttich, Biſchöfe und Klerus wegen ihrer Anmaßungen ausgetrieben, in den Städten ſtanden die alten Freiheitskämpfer wieder auf; faſt überall, wo nur alte oder neue Geſchlechterherrſchaft den Zünften wieder gegenüber ſtand, ward ſie geſtürzt; und ſelbſt viele Hanſeſtädte konnten der Bewegung nicht widerſtehen. In jener Zeit ſind auch die Mainziſchen Patricier vor den Zünften aus ihrer Vaterſtadt geflohen, unter ihnen Johannes Guttenberg, deſſen Muſe im Exil wir die Entſtehung jener Macht verdanken, welche berufen war das zu vollbringen, was doch keine Demokratie vollbringen konnte, nämlich die Menſchheit geiſtig und dauernd zu befreien. Auch an den, bei jeder Freiheits-Regung des Volkes auftauchenden Bauernkriegen fehlte es nicht. Dieſer unterdrückte Stand zog damals an vielen Orten, zumal am Rheine, unter ſtreitbaren Schultheißen, nach Huſ-

siten-Art mit Dreschflegeln bewaffnet, aus; nicht sowohl um gleich so manchen Herren Straßenraub zu treiben, sondern auch nur um die Menschheit, wie er es eben in seiner rohen Weise verstand, zu befreien. Ein solcher Haufe von 3000 Bauern lagerte vor Worms und forderte die Auslieferung der durch Wucher verhaßten Juden und Geistlichen. Solche Bauernaufstände im Reiche wurden freilich aus Mangel an Zusammenhang und befestigten Orten von den Herren rasch unterdrückt. Nur die Städtebünde, zumal der rheinische, fanden damals einen Theil ihrer alten Kraft wieder. Doch sie schienen den Herren eben so bedrohlich als die Ketzer und selbst die Art und Weise, wie die fränkische Ritterschaft das Uebel bekämpfen wollte, mochte ihnen gefährlicher erscheinen, als das Uebel selbst. Sie bot sich dem Legaten zu einem neuen Kreuzzuge an, wenn man ihr Geld, Kriegsgeräthe und Macht gebe. Denn die bisherigen Kriege seien nur deßhalb mißlungen, weil sie von den Fürsten geführt worden, denen am Wohl und der Ehre der Nation nichts gelegen sei.

Mit milder Friedensbotschaft zogen jetzt die Legaten des Concils ein zu den Böhmen nach Eger, wo sich Mai 1432 Procop der 1432
Große mit anderen Gesandten einfand und wo es endlich hauptsächlich durch die Bemühungen des Kurfürsten von Brandenburg und unter Vermittlung der klugen Nürnberger gelang, die Absendung einer böhmischen Gesandtschaft nach Basel zu erbitten. Man verhieß ihnen einen ehrenvollen Platz im Concil, wo sie die vier Artikel als auf Gottes Gesetz, sowie der Praxis Christi, der Apostel, der Urkirche und der alten Concilien beruhend nachweisen und ihrem Gottesdienste ungefährdet obliegen sollten. „Wie sollen wir Euch aber trauen?" fragte Procop, „Ihr habt uns als Ketzer verdammt, und nach den Geboten Eurer Kirche dürft Ihr uns keinen Vertrag halten." Doch nahmen sie endlich die Bürgschaft des Kurfürsten von Brandenburg an, dessen biederes Wesen ihnen mehr Vertrauen einflößte, als die Betheuerungen der gesammten Clerisei. Die beste Gewähr lag freilich noch in ihren Waffen und deßhalb verweigerten sie den Waffenstillstand, bis ihnen der Friede und Anerkennung ihres Glaubens zu Theil geworden sei. Noch während der Egerschen Verhandlungen verwüsteten Taboritenheere Brandenburg, Polen und Ungarn und nöthigten den König Ladislaus zum

Bündniß. Indeß ward von den Kalixtinern auf dem Landtage zu Kuttenberg die Genehmigung der Verabredungen durchgesetzt. Das Concilium aber, das in seiner dritten General-Session zu Protocoll beschlossen hatte, wie „nach Gottes unerforschlichem Rathschluß die Böhmen mit Kriegsmacht nicht zu überwinden seien," nahm diese Nachricht vom Beschlusse der Böhmen laut weinend vor Freude und die Hände in Dankgebeten zum Himmel hebend auf.

Und in diesen Tagen der Angst und Hoffnung, hatte es Papst Eugenius IV. für passend gefunden, das Concilium, weil es „mit verdammten Ketzern Unterhandlung pflege und der Würde des apostolischen Stuhles Abbruch thue," aufzulösen und ein anderes nach Bologna, in die ultramontane Gegend zu berufen, da die Länder nördlich der Berge vom Gifte des Hussitenthums angesteckt seien, in Wahrheit geschah es aber aus Besorgniß vor dem Ernst der zur Reformation entschlossenen Versammlung und aus Eifersucht auf ihre Macht. Als die Nachricht dieser versuchten Auflösung bekannt wurde, ging ein Schrei der Entrüstung durch die ganze Christenheit. „Wenn ich den Befehl befolgen wollte," schrieb der Kardinal Julian nach Rom zurück, „mit den Zähnen würde man mich zerreißen. Geht das Concil jetzt zu Ende, so ist die ganze deutsche Geistlichkeit geopfert." Er legte einstweilen seine Stelle nieder, aber das Concilium wählte sich nun selbst einen Vorsitzenden, den Bischof Philibert von Coutance, erneuerte die Beschlüsse des Costnitzer Concils, wonach die allgemeinen Concilien über dem Papste stehen, erklärte dessen Auflösungsversuch für unstatthaft, dessen Bannbullen gegen Mitglieder und Schützer des Concils für *nichtig* und lud ihn selbst nach Basel.

Nicolaus von Cusa (Nicolaus Chryffz, d. i. Krebs, aus Cues an der Mosel) ein sehr gelehrter, durch Reisen und historische Studien aufgeklärter Dechant zu Koblenz, ein Schützling und Berather des Kardinals Julian, der ihn nach Basel berufen hatte, nimmt hier in Basel die Stelle des Gerson ein. In seiner berühmten Schrift über die Kirchen-Einheit spricht sich die schon von Gerson entwickelte Meinung der freisinnigen Katholiken jener Zeit aus, welche von großen Versammlungen und neuen Verfassungen das Heil erwartete, und eine *constitutionell* regierte *katholische* Kirche an Stelle des *römischen*

Papstabsolutismus gründen wollte. Während in diesem Sinne die Versammlung zu immer entschiedenern Beschlüssen fortschritt, war des Papstes Eugenius Hartnäckigkeit freilich durch nichts zu beugen, als durch die Ohnmacht. Dieser Papst befand sich nach seinem Siege gegen die Colonna über die Lage der Welt im sonderbarsten Irrthum. Sigmund sollte ihm helfen, das Concil zu sprengen, als Preis für die Kaiserkrone! Aber Niemand hatte größeres Interesse am Concil als Sigmund, dem es Böhmen zurück verschaffen sollte und welcher die Väter vielmehr zur Standhaftigkeit ermahnen ließ. Darauf wollte Eugenius den Sigmund entthronen und ließ dem Herzog Friedrich von Tyrol die Krone anbieten. Doch dieser lehnte sie ab, er hatte an Constanz genug gehabt. Ueberhaupt standen damals, trotz aller sonstigen Entzweiung, alle Fürsten und Völker und selbst des Eugenius Kardinäle — die Einen aus Opposition, die Anderen aus Angst vor den Hussiten — auf Seite des Concils und Eugenius mußte sich endlich, um nicht abgesetzt zu werden, zur Anerkennung desselben bequemen.

Am 4. Januar 1433 hielten die böhmischen Gesandten, bestehend aus 1433
den Häuptern ihrer Parteien, darunter Procop dem Großen für die Taboriten, Johann von Rokycana für die Utraquisten, ihren Einzug in Basel. Man warf sie nicht mehr als Verbrecher in stinkende Kerker. Wie Könige wurden sie begrüßt. In den Städten, durch welche sie kamen, brachte man ihnen Ehrengaben entgegen; das Concilium beschloß, ihnen in Prozession entgegenzuziehen. Man geleitete sie in prächtige Herbergen; die Bürgermeister der Stadt und die Häupter des Concils erstatteten ihnen den ersten Besuch, und veranstalteten Feste und öffentliche Spenden zu ihrer Ehre. Man bewarb sich um ihre Freundschaft, ja der König von Frankreich hatte seinen Prälaten aufgegeben, persönliche Beziehungen mit den Böhmen anzuknüpfen. Man lud sich gegenseitig zu Tische und wetteiferte in Höflichkeit. Dem Volke wurde befohlen, sich achtungsvoll zu benehmen. Die öffentlichen Frauenzimmer, welche einst zu Costnitz eine Hauptrolle spielten, wurden eingesperrt, Würfelspiel, Musik und Tanz in den Herbergen ward verboten, Basel erhielt ein puritanisches Aussehen, und alles dies geschah, damit die Hussiten kein Aergerniß hätten. Was allen Predigern und Propheten nie gelungen, das hatte endlich die Beredtsamkeit der Kanonen und der Dreschflegel bewirkt.

Doch im Grunde hatte sich jetzt nur die Kampfesweise verändert: man hoffte das Hussitenthum auf eine andere Art zu überwältigen; man wollte es todt disputieren. Es waren zu diesem Ende seit Monaten in Basel die furchtbarsten Rüstungen gemacht worden. In der That, wenn man diese lange Reihe von Kanonisten und Theologen übersah, dann schien in der großen Redeschlacht, die nun begann, das Hussitenthum verloren. Vier Magister, ein Deutscher, ein Slave, ein Franzose und ein Spanier, waren erkoren, um Jeder gegen einen Prager Artikel zu streiten, Disputier-Commissionen waren eingesetzt, mit denen sich die Disputatoren seit drei Monaten im schulgerechten Wortgefecht übten. Der deutsche Magister Kalteisen, Dominikaner, Professor und Inquisitor zu Köln, hatte die traurige Aufgabe, gegen die Freiheit der Predigt vom Worte Gottes zu streiten. Zwei Monate lang ward nun von diesen Magistern fast ununterbrochen von früh bis spät geredet und von den Böhmen, welche unvorbereitet waren, geantwortet. Wir wollen ihnen nicht in diese scholastischen Labyrinthe folgen. Im Allgemeinen zeichneten sich nach dem Eingeständniß katholischer Mitglieder die Reden ihrer Magister durch unendliche Länge und Langweiligkeit, die der Böhmen, zumal des Rokycana, der für den Kelch stritt, durch Geist und Feuer aus. Das Resultat dieser Reden war die beiderseitige Erkenntniß, daß sie umsonst gesprochen seien. Jeder Theil hatte gehofft, den anderen zu bekehren und beide fanden sich getäuscht. Man sah, daß wo weltgeschichtliche Principien gegenüberstehen, eine Rede gar wenig vermag. Ohne etwas erreicht zu haben, wollten die Hussiten scheiden. Nun versuchte man allerlei, sie festzuhalten. Nicolaus von Cusa machte ihnen verschiedene wichtige Vorschläge. Den Vorschlag, ins Concilium als Mitglieder einzutreten und dann dessen Entscheidung gelten zu lassen, wiesen sie zurück. Da ward ihnen das unbedingte Zugeständniß des Kelches und in den übrigen Punkten weitere Verständigung in Aussicht gestellt und sie gaben anheim, hierüber bei mangelnder eigner Befugniß, mit dem Landtag in Prag zu verhandeln. Begierig ging das Concilium hierauf ein und ordnete Legaten ab, welche sogleich mit den heimkehrenden Böhmen nach Prag zogen, um dort das Friedenswerk fortzusetzen.

Von diesem Augenblicke an war die Sache der Hussiten verlo-

ren, die des Conciliums gewonnen. Was Waffen und Redekampf nicht vermocht hatten, that jetzt die diplomatische Verhandlung. Bald genug sahen die Legaten den nur durch die Gefahr des Vaterlandes vorübergehend verhüllten Gegensatz der böhmischen Parteien in Religion und Politik; schon in Basel konnten sie ihn bemerken; und indem sie nun eingedenk des römischen Grundsatzes: theile und herrsche, den freundlichen Verkehr in Basel und Prag dazu benutzten, ihre Netze auszuwerfen unter der Adels- und Utraquisten-Partei, gelang es endlich die Verhandlung zum erwünschten Ziele zu führen. Und während die taboritischen Krieger in der Ferne große Siege erfochten, Ungarn durchzogen, im Herbste die Neumark angriffen, zwölf Städte eroberten, bis zur Meeresküste drangen und am 1. December vor Danzig lagen, waren die Herren in Prag mit den Legaten in heimlicher Zusammenkunft beflissen, allem Taboritenwesen daheim ein Ende zu machen und für sich selbst einen leidlichen Frieden mit der Kirche zu erlangen. Die Utraquisten-Partei war wieder, wie am Anfange des Krieges, die einflußreichste geworden. Denn die Masse des böhmischen Volkes war nach so langen Kriegsjahren endlich matt und müde geworden und sehnte sich nach Ruhe und Frieden. Nach einem ewigen Naturgesetze folgte auch hier der Aufregung die Erschlaffung. Schon Zizka hatte diese Gefahr vorausgesehen und ihr dadurch möglichst vorgebeugt, daß er aus der Mitte der Taboriten ein stehendes Heer absonderte, die Kriegs-Gemeinden, welche seitdem allein ins Feld zogen, und die Haus-Gemeinden wieder den friedlichen Beschäftigungen zurückgab. Aber damit waren auch für die letzteren die Lasten des Unterhalts der ersteren größer geworden und konnten doch selbst durch die ergiebigsten Beutezüge um so weniger gedeckt werden, als ein großer Theil des Landes verwüstet und unfruchtbar geworden und fast aller Handelsverkehr mit dem Ausland mit so mancher reichen Einnahmequelle aufgehört hatte. Man war genöthigt, eiserne, kupferne, lederne Assignaten zu geben, deren Inhaber Alles verloren. Die gemeinsamen „Kufen", in die Anfangs ein Jeder mit urchristlichem Brudersinne das Seine niederlegte, hatten sich auch nicht bewährt, theils weil die Begeisterung überhaupt nachgelassen hatte, theils weil so einfache Proceduren wohl für ein schlichtes Gemeinde- und Familienleben, nicht

aber für den großen Krieg geeignet sein konnten. Ueberhaupt hatte eben durch den langjährigen Krieg und die Absonderung eines Kriegerstandes das Taboritenwesen, soweit es noch zu Felde zog, seinen Charakter verändert. Es war verwildert und zu einem Kriegshandwerk geworden. Während sich in Böhmen selbst die Handwerker und Landleute verbargen, um nicht zu den Feldgemeinden gezogen zu werden, strömte, durch Ruhm und Beute gelockt, von außen allerlei Volk, Polen, Russen, Deutsche, Wälsche herbei, die gewiß nicht schlechter, als andere Söldnerheere, aber doch auch gar weit davon entfernt waren, sich wie „Kinder Gottes" zu betragen, das Taboriten- und Waisen-Heer vielmehr in den Ruf brachten, daß es die „Büberei und Hefe aller Völker" enthalte.

Aus diesem Allen folgt freilich nicht, daß der politische und kirchliche Zustand in Böhmen in sich selbst durchaus unhaltbar gewesen sei. Zu einer solchen Behauptung finden wir nirgends ein Recht; ja die Legaten selbst konnten den Zustand, den sie in Böhmen trafen, immer noch als musterhaft preisen. Hätte Böhmen auf einer einsamen Insel gelegen, so würden sich allem Anschein nach evangelisches Kirchenwesen und bürgerliche Freiheit, wie sie nun schon über ein Jahrzehend bestanden hatten, auch noch ferner, wenn gleich unter Stürmen und Prüfungen, entwickelt haben. Aber Böhmen lag eben im Herzen des Festlandes, umringt von Völkern und Mächten, deren Wechselwirkung es sich auf die Dauer nicht entziehen konnte. Und wie es den Völkern ringsumher neuen Freiheitseifer gegeben, so mußte es dafür umgekehrt von den Mächten ringsumher die Geschenke der Reaction entgegen nehmen. Das Erste und Nöthigste, was die Böhmen jetzt endlich brauchten, war der Friede, sie hatten ihn noch nöthiger als ihre Feinde und diese Entdeckung der Legaten wog nun alle Niederlagen der Kreuzfahrer wieder auf.

„Das Volk", heißt es in der geheimen Relation eines Legaten, „erliegt unter den Kriegslasten, Adel und Volk sind gedrückt und unzufrieden; nur einige Heerführer und Priester wollen noch Krieg, aus Furcht, sie möchten im Frieden die Herrschaft über das Volk verlieren." Dieser Vorwurf ist gegen Procop und andere Taboritenführer gerichtet, welche zwar auch Frieden begehrten, aber nicht den Frieden um

jeden Preis. Mit dem bloßen Kelche und einer unbestimmten Umschreibung der vier Artikel wollten sie sich nicht abspeisen lassen. Doch ihr Widerstand konnte den Triumph der Kirche nur noch verzögern, aber nicht mehr hindern. Die Herren zu Basel und die Herren zu Prag hatten sich verstanden und die Botschafter, die noch hin und her gingen, verhandelten zwar öffentlich über ihre unbedeutenden Differenzen, aber insgeheim über die Unterdrückung der Taboriten. So kamen denn als eine vorläufige Friedensgrundlage die vom Martinilandtage zu Prag im November gut geheißenen s. g. Prager Compactaten zu Stande, in denen nur die Forderung der Utraquisten, d. h. der Kelch im Abendmahl ausdrücklich, alles Uebrige aber nur in höchst unbestimmten Ausdrücken zugestanden wurde. Und doch, diese Zugeständnisse, so unbedeutend sie auf dem Standpunkte der Freiheit erschienen, sie waren ungeheuer auf dem Standpunkte der Kirche, das Princip der unbedingten Autorität und dogmatischen Unfehlbarkeit war damit, wenn auch nur auf Einem Punkte, aufgegeben worden. Und an diesem Principe hingen doch selbst die freisinnigsten Concilien eben so zähe, als das Papstthum. Auch die Utraquisten sollten das bei den weiteren Verhandlungen über die Auslegung der Compactaten noch empfinden. Allzusehr vertraueten sie ihrer Macht und wandten sich nun, da sie von außen gesichert zu sein glaubten, vor allen Dingen gegen die Taboriten. Vergebens hatten deren Häupter jenen trügerischen Compactaten widersprochen; sie wurden überstimmt, das Prager Volk schrie nach Frieden und feierte die Legaten; eine Pest, eine Hungersnoth, ein Aufruhr im Heere kam hinzu, welches seinen eigenen Führer, Procop den Großen, mißhandelte. Das Schicksal Procops war ein tief tragisches; von dem verwilderten Taboritenheere wegen seiner Bildung beargwöhnt, von den Utraquisten gehaßt, zog er sich voll Grames vom Schauplatze zurück. Mit ihm wich der gute Geist vollends aus dem Taboritenheere, es versank in Zuchtlosigkeit. Indeß begannen die Legaten die Compactaten schon anders auszulegen und sogar am Kelche zu mäkeln; es erhoben auch die katholischen Herren, unter ihnen der ruchlose Herr von Rosenberg, wieder das Haupt und stifteten mit den utraquistischen einen Herrenbund. Diese letzteren Umstände zumal hätten die noch herrschende Mittelpartei wohl vorsichtiger machen

sollen; aber es erging ihr, wie gewöhnlich, sie fürchtete sich vor den sichtbaren Excessen des Volkes mehr, als vor den noch unsichtbaren Excessen der Reaction. Sie trat dem Herrenbunde bei und willigte in die Auflösung des Taboritenheeres. Auf diese Nachricht erhob sich Procop wieder aus dem Dunkel; noch ein Mal stellte er sich als Oberfeldherr an die Spitze der Partei; noch ein Mal eilten ihm aus den kleineren Städten und vom Lande viele Freunde zu. Dem katholischen und utraquistischen Herrenbunde trat gleichsam ein taboritischer Städtebund entgegen und noch ein Mal wiederholte sich nun hier der alte Kampf zwischen den Herren und dem Volke, um mit der Eintracht des Hussitenthums dessen beste Macht und Kraft zu vernichten. Der Herrenbund brachte ein großes Heer zusammen, darunter nicht wenige Söldner, die im Taboritenheere ihr Handwerk gelernt hatten. Bei Lipan kam es am 30. Mai 1434 zu einer langen, mörderischen Schlacht. Sie dauerte Tag und Nacht bis zum folgenden Tage und endete mit dem Untergange des Taboritenheeres. Ihre Führer fielen, mit ihnen 13,000 Taboriten; denn auch die Gefangenen wurden vom Feinde ermordet. Procop der Große, der so lange die Welt zur Bewunderung und Furcht genöthigt und seinem Vaterlande ein fester Schild gewesen war, ging lautlos unter im Blute seiner Brüder. Niemand hat nach seiner Leiche gesucht, Niemand hat sie gefunden. Mit seinem Falle hatte sich in Böhmen das Schicksal der Volksfreiheit und der Hussitischen Lehre entschieden.

Doch blieb auch hier immer noch viele trotzige Lebenskraft zu überwinden übrig und bei fehlender Centralisation hatte es immer große Schwierigkeit, eine weit verbreitete Partei zu unterdrücken. Noch Jahre lang haben sich ansehnliche Reste der Taboriten in einzelnen Landschaften, in festen Städten und auf hohen Burgen vertheidigt. Einige davon erlangten sogar für sich eine gewisse Duldung und dauern unter dem Namen böhmische (und mährische) Brüder noch heute fort. Ein größeres Taboritenheer erscheint wieder in den litthauisch-polnischen Kriegen, unter der Führung des Sigmund Korybut, welcher in der Schlacht bei Wilkomir am 1. September 1435 fiel; der Rest seiner taboritischen Streiter trat in die Dienste eines russischen Fürsten Friedrich und legte den Grund zu dem so berühmt gewordenen Militär-

körper der Kosaken. So liebt es die Geschichte, mit tragischer Ironie die Dinge allmählich in das Gegentheil ihrer Anfänge umzukehren. Aus den berühmten Freiheitsheeren sind die letzten Stützen des Despotismus geworden. — Die meisten taboritischen Gemeinden schlossen sich jetzt der großen Mittelpartei der Kalixtiner an, welche wenigstens das nationale Interesse noch vertrat und an einem gewissen Grade politischer Freiheit, sowie am Kelche festhielt. Auch der Herrenstand mußte sich zu seinem großen Mißvergnügen dieser Partei noch einige Zeit fügen; sie ward nunmehr der Gegenstand seines Hasses und seiner Umtriebe. Johann Rokycana stand jetzt an ihrer Spitze. Sein Widerstand machte dem Concil, welches mit Procop's Fall schon vollkommen triumphirt zu haben glaubte, noch viel zu schaffen; aber der Erfolg konnte schon wegen der unklaren Fassung der Compactaten und der Artikel selbst nicht mehr zweifelhaft sein und während der weiteren, ohne rechten Nachdruck geführten Verhandlungen schmolz das Maß hussitischer Berechtigung mit jedem Tage mehr zusammen, dem Concilium aber wuchs der Muth so sehr, daß die Legaten in Wahrheit gar nichts mehr, außer einer sehr umschränkten Erlaubniß des Kelches, zugestehen wollten und selbst die mäßigsten, altbegründeten Forderungen des Landtags verwarfen. Da sich die Böhmen somit vom Concil getäuscht sahen, kam ihnen glücklicherweise nun der große Zwist zu statten, der zwischen dem Concil und dem Kaiser ausgebrochen war und sie traten daher wieder in Unterhandlungen mit dem Letzteren ein.

Wir stehen hier mitten in den diplomatischen Ränken jener Zeit, die sich wie zahllose Spinnengewebe durchkreuzen und umspinnen. Nach der Niederlage von Tauß und dem Scheitern aller seiner Pläne war Sigmund Ende 1431 ohne Reichshülfe, unterstützt nur durch eidgenössischen Zuzug und Geldbeiträge der Reichsstädte, nach Italien gezogen, um die Kaiserkrone und mit ihr neues Ansehen zu erlangen. Er brachte zunächst eine große Coalition gegen seine alte Feindin Venedig zu Stande und wußte sogar den Herzog von Mailand zu bewegen, daß ihm derselbe (nur zum Scheine) zu Mailand die eiserne Krone aufsetzen ließ. Das erregte großen Tadel bei den deutschen Fürsten, daß Sigmund von demselben Hause eine Krone nehme, wegen

dessen Erhöhung einst sein Bruder entthront worden sei. Er verlebte dann, freilich mehr wie ein Abenteurer als wie ein König, die folgenden Jahre in Parma, Piacenza, Lucca und Siena. Hier, umgeben von Genüssen und Intriguen, war er so ganz in seinem Elemente. Auch ward er jetzt, da ihn das Alter drückte, sehr fromm, doch nur für gewisse Tage, abwechselnd lag er den Liebschaften und den Bußübungen ob. Seine Anwesenheit ward den Einwohnern sehr kostspielig und unangenehm. Er war dabei gleichwohl oft in Noth und trieb einen wahren Handel mit Urkunden. Aber ohne Kaiserkrone wollte er nicht wieder fort und alle Botschaften aus Basel, er möge sich doch zum Concil begeben, die Kaiserkrone werde er vom Papste Eugenius doch nie bekommen, waren vergebens. In der That hatte Eugenius gerade um jene Zeit den Sigmund wegen seiner Parteinahme für Basel bannen und entthronen wollen. Aber die Baseler Versammlung besorgte aus mancherlei Gründen, Sigmund werde sich trotz alledem doch wieder mit dem Papste verbinden, sobald er des Concils nicht mehr bedürfe. Und dieser Fall trat denn auch wirklich ein. Nachdem Sigmund mit Hülfe des Conciliums erst den Papst, und dann die Hussiten fügsamer gemacht, schwor er dem Ersteren wieder Gehorsam, auch Hülfe gegen Alle, die sich gegen ihn auflehnen würden und ward dafür am 31. Mai 1433 von Eugenius in der Peterskirche gekrönt. Damals nahm er einen zweiköpfigen Adler ins Reichswappen, doch ist das Reich dadurch nicht stärker geworden. Schon durch diese dem Papste geleisteten eidlichen Versicherungen ermuthigte er denselben zu erneutem Widerstande gegen das Concilium und wandte sich von letzterem ab; denn der zwischen Papst und Concil bestehende Gegensatz dauerte mit unverminderter Stärke fort; er war durch die dem Papste abgezwungene Anerkennung nicht geschlichtet, da sich dieselbe nur auf die Thätigkeit des Concils gegen die Ketzer bezogen hatte und vom Concil daher als ungenügend verworfen war. Nicht sogleich trat Sigmund's Abfall vom Concil zu Tage; als dessen Gönner und Freund traf er vielmehr mit kaiserlichem Pompe am 11. October 1433 in Basel ein. Damals stand überdies das Concilium auf der Höhe seiner Macht; während andererseits der Papst Eugenius — sobald nach jenem Augen-

blicke des Uebermuthes, wo er bei der Kaiſerkrönung dem vor ihm knieenden Sigmund die etwas ſchief ſitzende Krone mit dem Fuße zurecht gerückt haben ſoll, in die traurigſte Lage gerathen war. Die Colonna hatten ſich aufs Neue erhoben, zwei vom Herzog von Mailand angeſtiftete Condottiere (Schaarenführer), Franz Sforza und Nicolaus Fortebraccio, eroberten den Kirchenſtaat, den ſie unter ſich theilten, und die Römer riefen wieder ein Mal die Republik aus. Eugenius, aus Rom verjagt, fand ein Aſyl in Florenz. In dieſer Lage gewährte er endlich die Forderungen des Conciliums. Das Papſtthum war wieder geſtürzt und das Concilium an ſeine Stelle getreten.

So ward der Autoritätsſtreit zwiſchen Papſt und Concil vorläufig zu Gunſten des letzteren beendet, um nunmehr zwiſchen dem Concilium und dem Kaiſer auszubrechen. Hierzu boten die chaotiſchen Verhältniſſe Deutſchlands ſofort den reichſten Stoff. Eine lange Reihe von Streitigkeiten zwiſchen den deutſchen Fürſten, Klerus, Städten lag dem Concilium vor, welches, von den Streittheilen ſelbſt angerufen, ſich nach dem Beiſpiele der Päpſte für verpflichtet hielt, alle Welthändel zu ſchlichten, zumal die des heiligen römiſchen Reichs. Vor Allem wollte das Concil jetzt der Anarchie in Deutſchland ein Ende machen und ſo zugleich die kirchliche Autorität, freilich in ſeinem Sinne, wieder herſtellen. Deutſchland ſtand, wie wir ſahen, bei der Kirche im übelſten Geruch; es ſchien der Fürſorge des Conciliums ebenſo bedürftig zu ſein als Böhmen. Wir würden uns einer ſolchen Fürſorge herzlich freuen, wenn ſie uns etwas geholfen hätte. An den Theorien dazu fehlte es nicht; hat doch Nicolaus von Cuſa in ſeiner berühmten Schrift zugleich eine Verfaſſung vorgeſchlagen, wie ſie nie vortrefflicher ausgedacht worden iſt, einen Entwurf, welcher die Herſtellung der kaiſerlichen Macht, die Einrichtung eines ſtändigen Reichsparlaments der Fürſten, Prälaten, Städte, die Reform und Stärkung der Juſtiz durch zwölf Kreisgerichte des Reiches, die Abfaſſung eines gemeinen Geſetzbuchs, die Aufſtellung eines ſtehenden Reichsheeres, die Erhebung von Reichsſteuern betraf, — ein Entwurf, welcher nur den einen Fehler hat, daß auch nicht das Mindeſte davon ausgeführt, ja nur auszuführen verſucht worden iſt. Es wäre dies auch ſchon deßhalb nicht möglich geweſen, weil ſich leider nur ſehr wenige Reichsſtände in Baſel

eingefunden hatten und das Reichsoberhaupt erst fehlte und dann feindselig gestimmt war. Sich etwa an das Volk, namentlich an die Städte zu wenden, fiel dieser Versammlung so wenig ein, daß sie im Gegentheil, um sich unter den deutschen Bischöfen einen Anhang zu machen, die himmelschreiendsten Urtheile wider die Städte fällte, und den geistlichen Bedrückern mit Bannflüchen zu Hülfe kam. So, um nur Weniges anzuführen, mußte Mainz in der Pfaffenrachtung (Januar 1435) den Unfug eines privilegirten Wein- und Fruchthandels der Geistlichen sich wieder gefallen lassen, Bamberg und Magdeburg wurden von Concil gebannt, weil sie sich unterstanden, zum Mißfallen ihrer Bischöfe, Festungswerke gegen die Hussiten zu bauen. Sie sollten die Werke wieder schleifen! Doch diese Städte, denen Sigmund beifällig zustimmte, waren noch immer mächtig genug, sich zu wehren und jagten, ohne auf das Concil zu achten, ihre Bischöfe ganz aus ihrem Gebiete.

Kaiser Sigmund konnte sich die Uebergriffe des Conciliums um so weniger gefallen lassen, als dasselbe meist aus Fremden, und zwar hauptsächlich aus Franzosen, bestand, die in dieser Weise Deutschland regieren wollten. Diese fremde Versammlung wollte über die wichtigsten Fragen Deutschlands entscheiden, begierig zog sie auch den sächsischen Successionsstreit vor ihren Richterstuhl*). Entscheidender noch für Sigmund ward die Stellung, welche die Väter zu seinem und und des Reiches altem Feinde, dem Hause Burgund anzunehmen beliebten. Dieses Haus hatte schon zu Costnitz dem Kaiser die größten Besorgnisse erregt und seitdem waren die Besorgnisse mächtig gewachsen. Philipp der Gute von Burgund hatte sich nach dem erblosen Tode seines Oheims Philipp von Brabant und Limburg im Jahre 1430 jener Lande bemächtigt und von den Ständen huldigen lassen, ohne nach dem Kaiser zu fragen, ohne bei ihm von diesem und irgend einem seiner dazu erworbenen Reichslande — Antwerpen, Mecheln, Namur — Belehnung zu nehmen. Ja, im Jahre 1433 nahm er der Gräfin Jacobaea auch Holland und Seeland ab. Dem Hause Wittelsbach fiel es auch jetzt nicht ein, seine Erbrechte auf Holland zu verfolgen. Dagegen machte jetzt Landgraf Ludwig von Hessen die alten Rechte seines Hauses auf

*) Die Sache wurde 1435 durch den Tod Erichs von Lauenburg erledigt. Die Kurwürde blieb dem Hause Wettin.

Brabant geltend und wahrlich nicht an diesem thatkräftigen Fürsten hat es gelegen, daß Belgien uns verwälscht ward. Er zog mit Kaiserbriefen und etlichen Truppen gerüstet bis Aachen, da aber alle Hülfe aus dem Reiche fehlte, so mußte er bei der Uebermacht seines Gegners von seiner Sache abstehen. Philipp aber stellte sich jetzt den ersten Königen Europa's gleich, stiftete den Orden des goldenen Vließes und war auch in der That viel mächtiger als der Kaiser. Er ging auch auf Einverleibung Lothringens aus. Schon mischte er sich in alle Händel des westlichen Deutschland ein; die Städte zumal waren wegen ihrer Handelsbeziehungen von ihm abhängig; seine Befehle wurden bei den deutschen Fürsten und Städten mehr beachtet als die von Kaiser und Reich.

In den großen Kirchenhändeln jener Zeit sehen wir das Haus Burgund und auch Philipp den Guten fortwährend schon deßhalb auf römischer Seite stehen, weil Frankreich dem römischen Papstthum widerstrebend, regelmäßig für die Concilien Partei ergriff. Man sollte denken, gerade dies Verhältniß hätte dem Kaiser und Reich zu Statten kommen müssen. Aber im Gegentheil, so überwiegend scheint bereits die burgundische Macht vor der kaiserlichen, daß das Concil, um den Beifall des Herzogs zu erwerben, dessen Gesandten sogar den Ehrenplatz vor den Kurfürsten einräumte und in den wichtigsten Länderfragen für ihn Partei ergriff. Man sieht, diese Verhältnisse würden den damaligen Widerwillen der deutschen Stände vollkommen rechtfertigen, welche trotz Sigmund's wiederholter Mahnung nicht nach Basel zum Reichstag kommen wollten, so daß er sich im Mai 1434 von dort erhob, um in Ulm Reichstag zu halten. Aber sie kamen auch nicht nach Ulm und ebensowenig oder doch nur sehr spärlich nach Regensburg. Sie wollten, wie es scheint, gar nicht mehr regiert werden. Während überall, wo nicht die Städte und etliche tüchtige Fürsten in ihrem Bereiche auf Ordnung hielten, das Raubgesindel schrecklich angewachsen, konnten nicht ein Mal die allernothwendigsten reichspolizeilichen Bestimmungen erzielt werden. Sigmund sah sich ganz auf die heilige Vehme angewiesen, die in der That die einzige Autorität war, welche übermüthigen Machthabern noch einigen Respect einflößte. Hat doch damals der Stuhl von Dortmund den Herzog Heinrich von Landshut und den Bischof von Würzburg, zwei der unbändigsten Herren, durch Ver-

fehmung eingeschüchtert und hierdurch mehr als durch seine Ausartungen das Geschrei der Herren wider sich erregt. Sigmund ließ sich zu Dortmund aufnehmen und beschäftigte sich dann mit der Reform des Gerichtsverfahrens. Da alle anderen Urtheile gegen den, zahlloser Verbrechen schuldigen Ludwig den Bärtigen unwirksam geblieben, ward er vom Kaiser als oberstem Vehmrichter verurtheilt, lachte jedoch auch dieses Urtheil aus und ließ dem einen Reichsboten die Ohren abschneiden, der andere mußte die Briefe essen. Erst als von Sigmund aufgeboten die Eidgenossen und die Städte gegen den frechen Unhold zu den Waffen griffen, ward ihm bange und er kaufte sich bei Sigmund Begnadigung und Ehren. Diesem schimpflichen Factum mag die schreckliche Geldbedrängniß des Kaisers zur Entschuldigung dienen; in Basel hatte er sein Silberzeug, in Ulm die Reichsinsignien, in Regensburg endlich die Krone vom Haupte versetzen müssen, denn auf der Reise von Ulm nach Regensburg hatten ihn Strauchritter ausgeplündert.

So stand es um Sigmund, als er zu Regensburg wieder geheime Unterhandlungen mit den Hussiten anknüpfte, welche in Ungarn, wo in Folge der langen Abwesenheit des Kaisers und seiner tollen Verschwendung, Verwirrung und Aufruhr ihn ebenfalls bedrängten, eilig fortgesetzt wurden und endlich zu einer Verständigung führten. Der Landtag zu Prag forderte für die Utraquisten volle Religionsfreiheit, sowie fortdauernde Geltung als Landeskirche. Sigmund genehmigte diese Bedingungen mündlich, sein Kanzler Schlick gab die trefflichsten Zusicherungen und darauf setzte endlich die Mehrheit des Landtags gegen den Widerspruch ihres bisherigen Führers Rokycana, der sich nun auch bereits in der Minderheit sah, die Unterwerfung unter die Kirche und unter den Kaiser auf Grund der Compactaten
1436 durch. Am 5. Juli 1436 leistete der Landtag, auf dem Marktplatze zu Iglau, vor dem auf hohem Throne sitzenden Sigmund die Huldigung. Am 23. August hielt er seinen Einzug in Prag.

Kaiser und Kirche hatten nun über die Hussiten triumphirt. Die vor der Huldigung zu Iglau laut verlesenen Verheißungen und Verträge, der von Sigmund gegebene Majestätsbrief wurden aber fast gar nicht gehalten. Schon lange vorher hatte Sigmund einigen Legaten vertraut, er müsse den Böhmen Allerlei vorspiegeln, damit er

nur in's Königreich komme; nachher hoffe er Alles in's alte Geleise zu bringen. Gewiß hat er mit diesen Worten auch die Legaten täuschen und beschwichtigen wollen, indem er auch ihnen etwas vorspiegelte. Er war viel zu klug, um durch plumpe Reaction die endlich gewonnene Krone sofort wieder aufs Spiel zu setzen. Denn es bleibt immer ein gefährlich Ding, das „alte Geleise" nach zwei Jahrzehenden einer reichen, schöpferischen Geschichte wieder herstellen zu wollen. Sigmund, nun ein Greis, mag nicht die Absicht gehabt haben, mit einer so schändlichen Lüge in das Grab zu steigen und seinem Hause die kaum gewonnene Krone wieder zu verscherzen. Aber er konnte oder wollte auch die Reaction der wieder mächtig gewordenen katholischen Herren-Partei nicht hindern, die jetzt immer kühner ihr Haupt erhob und deren Treiben für Böhmen und Deutschland wieder sehr folgenreich und verderblich wurde. Zu dieser Partei gehörten jene Herren, welche unter Wenzel Landesverrath trieben, dann während der Volksherrschaft königlich waren, dabei aber doch auch nach allen Richtungen hin mit Sigmunds Feinden im Reiche conspirirten, öffentlich jedoch es stets mit der siegreichen Partei hielten, und mit ihren Gesinnungen einen förmlichen Handel trieben. Ein Herr von Rosenberg zeichnete sich unter diesen Männern aus. Er ließ sich für seinen letzten Uebertritt zu Sigmund eine ganze Reihe von Grafschaften verschreiben. „Oeffentlich", schrieb er einst dem Kaiser während der Volksherrschaft, „dürfen wir keinen hängen, aber wen wir heimlich erhaschen, den quälen wir zu Tode." Diese Partei schwelgte jetzt in ihrem Siege. Alle der böhmischen Nation gemachten Versprechungen wurden gebrochen. Die ehrlichen Utraquisten, welche widerstrebten, wurden von ihren Aemtern entfernt, verfolgt, verbannt. Diese bildeten jetzt eine neue Oppositionspartei heran. Es waren dies auch Ueberläufer, aber Ueberläufer edlerer Art; solche, die es lieber mit den Besiegten halten und den ausschweifenden Siegern gegenüber treten. An ihrer Spitze stand der inzwischen von den Utraquisten zum Erzbischof erwählte Rokycana, der mit grober Verletzung ausdrücklicher Verheißung nicht bestätigt, sondern verbannt ward. Ein Katholik zog als Erzbischof ein. Prag aber ward nach dem Einzuge des kaiserlichen Hofes wieder ein „Sodom und Gomorrha", mit den Pfaffen und den Hofherren zogen auch die Freudendirnen wieder in hellen Haufen ein.

Als hätte es nie Verträge mit den Hussiten gegeben, ward auf Verlangen der Legaten der Gottesdienst in allen Prager Kirchen in der alten Weise gehalten. Sogar die verhaßten Bettelorden stellten sich nebst den anderen Mönchsorden wieder ein. Die Reaction überstürzte sich, sie glaubte, daß mit dem Untergange der Taboriten, deren stärkste
1437 Feste Sion im September 1437 endlich auch gebrochen wurde, wobei der letzte Taboritenführer, der tapfere Johann von Rohac mit Gepränge aufgehängt wurde, aller Widerstand getödtet sei. Aber sie täuschte sich; die rohe Mißhandlung von Männern, welche dem Volke theuer geworden und die grobe Verletzung der Verträge regte die Nation von Neuem auf. Es entstand „großer Jammer" und „ein Murren im Volke". Der niedere Adel wurde schwierig; der Landtag überreichte dem Kaiser im Oktober 1437 neunzehn Beschwerde-Artikel, schon rüsteten viele Städte und Herren zu neuem Kriege. Gern hätte Sigmund nun wieder eingelenkt; aber es war zu spät; er fühlte sein Ende nahen und um wenigstens ohne Gefahr sterben zu können, mußte er aus dem Lande flüchten.

Mehr als je mußte ihm damals an der Erhaltung seiner Erbländer gelegen sein. Der Plan, den einst sein Vater entworfen und den er schon so frühe mit den schändlichsten Mitteln gegen den eigenen Bruder verfolgt hatte, der Plan eine große Ostmonarchie zu gründen, deren Mittelpunkt das tief nach Deutschland verzweigte Böhmen sein sollte, bildete auch den letzten sehnlichsten Wunsch seines Lebens. Diesem Plane hatte er so vieles geopfert, diesem Plane ordneten sich alle die anderen weitschweifenden Pläne unter, die er nicht müde geworden ist, bis an sein Ende zu spinnen, und deren Vielseitigkeit eine Hauptursache ist, daß ihm keiner gelang. Denn es fehlte allen der Nachdruck jenes concentrirten sittlichen Ernstes, welcher seinem Wesen eben fremd war. Am wenigsten war es ihm mit der deutschen Verfassungsreform geglückt, obwohl er sie bis an sein Ende, noch von Böhmen aus, versuchte. Aber auf dem deßhalb zu Eger gehaltenen Reichstage war keiner von den geistlichen Herren erschienen und der nun nach Nürnberg ausgeschriebene ward durch die Ereignisse vereitelt. Ebensowenig war dem Kaiser die Kirchen-Reformation gelungen; ja die Ironie des Schicksals hatte es gewollt, daß er, welcher bis vor kurzem

der Urheber und Schützer reformatorischer Concilien und ihrer entschiedensten Maßregeln gewesen, jetzt in demselben Augenblicke der Verbündete des Papstes wurde, wo es mit der Kirchen-Reformation Ernst zu werden anfing. Der Wiederausbruch des Kampfes zwischen Rom und Basel hatte nach Unterdrückung der Hussiten nicht auf sich warten lassen und fand den Sigmund, obwohl er sich noch das Ansehn eines Vermittlers gab, doch in Wahrheit bereits unter den eifrigsten Gegnern der Baseler Reformatoren. War er vorher bereits mit dem Concil zerfallen, so hatte nun die goldne Rose, die ihm Papst Eugen schickte, sowie die Lobrede, worin ein päpstlicher Legat seine körperliche Schönheit feierte, den eitlen alten Mann vollends für den Papst bezaubert. Und wie in diesen inneren Angelegenheiten des Reiches und der Kirche, war es ihm auch mit den Verhältnissen zum Auslande gegangen. Hatte er in den Tagen seines Glanzes zu Constanz daran denken können, das alte Kaiserthum über alle Reiche wieder herzustellen, so fand sich nun, daß er nicht ein Mal die Reichslande vor dem Herzog von Burgund retten konnte. Nach Osten hatte er das Reich nothdürftig genug gegen die Osmanen mit den Waffen vertheidigt — jedoch auch hier die letzte große Türkensteuer, die ihm Ungarn aufbrachte, leichtsinnig vergeudet. Gegen Polen hatte er die Reichsländer abwechselnd geschützt und verrathen, auch nach des alten Ladislaus Tode (1434) sich selbst um die Krone beworben. Doch auch dieser Plan scheiterte. Nicht besser war es zum Glücke seinen nordischen Projecten ergangen. Er wollte durchaus den König Erich von Dänemark, der Margaretha unfähigen und übermüthigen Nachfolger, der sich ihm in die Arme geworfen, auf Kosten Schleswig-Holsteins und der Hansa erhöhen. Ihm wie fast allen Kaisern aus der Zeit unseres Verfalles, war an Norddeutschland wenig gelegen und um des geringsten ihrer politischen Plane willen opferten sie ohne Bedenken die nothwendigsten und ältesten Bollwerke unserer Nation. Glücklicherweise waren die Hansa und Schleswig-Holstein noch im Stande, alle solche Plane zu Schanden zu machen. Ganz abentheuerlich war das Project, welches er noch zuletzt gegen den deutschen Orden entwarf. Der Hochmeister Paul von Rußdorf hatte im December 1435 mit Polen den ewigen Frieden von Brzesc abgeschlossen, welcher Sigmund's Pläne auf Polen frei-

lich durchkreuzte und auch sonst großes Geschrei erregte, ja den Hochmeister 1441 zur Abdankung nöthigte — aber doch durch die bedrängte Lage des Ordens um so mehr geboten war, als Sigmund sich außer Stande zeigte, dem Orden zu helfen. Aus Zorn und Rache gegen den Orden und um Streiter gegen die Türken zu gewinnen, hat der Kaiser damals bei Papst und Concilium wegen Auflösung des Ordens intriguirt, welcher ja schon längst der Curie ein Dorn im Auge war, den sie schon öfter zu vernichten gesucht hatte und der nun mit den Johannitern verschmolzen werden sollte. An eine Ausführung dieses Planes, welcher nur den Polen und Dänen genützt und den ersteren Preußen Preis gegeben hätte, war glücklicherweise nicht zu denken.

Und nun sollte auch noch der Haupt-Plan scheitern, an den sich des Greises Lieblingshoffnung klammerte. Während neue Gewitterwolken um ihn aufstiegen, und schon die Spuren einer tödtlichen Krankheit, des „heiligen Feuers" oder „Höllenbrandes", sich zeigten, welche ihn nöthigte, sich einen Zehen abschneiden zu lassen, ward in seiner nächsten Nähe eine Verschwörung entdeckt, die seinen Nachfolger um das Erbe bringen sollte. Sein eigenes Weib, die Kaiserin Barbara, hatte mit Einigen vom Adel sich verschworen, nach dem bald bevorstehenden Tode ihres Gemahls sich der Regierung zu Gunsten ihres Neffen, des Fürsten Ulrich von Cilly, zu bemächtigen. Ueber diese Frau ist viel geschrieben, sie ist von dem katholischen Geschichtschreiber Aeneas Sylvius und dessen Nachschreibern mit den gehässigsten Farben geschildert, dagegen von den Böhmen vertheidigt und gepriesen worden. Jener Schriftsteller behauptet, sie habe demnächst den blutjungen Polenkönig heirathen wollen. Mit einiger Sicherheit weiß man nur, daß sie mit ihrem Gemahl an Liederlichkeit wetteiferte, ein Mal lange von ihm verbannt war und überhaupt, wie es in solchen unsittlichen Ehen zu gehen pflegt, nicht in den reinsten Verhältnissen mit ihm lebte. Ihr Unternehmen scheint wesentlich nur eine Palastverschwörung ihrer ehrgeizigen Familie gewesen zu sein; womit sie sich freilich, weil die Verschwörung gegen ein verhaßtes katholisches Regiment gerichtet war, bei den Hussiten ebenso beliebt als bei den Katholiken verhaßt gemacht hat. Auf die Kunde dieser Verschwörung

und der beginnenden Volksbewegung verließ der kranke Kaiser mit der Gemahlin und dem Hofe Böhmen. In einer offnen Sänfte, mit dem Kaiserputze und einem frischen Kranze geschmückt, gefolgt von Höflingen und leichtfertigen Frauen und den Verwünschungen des Volkes, verließ er das Land; sobald er sich zu Znaym in Mähren in Sicherheit sah, ließ er die Kaiserin verhaften; ihm selbst blieben nur noch wenige Tage, die er dazu benutzte, schriftlich und mündlich seinen Schwiegersohn und Erben als Nachfolger auf den Thronen von Ungarn, Böhmen und Deutschland dringend zu empfehlen. Am 9. December 1437 ließ er sich auf den Thron setzen, den Kaiser-Ornat mit Krone und Insignien, darüber ein Sterbehemd anlegen und entschlief in diesem Aufputz, theatralisch und eitel bis zum letzten Hauche. Er war beinahe 70 Jahre alt geworden. Drei Tage lang ward die geputzte Leiche ausgestellt, der Sterbende hatte es so befohlen, „damit Jedermann sehe, daß all der Welt Herr todt und gestorben sei", dann brachte man den todten Kaiser und die gefangene Kaiserin mit einander nach Ungarn, wo er in der Königsgruft in Großwardein zu den Füßen des heiligen Ladislaus begraben wurde.

Die ganze vielgestaltige Erscheinung dieses Kaisers, welcher in gährender Zeit ein halbes Jahrhundert lang auf die Geschicke der Welt eingewirkt hat, faßt sein Lebensbeschreiber Aschbach treffend in die Bemerkung zusammen, daß er mit noch größerem Rechte als Kaiser Augustus bei seinem Tode habe rufen können: „nun ist das Stück zu Ende, nun klatschet Freunde". Und in der That, nie hat es einen geschickteren Schauspieler gegeben. Das Kaiserthum war zu einer Theater-Rolle geworden, die er selbst im kläglichsten Aufzug dennoch mit großer Majestät zu spielen wußte. Er konnte offen, ehrlich, leutselig sein, so oft er wollte; und dabei war er doch der größte Lügner selbst in jener verlogenen Zeit. Regnare est dissimulare, pflegte er zu sagen, nach seiner Ansicht bestand die Regier-Kunst im Betrügen. An Sündhaftigkeit und bodenloser Frivolität thaten es ihm Wenige gleich; gleichwohl wußte er sich auch einen Geruch der Heiligkeit zu verschaffen und nachdem ihn die Papisten sein Lebenlang für einen Ketzer gehalten, bemerkten sie schließlich, daß er ihr bester Freund und Helfer sei. Wohl ziehen sich große politische Ideen durch sein Leben, denen er unablässig

nachstrebte; aber Niemand hat recht daran glauben wollen. Sie waren mehr das Erzeugniß seiner eitlen Klugheit. Tiefe und mächtige Wirkungen hat er nicht damit hervorgebracht. Dazu hatten weder er noch die Welt, die ihn umgab, die innere Kraft und Begeisterung mehr. Diese waren aus seinem Lager entflohen, in das Lager der reinen glaubensstarken Richtungen, die er sein Leben lang zu vertilgen oder zu betrügen suchte.

In denselben Tagen, als der Ausbruch neuer Unruhen in Böhmen den sterbenden Kaiser belehrte, daß sein Werk nur halb gelungen und der Geist religiöser und nationaler Freiheit trotz aller Niederlagen nicht besiegt sei, war zwischen den Häuptern der Kirche der Autoritätsstreit heftiger als je entbrannt. Das Concilium zu Basel war auf dem betretenen Wege fortgeschritten und hatte, während das Ansehn des Papstes Eugenius geschwunden war, die Zügel der geistlichen Weltregierung mehr und mehr in die Hand genommen, sowie auch endlich begonnen, reformatorische Decrete zu erlassen. Schon am 13. Juli 1433 ward die größere Hälfte der päpstlichen Reservationen, d. h. der vom Papstthum usurpirten Besetzung von Stellen und Pfründen, abgeschafft, am 26. November 1433 wurde die regelmäßige jährliche Abhaltung von Synoden in Bisthümern und Erzbisthümern angeordnet, im Jahr 1434 ward sogar auf Sigmunds Verlangen über die Aufhebung des Priestercölibats in Verhandlung getreten. Am 22. Januar 1435 erließ das Concil seine berühmtesten Reformations-Decrete; es wurden scharfe Maßregeln beschlossen gegen die Unzucht der Geistlichen, gegen den Mißbrauch der Interdicte, die Appellationen nach Rom wurden theils aufgehoben, theils beschränkt. Waren diese Bestimmungen nur mittelbar gegen das Interesse des Papstthums und mehr gegen die Verderbniß des Klerus überhaupt gerichtet, so enthielt die am 9. Juni 1435 beschlossene gänzliche Abschaffung der Palliengelder und Annaten, d. h. der von der römischen Kanzlei für ihre Bullen erhobenen Abgaben, bei Ernennungen gewöhnlich dem Jahreseinkommen gleich, sowie die am 25. März 1436 decretirte Abschaffung weiterer Klassen von Reservationen, — wahre Todesstreiche für den päpst-

lichen Fiscus. Diese Beschlüsse waren deßhalb praktisch sehr wichtig, weil sie auch das Interesse des Klerus selbst, zumal des höheren und besonders der deutschen Kurfürsten, welche wir nun bald eine ganz andere Stellung zu diesen großen Fragen einnehmen sehen, an das Reformationswerk knüpften und den allgemein anerkannten Unfug beseitigten, welchen der zu Avignon vollendete päpstliche Absolutismus auf Kosten der Geistlichkeit aller Länder, besonders aber auf Kosten Deutschland, angerichtet hatte. In der That wurde durch jene Reformationsbeschlüsse der Papst eben nur auf die Rechte und Einkünfte Innocenz III., des mächtigsten aller Päpste, zurückgeführt. Gleichwohl beklagten sich die Legaten des Papstes Eugenius über Eingriffe, durch welche die Kirche angeblich zur Bettlerin werde. Diese Klagen des, inzwischen wieder zu Kräften kommenden Papstes, hatten auch den Erfolg, daß das Concil sich zu einer, von der gesammten Christenheit zu erhebenden Entschädigung bereit erklärte, falls der Papst den Reformationsbeschlüssen beitreten werde. Dieser im entschiedensten Interesse Deutschlands liegende Vorschlag ward aber nicht erhört. Es wäre damit nicht bloß eine billigere Vertheilung der Lasten, sondern auch eine Beseitigung der römischen Einmischung in zahllose Reichsverhältnisse erzielt worden. Inzwischen ließ es die Versammlung nicht bei bloßen Decreten bewenden, sie schickte Visitatoren aus, welche die Reformation in die einzelnen Stifter und Klöster trugen und von trefflichen Fürsten, wie z. B. dem Herzog Albrecht, eifrigst unterstützt wurden. Da der Papst dem Erzbischof von Rouen das Pallium nicht ohne Palliengeld geben wollte, so ließ ihm das Concil durch den französischen Primas das Pallium reichen und kam überhaupt dahin, bei der fortdauernden Weigerung des Papstes, dessen Functionen selbst durchzuführen. Mochte dieses Verfahren der streng constitutionellen Doctrin der katholischen Verfassungstheoretiker spotten und das Gleichgewicht der Gewalten vorübergehend aufheben, es war ein letzter nothwendiger Versuch, das Reformationswerk wenigstens in so weit zu Stande zu bringen, daß den schreiendsten Beschwerden, namentlich der deutschen Nation, wäre abgeholfen worden — es kam nur darauf an, daß das Concilium in dem jetzt ausbrechenden letzten Entscheidungs-Kampfe die gehörige Unterstützung fand.

Den äußeren Anlaß zu diesem Kampfe gaben die Griechen. Der

von den Osmanen bedrängte Kaiser von Konstantinopel war mit dem Patriarchen bereit, als Preis der Hülfe die Griechen angeblich zur abendländischen Kirche zurückzuführen. Seine Gesandten erschienen 1434 auch in Basel und das Concil, welches die Wiederzurückführung der Ketzer und der Schismatiker von Anfang an als seine Aufgabe betrachtete, setzte jetzt seinen größten Ehrgeiz in die Vollbringung dieses Werkes, welches ihm aber selbst Verderben brachte. Denn nun gelang es der römischen Politik, die Versammlung zu entzweien und durch schlaue Legaten einen Theil derselben zu überreden, daß das Concil in eine für die Griechen näher belegene Stadt in Italien verlegt werden müsse. Die zu jeder anderen Uebersiedelung bereitwillige Majorität sah aber in dieser Verlegung nach Italien, an den Sitz der Papstmacht eben nur die Wiederholung des Versuches das Reformationswerk zu vereiteln, die Parteien erhitzten sich so sehr, daß es am 7. Mai 1437 in der Domkirche zu gewaltsamen Scenen kam und die Bürgerwehr einschreiten mußte. Jede Partei verlas besondere, widersprechende Beschlüsse. Aber von dem Decrete der Majorität stahl ein päpstlicher Legat nächtlicher Weile das Siegel und hing es dem Minoritätsbeschlusse an, welcher die Verlegung nach Florenz oder Udine wirklich aussprach und nun vom Papste Eugenius bestätigt ward. Seine Galeeren gewannen überdies einen Vorsprung vor den Galeeren des Conciliums und brachten den Kaiser Johannes und dessen Klerus nach Italien. Indeß hatte das Concil dem Papste den Prozeß gemacht, dieser aber durfte es jetzt mit dem Beifall eines Theiles der Versammlung selbst wagen, am 18. September 1437 die Auflösung derselben auszusprechen und eine neue nach Ferrara auszuschreiben. Dorthin begab sich die Minorität, darunter auch der Kardinal Julian und der seitdem eifrig für Rom wirkende, später mit Kardinalshut und Bischofsmütze belohnte, Theoretiker Nicolaus von Cusa.

Das Concilium zu Basel ging seitdem unter Führung des Erzbischofs Alemand von Arles unerschütterlich seinen Weg. Seine ganze Stellung veränderte sich; es hörte in That und Wahrheit auf, ein allgemeines Concilium zu sein; aber es ward namentlich für Deutschland ein Anlaß nationaler Regungen und an sein ferneres Schicksal knüpfen sich noch einige wichtige Momente unserer Geschichte.

Fünftes Kapitel.

Albrecht II.

Wahl Albrecht's. Dessen Charakter. Vorgänge in Ungarn und Böhmen. Krieg gegen Polen und Osmanen. Tod Albrecht's. Seine Thätigkeit für Reich und Kirche.

Es war ein erwartungsvoller Augenblick für Deutschland, als sich in den Märztagen des Jahres 1438 die deutschen Kurfürsten, unter Leitung des Erzbischofs Dietrich von Mainz, in Frankfurt versammelt hatten, um dem Reiche ein neues Oberhaupt zu geben. Ein Geist nationaler Selbstständigkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Denn als die Legaten des vom Papste aufgelösten Concils zu Basel und des hinwiederum am 24. Januar vom Concil suspendirten Papstes zu Frankfurt erschienen, protestirten die Kurfürsten am 17. März gegen die Geltung beider und schlossen am 20. einen Verein zur Wahrung ihrer Neutralität. Am 18. März schritten sie zur Wahl.

Nur zwischen zwei Kandidaten, so scheint es, hatte man zu wählen. Es waren die beiden deutschen Fürsten, die seit Jahrzehnden weitaus am mächtigsten auf die deutsche Geschichte eingewirkt, auch, wie die Sage geht, die Berufung des Concils gemeinsam veranlaßt, und die Kirchenreformation sowohl in ihren Landen als im Reiche am eifrigsten betrieben hatten: nämlich der Herzog Albrecht von Oesterreich, des verstorbenen Kaisers Schwiegersohn und Erbe, und Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg, seit langen Jahren des Kaisers Hauptmann und Reichsverweser in Deutschland, wo er durch Länderumfang und weitreichende Macht im Süden und Norden Alle überragte. Auf diesen populairsten Fürsten jener Zeit scheinen Viele gehofft zu haben; „als viel Gerede war, daß der Markgraf oder sein sone einer solte König sein und werden.“ Gerade dies war allem Anschein nach ein Hauptgrund, weshalb der Mainzer die Wahl lieber auf den fernen, durch andere Kämpfe beschäftigten Habsburger lenkte, für welchen schon Sigmund Stimmen geworben, dessen Wahl er der sächsischen Kur-Stimme zur Bedingung gemacht hatte. Markgraf Friedrich, welchen ohnedies

bei seinem hohen Alter die Sorge für sein Haus und für die durch so viele Kämpfe erschöpften Erblande beschäftigte, trat alsbald freiwillig zurück und ward der eifrigste Fürsprecher des Rivalen, den er schon deßhalb dringend empfahl, damit das Reich einen kräftigen Schirmer im Osten habe, wo jetzt die größte Gefahr sei.

So ward Herzog Albrecht einstimmig gewählt und in ihm bestieg nun wieder ein König den deutschen Thron, wie seit dem ersten Albrecht Deutschland keinen hoffnungsvolleren und tüchtigeren besessen hatte. Er brachte nicht bloß die großen Entwürfe seines Schwiegervaters mit, wobei ihm dessen geschickte Rathgeber, darunter vor Allem der berühmte Kanzler Kasper Schlick, zur Seite standen, sondern er hatte auch einen ernsten, treuen Willen und jene persönliche Redlichkeit, Kraft und Tugend, die dem Sigmund fehlten. Er stellte in der That in seiner Person das gerade Gegentheil Sigmunds dar, und erinnerte auch in seiner äußeren Erscheinung an Albrecht I.: ein Mann von abstoßendem Anblick, groß und stark, aber das braune Gesicht durch große grimmige Augen, geschwollene Lippen, hervorstehende Zähne entstellt. Er sprach wenig und selten sah man ihn lachen. Und doch war man bei seinem Anblick gleich überzeugt, daß er es wohl meine. Seine Ehrlichkeit war berühmt. Hierdurch und durch Keuschheit und häusliche Tugend unterschied er sich von Sigmund am auffallendsten. Für sein Land war er väterlich besorgt, „keine bessere Leibwache," sagte er einst dem Kaiser, „als des Volkes Liebe". Er pflegte Alles genau zu überlegen, war aber in der Ausführung seiner Entschlüsse desto rascher. „Geschwind gewinnt" pflegte er dann zu sagen. Die Hussiten hatten keinen gefährlicheren, kriegerischeren Gegner gehabt als ihn. Aber in diesen Kämpfen war die Zeit mit ihren großen Lehren doch nicht spurlos an ihm vorbeigegangen. Ihn, der lange und gewaltig mit den Ketzern gerungen, sah man unter den entschiedensten Vorkämpfern der Reformation. Er war einer der Ersten, die Reformations-Decrete in seinem Lande möglichst auszuführen und erbat sich vom Concil Commissare, welche die Kirchen und Klöster reformirten. Er rühmte sich, daß in seinem Lande die Ketzerei nicht mehr aufkomme, da man sehe, daß er mit der Reform Ernst mache; dies aber sei das einzige Mittel, welches gegen die Ketzer helfen könne. Er verharrte daher bei dem Concilium auch nach dessen

Auflösung. Die Väter zu Basel hatten ihre Freude an ihm, sie nannten ihn ein Quadrat mit vier guten Ecken.

Nach dem Tode seines Schwiegervaters hatte Albrecht zunächst viel harte Arbeit vor sich, um die ererbten Kronen auch wirklich zu erlangen. Denn Sigmund hatte ihm mit den Kronen den Haß der Nationen vermacht, der nun um so lichter in Flammen aufschlug, da Albrecht als ein Stockdeutscher verschrieen war, niemals eine fremde Sprache lernen wollte und von früheren Kriegen her besonders den Böhmen furchtbar und verhaßt geworden war. Daß ihm die ungarischen Magnaten am 19. December als ihrem König huldigten und am 1. Januar 1438 zu Stuhlweißenburg die Krönung zu Theil werden ließen, hatte er nur der Klugheit und Landsmannschaft seiner Gemahlin Elisabeth zu danken, welche auch in der That als der eigentliche König von Ungarn verehrt wurde. Sein deutsches Gefolge ward in einem Aufstande mißhandelt und er selbst mußte sich verpflichten, die deutsche Krone nicht anzunehmen, und keine deutschen Truppen ins Land zu ziehen. Getreu diesem Versprechen, lehnte er daher, als die Abgeordneten des Kurfürstencollegiums ihm zu Wien die Wahl verkündigten, die Krone ab und erst als die deutschen Reichsfürsten erklärten, er brauche ja in den nächsten Jahren gar nicht ins Reich zu kommen, ließen sich die ungarischen Stände hauptsächlich auf Antrieb des ehrgeizigen Herzogs Friedrich von Steiermark, des späteren römischen Königs, zur Zustimmung bewegen, worauf Albrecht am 29. April die Wahl annahm.

Die nächsten und dringendsten Sorgen Albrecht's lagen in Böhmen und an diesem seinem Erblande mußte ihm ebenso sehr, ja noch viel mehr gelegen sein, als seinen Vorfahren. Denn seit hundert Jahren hatte Böhmen im Reiche geherrscht, war Prag die deutsche Hauptstadt. Indem Albrecht gleich seinen Vorfahren Rudolf und Albrecht I. von Wien Abschied nahm und eine Regentschaft bestellte, gab er zu erkennen, daß seine Sitze fortan in Prag und Preßburg seien. Nun aber mußte er Böhmen, das durch die Treulosigkeit seines Schwiegervaters und der katholischen Herren aufgeregt, auch ihn von den Hussitenkriegen her bitter haßte, erst mit Güte oder Gewalt gewinnen. Es stand ihm dabei allerdings das alte legitime Erbrecht der böhmischen Krone, sowie die

wieder erstarkte deutsche Partei zur Seite, während anderer Seits das Volk durch lange Kriege viel zu ermattet war, um dieselben etwa mit Erfolg und Ausdauer aus eigner Kraft wiederholen zu können, zumal es an einem Gegen-Prätendenten fehlte. Allein die Gefahr lag jetzt darin, daß auf dem polnischen Throne, nach dem Ableben des alten Frömmlers Ladislaus Jagello, der junge unternehmende König Wladislaus V. saß, welcher weniger Scrupel hatte, sich nach dem Wunsche seines Volkes mit den ketzerischen Böhmen zu verbinden, die schon seit Langem ihr deutsches Königshaus am liebsten mit einem slavischen aus der polnischen Königsfamilie vertauscht hätten. Diese Idee tauchte jetzt mächtiger als je im Volke wieder auf und machte sich in öffentlichen Schriften so wie in den Maßregeln der bereits im offenen Aufstande begriffenen Utraquisten und Taboriten geltend. Albrecht seiner Seits suchte zunächst seiner vermittelnden Richtung gemäß diese Parteien zu versöhnen, indem er die vom Landtag zu Prag aufgestellten Bedingungen genehmigte und Sigmund's Verheißungen den Böhmen wiederholte, ein Versprechen, welches bei seiner bekannten Treue und Ehrlichkeit jedenfalls mehr wog als in dem Munde seines Vorgängers. Auf diese Bedingungen hin hatten seine Anhänger auf dem Prager Landtage vom 27. December[1437] seine Wahl durchgesetzt. Doch während er sich nun im Mai zum Krönungszug nach Böhmen erhob, waren Abgesandte der Aufständischen nach Krakau gezogen und hatten dem Prinzen Kasimir, einem Bruder des Königs Ladislaus, die böhmische Krone angetragen. Das Anerbieten ward von den polnischen Ständen mit großen Eifer angenommen, ein polnisches Heer rückte in Mähren ein und wenige Tage nach seiner Krönung zu Prag (15. Juni) trafen die zahlreichen Fehdebriefe der utraquistischen Städte und Ritter bei Albrecht ein.

Durch diese Ereignisse wurden Albrecht's Kräfte ganz in Anspruch genommen. Er hatte seinen ersten Reichstag auf den Juni nach Nürnberg ausgeschrieben, aber der Krieg gegen Polen drängte Alles Andere in den Hindergrund. In dringenden Briefen an Fürsten und Städte, wies Albrecht auf die nationale Gefahr einer Vereinigung der Polen und Böhmen hin. „So mag menniglich wol verstehn", schreibt er der Stadt Frankfurt, „dieweil vormals wir und alle umliegenden Lande

mit den Böhmen allein genug zu schaffen gehabt han, sollten nu Polen und Böhmen mit einander hand reichen und helfen, was Unraths daraus entstünde, dem heiligen Reich und aller deutschen Zunge." Auch ward sofort ein großes Aufgebot beschlossen, der alte Kurfürst von Brandenburg zeigte sich auch hier am eifrigsten und sandte seinen Sohn, den nachmals so berühmten Helden Markgrafen Albrecht (Achilles) mit einer Heerschaar zu Hülfe. Meist von deutschem Zuzuge begleitet, konnte der König schon am 3. August mit 30,000 Streitern von Prag aus in's Feld ziehen. Aus diesem Kriege ist uns ein königlicher Zug von ihm bewahrt: da er in taboritische Gegenden einrückte, sandte er dem polnischen Prinzen Boten mit dem Vorschlage, daß man sich beiderseits des Brennens und Sengens im feindlichen Gebiet enthalten solle; denn wer auch siegen möge, für jeden Theil sei es wünschenswerther, ein blühendes als ein verwüstetes Land zu gewinnen. Der Krieg hatte kein entscheidendes Ergebniß, es kam nur zu Scharmützeln, in denen der spätere König Georg Podiebrad sich auf böhmischer Seite auszeichnete, die Hauptheere lagen sich vor Tabor, ohne eine größere Schlacht zu liefern, gegenüber, dann zog Albrecht nach Breslau. Denn der König von Polen war mit Heeresmacht in Schlesien eingebrochen, die Herzöge von Oppeln, Glogau, Troppau, Ratibor hatten sich ihm unterworfen; nur die Städter setzten sich treulich zur Wehre; sie riefen ihren König herbei, und als dieser am 18. November in das jubelnde Breslau einzog, hatten die Polen das Land wieder verlassen, um sich selbst gegen den Großfürsten Swidrigal von Litthauen, der mit Ungarn verbündet war, zu vertheidigen. Und so gab der König von Polen, nicht ohne Mitwirkung des Conciliums zu Basel, wieder friedlichen Gedanken Raum und schloß im Januar des folgenden Jahres einen Waffenstillstand.

Ein Unglücksfall fesselte Albrecht damals in Breslau sehr zur Unzeit an's Lager. Er war bei den Faschingsfreuden die Treppe hinab gefallen und hatte einen Fuß gebrochen. Seitdem blieb er hinkend. — Böhmen war nun zwar, wenn auch noch nicht ganz beruhigt, doch in der Hauptsache vorläufig gesichert; aber desto drohender sah es im Süden des Ostreichs aus. Albrecht ließ zur Vertheidigung Schlesiens den tapferen Markgrafen Albrecht zurück, setzte eine

Regentschaft in Böhmen ein und eilte wieder nach Ungarn. Schon zu Prag hatte er erfahren, daß der furchtbarste Feind seines Reiches, Sultan Murad II., in Polen und Böhmen unterhandle, um den ganzen Osten von Europa wider ihn zu hetzen. Er ließ sich daher durch den Waffenstillstand des Königs Ladislaus nicht in Sicherheit wiegen und hörte nicht auf, in Ungarn wie in Deutschland, zu mahnen und zu warnen. Leider wurden seine Anstrengungen durch den Nationalhaß der Ungarn, noch mehr durch den Neid und die Selbstsucht der Großen, durchkreuzt, welche alle deutschen Beamten entfernt hatten und, während sie selbst nichts Rechtes thaten, weil sie mit fortwährendem Aufruhr ihres mißhandelten Volkes zu kämpfen hatten, — lieber Siebenbürgen an die Osmanen Preis gaben, ehe sie deutsche Vertheidiger zuließen. Und doch wuchs die Gefahr immer furchtbarer heran. Siebenzigtausend Christen hatte Murad aus Siebenbürgen in die Sklaverei geschleppt. Semendria, der Schlüssel der Donauländer, ward von seinen Heeren berannt, schon zeigten sich die Türken vor Temeswar und Schaaren flüchtiger Unterthanen schrieen den König um Hülfe an. Aber mit aller Anstrengung konnte er nur 24,000 Mann zusammen bringen, nicht genug, um gegen den furchtbaren Feind eine Schlacht zu wagen. So lagerte sein Heer im August und September von Hitze und Durst gequält, in der ungesunden sumpfigen Gegend von Peterwardein. Indeß fiel Semendria, die Ungarn „riefen den Wolf", d. h. sie verließen größtentheils ihren König, er selbst gerieth in große Gefahr und zog Anfangs October mit dem Reste seiner Truppen ab. Aber der Feldzug war ihm tödtlich geworden. Er hatte einen Anfall von rother Ruhr, — doch redete man auch, wie gewöhnlich in solchen Fällen, von Vergiftung, — krank ward er in einer Sänfte durch Ungarn getragen, wenn er nur Wien wieder sehe, so hoffte er wieder zu gesunden. Aber er hat es nicht wieder gesehen. In einem Dorfe hinter Gran, welches die Deutschen Langendorf nennen, mußte er bleiben und ist
1439 daselbst, 42 Jahre alt, am 27. October 1439 gestorben. Seine Leiche ward in der ungarischen Königsgruft zu Stuhlweißenburg begraben.

Noch wenige Tage vor seinem Tode legte Albrecht von seiner Sorge für die Zukunft ein Zeugniß ab in dem Testamente, welches als der erste Versuch betrachtet werden kann, die österreichische Gesammt-

Monarchie ständisch zu organisiren. Um nämlich die Untheilbarkeit seiner Monarchie und doch auch die ständischen und nationalen Rechte, — Bedürfnisse, welche er sämmtlich in ihrer ganzen Stärke kennen gelernt hatte, — zu ermöglichen und seinem noch ungeborenen Sprößling, wenn irgend thunlich, durch kluges Entgegenkommen die Liebe der Stände, denen er selbst einst in früher Jugend Leben und Regierung gedankt hatte und damit die Erhaltung der Lande zu sichern, verordnete er, daß der für seinen Nachfolger angeordneten Regentschaft, bestehend aus der Königin-Mutter und dem ältesten Herzog, neun von den Ständen erwählte Vormünder, (drei aus Ungarn, drei aus Böhmen, Mähren und Schlesien, einer aus Prag, zwei aus Oesterreich) für die Gesammt-Angelegenheiten, für die Regierung der einzelnen Lande aber die betreffenden Stände jedes Landes zur Seite stehen sollten. Diese Anordnungen sollten in der That nur eine Fortsetzung dessen enthalten, was er schon während seines Lebens in Oesterreich und Böhmen angeordnet. Sie entsprachen überhaupt seiner versöhnlichen, den ständischen Forderungen der Zeit zugeneigten Politik in den Erblanden, im Reiche und in der Kirche, sind aber zufolge äußerer Stürme unter einem unfähigen Nachfolger ebenso sehr gescheitert, als seine rühmlichen Anstrengungen für reformirte Herstellung des Reiches und der Kirche. Gleich auf dem ersten Reichstage zu Nürnberg legte sein Kanzler Schlick einen Entwurf vor, der die Eintheilung des Reiches in vier Landfriedenskreise bezweckte, überhaupt im Wesentlichen den früheren Entwürfen aus Wenzel's und Sigmund's Zeit folgte, aber auch deren Schicksal theilte, indem sich die Reichsstände nicht darüber verständigen konnten. Nicht besser erging es dem auf einem folgenden Nürnberger Reichstag im Oktober vorgelegten Entwurfe, welcher die Eintheilung in sechs Kreise vorschlug. Hielten sich durch den ersten Entwurf die Städte für verletzt, so ward der zweite, weil er die Städte allzusehr bevorzuge, von den Fürsten angefochten. Es war eben ohne starken Nachdruck von oben dem Reiche nicht mehr zu helfen, und an solchen Nachdruck konnte Albrecht, während er in Böhmen und Ungarn zu Felde lag, nicht denken. Wohl stellten seine Räthe dergleichen in Aussicht und es ist ihm zuzutrauen, daß er ihr Wort gelöst und zugleich die deutsche Kirchenreformation zum glücklichen Ende geführt haben würde.

In dieser Sache war er dem Kurfürsten-Colleg noch um einen Schritt voraus. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte er dem Concil sichern Schutz und Geleite und gute Dienste verheißen. Der Reichstag zu Mainz hatte darauf am 26. März 1439, unter einstweiligem Festhalten an der Neutralität, doch in der Mainzer Acceptations-Urkunde 26 Reformations-Decrete des Conciliums angenommen, durch welche namentlich den Beschwerden der deutschen Nation über päpstliche Erpressung abgeholfen werden sollte. Diese wichtige Maßregel erhielt alsbald die königliche Zustimmung. Ueberhaupt mitten in fernen Kriegessorgen nahm Albrecht an allen vaterländischen Dingen den lebhaftesten Antheil. So hat er z. B. in Stettin die Geschlechter mit den Zünften, in der Schweiz die Appenzeller mit dem Abt von St. Gallen versöhnt, er hat auch mit edler Beeiferung alle Rechte des Herzogthums Schleswig-Holstein wieder anerkannt und diese von Sigmund verrathenen Lande wieder an's deutsche Vaterland geknüpft. Es ist kein Zweifel, daß ein solcher Herrscher auch unsere große nationale Kirchen-Sache, die ihm ja schon als Herzog so sehr am Herzen lag, mit dem ganzen Nachdruck seines ernsten und tüchtigen Wesens durchgeführt haben würde.

Aber ein unerforschlicher Rathschluß hatte es anders beschlossen und bereitete mit diesem allzufrühen Tode wieder einen jener Wendepunkte vor, an denen unsere Geschichte so reich ist.

Noch ehe König Albrecht's Tod im Reiche bekannt geworden, hatte das Baseler Concilium im Kampfe gegen die römische Curie einen folgenreichen Schritt gewagt. Nämlich es hatte endlich den fortwährend widerspenstigen Papst Eugenius kühnen Muthes nicht bloß am 25. Mai 1439 abgesetzt, sondern wählte am 17. November den Herzog Amadeus VIII. von Savoyen als Felix V. zum Papste. Die Kirche hatte nun wieder, wie vor dreißig Jahren, zwei Päpste und zwei Concilien und diese schlimme Kunde lief gleichzeitig mit der Nachricht von Albrecht's Tode bei dem zu Frankfurt versammelten Reichstage ein.

Sechstes Kapitel.

Kaiser Friedrich III.*)

Wahlumtriebe. Charakter und Anfänge Friedrich's. Seine Neutralität und Schwäche gegen Rom; unglücklicher Eroberungskrieg gegen die Schweizer. Der Armagnackenkrieg. (Schlacht bei Sanct Jacob). Erhebung des Elsaß. Ende der Neutralität, der Reformation und des Baseler Concils.

Friedrich's Kaiserkrönung. Seine Ohnmacht. Anarchie im Reiche. Städtekriege und Fürstenkriege.

Die orientalische Frage. Sultan Mahomed erobert Konstantinopel. Papst Calixt III. Reichstage und Türkensteuern. König Ladislaus von Ungarn und sein Feldherr Johannes Hunyady. Beider Tod.

Neue Reformversuche im Reiche. Kurfürst Friedrich von der Pfalz. Markgraf Albrecht Achilles. König Georg Podiebrad.

Papst Pius II. (Aeneas Silvius). Krieg gegen Herzog Sigmund und Absetzung des Kurfürsten von Mainz. Verunglückter Kreuzzug gegen die Türken.

Papst Paul II. Anstalten zum Türkenkriege. Reichstag zu Regensburg.

Karl der Kühne von Burgund. Friedrich's Feldzug am Rhein und schmählicher Verrath. Erhebung des Volkes in der Schweiz und im Elsaß. (Schlachten bei Granson, Murten und Nancy.)

Friedrich, vom König Matthias Corvinus aus seinen Erblanden vertrieben, erscheint im Reiche. Sein Sohn Maximilian wird zum römischen König gewählt.

Neue vergebliche Reformationsversuche im Reiche. Stiftung des schwäbischen Bundes. Friedrich's Ende. Rückblick und Umschau.

Der frühe Tod Albrecht's II. ward für die österreichische Monarchie, deren Organisirung er begonnen, ebenso verhängnißvoll, als für das deutsche Reich und für die Kirche, wo er so große Aufgaben übernommen hatte. Oesterreich fiel auseinander. Ungarn fiel ab. Von der

*) Als König Friedrich IV., wenn man den Gegenkönig Ludwig's des Baiern als Friedrich III. anerkennen will. — — — Vergleiche von den neuesten Hülfsmitteln, außer den Special-Geschichten, hauptsächlich Chmel, regesta Friderici IV. Wien 1838 und Wien 1840. Ferner Chmel, Geschichte Kaiser Friedrich's IV. 2. Band, Wien 1843. Höfler, Ludwigs von Eyb Denkwürdigkeiten, Baireuth 1849. Höfler, das kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles, Baireuth 1850. Von Minutoli, das kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles, Berlin 1850. Scharpff, Nicolaus von Cusa, Mainz 1843 u. a. m. Von älteren Büchern hauptsächlich die Stadtchroniken (besonders die Straßburger), die Geschichtswerke, Memoiren und Briefe des Aeneas Sylvius (Papst Pius II.), die Reichsacten im Reichstheatrum von Müller u. s. w.

böhmischen Monarchie blieben dem Hause nur die deutschen Städte in Schlesien und Lausitz, sowie Mähren anhängig. Der Herr von Rosenberg, das Haupt der noch herrschenden Adels-Partei, verlangte von der hülflosen Wittwe viel Geld und da sie keines mehr hatte, sah er ein, daß ein Kind nicht erben könne und eine neue Königswahl eintreten müsse, weßhalb er mit verschiedenen Fürsten unterhandelte, bis endlich die Volks-Partei in Böhmen das Adelstreiben wieder durchkreuzte. Auch in Ungarn war es vergebens, daß die Königin-Wittwe Elisabeth am 22. Februar 1440 zu Komorn, bei offenen Thüren, vor den Augen der Barone, den Knaben Ladislaus Posthumus, den legitimen Erben dreier Kronen, gebar. Schon waren verrätherische Magnaten nach Krakau gezogen und hatten dem König Wladislaus von Polen den Thron und die Hand ihrer Königin ohne Recht und Vollmacht übertragen. Zögernd, aber gedrängt durch seine ehrsüchtigen Magnaten, nahm er das Geschenk an und legte damit den Grund zu langem Bürgerkriege, der den Osmanen die Wege bereitete.

Im deutschen Reiche aber ward nach des Mainzer Eberhard Windeck Bericht der König Albrecht „also sehr beklagt, als kein König seit Christi Geburt je beklagt war." Am größten scheint die Bestürzung mit Recht unter den Städten gewesen zu sein; ein Chronist berichtet, daß die Leute zu Frankfurt wie sinnlos zur Erde gestürzt seien. Wie vor Alters in Zeiten des Interregnums traten die vornehmsten Städte am Rhein und anderwärts in Bünden und Ansprachen zusammen, um ein Auge auf die Reichshändel zu halten und sich auf künftiges Unheil zu rüsten.

Indeß hielten auch die Kurfürsten ihre Konferenzen. Vor Allem erneuerten sie ihren kirchlichen Neutralitätsvertrag. Dann machten die drei geistlichen Kurfürsten am 20. December noch einen besonderen Bund, wornach sie gemeinschaftlich den Thron besetzen und eine Stimmen-Mehrheit für ihren Kandidaten zu Stande bringen wollten.

Von den drei Dynastien, welche bisher um die Krone gestritten und sie abwechselnd besessen hatten, waren die Lützelburger gestorben, die Wittelsbacher und die Habsburger aber in inneren Hader aufgelöst und ohne kräftige Häupter. Was zunächst die in drei Linien zerfallenen Habsburger betrifft, so herrschte in der österreichischen

ein noch ungeborner Erbe (der Ladislaus Posthumus) in Tyrol war Friedrich mit der leeren Tasche im Juni 1439 gestorben und hatte ebenfalls einen unmündigen Sohn (Sigmund) hinterlassen. Nur die steiermärkische Linie hatte ein volljähriges aber gar schwaches Haupt, den Herzog Friedrich, Ernst des Eisernen Sohn. Von den Wittelsbachern waren die Herzöge der baierischen Linien untereinander und mit den eigenen Kindern im Kriege. Herzog Ludwig der Bärtige wollte zu Gunsten eines Bastarden seinen legitimen Sohn Ludwig den Höckrigen, den Schwiegersohn seines alten Todfeindes, des Markgrafen Friedrich von Brandenburg, enterben, woraus ein Krieg entstand, in welchem endlich der alte Herzog in lebenslängliche Gefangenschaft gerieth, der fast vormundschaftliche Einfluß der Hohenzollern aber von Baiern-Landshut auch über Baiern-Ingolstadt sich verbreitete. — Das Ansehen und die Macht, welche sich der als Vater seines Volkes gepriesene Herzog Ernst von Baiern-München (dessen Bruder Wilhelm als Protector des Baseler Concils in 1435 gestorben war) durch gute Regierung erworben hatte, war in dem furchtbaren Rachekriege seines Sohnes Albrecht, dem er die unebenbürtige Gemahlin Agnes Bernauerin, eines Barbierers Tochter, wegen angeblicher Liebeszauberei zu Straubing in der Donau hinter dem Rücken des Sohnes hatte ersäufen lassen, wieder gebrochen. Albrecht hatte sich endlich (1436) beschwichtigen lassen und regierte in München. Er war der kräftigste Sprosse des Hauses, der Einzige, der damals eine Rolle in der Reichsgeschichte spielte und auch nach der böhmischen Krone strebte. — Was die pfälzischen Linien des Hauses Wittelsbach betrifft, so war der unter Sigmund so stark hervortretende Kurfürst Ludwig der Bärtige seit 1435 blind, lahm und taub geworden und ward, obwohl noch im Besitze seiner den Wissenschaften zugeneigten Geisteskräfte, von seiner herrschsüchtigen Gemahlin Mechthildis von Savoyen als Verschwender unter Vormundschaft gebracht und starb gramgebeugt Ende 1436. Seine drei Söhne standen noch im Knabenalter. Das gesammte Haus aber lag seit 1438 wegen der Sponheimischen Erbschaft mit dem Markgrafen von Baden im Kriege.

So wiederholte sich in den alten Dynastien des Reiches das Bild der allgemeinen Auflösung. Das Königthum ward von keiner derse-

ben mehr mit starker Macht umworben. Weßhalb nun handelten gleichwohl noch immer die Königsmacher am Rheine und warben insgeheim um Stimmen-Mehrheit? Weßhalb kam nach langem Streiten die Wahl erst am 2. Februar zu Stande? Wir wissen es nicht, aber es will uns scheinen, daß die Wähler vor dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, der im Besitze einer königlichen Macht und Geltung, eng verbunden mit vielen Fürsten, von der Nation längst als König bezeichnet war, große Sorge hatten. Indeß auch seinem Ehrgeiz war an der römischen Krone, wie es scheint, nur wenig gelegen. Dagegen bemühte er sich um einen andern tüchtigen Kandidaten und schlug den trefflichen Landgrafen Ludwig den Friedsamen von Hessen vor. Aber auch Ludwig lehnte die ihm zugedachte Ehre, angeblich wegen seiner Unkunde in Sprachen und Wissenschaften, ab.

Bei diesen Verhandlungen finden wir den Abgesandten des böhmischen Landtags, Heinrich von Plauen, welchen die Kurfürsten erst auf seine energische Drohung mit neuen Hussitenkriegen als zur Wahl berechtigt zuließen, den anderen Kurfürsten gegenüber eng mit dem Brandenburger verbunden, zu welchem die Böhmen, namentlich die große Mittelpartei der Ritter und Städte, das größte Vertrauen hatten und den sie sogar als König zu haben wünschten, während freilich der böhmische Königsmacher, Herr Ulrich von Rosenberg, diese Krone nur dem Meistbietenden zuwenden wollte. Doch ward der böhmische hohe Adel bald gezwungen, auch den Rittern und Städten Wahlrecht einzuräumen, und diese sowie ein Theil der Herren wählten sämmtlich den Kurfürsten von Brandenburg, der aber, um den rechtmäßigen Erben nicht zu berauben, abgelehnt zu haben scheint, auch bald nachher starb, so daß nicht weiter von ihm in dieser Sache die Rede ist. Eine an böhmische Herren gerichtete Denkschrift eines Böhmen aus jener Zeit führt die Gründe für den Wunsch des Landes an. Wenn die Lande des Markgrafen wie ehedem wieder mit Böhmen zusammenkämen, so gäbe das eine große Macht, welche den römischen König allezeit selbst machen und über alle deutschen Lande herrschen könne. Dann werde auch das Land Preußen zum Reiche kommen, denn auch die Preußen wären keinem Fürsten so wohl zugethan als dem Markgrafen. Auch verstehe er polnisch und böhmisch und werde im eignen

Lande wie in Böhmen geliebt, denn er sei ein gar guter Regierer und achte das Recht der Unterthanen, und halte auf guten Frieden, sei im Kriege arbeitsam, fleißig und sieghaft, und Alles was er je im Ernste angefangen, habe er vollmächtig zu gutem Ende geführt. — —

Ein solcher Herr hätte freilich auch dem deutschen Reiche in jenen kritischen Tagen mehr als jemals Noth gethan. Aber die Wahlfürsten und der Königsmacher, der sie leitete, hatten es anders beschlossen. An ihrer Spitze stand dem Namen nach der den Geschäften abgeneigte Dietrich Schenk von Erbach, als Mainzer Erzbischof; in der That war es jedoch der Erzbischof Jacob von Trier, der die Wahlintrigue lenkte. Jacob von Sirck, Herr von Moncler, war zugleich der verschlagenste und geübteste Politiker seiner Zeit. Er „war so schlau, daß ihn Niemand durchschauen konnte. Er redete nur in Parabeln". Er hatte in fremden Diensten gestanden und als Kanzler des René von Anjou, Herzogs von Lothringen und verjagten Königs von Neapel des Papstes Gunst erworben, der ihn zum Kurfürsten von Trier erhob. Er setzte nun bei seiner Partei, die nicht ahnen mochte, welchen Streich sie sich selber spiele, den Herzog Friedrich von Steiermark durch. Vergebens warnte ein Herr von Gert aus Westfalen, Friedrich's früherer Notar, der den Herzog genau kannte und ihn als einen schwachen und trägen Herrn wahrheitsgetreu bezeichnete; gerade dies mochte ihn den Kurfürsten nur um so mehr empfehlen; vergebens widersetzten sich Brandenburg und Böhmen; sie mußten sich der Mehrheit fügen. Der Kurfürst von Trier aber erwarb sich den Dank des Papstes und seines Erwählten. Er ward folgenden Jahres, an Stelle des trägen Mainzers, Verweser der Reichskanzlei, seine Verwandten wurden mit Reichslehen, er selbst mit der Burg und Herrschaft Schöneck und einer Aussicht auf die ganze Grafschaft Diez belohnt.

Für solche Handsalbe ward die deutsche Nation in dieser verhängnißvollen Zeit wieder verrathen. Denn die Wahl eines Mannes, wie Friedrich, war in diesem Augenblick das furchtbarste Mißgeschick, welches sie treffen konnte. Friedrich, der damals 25jährige Sohn des kraftvollen, ungestümen Herzogs Ernst des Eisernen, war in seinem weichen, kraftlosen Charakter ganz aus der Art seiner Familie geschlagen. Gerade die Tugenden fehlten ihm, auf die es eben jetzt angekommen wäre

und die seinen Vorgänger König Albrecht ausgezeichnet hatten. Er hatte wohl ein gutes Herz, auch Geist und Kenntnisse, er war ein sehr sittenreiner, wohlerzogener und frommer junger Mann, schon frühe hatte ihn der religiöse Drang nach Jerusalem geführt, wo er sich am heiligen Grabe zum Ritter schlagen ließ. Er hatte auch viel Wohlwollen und eine große Gemüthlichkeit in seinem Wesen. Aber die Natur hatte ihn doch zu allem Anderen eher als zum Herrscher bestimmt. Das erste Erforderniß des Herrschers, charakterfeste Willenskraft, war bei Friedrich in einem so erstaunlich geringen Maße vorhanden, daß er vor lauter beschaulichen, frommen, geistreichen, gemüthlichen, vorsichtigen und schlauen Betrachtungen und Erwägungen schon als Jüngling bei den einfachsten Dingen zu keinem Entschlusse kommen konnte. Wie hätte er nun die großen Angelegenheiten der Welt bemeistern können! Und doch hatte er, was bei einem solchen Charakter sehr gefährlich ist, die größten, weitschweifendsten Pläne. Traumartig stand vor seiner Seele der Gedanke, daß Oesterreich zur Weltherrschaft berufen sei. Mitten in seine Notizbücher über gemachte Geldvorschüsse drängt sich ihm unter allerlei spielenden Betrachtungen auch die, daß in den fünf Grundvocalen bereits Oesterreichs Weltherrschaft angedeutet sei, und zwar sowohl Deutsch: „Alles Erdreich Ist Oesterreich Unterthan;" als auch Lateinisch: „Austriae Est Imperare Orbi Universo." Aber um solche hohe Dinge zu erreichen, dazu fehlte es ihm doch eben an Allem. Ohne Schwung und Größe der Entschließung, kleinlich, karg und geizig stets zur Unzeit, abhängig aber doch im Gefühle seiner Schwäche eigensinnig, empfindlich, ängstlich und argwöhnisch, die offenen Wege ängstlich vermeidend und durch seine heimlichen Umwege aller Welt verdächtig, hatte er noch ehe er den Thron bestieg, bei seiner eignen Familie und bei seinen eignen Unterthanen den Respect verloren. Auf seine Vorstellungen hatte Albrecht einst die Krone angenommen; aber ihn später in der Noth vergebens um Hülfe gegen die Osmanen gemahnt. Er sollte jetzt als Vormund dessen Länder zusammenhalten, woran jedoch gar nicht zu denken war. Er sagte selbst, er wolle mit den Ungarn und Böhmen nichts zu thun haben, sie wüßten ja, wer ihr legitimer König sei. Den Wienern machte er Vorwürfe, daß sie ihrer Herrin Kriegshülfe

geschickt hatten, um das von den Polen belagerte Preßburg zu entsetzen. Albrechts Wittwe mochte ihm die Vormundschaft und Regentschaft Anfangs gar nicht anvertrauen und verband sich mit seinem jüngern Bruder Albrecht, welcher, das vollkommenste Widerspiel seines Bruders, mit demselben freilich übel genug umgegangen ist und ihm sein beschauliches Leben oft verbittert hat. Eine andere Quelle seiner Leiden war das in Steiermark mächtige Geschlecht der Cillyer, die er nicht zu bändigen wußte. Auch in Tyrol und in Oesterreich achtete man ihn nicht. Da er die Soldrückstände des Vorgängers nicht bezahlen wollte, schickten ihm an einem Tage 150 Landesgläubiger ihre Fehdebriefe und fingen von Rechtswegen an, im Lande zu plündern und zu brennen. Alles drohte sich in Mord und Todtschlag aufzulösen; die Stände bemächtigten sich daher nunmehr ganz der Verwaltung. Oesterreich wurde eine Republik.

Und dieser Mann war nun bestimmt, während der Zeit, in welcher sich die politische Gestaltung der europäischen Nationen entscheiden sollte, 53 Jahre lang die deutsche Krone zu tragen. Indem wir jetzt die Geschichte seiner Regierung beginnen, müssen wir den Leser bitten, sich zuvor mit dreifacher Geduld zu wappnen. Zwar nahm Friedrich die Krone hastig genug an, nur sechs (nicht elf) Wochen brauchte er zu diesem Entschlusse, dabei blieb es jedoch und längere Zeit kam kein Reichstag mit ihm zu Stande. Endlich nach zwei Jahren erhob er sich ins Reich, besuchte mit großem Pompe die Städte Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Mainz; zu Rense ward er mit großer Pracht auf den Königsstuhl gesetzt, dann zu Aachen am 17. Juni 1442 1442
gekrönt. Nachdem er noch zu Köln geweilt und in Frankfurt im Juli Reichstag gehalten, begab er sich, Basel anfangs umgehend, nach Zürich, um nach mancherlei Vorgängen mit den Eidgenossen, im Januar 1443 wieder heimzukehren. Ueberall waren ihm die Reichsstädte mit 1443
Pracht und Jubel und reichen Geschenken entgegengekommen, aber die Chronisten zeigen sich schon jetzt gar wenig von ihm erbaut, sie nennen ihn einen gar geizigen, knauserigen Herrn, der zwar Alles bezahlt habe und sich rühme keine Schulden zu machen wie Sigmund, dafür jedoch an allen Rechnungen markte und mäkle. Uebrigens war dieses erste und fast einzige, freiwillig im Reiche verbrachte Regierungs-

Jahr bei weitem das thatenreichste seines Lebens. Er hat da eine Menge Urkunden gegeben, Lehen und Privilegien bestätigt, Händel geschlichtet, auch auf dem Frankfurter Reichstage eine s. g. „Reformation", nämlich Artikel über Landfrieden, Pfändungsrecht, Sicherheit der Straßen, Vehmgerichte und gegen Münzgebrechen erlassen, die aber sämmtlich ohne Nachdruck und ohne Befolgung blieben und daher an ihrer Zeit fast spurlos vorübergingen.

Alles dies waren freilich theils reine Kanzlei-Geschäfte, theils Entwürfe seiner Vorgänger, die nur von seinen Ministern noch betrieben wurden. Seine eigne Persönlichkeit trat dagegen desto hemmender hervor in der großen Angelegenheit, welche die Gemüther vor Allem beschäftigte und in ihrem Ausgange für alle Folgezeit entscheidend ward. Es handelte sich um die Anerkennung der jüngsten Beschlüsse des Conciliums. Um diese Frage mit Unbefangenheit so zu betrachten, wie sie zu ihrer Zeit betrachtet wurde, müssen wir erinnern, daß es sich dabei keineswegs um Anerkennung neuer, unerhörter, revolutionairer Dinge handelte. Die Autorität des Conciliums war einst vom Papste selbst anerkannt und durch einen einseitig erlassenen Auflösungs-Beschluß nicht beseitigt worden. Beiden, Papst und Concilium, ward von der Christenheit mindestens die gleiche Heiligkeit beigelegt. Die Legaten und Streitschriften beider Parteien stritten auch unter sich fast nur über Formalitäten, über Vorgänge bei Bullen, bei Absetzung- und Wahlhandlungen ꝛc., oder mit gegenseitigen Verketzerungen. Es war ein reines Schisma, an sich nicht besser und nicht schlechter, als alle früheren. In solcher Lage konnte es sich aber, unbeschadet aller Frömmigkeit, doch offenbar nur noch darum handeln, auf welcher Seite die Interessen der deutschen Nation am wirksamsten vertreten seien. Daß dieses nicht in Rom der Fall sei, darüber war in der That fast Alles in Deutschland völlig einverstanden. Schon hatten auch die Kurfürsten begonnen, durch jene s. g. Neutralitätserklärung, welche aber in der That dem Concilium günstiger war, als dem Papste, sich von römischem Einflusse unabhängig zu machen. Auf diesen antirömischen Weg, wo es galt alle die Interessen wahrzunehmen, die seit Jahrhunderten zur Unehre und zum schweren Schaden Deutschlands dem römischen Stuhle Preis gegeben worden, drängten alle Sympa-

thien und Interessen der Nation, welche genugsam erfahren hatte, daß von dem römischen Felsen nimmer und nimmer die nationale Kirchenreform zu erwarten sei, wogegen das Concil und dessen Gegenpapst bewiesen, daß es ihnen mit der Reformation Ernst sei und sie ihrer ganzen Stellung nach auf Erwerbung nationaler Sympathien sich angewiesen sahen. Auf der Seite des Conciliums standen daher fast in ganz Deutschland nicht bloß das Volk, sondern auch bei weitem die meisten Fürsten, ein großer Theil der hohen Geistlichkeit, wohl der größte Theil des niederen Klerus und die Universitäten. Die deutsche Nation war in dem seltenen Falle großer Einigkeit. Eine äußere hindernde Macht stand ihm nicht entgegen; England, Frankreich und Burgund, unter einander eifersüchtig, verhielten sich im Ganzen neutral, waren aber nationalen Kirchenreformen selbst nicht abgeneigt. Die spanischen und italienischen Fürsten und Republiken standen je nach ihren Interessen auf verschiedenen Seiten; Savoyen, Hochburgund und Schweiz waren ganz für das Concil. Dazu endlich kam, daß des Papstes Eugenius Landsleute und hauptsächlichste Parteigänger, die Venetianer, ohnehin Oesterreichs schlimmste und älteste Feinde waren und daß Eugenius, um sich am Polenkönig Wladislaus einen Helfer zu erwerben, dessen Thronraub in Ungarn begünstigte.

Unter diesen Umständen kam es nur noch darauf an, ob der deutsche König nur ein Theilchen der Staatsklugheit und Thatkraft besitzen werde, womit die Könige von Frankreich in solchen Fällen die kirchlichen Wirren für ihr Reich ausgebeutet hatten. Vorüber waren die Zeiten des Fanatismus, wo das Papstthum die religiöse Begeisterung einer streitenden Kirche für sich hätte aufbieten können. „Ich weiß keinen Kleriker", so schreibt einer der schärfsten Kenner seiner Zeit, „der für die Kirchen-Parteien Märtyrer werden möchte. Wir glauben, was unsere Fürsten glauben, würden diese anfangen, Götzenbilder anzubeten, wir beteten mit. Von den Fürsten hängt jetzt Alles ab."

Aber Friedrich war gerade in dieser Sache am rathlosesten, gerade hier drängten sich ihm die widersprechendsten Betrachtungen auf; er ward von den Legaten beider Parteien bestürmt und wußte sich nicht zu entscheiden. Seine eigene Familie, sein eigenes Land Oesterreich, seine ältesten, bewährtesten Räthe waren für das Concilium. Das Concilium hoffte,

er werde in die Fußstapfen seines Vorfahren treten; es machte ihm die größten Anerbietungen; er habe fürder nicht nöthig, in fernen Landen seinen Papst und seine Kaiserkrone zu suchen; er könne ihn jetzt in Deutschland finden, aus der eigenen Nation erkoren, Papst Felix, einer der reichsten Fürsten der Christenheit, bot ihm seine Tochter mit ungeheurer Mitgift zur Ehe an. Andererseits aber zog ihn ein Gefühl der religiösen Ehrfurcht und Abhängigkeit, welche schwache Menschen starken gegenüber stets empfinden, zum harten und unbeugsamen Papste Eugenius hin. Doch wollte er dem Nationalwillen auch nicht entgegen sein und war auch ein Anhänger der Reformation, ja er that sich auf seine Selbstständigkeit gegen den Papst nicht wenig zu Gute. Die vor dem Schisma verfaßten Reformations-Decrete wurden von ihm anerkannt, aber weiter getraute er sich nicht zu gehen.

Neutralität und Vermittlung, diese Zuflucht und Weisheit schwacher Seelen, ward jetzt Friedrich's Losungswort. Er instruirte seine Reichstags-Gesandten, sie sollten vorschlagen, einen großen Congreß aller europäischen geistlichen und weltlichen Fürsten nach Straßburg oder wohin es sonst den Kurfürsten beliebte, zu berufen, um dort die Aufhebung des Schisma zu versuchen. Es bedarf nur einer geringen Kenntniß der damaligen politischen Stellungen, um das Thörichte dieses ohne alle praktische Folge bleibenden Vorschlags einzusehen. Es mochte dabei wohl auch der romantische Traum des alten Kaiserthums auf Friedrich eingewirkt haben. Er wollte „als Vogt der Christenheit" handeln, womit natürlich kein anderer Herrscher übereinstimmte; vielmehr nahm der König von Frankreich eine solche Würde für sich in Anspruch und wollte das allgemeine Concil nach Frankreich berufen. Für jeden Fall gab Friedrich seinen Gesandten auf, jede Entscheidung für die eine oder andere Partei hinauszuschieben. Von einer Entscheidung für Rom konnte nicht die Rede sein, dagegen fürchtete Friedrich schon den vollen Anschluß Deutschlands an das Concilium. Indeß bei dem Zustande der Reichstage war eine Uebereilung niemals zu besorgen. Sie kamen wieder theils gar nicht zu Stande und die, welche zu Stande kamen, beschlossen auf dem nächsten Reichstage zu beschließen. Es blieb also bei der Neutralität. Aber einig und fest war man und erhob es zum Reichsgesetz, daß, wie auch dermaleinst die Sache

ende, den Beschwerden der teutschen Nation abgeholfen werden müsse. König und Reichstag verbanden sich unter einander zu Schutz und Trutz gegen Jeden, der diese Punkte nicht anerkennen wolle. Und doch war dies, wie sich Jeder sagen mußte, vom römischen Papste, der römischen Klerisei und der ganzen römischen Kirchenlehre niemals zu erwarten und zu hoffen. Indem gleichwohl König und Reichstag den Papst Felix und das Concil fallen ließen, zerstörten sie das einzige Mittel, womit sie ihren Zweck damals auf die Dauer hätten erreichen können, verriethen die eigene Sache, und bauten dem Feinde, während sie ihn beleidigten, doch auch den sicheren Eingang in ihr Lager. Ohne Mühe, Gefahr und Opfer, durch träges, feiges Nichtsthun wähnten sie das hohe, opferwerthe Ziel einer nationalen, vom Ausland unabhängigen Kirche erlangen und festhalten zu können.

Indeß hatten — während Papst Eugenius gegen jede Neutralität mit Entrüstung prostetirte und die deutschen Botschafter mit ihren Wünschen abschlägig beschied — die römischen Agenten Zeit, an allen Höfen sowohl gegen das Concil als gegen das deutsche Reich und den König Friedrich zu arbeiten und durch Einschüchterung, Bestechung und Verheißung einen Parteigänger nach dem Anderen zu sich herüber zu ziehen. Auch die wankelmüthigen Römer, „da sie bemerkten, daß Rom ohne Papst nicht sowohl eine Weltstadt, als vielmehr eine alte Spelunke sei", führten ihn mit einem Pompe zurück, der noch viel größer war, als der Schimpf, womit sie ihn vor neun Jahren ausgetrieben hatten. Doch der wichtigste Umschwung ging in Neapel vor. Der Eroberer von Neapel, König Alfons von Arragonien, bis dahin des Conciliums mächtigster Freund, ließ sich jetzt von dem Papste durch große Zugeständnisse gewinnen und ward nun wie einst Robert Guiscard, des römischen Stuhles Hauptstütze in Süd-Italien. — — Während in dieser Weise die Dinge einen sehr bedenklichen Verlauf nahmen, war Friedrich schmerzlich betrübt, daß seine so wohl gemeinte Vermittlung von Niemand beachtet werde und daß die Fürsten mehr ihren Vortheil als die Sache Jesu Christi im Auge hätten. Uebrigens war er von diesem Fehler selbst nicht ganz frei und suchte sowohl von Basel als von Rom gar mancherlei zu erlangen. Er neigte sich wohl auch vor-

übergehend auf die Seite des Concils, verlieh an hervorragende Mitglieder Ehren und Würden, den Secretair des Concils und des Papstes Felix, den berühmten Litteraten Aeneas Sylvius Piccolomini aus Siena zog er als Hofpoeten und Secretarius an seinen Hof. Dieser Aeneas, dessen Wirken so verderblich geworden ist, war einer von den zungengewandten Rhetoren, die in jener bewegten Zeit nach Söldner Weise für alle Parteien und Grundsätze ins Feld zogen, und ohne eigenes sittliches Lebens-Prinzip, nur nach Genüssen, Gold und Ruhm begierig, jedem Herrn dienten und jeder Fahne folgten. An sich ohne Charakter und Bedeutung, von den äußeren Verhältnissen ausschließlich bedingt, erhielten sie ihre Wichtigkeit nur durch die Charakterlosigkeit ihrer Umgebung. Und so wäre auch dieser Aeneas an sich eine harmlose Persönlichkeit geblieben, hätte das Unglück ihm nicht einen Herrn wie Friedrich in die Arme geworfen. Nachdem er dessen geheimste Gedanken als ächter Hofmann ausgeforscht hatte, überreichte er ihm eine Denkschrift, worin unter freimüthigem und patriotischem Anstrich dem Neutralitäts-Gedanken geschmeichelt und jener absurde Vermittelungsplan als die Summe der Weisheit empfohlen ward. Seitdem stieg er rasch in der bis dahin noch spröden Gunst seines neuen Herrn, dem er durch den stolzen Plan einer Wiederherstellung des alten Kaiserthums nicht wenig zu schmeicheln wußte. Doch im Grunde seines Herzens hatte er von Friedrich eine sehr geringe Meinung. „Er will", so schreibt er unter Anderem, „er will sehr Vieles, aber greift nur Weniges ernstlich an; — — er sieht den Wald vor Bäumen nicht; — — — Es wird mir bange; wir dienen allen Fürsten zum Gelächter;" — — Das Concilium beging damals den politischen Fehler, daß es einige für Friedrich sehr wichtige Bisthümer nicht nach seinem Vorschlag, sondern nach freier ordnungsmäßiger Wahl der Kapitel besetzen wollte, was den König und die Hofherren sehr verstimmte und am meisten dazu beitrug, ihn der römischen Curie wieder zuzuführen.

1444 Es war nun endlich im Sommer 1444 dahin gekommen, daß, nachdem fast alle größeren Reiche außer dem deutschen, gegen gute Bedingungen die Curie wieder anerkannten, die römischen Legaten auf dem Reichstage zu Nürnberg, unterstützt von den burgundischen Ge-

sandten eine drohende Sprache führen, das Aufhören der Neutralität, die Unterwerfung unter Rom fordern konnten; worauf König und Reichstag den sonderbaren Beschluß fassen, daß ihre Neutralität noch ein Jahr dauern, inzwischen aber ein allgemeines Concilium zu Constanz stattfinden solle. Da an das Zustandekommen eines solchen gar nicht zu denken war, so war hiermit der Triumph des römischen Papstes schon vorbereitet, noch ehe sich Friedrich der päpstlichen Politik geradezu angeschlossen hatte. Dieses letztere geschah, seitdem ein gemeinsames Interesse ihn mit dem Papst gegen die Schweizer Eidgenossen verband.

Denn die Hauptsorge Friedrich's, die er schon vor seiner Krönung den Reichsständen verkündete und an welcher er mit Zähigkeit festhielt, ging auf Zurückeroberung der einst seinem Hause angehörigen, jedoch im Laufe der Zeiten an die Schweizer Eidgenossen gekommenen und größtentheils von Kaiser Sigmund ihnen verkauften und bestätigten Lande. Dahin gehörten namentlich der zur Zeit des Costnitzer Concils dem geächteten Herzog Friedrich abgesprochene, den Schweizern damals fast aufgedrungene Aargau, sowie die ehemals Toggenburgischen Länder und Städte. Wegen des Besitzes dieser letzteren waren die Eidgenossen bereits mit dem verstorbenen Herzog Friedrich, sowie mit der eigenen Bundesstadt Zürich in Streit und seit 1437 in einen Krieg gerathen, welchen jedoch das Concilium zu Basel vorläufig gestillt hatte. König Albrecht, für größere Dinge besorgt, hatte diesen Streit nicht aufgerührt und, gleich seinen Vorgängern, die Eidgenossen in ihren Rechten und Freiheiten anerkannt. Friedrich dagegen hatte die deutsche Krone hauptsächlich auch deshalb angenommen, weil er dann den Eidgenossen besser beizukommen hoffte, deren Kaiserbriefe er nicht als rechtsgültig anerkennen wollte, weil Sigmund angeblich nicht zur Einziehung österreichischer Länder befugt gewesen sei. Er verweigerte ihren Gesandten, welche zu huldigen kamen, die Anerkennung und schloß mit der Stadt Zürich einen Bund, durch welchen diese zu jener Zeit wegen Ländergier und Uebermuthes weit und breit berüchtigte Stadt, des ewigen Bundes vergessend, sich zum Werkzeuge und Theilnehmer der verabredeten Eroberungen machte. Sie nahm, nicht aus Liebe zu Oesterreich, denn Friedrich und die Züricher traueten einander

gar wenig, sondern aus Haß gegen die früheren Bundesfreunde, österreichische Hauptleute an; sie legte die weißen Kreuze der Eidgenossen ab und österreichische Zeichen, das rothe Kreuz und die Pfauenfeder, an; sie verweigerte den Eidgenossen die Herausgabe der in ihrem Archive liegenden Kaiserbriefe. Die auf vielen Tagsatzungen von Bern versuchte Vermittlung war vergebens. Da entbrannten die Eidgenossen in ungeheurem Zorne und begannen einen mörderischen Krieg, in welchem ihre Gegner bald unterlagen. Nach der blutigen Niederlage bei St. Jakob, am 22. Juli 1443, wo der Bürgermeister Stüßi fiel und die Eidgenossen auf den Leibern der erschlagenen Feinde ein Siegesmahl hielten, wagten die Züricher keine Feldschlacht mehr und hatten Mühe, ihre eigene Stadt zu retten. Friedrich war nun in großer Noth. Er hatte einen furchtbaren Brand angerichtet und wußte ihn nicht zu löschen. Die Eidgenossen hatten ihre Schriften ins Reich geschickt und ihr gutes Recht nachgewiesen; auf ihrer Seite standen die Sympathien des Volkes, zumal der Städte, und für einen bloßen habsburgischen Länderkrieg war auch bei den Fürsten keine Hülfe zu erwarten. Es drohte ihm nun der Verlust seiner noch übrigen Hauslande, denn seine Ritter und Städte, unvermögend sich des Andranges der Eidgenossen zu erwehren, drohten, wenn er ihnen nicht Hülfe schaffe, sich dem Herzog Philipp von Burgund zu ergeben. Ja noch mehr, wie einst zur Zeit des Appenzeller Krieges, sah sich in Folge der großen Bauernsiege der ganze Adel jener Lande, zumal der Raubadel, in seinem Dasein bedroht. Schon hatten auch (in 1440 und 1441) die Städte um den See, in Schwaben und Franken sich aufgemacht und einen Vernichtungskrieg gegen die räuberische Ritterschaft begonnen, welche ihrer Seits die Gelegenheit eines Krieges gierig ergriff, um sich zu rächen. Mit Einem Worte, der ganze große Kampf der Zeit zwischen Adel und Volk stand hier in neuen Flammen.

In dieser Noth wäre es vielleicht am einfachsten und weisesten gewesen, von der gewünschten Eroberung wieder abzustehen und mit den bei aller Tapferkeit nicht unversöhnlichen Eidgenossen einen billigen und aufrichtigen Frieden zu schließen. Aber für das einfach Verständige und Zweckmäßige war Friedrich zu überklug und schlau, gemeinen Bauern bei Zeiten nachzugeben, war er zu hochmüthig und zähe. Er rief statt dessen den

Herzog von Burgund, und da dieser die förmliche Abtretung aller niederländischen Reichsprovinzen forderte, den König von Frankreich zu Hülfe. Zwölf Tage nachdem sein Statthalter mit den Eidgenossen den „faulen, bösen Frieden" vom 10. August 1443 geschlossen hatte, wandte Friedrich selbst sich an den König Karl VII. mit der Bitte um Ueberlassung von 10,000 Mann Söldnertruppen, damit, wie er schreibt, nicht bloß Herzog Sigmund, welchem eine Tochter des Königs Karl verlobt war, in seinem Besitze geschützt, sondern auch, damit „ein Exempel statuirt und ein Brand gelöscht werde, welcher alle Könige und Fürsten gefährde, da gemeine Bauern und Knechte gegen die Herren vom Adel aufzustehen wagten".

Für den König von Frankreich konnte nichts gelegener und erwünschter kommen, als dieser Ruf. Frankreich begann damals nach langer Schwäche und Erniedrigung sich zu erheben. Durch die Aufstände und Siege des französischen Volkes gegen fremde Unterdrücker, durch das Zusammenbrechen der englischen Macht seit dem Tode Heinrich's V. (1422) und seines Bruders Bedford, des Regenten von Frankreich (1435), endlich durch die im Frieden von Arras 1435 erfolgte Anerkennung des Hauses Valois durch den Herzog Philipp von Burgund, gelangte dasselbe wieder in den Besitz des Königreiches und Karl VII. begann mit Unterwerfung des rebellischen Adels (der Praguerie 1440), mit Einrichtung einer stehenden Reichssteuer (der Taille perpetuelle) zur Erhaltung eines stehenden Reichsheeres (1439) und der Befreiung der französischen Kirche von Rom (durch die pragmatische Sanction von Bourges 1438) Frankreichs Wiedergeburt. Er hatte dabei mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, namentlich mit dem Ehrgeiz seines Sohnes, des Dauphins von Frankreich, eines ränkevollen Fürsten, der nachmals als Ludwig XI. so berühmt und berüchtigt und damals seinem Vater sehr gefährlich wurde, und mit den zahlreichen englischen und französischen Söldnerbanden, die auch nach geschlossenem Frieden wie eine Landplage auf dem Reiche lasteten. Man nannte sie jetzt nach einem früheren Anführer, dem Grafen von Armagnac, Armagnacs, oder, wie der deutsche Volkswitz es ausgte, Armegecken. Das französische Volk nannte sie les ecorcheurs, die Schinder. Auf dieses Volk nun setzten der Papst und der Kaiser

und Viele vom deutschen Adel ihre Hoffnung. Schon hatten elsässische Herren sie angerufen und ihrer 12,000 im Jahre 1439 über die Steige von Zabern in's Elsaß führen lassen, wo sie 110 Ortschaften verbrannten. Am französischen Hofe drängten sich jetzt die Herren aus Deutschland, welche das Hülfegesuch Friedrich's unterstützten und noch viel mehr Hülfe forderten, als er; es kamen auch Botschaften vom Papste Eugenius, welcher die Reformation endlich für Frankreich anerkannte und den Dauphin mit reichem Solde zum römischen Oberfeldherrn ernannte, damit er an der Spitze eines Heeres nach Deutschland ziehe, die Baseler Väter vertreibe und die deutsche Nation zur Unterwürfigkeit unter Rom zurückführe.

So vereinigte sich Alles, um den König von Frankreich trotz seines milden und billig denkenden Charakters förmlich gegen Deutschland zu hetzen. Deutschland wurde ihm wie ein Beutestück dargereicht und er ergriff diese Gelegenheit, um seinen Söldnern Arbeit, seinem Sohne eine Herrschaft außer Landes, namentlich die längst begehrten Bisthümer Toul, Metz, Verdun, den Elsaß und die Schweiz, zu verschaffen. Unter dem Oberbefehle des Dauphins brach im Frühling 1444 von Nancy aus ein französisches Heer von 60,000 Mann nach Deutschland auf. Unter widersprechenden Verkündigungen, als „man komme auf Anrufen des Königs und des gesammten Adels, um die Frechheit und den Ungehorsam der Schweizer Bauern zu dämpfen", dann aber auch „man komme, um die natürliche Grenze Frankreichs am Rhein zu gewinnen", geführt von landesverrätherischen Edeln, welche in ihrer Parteiwuth nicht selten selbst das fremde Gesindel an Grausamkeit noch überboten, zog das wilde Heer durch Lothringen und den Elsaß. Ein Theil unter Lord John Talbot belagerte die tapfere Reichsstadt Metz, andere Heerestheile legten sich vor Toul, Verdun, Straßburg, das Hauptheer unter dem Dauphin zog hinauf in die Schweiz.

Indeß hatte in der Schweiz der Krieg wieder begonnen, weil die Eidgenossen durch ihre Siege, deren Gegner durch die gewisse Aussicht fremder Hülfe übermüthig geworden, jede Vermittlung der Baseler Väter vereitelten. In Zürich wurden Anhänger des ewigen Bundes von der österreichischen Partei hingerichtet, weil sie von Frieden sprachen; da-

gegen ließ der Landamman Ital Reding die 72 Ritter, die sich ihm in Greifensee ergaben, Andern zum blutigen Exempel bei Fackelschein enthaupten. Zwanzigtausend Eidgenossen belagerten Zürich. Der Herr von Falkenstein mit seinen Gesellen verbrannte den Bernern, zum Dank für empfangene Wohlthaten, durch eine schändliche List die Stadt Brugg an der Aar. Da erhob sich das Landvolk im Aargau und die Berner mit ihrer großen Büchse, sowie die Luzerner und Solothurner, belagerten die Farnsburg, wohin sich die adeligen Mordbrenner geflüchtet. Hier nun kam ihnen die erste Kunde, daß ein Heer von 40,000 Franzosen zum Entsatz der Feste nahe und schon vor Basel stehe. Doch ließen sie sich dadurch in ihrem Rachewerk nicht irren, schickten aber den Baselern einen Haufen von 1500 Mann zu Hülfe, welche in wildem Muthe und gewaltigem Anlauf die zwei ersten französischen Heeressäulen unter dem Herrn von Sancerre und dem Marschall von Dammartin, eine jede an 8000 Mann stark, zersprengten und wie scheues Wild vor sich her jagten. So kamen sie an die Birs, wo im Angesicht der Stadt Basel das Hauptheer mit dem Dauphin am jenseitigen Ufer stand. Vergebens mahnten die Hauptleute, hier zu halten, vergebens warnten die Baseler, welche angstvoll von ihren Thürmen herab das Heldenhäuflein sahen und es durch eine Flankenbewegung ihrer Bürgerwehr zu retten suchten. Sie wollten hinüber, „es müsse gehen, und ginge es nicht, so habe Gott die Seelen, der Feind die Leiber". So kamen sie mit einem furchtbaren Blutbad hinüber, wobei 200 in den Fluthen ertranken und der Hause in zwei Häuflein getrennt ward. Das eine, kleinere, ward auf eine Wiese gedrängt, von allen Seiten umringt und nach gewaltiger Gegenwehr aufgerieben, das andere bahnte sich mit lautem Siegesgeschrei mitten durch die Feinde eine Straße nach Basel. So kamen sie bis zum Siechenhause von St. Jakob, das, auf einer Höhe gelegen, mit Kapelle, Kirchhof und Garten von ihnen besetzt ward. Es waren ihrer nur noch 500 Männer; und nachdem sie von hier, die hohe Mauer im Rücken, drei Stürme des Feindes zurückgeschlagen und in zwei Ausfällen ihm Tod und Verderben gebracht, wollten die Franzosen, von ritterlicher Bewunderung hingerissen, ihnen freien Abzug gewähren. Doch die Wuth des deutschen Adels in ihren Reihen widersetzte sich solcher Großmuth.

Sie erneuerten den Sturm und es gelang ihnen, da das Geschütz Mauer, Thurm und Kapelle zerstört hatte, das Heldenhäuflein auch im Rücken zu fassen. So ging nach zehnstündigem Kampfe, doch erst als der letzte Mann, von Pfeilen durchbohrt, gefallen war, diese Schweizer Thermopylenschlacht (26. August 1444) zu Ende. Nur zehn, durch einen Zufall von den Waffenbrüdern getrennt, konnten die Heldenmähr nach Hause berichten, und wurden, obwohl ohne Schuld, doch ihr Lebtag als ehrlose Feiglinge verachtet.

Nach dieser Schlacht hatte der Dauphin, obwohl Sieger, keine Lust mehr gegen die Schweizer zu streiten. Solche Männer schwur er nie zuvor gesehen zu haben. Sechstausend Ritter und Knechte hätten sie ihm an dem einen Tage erschlagen. Er räumte das Land, bewarb sich um ihre Freundschaft und schloß schon am 28. October mit den Eidgenossen den Frieden zu Ensisheim, welcher ihnen und den Baselern Frieden, freien Handel und Wandel in Frankreich und Hülfe gegen alle ihre Feinde verhieß. Seit dieser Zeit waren die Eidgenossen mit seltener und kurzer Unterbrechung Frankreich befreundet, dem deutschen Reich entfremdet. Denn Frankreichs Könige waren staatsklug, und da sie sahen, daß für einen König auf den Schweizer Bergen wenig zu holen, aber viel zu verlieren sei, sind selbst ihre ärgsten Despoten Freunde der freien Schweiz geblieben. Uns aber ging durch Friedrich's Albernheit ein Land, welches Helden zeugte, und einst das treueste Glied des großen Vaterlandes war, verloren.

Und daß nicht bei dieser Gelegenheit auch das Elsaß und das ganze rechte Rheinufer uns schon damals verloren gingen, daran waren Friedrich und die Reichsfürsten wahrhaftig sehr unschuldig. Die Franzosen breiteten sich jetzt im Elsaß aus, besetzten die vom Adel ihnen geöffneten Schlösser, plünderten und brandschatzten das Land und begingen grauenhaften Unfug. In Basel waren schon vorher französische Gesandte erschienen und hatten die reichsgetreue Stadt unter großen Versprechungen zur Huldigung zu verführen gesucht. Sie behaupteten, ihr Herr sei von Alters her Protector der Stadt und als die Baseler hiervon nicht das Mindeste zu wissen erklärten, hielten sie das unter heftigen Drohungen für eine persönliche Beleidigung ihres Herrn. Als diese Nachrichten und das Hülfegeschrei der belagerten Städte, sowie der be-

ubten Pfalzgrafen und des Grafen von Württemberg auf dem gerade
ersammelten Reichstage zu Nürnberg eintraf, gerieth Friedrich in große
Verlegenheit und entschuldigte sich vor den Städteboten „mit viel demüthi-
en Worten," betheuerte, daß er die Franzosen nicht ins Reich gerufen habe.
Das war auch ganz richtig; er hatte ja bloß Söldner gegen die Schwei-
r miethen wollen; die Franzosen hatten die Sache nur mißverstanden.
eberhaupt war Friedrich kein eigentlicher Landesverräther wie so Manche
om Adel. Mit wenigen Ausnahmen hielt er stets am alten Reichsbesitze fest,
m Rhein wie in Lombardien, Ungarn und Böhmen. Nur in den Wir-
ungen war sein Verfahren so schlimm als Verrath. Er hat alle mögli-
en Feinde ins Land gerufen und konnte oder wollte sie nicht wieder hin-
austreiben. Er hatte nun zwar damals die Hülfe einiger der streitbar-
en Fürsten für sich gemiethet, seines Bruders Albrecht und des Mark-
rafen Albrecht Achilles, aber nicht etwa um die Franzosen zu vertreiben,
ndern um die Schweizer zu bekriegen. Gegen die Fremden geschah
nächst nichts. Man schickte eine Gesandtschaft an den Dauphin, um
nselben über die Gründe seines Einfalls zu befragen und erhielt erst
r keine Antwort, dann auf nochmalige Botschaft die zum großen
chrecken des Königs von den französischen Gesandten (ein deutscher
reiherr stand an ihrer Spitze) auf dem Reichstag mit kecker Offenheit
gebene Erklärung, ihr Herr sei ja von König und Adel gerufen wor-
n, um das Volk zu bekriegen. Darauf erst ward der Reichskrieg
gen das „fremde Volk", nicht gegen den König oder den Dauphin,
klärt, der Pfalzgraf zum Reichsfeldherrn ernannt und den Ständen be-
hlen, ihm zu helfen. Friedrich aber, nach Oesterreich zurückgekehrt, schickte
nen demüthigen, unwürdigen Brief an den König von Frankreich, wel-
er aber für das, was der Dauphin thue, die Verantwortung ab-
hnte. Man machte sich bereits damals am französischen Hofe über
e deutsche Reichsmisere lustig. Auf den Reichstagen kam trotz der
chsten Noth und Gefahr, kein Entschluß mehr zu Stande, alle mensch-
chen, alle patriotischen Gefühle schienen in der Selbstsucht dieser Herren
rloren gegangen zu sein. Und wie konnte auch gegen den König von Frank-
ich etwas Kräftiges von Reichswegen beschlossen werden, da ihn nicht
loß das Reichsoberhaupt und der Adel gegen die Bauern zu Hülfe
rufen, sondern auch die geistlichen Kurfürsten, welche sämmtlich gegen

ihre Städte fehdeten, jeder besonders mit ihm verbündet war? Man überließ es daher den angegriffenen Fürsten und Städten, sich selbst zu helfen, wie sie konnten. Der junge Kurfürst Ludwig der Sanftmüthige von der Pfalz, und sein nachmals so berühmter Bruder Friedrich, zwei durch Muth und edle Bildung ausgezeichnete Fürsten, die eben als Reichsvoigte im Elsaß mit der Vertheidigung jenes Landes beauftragt waren und ihre dortigen Besitzungen sich nicht vom französischen Hofe schenken lassen wollten, wie man ihnen anbot, zeichneten sich hier durch ihre patriotischen Anstrengungen aus und fanden an der Stadt Straßburg eine eifrige Helferin. Aber vergebens waren ihre Mahnungen; gehemmt und gehindert durch die Erzbischöfe, welche in der falschen Rolle des Vermittlers durch Vorspiegelungen fort und fort vom Kriege abhielten, so daß das von den Pfalzgrafen aus den schwäbischen Landen aufgebotene, bei Straßburg versammelte Reichsheer sogar wieder heimgeschickt wurde, blieb den Verrathenen nichts übrig, als Unterwerfung oder verzweiflungsvoller Widerstand in ungleichem Kampfe.

So kam der Winter heran mit den fürchterlichsten Drangsalen und Mißhandlungen des Volkes durch die wüsten Buben, welche von den Burgen, die ihnen der Adel eingeräumt hatte, raubend, mordend und schändend in das Land hinabstiegen. Die Feder sträubt sich, den Chronisten nachzuerzählen, wie dieses ruchlose ausschweifende Gesindel das Volk mit Gräueln heimsuchte, die aber auch als gerechte Strafe des Himmels betrachtet wurden für den Egoismus und die Schlaffheit der Menschen. „Denn es war so viel Untreue im Lande, daß nicht Jeder dem Anderen Gutes gönnte, und sich gar wenig Leute in Hülfe zusammen hielten." — Viele Bauern hatten es unterlassen, ihre Vorräthe bei Zeiten in die Städte zu bringen: „Die Bürger sähen es wohl gern," hatten sie gemeint, „daß wir es ihnen heimführten, eher soll es den Gecken werden." Aber schrecklich sollten sie das bereuen, und erst die Verzweiflung gab ihnen Eintracht und Patriotismus zurück. Bald waren die Feinde, die Alles verpraßt und verbrannt hatten, genöthigt, in größeren Streifzügen sich über zwanzig Meilen und weiter zu vertheilen. Da brach endlich von allen Seiten der Volkssturm über sie her, eine blutige Jagd, ein Vertilgungskrieg über die „Schelme und bösen Buben." Aus den Städten und Städt-

hen am Rheine strömte bewaffnetes Volk hervor und der Rath zu Straßburg erfreute die Bürgerschaft am Allerheiligentage mit einem selenen Schauspiel, er ließ die eingebrachten Gecken, welche die üppigen warmen Bäder liebten, im Rhein ersäufen, damit sie auch ein kaltes Bad genössen. Ein Straßburgisches, nach Hussitenweise gerüstetes Heer, nter dem Altstädtemeister Martin Zorn, zog aus und zerbrach die ächsten Burgen des Feindes, längst war im Schwarzwald das Bauernolk aufgestanden, unter dem „Bauernkaiser", und hatte die Fremden usgetrieben; in den Vogesen erhob sich der „lange Konrad" und erhlug dort mit seinen Gesellen die vornehmsten Herren aus Frankreich nd England. Und überall, „wo redliche, kühne Gesellen die Bösichter kecklich angingen, da flohen die Schälke und ließen sich niederhlagen, gleich als eine gebundene Kuh."

Bei solchen Nachrichten über die Kraft des Volkes, ward selbst em Dauphin, der über die Friedensbotschaften der Fürsten seinen Scherz nd Spott trieb, bange und die französischen Gesandten schlossen mit em Kurfürsten von der Pfalz zu Trier am 24. December 1444 und 3. Februar 1445 eine Uebereinkunft, in deren Folge die fremden Truen im März das Reichsgebiet wieder räumten, nicht ohne sich, wo sie nnten, durch schreckliche Gräuel zu rächen, aber auch mit gleicher Münze bezahlt zu werden. Zwanzigtausend Menschen waren von ihnen mgebracht worden, sie selbst hatten mehr als 1000 Ritter und Herrn, mehr als 10,000 Fußgänger verloren.*) Unmuthig mußte der önig von Frankreich seinen Eroberungsplänen entsagen und konnte ur erlangen, daß er den Verletzten keine Entschädigung zu zahlen rauchte, seine eigenen Entschädigungsansprüche an König Friedrich ber, der ihn gerufen habe, als Oesterreichische Hausangelegenheit von n Verhandlungen getrennt und vorbehalten wurden. Hier treten dienigen Kurfürsten, die den Vertrag schlossen, an ihrer Spitze der Kurirst von der Pfalz, zuerst in offenen Gegensatz zu Friedrich.

Friedrich aber setzte trotz aller Niederlagen seine Versuche gegen e Eidgenossen fort, für welche er die Hülfe Frankreichs noch immer,

*) Vergl. auch noch Barthold's Monographie über den Armegeckenkrieg in Raumers tor. Taschenbuch von 1842.

wiewohl jetzt ohne Erfolg, zu erlangen suchte. Seine Lage ward aber jetzt durch die Haltung der Tyroler noch verschlimmert, denen er ihren jungen Erbfürsten Sigmund auch nach dessen Volljährigkeit, trotz früheren Vertrages, nicht herausgeben wollte (Juli 1443) und die ihm daher jeden Gehorsam aufkündigten, eine provisorische Regierung einsetzten und zu den Eidgenossen abzufallen Miene machten. Da bei den Kurfürsten und den Städten an Reichshülfe für solche Haushändel nicht zu denken war, schloß Friedrich nun besondere Bündnisse mit einem Theil der Fürsten und des Adels, dem St. Georgen Schild im Hegau, welcher theils durch Kriegs- und Beuteluſt, theils durch Haß und Besorgniß vor den Siegen des Volkes zu diesem Bunde bewogen ward. „Denn es war," sagt die Straßburger Chronik, „unter dem gemeinen Volk in allen Landen die Rede, daß die Ankunft des fremden bösen Volkes und die Späne der Fürsten ein getretener Rath und lange erdacht sei wider die Städte, die gräßlich verhaßt waren, und beschuldigt wurden, daß sie den ganzen Adel vertilgen wollten, da sie doch allem Adel Ehre und Zucht erboten, dem es beliebte Recht zu thun und der nicht begehrte, anderer Leute Gut mit Uebelthat an sich zu bringen."

Gegen die Eidgenossen hatten jedoch auch diese Herren keine rechte Luſt mehr zu streiten. Auf einer zu Tübingen Fastnacht 1445 gehaltenen Versammlung fürstlicher Räthe wurden zwar gewaltige Zurüstungen verabredet gegen die „Geburen, die Verdrucker des Adels und aller Ehrbarkeit," aber trotz aller Anrufungen der heiligen Jungfrau u. s. w. ward nichts davon ausgeführt. Daß übrigens „Ehrbarkeit" hier nicht im bürgerlichen, sondern im adligen Sinne zu verstehen sei (als Vornehmheit) geht aus der Einschärfung an die Ritter hervor, bei dem Feldzuge die „gemeinen Frauen und allerlei Spiel", auch das schreckliche Fluchen dahinten zu lassen. Indeß erfochten die Eidgenossen über Friedrich's Truppen noch mehrere Siege, bei Ragaz schlugen am
1446 6. März 1446 ihrer 1100 ein feindliches Heer von 6000 Mann dergestalt, daß sie im Juni den vom Kurfürsten von der Pfalz vermittelten vorläufigen Frieden mit Oesterreich und Zürich erlangten, Friedrich's Partei im Reiche aber in große Angst gerieth und sich über seine Unthätigkeit und daß er sie Preis gebe, bitter beklagte. Doch er

ıtte die ganze Sache seinem Bruder Albrecht übergeben und zog sich
ieder nach Steiermark zurück. Hier ward er durch die Botschaften seiner
arteigänger in Ungarn und Böhmen bedrängt, welche die Heraus-
ıbe des Mündels Ladislaus oder doch irgend eine bestimmte Hülfe,
ntschließung oder Regel vergebens von ihm forderten. Seine un-
rischen Feinde unter Hunyady fielen in Steiermark ein und ver-
ästeten ihm das eigene Land, wogegen er auf einem sehr schwach
uchten Reichs-Convente zu Regensburg ohne Erfolg um Hülfe bat.
ıs Volk mußte jetzt auch in Steiermark aufstehen, um die Fremden
eder zu vertreiben. Die Hoffnung Friedrich's, in Tyrol festen Fuß
fassen, war auch gescheitert, er sah sich Anfangs 1446 gezwungen,
ı Herzog Sigismund sein Erbe zur eigenen Verwaltung zu über-
ıen und dieser junge, thatkräftige Fürst, der in allen Stücken von
ıem Vormund abwich, ward einer seiner gefährlichsten Widersacher
ɔ stellte sich sogleich entschieden auf die Seite seines Landes und
Conciliums von Basel.

Mit steigenden Hoffnungen hatte indeß das Concil dem Verlaufe
Dinge zugesehen. Es hatte nicht bloß überall das Volk, das ihm
ıing, siegen sehen, sondern auch die vier rheinischen Kurfürsten und
von Sachsen, also fast das ganze Kurfürsten-Collegium, auf seine
te gebracht, während der König von Frankreich wieder, im Gegensatz
ı Dauphin, der in römischen Dienst getreten, sich mit dem französi-
ı Klerus dem Concilium aufs Neue zuneigte. Erzbischof Jakob von
er, den wir um jene Zeit auf französischen Reichstagen sehen, fiel
ı Eugenius ab und ließ sich vom Papste Felix gewinnen, der
dafür 10,000 Gulden aus deutschen Kircheneinkünften anwies,
jedoch nur mit seiner Anerkennung liquid werden konnten. Ver-
e seines leitenden Einflusses zog dann Jakob die kurfürstlichen
egen nach sich, indem er zugleich eine Heirath zwischen des Papstes
: Tochter mit dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, sowie die
lobung eines Söhnleins des Kurfürsten von Sachsen mit einer
:lin des Papstes, Alles mit ungeheuren Summen zur Mitgift,
ittelte. Auf dem nach Nürnberg im Jahre 1446 anberaumten
ɔsconvente sollte des Papstes Felix Anerkennung endlich aus-
ochen werden.

Aber Friedrich in seiner Bedrängniß hatte sich nun dem Papste Eugenius ganz in die Arme geworfen. Schon Anfangs 1445 war sein Geheimsecretair Aeneas mit geheimen Aufträgen nach Rom gezogen, — angeblich um nochmals zwischen Rom und Basel zu vermitteln. Darauf war der gewandte Legat Carvajal am königlichen Hofe erschienen und hatte wichtige Unterhandlungen geführt, — angeblich wegen der orientalischen Frage. Dieser Legat brachte insgeheim die Vereinigung Friedrich's mit dem Papste unter folgenden Bedingungen glücklich zu Stande: der Papst verpflichtet sich, dem König in Rom, oder falls der Weg dahin für Friedrich zu weit ist, in Bologna, Padua oder Treviso, die Kaiserkrone aufzusetzen, für sich keine Reisekosten zu beanspruchen, dagegen dem Kaiser binnen zwei Jahren 100,000 Gulden rheinisch als Ersatz für die Reisekosten zu zahlen; ihm gleich früheren Kaisern und Königen (Sigmund, Ruprecht u. a. m.) nach der Krönung das Recht der ersten Bitten und einen Zehenten von allen Pfründen und Beneficien in Deutschland zu gestatten; sowie ausnahmsweise das Recht, einmal hundert Pfründen und Beneficien in seinen Erbländern beliebig zu verleihen; endlich, die lebenslängliche Befugniß, für die sechs Bisthümer Trient, Brixen, Chur, Gurk, Triest und Pettau in Vacanzfällen dem Papste taugliche Candidaten vorzuschlagen.

Um diese Preise ward die deutsche Nation nochmals an Rom verrathen und verkauft. Der Papst Eugenius aber wollte nun sofort seine Macht probiren. Tief erbittert über die rheinischen Erzbischöfe, zumal den Trierer und den Kölner, erklärte er diese beiden am 9. Februar 1446 für abgesetzt und verlieh ihre Stellen sogleich an den Herzog von Cleve und den Bischof von Cambray, nahe Verwandte des mächtigen Herzogs von Burgund, welchen Friedrich gleichzeitig (im April 1446) auch dadurch zu gewinnen suchte, daß er die von den Vorfahren am Reiche, ja noch vor wenigen Jahren von ihm selbst verweigerte förmliche Belehnung mit allen niederländischen Provinzen, einschließlich Luxemburgs, durch Herzog Albrecht dem burgundischen Hofe nun förmlich anbieten ließ, dagegen aber wiederholt ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Eidgenossen und gegen Savoyen forderte. Doch der staatskluge Herzog mochte mit dem schwachen Friedrich so leichten Kaufs sich nicht mehr verbinden. Er verhehlte den kaiserlichen Gesandten die

ringe Meinung nicht, die er von ihrem Herrn habe, und sagte ihnen, ß ihm die Kurfürsten bereits insgeheim vorgeschlagen hätten, den nig ganz abzusetzen. Für die Belehnung mit Provinzen, die er ohnedies besaß, waren ihm jetzt die bloßen Kanzlei-Gebühren schon hoch. Seine Ansprüche hatten sich ungeheuer gesteigert, er forderte die iederherstellung und Abtretung des ganzen alten lotharingischen Rei-s, wie es der Enkel Karl's des Großen besessen, unter dem Namen nigreich Friesland. Die feilen Räthe des Königs, vor Allen der ersättliche Kanzler Schlick, hatten ihm auch dies versprochen, falls sie gut bezahle. Es ist lange darüber in Wien und Brüssel ver-adelt worden. Doch kam der Plan, weil Friedrich nur den königen Titel und diesen nur gegen namhafte Bezahlung dem Herzoge estehen wollte, der Herzog seiner Seits wahrscheinlich auch die An-nnung der Reichsfürsten forderte, es aber in der Kirchenfrage doch ht mit beiden Parteien halten konnte — nicht zur Ausführung.

Auf die Kunde ihrer in Rom ausgesprochenen Absetzung hatten die bedrohten Kurfürsten mit ihren Kollegen in Frankfurt ver-mmelt und machten hier am 21. März 1446 zu ihrer Vertheidigung en die römischen Uebergriffe einen Verein, wie einst vor mehr als ndert Jahren den zu Rense. Sich nunmehr offen für Basel aus-prechen, hatten sie jedoch nicht den Muth. Sie hätten dann zu-ich den Friedrich absetzen müssen und fürchteten wohl hauptsächlich en Krieg mit Burgund. Sie beschlossen, das Nationalinteresse zu lfe zu rufen und daher zunächst eine Gesandtschaft nach Rom zu cken, welche Zurücknahme der Absetzungsbullen, Anerkennung der ncilien-Autorität und Garantien für die Abstellung der Beschwer-deutscher Nation sowie ein neues Concil fordern solle. Der Kö-solle dem beitreten, nach Verwerfung dieser Forderung aber des pstes Felix Anerkennung mit oder ohne König ausgesprochen wer-. Mit der Botschaft ward der berühmte Nürnberger Syndikus Dr. gor von Heimburg beauftragt, ein biederer deutscher Mann, von tiger Art und Rede, gelehrt und tapfer, treu und unbestechlich, aber Italienern, wie es scheint, an Listen nicht gewachsen. Friedrich : bei seiner Ankunft und Botschaft sehr erschrocken; im Gefühl sei-Ohnmacht mochte er sich nicht widersetzen, und noch viel weniger

durfte er nach dem geheimen Pacte dem Papst entgegentreten; er schloß sich also scheinbar dem Verlangen der Kurfürsten an und schickte, angeblich um sie zu unterstützen, in der That, um die Sache in ein anderes Geleise zu bringen und den Papst zur möglichsten Nachgiebigkeit zwar zu ermahnen, in jedem Falle aber seines Gehorsams zu versichern, ebenfalls einen Botschafter, nämlich seinen mit geheimer Instruction versehenen Geheimschreiber, den glatten und gewandten Aeneas Silvius mit. Diese beiden, Gregor und Silvius, zogen nun an der Spitze der Gesandtschaft in Rom ein, und in nachdrücklichen Worten sprach Jener vor dem Papste von der Einigkeit und Kraft der deutschen Fürsten und daß die deutsche Nation nun endlich Abhülfe ihrer Beschwerden erwarte, auch im September die letzte Entscheidung treffen werde; doch er ward mit Antwort hingehalten, und während er nun, in drückend heißer Jahreszeit, kahlen Hauptes, mit bloßer Brust, ausgezogenen Schuhen und aufgerollten Hemdsärmeln — nach der freilich verdächtigen Schilderung des boshaften und verlogenen Aeneas — schattige Spaziergänge aufsuchte und auf die ganze römische Wirthschaft, auf Papst und Klerisei und auf das heiße Klima schalt, — verhandelte insgeheim der kühlere Aeneas, der nun auch zum päpstlichen Geheimschreiber ernannt wurde und noch etwas in Rom zurückblieb, als der ohne bestimmte Antwort und mit schneidenden Worten entlassene deutsche College wieder heim zog. „Er habe", hatte ihm der Papst gesagt, „den Erzbischof von Trier, der jetzt so gewaltig ausschlage, aus dem Staube erhoben. Weshalb die deutsche Nation sich beschwere? Er wolle ja nur ihr Bestes."

Auf dem im September zahlreich besuchten Convent zu Frankfurt ward diese Antwort mit großer Aufregung vernommen. „Das sei ein gar eigenköpfiger, harter, der deutschen Nation feindseliger Mann," berichtete Gregor. „Die Kardinäle aber gingen nur auf Geldgier und Zusammenscharren von Schätzen aus." Vergebens waren die glatten Beschönigungen des Aeneas; da die zur Stelle befindlichen Häupter und Gesandten des Concils alle Bedingungen genehmigten, so schien ein guter Ausgang gewiß zu sein und die Vertreter des Königs, zu denen Aeneas und der Markgraf Albrecht gehörten, durften nicht wagen, gegen Alle vereint aufzutreten. Sie hatten den ge-

einen Auftrag, nur dann für Eugenius offen Partei zu nehmen, wenn mindestens zwei Kurfürsten auf ihre Seite träten. Der von Brandenburg ward durch den Markgrafen gewonnen; Aeneas richtete seine Augen nun auf den trägen Dietrich von Mainz. Er griff, wie er selbst sehr offen berichtet, da Nichts sonst half, zum Gelde, „Geld", sagt er hinzu, „ist die Herrin der Höfe; sie öffnet die taubsten Ohren", und bestach mit 2000 Gulden rheinisch zwei Mainzische Minister, welche dann ihren Herrn wieder auf andere Gedanken brachten. Mainz schloß nun ein neues Sonderbündniß mit der päpstlichen Partei und wollte dem Papst Gehorsam leisten. So bekam die Sache eine bessere Wendung und konnte wenigstens so weit gedreht werden, daß in die Stelle der gegen Rom so kategorisch gefaßten eine neue Constitution vom 5. October trat, worin zwar die früheren Forderungen wiederholt, aber nach der von Aeneas hineingebrachten Fassung „das Gift herausgedrückt", d. h. der Gehorsam gegen den Papst eigentlich schon ausgesprochen und durch die bloße Bitte, ein neues Concil nach Konstanz, Straßburg, Mainz, Worms oder Trier zu berufen, eher bestätigt als verläugnet ward.

So hatte Friedrich seinen Zweck vorläufig erreicht. Die Versammlung löste sich im Unfrieden auf. Die Kurfürsten von Köln und von Trier, die sich auf ihr Bündniß mit Frankreich verließen, verweigerten jede Zustimmung. Aeneas Sylvius aber zog mit der neuen Botschaft nach Rom, appellirte an des Papstes Großmuth und Güte, stellte ihm aber auch die noch immer für Rom höchst gefahrvolle Lage der Dinge vor. Papst Eugenius, welcher sein Ende nahen fühlte, wollte nicht aus dem Leben scheiden, ohne die deutsche Nation wieder zum Gehorsam zurückgebracht zu haben. Er genehmigte daher in vier Bullen die gestellten Forderungen und empfing dafür auf seinem Krankenbette durch Handschlag der Gesandten im Jubel Roms nunmehr ein Unterwerfungs-Gelöbniß der deutschen Nation. Zur selben Zeit stellte er jedoch eine andere Urkunde aus, worin er alle in jenen Bullen gemachten Zugeständnisse, die er „wie es der Klugheit eines römischen Papstes gezieme, wegen der Zeitläufte und aus Noth und zum Nutzen der Kirche gemacht habe, um die deutschen Fürsten und Prälaten anzulocken, daß sie zur Einheit und zum Ge-

horsam gegen die heilige römische Kirche zurückkehrten", sofern sie der Kirche Nachtheiliges enthielten, als ungültig widerrief. Wenige
1447 Wochen nachher, am 23. Februar 1447, stieg Papst Eugenius IV. ins Grab. Er, der die römische Kirche in tiefster Ohnmacht gesehen, hatte dennoch über die ganze zerfahrene Welt, und endlich auch über die am meisten zerfahrene deutsche Nation, triumphirt. Aber durch welche Mittel! „O Gabriel," so lauteten seine letzten, im Selbstgespräch ausgestoßenen Worte, „um wie viel besser wäre es für deiner Seele Heil, wärest du niemals Kardinal und Papst geworden!"

Ohne sich um die Reformationsdecrete wegen der Wahl zu kümmern, wählten die Kardinäle sogleich den Mann zum Nachfolger, der am besten geeignet war, das noch keineswegs gesicherte Restaurationswerk zu vollenden und der als Nicolaus V. den Thron bestieg. Es war der gewandte Legat, welcher mit König Friedrich unterhandelt und ihn gewonnen hatte, der Bischof Thomas von Bologna, ein kleiner, kluger, glatter Mann, „hochfahrend gegen Geringe, demüthig gegen Vornehme", übrigens im Gegensatz zum sittenstrengen und mönchisch starren Eugenius aufgeklärt und liberal, lebenslustig, ein Freund des Weines, der Künste und der Wissenschaften, der prächtigen Bauwerke und Bibliotheken. Mit diesem Papste beginnt die flotte und verschwenderische Restaurations-Periode des kaum vom Untergange geretteten römischen Papstthums. Zunächst jedoch hatte Nicolaus noch das Concilium zu Basel zu beseitigen und die deutschen Fürsten sowie einige andere von den mächtigen Herren der Christenheit zu beschwichtigen, welche ihn nicht so leichten Kaufs anerkennen wollten. Er unterhandelte und accordirte mit jedem Einzelnen, der Eine erhielt mehr, der Andere weniger, je nach Macht und Bedeutung, Frankreich und Burgund wohl am meisten; sie erlangten auch nationale Zugeständnisse für Volk und Kirche. Die deutschen Fürsten, die sich noch eine Zeit lang gegen seine Anerkennung sträubten, wurden durch persönliche Vergünstigungen nach und nach gewonnen, den fettesten Bissen erhaschte wiederum Jakob von Trier; er ließ sich die Anwartschaft auf das Bisthum Metz als Commende verschreiben. Die von Nicolaus bei seiner Krönung gegebene Bestätigung der vom Vorgänger gewährten Zugeständnisse an die deutsche Nation hatte keine andere

olge, als das zu Wien am 17. Februar 1448 abgeschlossene, vom 1448
apst am 19. März bestätigte, fälschlich sogenannte Aschaffenbur-
er Concordat, in welchem dem Papste das Ernennungsrecht für
le Stellen und Pfründen im Reiche, soweit es eben nicht mit einzel-
n Fürsten getheilt werden mußte, wieder zugesprochen, dagegen von
m versprochen ward, die Stellen nur mit tauglichen Individuen zu
setzen. Einer der Ersten, welche mittelst derselben glänzend belohnt
urden, war der noch von Eugenio zum Bischof von Triest erhobene
eheimschreiber Aeneas Sylvius. Ein anderes der vielbegehrten Bis-
ümer, Brixen, erhielt Nicolaus von Cusa, der den Römern am
rigsten gedient hatte. Er ward, obwohl ein Deutscher, auch zum
rdinal erhoben (damals war ein deutscher Kardinal „seltner als
ı weißer Rabe"). Die Reformation ward wieder auf spätere Con-
ien verschoben, die aber gar nicht mehr berufen wurden.

So endigte also die von den deutschen Fürsten und ihrem König
der größten und wichtigsten Frage des Jahrhunderts beliebte Neu-
lität zwar mit gewissen Vortheilen für jeden einzelnen dieser Herren,
ichsam mit einer halben Säcularisation, aber auch mit dem voll-
ndigen Preisgeben der Nationalkirche und mit der schmählichsten
ederlage und Schwächung des Reiches, welches wieder eine römische
›maine ward, dessen Geschicke von Rom wieder gelenkt und bestimmt
rden, in welchem die römischen Legaten wieder dominirten und aus
lchem der römische Fiscus wieder ein mehr als hundertfach größeres
tto-Einkommen herausschlug, als der eigne König.

Das Concilium zu Basel aber sah sich, zwar nicht durch die ohn-
chtigen Befehle und Achtsdrohungen des Reiches, desto mehr jedoch
ch den allmählichen Abfall seiner Anhänger genöthigt, Ende Juni
18 Basel zu verlassen und sich in das Gebiet des Herzogs von
voyen nach Lausanne zu begeben. Stadt und Diözes Basel
erwarfen sich dem Papste. Doch hingen Viele in der Nation, zu-
von den Städten und Universitäten und die gefürchteten Eidge-
en, sowie das vielverzweigte, reiche Haus Savoyen noch am Con-
Unter französischer Verwendung bequemte sich der Papst daher
) zur Unterhandlung mit dem Concile, diesem „Reiche des Satans".
›st Felix dankte freiwillig ab und ward dafür als Kardinalbischof

mit dem Range als Zweiter in der Christenheit und als Generalvikar in den Gegenden, wo er bisher gegolten hatte, abgefunden; auch die Mitglieder des Concils wurden mit Ehren und Würden bedacht, von der Verfluchung, Bestrafung u. s. w. wieder absolvirt; dafür wählten sie, um ihre Autorität zu wahren, den Papst Nikolaus auch ihrerseits
1449 und erklärten sich am 25. April 1449, da ihre Aufgabe angeblich nun erfüllt sei, für aufgelöst.

Dies war der Ausgang jener großen Bewegungen, in denen die römisch-katholische Kirche vergebens versucht hat, sich selbst zu reformieren. Es geziemt sich, an dieser Stelle einen Blick auf die ganze Bewegung zurückzuwerfen.

Zwei Richtungen sind es, die in dieser Bewegung hervortreten: die eine kam aus den Tiefen des Volkes und berief sich auf das Evangelium; wo sie sich zeigte, standen die Freiheit und der Glaube neben ihr; sie hatte große Martyrer, gewaltige Helden, herrliche Thaten erzeugt; sie hatte unvertilgbare Folgen, tiefgreifende Veränderungen theils hervorgebracht, theils in den Gemüthern vorbereitet; sie war aber unter der Wucht der Verhältnisse und ihrer äußeren Hülflosigkeit, vor Allem ihrer noch ungenügenden räumlichen Ausdehnung erlegen, um tiefer fortwirkend zur gelegenen Zeit wieder hervor zu treten. Die andere Richtung kam nicht aus dem Volke, sondern ging von den Fürsten, dem Adel, dem Klerus, den Gelehrten aus, also von jener feudalen und scholastischen Oberfläche der Gesellschaft, deren wachsende Nichtswürdigkeit wir im Laufe unserer Geschichte betrachteten. Sie berief sich nicht auf das Evangelium, sondern auf ihre eigene Macht und Weisheit. Sie predigte nicht in Zungen, sondern schrieb dicke lateinische Bücher, welche das Volk nicht las, und machte neue Systeme und gelehrte Verfassungsentwürfe, für welche sich das Volk nicht begeisterte. So wenig aber einst die Götter Griechenlands und Roms von den alten Kirchenvätern gestürzt wären, hätten es nicht das Evangelium und die Völker selbst gethan, um noch viel weniger konnten diese neuen Kirchenväter und Kirchenfürsten das Papstthum stürzen. Diese Reformatoren hatten mit den Ketzern nur das Verneinende, nur den Haß gegen Rom gemein. Aber nicht das, was die Menschen wieder verbindet, nicht die Liebe, die Freiheit, nicht den tiefen gewaltigen Glaubensdrang.

ur aus eitler Weltklugheit, aus politischen Zweckmäßigkeits-Gründen
id Autoritäts-Berechnungen entsprang ihr Thun. Ihnen war die
reiheit der Gewissen und der Glaube nach der Bibel eben so unleid-
h, als dem Papste. Auf ihren Concilien wurden die Ketzer verbrannt
id als man sie nicht mehr verbrennen konnte, betrogen. So hatten
den Sieg des römischen Papstthums selbst vorbereitet, als sie es
ihrer Eitelkeit gestürzt zu haben glaubten. Nur den Hussiten hatte
s Baseler Concil den Höhestand seiner Macht zu danken. Als es mit
ien vorbei war, sank diese rasch. Die Väter mußten sich auf die
ntrigue und Staatskunst legen, in welcher Rom ja doch ihre Mei-
rin blieb. Als nun ein Mächtiger nach dem andern abfiel, da suchte
s Concil sich endlich mehr auf das Volk und namentlich auf das
utsche Volk zu stützen; niedere Laien und Kleriker bildeten zuletzt den
auptbestandtheil der Versammlung; „wo wäre der Glaube, die Kirche,
Reformation," schrieb da ihr Präsident, „ohne die geringen Leute,
Ihr verachtet?" Aber auch diese konnten nun nichts mehr helfen; es
rieth dadurch nur um so mehr in den Geruch der Ketzerei und Re-
lion und mußte sich endlich für besiegt erklären. Von Anfang an
Dienste der bloßen Autorität und Gewalt, kam sein Thun schließ-
) auch nur der äußeren Gewalt zu Gute.

Das beste Merkmal der innern Haltlosigkeit dieser Reforma-
en findet man aber in dem eitlen weltlichen Treiben ihrer mehr auf
itische, als andere Zwecke gerichteten Concilien, — wobei die Fran-
en nebenbei darauf ausgingen, die höchste Kirchengewalt wieder an
nkreich zurück zu bringen und der übrigen Welt Gesetze zu geben,
sie selbst nicht befolgten, — sowie vor Allem in der Charakterlosig-
fast aller Führer und geistigen Vertreter, welche, im grellen Gegen-
gegen die unerschütterliche Standhaftigkeit und Zuversicht der Ketzer,
gemeinsten Bestechung zugänglich, mehr litterärischen Söldnern und
icksrittern als Reformatoren der heiligen Kirche ähnlich, für die
chiedensten Systeme gefochten und ihre Ueberzeugung wie Winter-
) Sommerröcke nach Zeit und Nutzen gewechselt haben. „Verlangt
" so schrieb in jenen Tagen Aeneas Sylvius, „verlangt es die
tliche Gewalt, so läugnen wir nicht bloß den Papst, sondern auch
istum." Und er sagte an dieser Stelle die Wahrheit und bewies

durch die eigene That, daß er keine andere Ueberzeugung habe, als die seiner zeitigen Herrschaft. Wohl pflegten er und seines Gleichen sich in ihren späteren Schriften mit der Eitelkeit ihres früheren Strebens, so wie überhaupt mit der Verderbniß ihrer Zeit zu entschuldigen, und daß eine sittliche „Wiedergeburt" der Menschheit vorausgehen müsse und was der Phrasen mehr sind, womit die Apostaten aller Zeiten ihren Abfall zu beschönigen suchten. Was soll überhaupt das Wort „Wiedergeburt" bedeuten? Als ob es jemals eine andere „Wiedergeburt" für die Völker gegeben hätte, als die Erhebung und Erfrischung ihres Nationalgefühls, als die mächtigen Hebel der Freiheit und des Glaubens! Aber von jenen Sophisten der Gewalt, welche, selbst des Glaubens und der Begeisterung baar, sich für ihre Bedürfnisse nun einen wieder aufgewärmten Glauben zurecht machten, konnte freilich keine „Wiedergeburt" ausgehen. Denn die „Wiedergeburt" läßt sich nicht machen und befehlen, sie muß frei aus dem Menschen kommen und es ist daher kein Wunder, daß auch solche Kirchenlichter, die wie etwa Nikolaus von Cusa wirklich auf Sittenreformen und dergleichen wohlmeinend bedacht sein mochten, keine „Wiedergeburt" erzeugen konnten. Nikolaus zog damals als römischer Legat durch Deutschland, um Provinzial-Synoden zu halten, Klöster und Klerus zu reformiren, das Volk zu bessern und dergleichen mehr, wobei es dann nebenbei auf Befestigung des allenthalbigen Gehorsams gegen Rom und Erzielung großer Ablaßsummen abgesehen war. Aber man sieht nicht, daß diese und ähnliche Maßregeln mancher Fürsten etwas zur „Wiedergeburt" gewirkt hätten. Ja sie steigerten nur das Mißtrauen und die Erkältung der Gemüther. Nikolaus bemühte sich, auch den Böhmen ihren Kelch wieder abzuschwatzen und ihnen eine neue Moral zu lehren. „Die heilige Kirche", erklärte dieser fromme Hirt, „gewähre ihren Kindern was ihnen heilsam sei, auch ohne Verträge, wie sie durch keinen Vertrag sich zur Billigung dessen, was ihren Kindern schädlich sei, bestimmen lasse. Es stütze sich doch Niemand auf Verträge". Erinnern wir uns, daß gerade dieser Nikolaus von Cusa die Böhmen einst zur Annahme der Compactaten in Basel beschworen und angefleht hatte, so können wir uns eines tiefen Ekels selbst über diesen gefeierten Hirten nicht erwehren.

Uebrigens gewann es bald den Anschein, als ob man die „Wie-

rgeburt" hauptsächlich in neuen Uebergriffen und Geldschneidereien
che, durch welche sich die Curie für die den Fürsten gebrachten Opfer
id Verluste am Volke wieder schadlos zu halten suchte. Das vom
apst Nikolaus zur Füllung der leergewordenen päpstlichen Kassen in
150 ausgeschriebene Jubeljahr der Kirche, — wo die Christenheit, 1450
chdem sie sich so lange und schwer versündigt habe, in Rom wieder
tsühnt werden sollte, und wo in der That ein großes Gedränge von
ündern war, die nach Rom zogen, um zwar absolvirt und ihres
eldes entledigt, aber gleichwohl ungebessert heim zu ziehen — sowie
e Niederschlagung der Judenschulden, die auf einer 1451 gehal- 1451
ten Mainzer Synode ausgesprochen wurde, bildeten den würdigen
bschluß einer so unwürdig verlaufenen Bewegung. Und wie es in
lchen Zeiten der Ermüdung nach großen Bewegungen geht: der Aber-
aube machte sich wieder breit, es geschahen Wunder und Zeichen,
utschwitzende Hostien, Kreuzesplitter u. s. w. wurden ausgestellt und
n eigennützigen Priestern bei der einen Hälfte des Volkes ausgebeu-
, während die andere Hälfte mit steigender Entrüstung solchem Trei-
n zusah und in tiefer Brust den Groll bewahrte. Denn dieser Groll
id der Trieb nach nationaler Befreiung war keineswegs erloschen.
ielmehr nahm er jetzt eine Wendung und Entwickelung, welche in
ren weiteren Folgen für Rom viel furchtbarer wurde, als alle frü-
ren Kämpfe. Er bemächtigte sich allmählich derjenigen Werkzeuge,
rch welche und mit welchen Rom bis dahin alle seine Siege über
sere Nation errungen hatte: er zog in die Fürstenhöfe ein. Bis
hin hatten die deutschen Fürsten eben nur die weltliche Gewalt
s Reiches an sich gerissen; nun hatten sie auch die kirchliche dazu
angt; denn die Säcularisation des Bisthums war in Wahrheit be-
ts entschieden, da die Bisthümer fast gar nicht mehr aus den Hän-
n der fürstlichen Dynastien herauskamen, denen sie der Papst nicht
hr vorenthalten konnte. Der letzte Fortschritt bestand nun darin,
ß sie auch die nationale Opposition, den nationalen Geist darzustel-
n anfingen, das war auch eine Säcularisation, und sie war noch
el wichtiger, als die kirchliche. Denn nun schloß sich ihnen die Na-
n mit Liebe an. Nun wurden sie in Wahrheit die Häupter des
utschen Volkes, politisch, kirchlich, geistig, und wo immer der alte

Streit auf's Neue ausbricht, da finden wir die verehrteſten Männer der Nation als muthige Miniſter kühner Fürſten. Von dieſer Zeit nimmt die Stellung der deutſchen Fürſten zu unſerer Geſchichte allmählich einen ganz neuen Charakter an.

Der Kaiſer aber blieb ſeit dieſer Zeit im Weſentlichen ein Werkzeug des Papſtes, der ihn brauchte, um jede Erhebung der nationalen Oppoſition durch den paſſiven Widerſtand ihres Oberhauptes zu hindern. Und in der That, für den paſſiven Widerſtand hat Friedrich für alle Zeiten das unerreichte Vorbild aufgeſtellt. Freilich hat er damit auch die Curie oft genug zur Verzweiflung gebracht, die ſich wohl einen ſchärferen Vorkämpfer gewünſcht hätte, aber zu einem Don Philipp war Friedrich gründlich verdorben. Ihn etwa wieder abzuſetzen, durfte die Curie bei ihrer eignen precären Stellung, und da alle noch auftauchenden Thronbewerber mehr oder weniger Ketzer waren, nicht mehr wagen. Sie mußte noch über vierzig Jahre mit ihm vorlieb nehmen. Aber bedeutſam und wahr ſchrieb damals der bereits auf Weltherrſchaft ſinnende Aeneas beim Anblick ſeines Herrn: „Die Würde des Reiches iſt jetzt ſo herunter gekommen, daß kaum noch die Grafen vor Demjenigen das Haupt neigen, der einſt die Könige der Welt zu ſeinen Füßen ſah. Alle Gewalt auf Erden geht einmal zu Ende, ſo auch das römiſche Reich. — — Man ſollte nicht mehr an den Arzt, ſondern nur noch an die würdige Begräbniß denken — —“ Und in der That, faſt einer prunkhaften Begräbniß ſieht es ähnlich, daß Friedrich jetzt die Kaiſerkrone empfing, die ihm von Aeneas, der bei dieſer Gelegenheit auch Biſchof von Siena wurde, in Rom vermittelt ward. In ſeiner Anrede an den Papſt machte Aeneas die richtige Bemerkung, daß von dieſem Friedrich nichts für Rom zu fürchten ſei, „weil er mehr nach dem Himmelreich, als nach irdiſcher Herrſchaft ſtrebe.“ Das war nun freilich nicht ſo ganz der Fall. Denn es kam ihm immer noch gar ſehr auf den Glanz und wo möglich auf die Macht der Kaiſerkrone an. Er ſuchte daher nun immer mehr nach äußeren Stützen, ſtrebte nach enger Verbindung mit dem mächtigen König Alfons von Aragonien und Neapel und beſchloß — obwohl bisher der Ehe aus Phlegma und Bedenken abgeneigt — die überdies mit vielem Gelde ausgeſtattete Nichte des Königs Alfons,

leonore von Portugal, zu heirathen. Aeneas schloß zu Neapel den
hevertrag ab, wobei auch der Papst sich um diese vortheilhafte Par-
: seines Schützlings Verdienst erwarb. Krönung und Hochzeit wur-
n verbunden. Die Braut landete um dieselbe Zeit in Livorno (Fe-
uar 1452) als Friedrich seinen Römerzug angetreten hatte. Sorgsam
nging er Stadt und Herzogthum Mailand. Beides war ihm nach
m Tode des letzten Visconti (1447) eigentlich wieder heimgefallen,
ıd bei der gegenseitigen Eifersucht der übrigen italienischen Mächte
itte dieser größte Theil der Lombardei leicht zurück erworben werden
nnen, zumal die Städte selbst wieder Reichsstädte zu werden wünsch-
ı und nicht bloß die Huldigung, sondern auch ansehnliche Reichs-
uern und Kriegsdienste unter der einzigen Bedingung anboten, daß
an ihnen, wie allen Reichsstädten, die republikanische Selbstregierung
sse. Hierüber jedoch konnte Friedrich zu keinem Entschlusse kommen
ıd erlangte deßhalb gar nichts. Denn Mailand ergab sich endlich
m berühmten Söldner-Hauptmann Francesco Sforza, der als
eneral der Republik glückliche Kriege geführt und da er eine natür-
he Tochter des letzten Visconti zum Weibe hatte, das Herzogthum
:ailand, ohne nach Friedrich weiter zu fragen, in Besitz nahm, aus
:lchem ihn auch der Kaiser, obwohl er nach und nach alle Könige
r Christenheit gegen Mailand zu Hülfe rief, niemals wieder vertrie-
ı hat. Wie zum Hohn ließ ihn Sforza jetzt auf dem Wege be-
üßen und lud ihn zum Besuche als Freund in Mailand ein.
iedrich aber zog durchs Venetianische und Ferrarische nach Bologna
ıd in das prächtige, kunstreiche Florenz, wo man ihm große Ehre
vies. Denn vor diesem Kaiser brauchte sich die Republik nicht mehr
fürchten. Doch bevor er nun den Kirchenstaat betrat, forderte man
ı auf demüthigende Art zur Ableistung des in den Clementinen vor-
chriebenen, einst auch von Karl IV. schmählich genug geleisteten
des auf, mit der Verzichtleistung auf jegliche Herrschaftsübung in
)m. Friedrich fand das Mißtrauen kränkend, das Verlangen belei-
;end; aber er sagte, dem Statthalter Christi müsse man gehorchen
ıd leistete daher willig den Schwur. Und nachdem ihn der Papst
rauf noch zehn Tage hatte warten lassen, ward er am 16. März
52 von demselben unbefugter Weise als Lombardenkönig, am 19. März

als Kaiser gekrönt, zugleich auch die Vermählung mit Eleonoren kirchlich vollzogen. Als weitere Belohnung seiner Unterwürfigkeit erhielt Friedrich vom Papste damals eine Reihe von neuen Vergünstigungen, darunter ein Besteuerungsrecht über seinen Klerus, das Recht, sich „in Nothfällen" auch der Hülfe von Ketzern (böhmischen Söldnern, deren Gebrauch dem frommen Kaiser Gewissensscrupel machte, die aber doch nicht zu entbehren waren) zu bedienen, sowie die Erlaubniß, die Lande seines Hauses beliebig zu vermehren.

Indeß war jedoch daheim auch Oesterreich von Friedrich abgefallen, er sollte den Ladislaus herausgeben; die Stände wollten König Albrecht's Testament zum Vollzug bringen. Die Prälaten und Städte, ja zuletzt auch die eigenen Diener des Königs, schlossen sich dem Aufstande an. Auf dem Landtage zu Wien wurden die schwersten Anklagen gegen Friedrich und dessen habgierige Räthe erhoben. Er ward förmlich abgesetzt und eine provisorische Regierung verwaltete in des jungen Ladislaus Namen das Land. Friedrich ließ diese Dinge ruhig geschehen und trat seinen Römerzug an, führte aber den streng bewachten Mündel Ladislaus mit sich, um dessen Herausgabe es sich jetzt noch handelte. Alle Entführungsversuche der Oesterreicher waren vergebens. Es hieß, Ladislaus solle in Italien vergiftet werden, ein Plan, dessen wirkliches Vorhandensein bei einigen Räthen des Kaisers in der That selbst von Aeneas bezeugt wird. — Beide Theile trugen ihre Beschwerden nun dem Papste vor, der sich natürlich ganz gegen die Oesterreicher erklärte, aber, so viel ersichtlich ist, sie weniger als Aufrührer wie als Ketzer tadelte und den Kaiser dringend ermahnte, dieses ketzerische Volk mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Er gab ihm auch eine Bannbulle mit. Doch war dem Kaiser wenig damit geholfen. Denn als er nun nach einem Aufenthalte am Hofe von Neapel, wo er Hülfe gegen Mailand zu finden hoffte, im Juni 1452 über die Alpen heimkehrte, fand er ganz Oesterreich in Waffen. Die Bannbulle, die er in Wien, Salzburg, Passau und Ollmütz verkündigen ließ, wurde verlacht, die Notarien mißhandelt. Er warb hierauf ein Söldnerheer und begann den Krieg, der aber eine für ihn sehr unglückliche Wendung nahm. In seiner eignen Residenz Neustadt belagert, sah er sich bald gezwungen, den Mündel

Ladislaus herauszugeben, welcher am 13. September seinen Einzug
n Wien hielt, um Oesterreich, Ungarn und Böhmen mit Hülfe der
n Albrecht's Testament vorgeschriebenen landständischen Regentschaften
u regieren.

In seiner Kaiserwürde befriedigt, aber fast aller Macht nun auch
n den Erblanden beraubt, verharrte Friedrich seitdem lange Jahre hin-
urch, während draußen die größten Umwälzungen geschahen, thatenlos
n seiner Residenz zu Neustadt, beschäftigt, durch Privilegien, Briefe
nd Rechtssprüche, so wie durch Goldmacherei seine Kassen zu füllen.
Das deutsche Reich ging indeß aus allen Fugen und verblieb im We-
ntlichen in diesem Zustande während seiner ganzen folgenden, noch
ierzig Jahre andauernden Regierung. Man kann überhaupt das
albe Jahrhundert von jenem Frankfurter Reichstage und der dort zu-
tzt beschlossenen „Reformation" an beinahe als Ein großes Inter-
egnum bezeichnen und es wiederholten sich nun, nur in noch stärkerem
nd folgenreicherem Maße, dieselben Wirkungen, welche einst des Kö-
igs Wenzel Trägheit hatte. Im Osten und Westen, im Süden und
Norden erlitt das Reich an seinen Grenzen die ungeheuersten Verluste:
n Innern gestalteten sich unter schweren und heißen Kämpfen neue,
icht mehr zu ändernde Verhältnisse. Unbekümmert um die ohnmäch-
gen Mahnungen, Befehle und Achtsdrohungen eines machtlosen Kai-
rs maßen Dynasten und Gemeinwesen zunächst in neuen und immer
euen Bürgerkriegen ihre Kraft; die Fürsten errangen immer neue und
ue Erfolge; aus ihnen aber traten wiederum einige Dynastien her-
or, welche lange Jahre hindurch die deutsche Reichsgeschichte vorherr-
end bestimmen.

Es sind dies vor Allen die Hohenzollern und die Wittels-
cher. Das Haus der Wittelsbacher hatte sich aus langer Ver-
nkenheit unter einer neuen Generation wieder zu nationaler Bedeut-
nkeit erhoben. Herzog Ludwig der Bärtige, dessen Sohn, Ludwig
: Höckrige, ihm schon 1445 vorangegangen, war 1447 in der Gefan-
nschaft seines Todfeindes, Herzogs Heinrich, welcher nun Ingolstadt
t Landshut wieder vereinigte, angeblich an Gift gestorben. Doch
ch Heinrich folgte ihm schon 1450; unter dessen Sohne, Ludwig
m Reichen, emancipirte sich Wittelsbach wieder vom Einfluß der

Hohenzollern und trat ihnen dann bald feindlich entgegen. Auch in der pfälzischen Linie hatte das Haus Wittelsbach einen gewaltigen Aufschwung genommen. Dort war Ludwig der Sanftmüthige 1449 mit Hinterlassung eines einjährigen Sohnes gestorben. Sein jüngerer Bruder, der hochbegabte, tapfere und staatskluge Friedrich, der nachmals der Siegreiche hieß, folgte, erst als Vormund, in der Regierung, nahm aber, ohne kaiserliche Genehmigung, die Kurwürde dann selbst an, in der ihn, trotz des Protestes des Kaisers, sowohl die Fürsten, als auch der Papst Nikolaus anerkannten. Der Gegensatz dieses thatkräftigen und großgesinnten Hofes gegen die kaiserliche Politik trat uns bereits in den Reichs- und Kirchen-Sachen auf jedem Schritt entgegen. Um so mehr suchte Friedrich jetzt seine Stütze bei den Hohenzollern.

Die Kämpfe des Kurfürsten Friedrich's I. von Brandenburg gegen das Haus Wittelsbach hatten mit Friedrich's vollständigem Triumphe geendet. Jener große Fürst war 1440 gestorben, zuvor hatte er nach der Unsitte der Zeit seine Länder unter vier Söhne vertheilt, wobei jedoch die durch eine weise Hausordnung vorgeschriebene und von den Söhnen treu befolgte Eintracht des Geschlechtes dasselbe vor dem Verkommen bewahrte; der älteste Bruder, Johann der Alchymist, folgte im metallreichen fränkischen Oberlande (Bayreuth), der zweite, der staatskluge Friedrich II., folgte in der Kurwürde und theilte mit dem jüngsten Bruder in der Mark Brandenburg, der dritte, der kriegerische, geistreiche Albrecht, der sich auf den Schlachtfeldern den Namen des Deutschen Achilles, in den Raths-Versammlungen des germanischen Fuchses erwarb, folgte im fränkischen Unterlande zu Onolzbach. Ihm lag, während sein Bruder Friedrich mit Befestigung und Erweiterung der fürstlichen Herrschaft in Brandenburg, Johann mit gewinnreichem Bergbau beschäftigt war, vorzugsweise der Beruf ob, in die Reichshändel einzugreifen.

Nicht mit Unrecht hat man diesen Fürsten den letzten Ritter genannt: ein großer, schöner und tapferer Mann, überaus klug und redefertig, in seiner Jugend, wo er an Sigmund's liederlichem Hofe aufwuchs, etwas locker; den Pfaffen herzlich abhold; unbesiegt in Turnieren, auf dem Schlachtfelde der Schrecken der Feinde. Es ist fast kein Land im weiten Reiche, wo er nicht eine jener Wunden empfan-

eu hätte, mit deren Narben sein ganzer Körper, Gesicht und Hals,
ı wie ein Augenzeuge versichert, selbst die Hände und Füße wie über-
iet waren. Dem König Albrecht hatte er Schlesien erobern helfen,
em Friedrich machte er sich ganz unentbehrlich; mit den Waffen half
: ihm gegen die Schweizer und Oesterreicher, mit der spitzen Rede
nd Intrigue gegen die Fürsten. „Lieber Albrecht!“ hatte ihm sein
eiser Vater gesagt, „bitte Gott für des Kaisers Seele, von dem wir
lles haben“, worauf Albrecht erwiedert hatte: „wann wieder einer
ird, bei dem will ich mich todt dienen“. Bei alle dem war aber
ch die Erweiterung der Hausmacht und die Hegemonie im Reiche
in unabläßig verfolgtes Ziel, welches ihn sehr bald mit seinen Nach-
rn, den fränkischen Bischöfen, der stolzen und mächtigen Reichsstadt
ürnberg und den Wittelsbachern in heftigen Conflict brachte. Dazu
m seine verzweifelte Finanzlage. Durch die Erwerbung von Bran-
nburg und die langen Kriege war das Haus schwer verschuldet.
Lieber Albrecht!“ hatte der alte Kurfürst gesagt, „die Leut haben viel
ı reden von meinen Schulden. Aber ich forcht mich meiner Schul-
n nicht. Es kommt Alles wieder ein“. Albrecht schlug, da er sein
rbe antrat, die Einkünfte seiner Herrschaft nur auf 6000 Gulden an.
Lieben Getreuen!“ redete er da seine Räthe an, „Ihr wißt, wie wir nur
ne kleine Nutzung haben; aber helft und rathet, so wollen wir wieder
errn im Hause sein.“ Damit war es vornämlich auf die reichen
ürnberger abgesehen; denn die Burg mit Rechten und Nutzungen
ar von Friedrich I. um 300,000 Gulden den Nürnbergern verkauft
orden, nur das Landgericht war den Markgrafen geblieben und führte
stäten Reibungen mit der auf ihre Rechte eifersüchtigen Stadt und
dlich zu dem großen Kriege, der als der letzte großeStädte-
ieg, auch als der alte oder der große markgräfliche Krieg
den Geschichtsbüchern erwähnt wird.

Die von Alters her feindselige Spannung zwischen Fürsten, Adel
ıd Städten des Reiches war nämlich schon seit den Hussitenkriegen
ırch die in der Nation neues Leben entzündenden kirchlichen Refor-
ations-Bewegungen, deren schmählicher Ausgang hauptsächlich die
eichsstädte traf, ferner durch die politischen Verfassungshändel unter
igmund und Albrecht, in denen die Fürsten auf den Reichstagen

ihre Macht, die Städte aber ihr Geld hartnäckig festhielten, aufs Höchste gesteigert worden. Das offenbare Streben der meisten Fürsten und des Adels ging überdies mehr als je auf Unterdrückung und Beraubung der reicheren Städte. Dies Streben, das durch den ganz unglaublichen, mit den Einkünften in keinem Verhältniß stehenden Luxus der Großen und die daraus entspringenden Verlegenheiten wesentlich gesteigert wurde, wiederholt sich wie eine ansteckende Krankheit zu jener Zeit allenthalben von Schwaben und Franken bis zur Ostsee, und die geistlichen Kurfürsten, die ehrwürdigen Häupter des Reiches, geben dazu das Beispiel. Schon macht der Mainzer den dreisten und empörenden Versuch, selbst die Freiheit der Stadt Mainz zu bestreiten. Die Stadt Metz wird vom Trierer, von Lothringen und Frankreich angegriffen, hält eine lange Belagerung aus und kauft endlich nur mit großen Geldsummen ihre Sicherheit. In Westfalen liefert die Stadt Soest in der vielbesungenen Soester Fehde (1447) ein Seitenstück zur Tapferkeit der Schweizer; sie schlägt das 60,000 Mann starke, großen Theils aus böhmischen (ketzerischen) Söldnern bestehende Heer des Kurfürsten von Köln und seiner zahlreichen Verbündeten vor den Thoren der Vaterstadt in heldenhaften Kämpfen zurück und bereitet den Fliehenden ein blutiges Ende. Ja selbst im fernen Norden macht Christoph von Baiern, welcher unter Lübeck's Mitwirkung 1440 statt Erich's von Pommern die nordischen Kronen erlangte, sich durch den unglücklichen Versuch bemerklich, seinen Gönnern mit Ueberfall und Plünderung zu danken (1447). Die Gewalt ward aber damals noch durch Gewalt vertrieben und die Städte gaben dem übermüthigen Herrenstande oft so blutige Lection, daß „alle Fürsten und Herren klagten, die Städte wollten den Adel vertreiben und es möge Niemand vor ihnen bleiben." Da hingegen klagen die Stadtchroniken über „die Hoffarth ungerechter Gewalt, der es nicht beliebe, kaiserliche Gerechtigkeit in Ehren zu halten und die durch Einblasung böser Räthe mancherlei neue Fünde und Gesetze ausgebracht und viele Lande gräßlich beschwere und mit ihren Fehden zu großer Armuth bringe und die Menschen an Leib und Gut, an Ehre und Seligkeit verderbe. — — Fremde wilde Ansprüche werden gebräuchlich, Etliche erheben auch ohne allen Anspruch die Fehde. Die werden wohl mitunter gute Ritter

cheißen; sie wurden aber ihrer Zeit als Straßenräuber und Schinder twan hingerichtet." — — Da nun bei der bunten Verworrenheit der Territorial-Verhältnisse und Rechtsbeziehungen der Städte zu Adel und Klerus zahllose Streitigkeiten ganz unvermeidlich waren, ein rechter Rechtshof aber fehlte, so darf uns weniger die Menge der Fehden und ie Größe der gegenseitigen Erbitterung, als vielmehr die deutsche Geuld und die deutsche Kraft in Erstaunen setzen, womit Alles dies leichwohl ohne größeren Schaden so lange getragen werden konnte.

Aus diesen Verhältnissen erwuchsen nun, ganz ähnlich wie einst u König Wenzel's Zeit, eine Menge feindlicher Bünde, in denen die Parteien sich zu stärken suchten und die zum Theil auch mit der Reichsgeschichte näher zusammenhängen. Zu diesen letzteren gehörten z. B. ie auf Friedrich's Betreiben gegen die Schweizer geschlossenen Adels- nd Fürsten-Bünde. Der allgemeine Gegensatz zwischen Adel und Städten trat hier, weil die Städte nicht gegen die Eidgenossen, Adel nd Fürsten nicht gegen die Franzosen kämpfen wollten, vielmehr eine de Partei eher die Niederlage der andern wünschte, auf's Stärkste ervor, ward jedoch zugleich durch mannichfaltige Lokalverhältnisse näher estimmt. Wir fanden bereits das pfälzische Haus im Reichs- und Kirchen-Zwiespalt mit dem Kaiser; wir finden es daher nicht bloß als Vermittler für die Eidgenossen, sondern als Verbündeten der schwäbischen und rheinischen Städte zu derselben Zeit, wo der Kaiser und Markgraf Albrecht beflissen sind, sowohl gegen die Eidgenossen, als uch gegen die Reichsstädte in ganz Deutschland fürstliche Verbündete u werben, und während die (politisch bereits tief heruntergekommenen) ittelrheinischen Städte den Pfälzer zum Schirmherrn nehmen und ihm e Thore offen halten, Mainz von ihm den Schutz gegen die Pläne res Erzbischofs hofft, schließt dieser mit dem Markgrafen ein Schutz- nd Trutzbündniß gegen die Reichsstädte, die „den Adel unterdrücken öchten (1443)." — Auch die Städte waren nicht müßig. Im März 446 schließen fränkische und schwäbische Städte einen größeren Bund; rauf bringt Albrecht im September einen fränkischen Herrenbund zu tande; im Sommer 1448 beschließen die Städte zu Ulm, die durch n Hinzutritt von Brandenburg, Sachsen, Hessen mächtig gestärkten ürsten zu Coburg Kriegsbereitschaft. Vier größere Fehden, des

Markgrafen Albrecht mit Nürnberg, des Grafen von Wirttemberg gegen Eßlingen, des Markgrafen von Baden gegen Rotenburg, des Kurfürsten von Mainz gegen Schwäbisch-Hall vereinigten sich endlich zu Einem großen Brande, welcher durch die Vermittelungs-Versuche des Pfalzgrafen ebensowenig verhindert werden konnte, als durch die Mahnungen des Königs.

Mit einem 8000 Mann starken Heere legte sich Albrecht am 2. Juli 1449 in den Aischgrund, vor den nürnbergischen Markt Comerstatt und schickte, in einen Strohkranz gebunden, der Stadt den Fehdebrief durch einen Boten in schwarz-weißer Tracht. Darauf erhielt er folgenden Tages die Antwort, die aus Höflichkeit in einen Kranz von grüner Seide gefaßt war, aber gleichwohl den Boten nicht vor roher Mißhandlung schützte. Die Stadt erließ nun ihre Rechtfertigungsschreiben an alle Fürsten des Reiches, die jedoch größtentheils mit dem Markgrafen verbündet waren; 17 weltliche, 15 geistliche Fürsten, viele Grafen, fast der ganze fränkische Adel standen zu ihm. Auch böhmische Söldner hatte er angeworben. Auf Nürnbergischer Seite standen nur wenige Herren, Herzog Albrecht von München leistete Hülfe, der Pfalzgraf und der Mainzer suchten zu vermitteln. Aber das Bevorstehende ahnend, hatten sich 32 Städte im Juni zu Nördlingen nochmals zur Kriegshülfe gegen Albrecht verbunden und sandten ihm ebenfalls ihre Fehdebriefe. Es gelang ihnen, etliche 1000 Mann Hülfstruppen noch zeitig nach Nürnberg zu werfen; so begann der Krieg, in welchem binnen Jahresfrist über 200 unbefestigte Ortschaften des beiderseitigen Gebietes, im Markgräflichen u. a. Erlangen und Kadolzburg, geplündert und verbrannt, von den Nürnbergischen viele adlige Schlösser zerstört, dagegen vom Adel alle Landhäuser und Gärten der Bürger verwüstet, selbst Kirchen und Klöster nicht geschont (der Markgraf soll hier „den Brand in Kirchhöfen" angefangen und behauptet haben, „daß der Brand den Krieg ziere, wie das Magnificat die Vesper"), in Summa aber das ganze Land für mehrere Jahre zur Einöde gemacht wurde.

Denn „die Ritterschaft übte diesen Krieg mit hohem Fleiß, nit anders, als wäre er eines Jeden eigene Sache;" wohingegen die Nürnberger im freien Felde auf ihre gedungenen, vom Ritter Kunz von Kaufungen (dem späteren Prinzen-Räuber) geführten räuberischen

Söldner angewiesen waren, die sich oft genug in die Flucht schlagen ießen. Acht Schlachten hat der Markgraf in diesem Kriege gewonnen nd Wunder der Tapferkeit verrichtet. Bei Schwabach kämpft er llein gegen einen Haufen von achthundert Reitern, die ihn umringen, a entreißt er dem Feinde das Banner und mit den Worten „in der anzen Welt ist kein Ort, wo ich reputirlicher sterben kann", stürzt er, on Streichen bedeckt, zu Boden. Zu Gräfenberg steht er zuerst uf der Mauer und springt tollkühn hinab in den dichtesten Haufen, is ihn die Seinigen wieder heraushauen. Die Hauptstärke der Nürnerger bestand dagegen in ihrer, nach Hussitenweise gebauten, kunstichen, gewaltigen Wagenburg, so wie in den trefflichen Schweizer Söldnern, die sie geworben hatten und die vom Volksdichter Hans osenplüt als Retter der Stadt und des Volkes besungen werden.

In der That erfochten diese tapferen Streiter bei Pillenreut m 24. April 1450 einen großen Sieg, in welchem „viel Ritter und ute Gesellen des Markgrafen" gefangen wurden. Ja es ging die age, er sei selbst in Feindes Hand gerathen, aber von Kunz von aufungen heimlich im Walde wieder losgelassen worden. Was aber n Nürnbergern am meisten zu Statten kam, war dies, daß sie ihre öldner besser bezahlten und das meiste Geld hatten, welches länger rhielt, als der Enthusiasmus der markgräflichen Streiter. Der Markaf hingegen mußte, nachdem er 60,000 Gulden verausgabt, den ößten Theil seines Heeres wieder fortschicken und hatte zu neuer Werung kein Geld mehr. Der ganze Krieg löste sich daher nur noch in inen großen Räuberkrieg auf, welcher den Nürnbergern großen Schan that, aber auch dem Markgrafen keinen Vortheil brachte. So quemte er sich auf des Pfalzgrafen Vermittlung in Bamberg, Juli 50, einen Frieden zu schließen, nach welchem die Nürnberger 80,000 ulden zahlten und ihm einige Ortschaften beließen. Im Uebrigen fen beide Theile die Entscheidung des Königs an, die jedoch nicht olgte, da es Friedrich mit den Nürnbergern, deren Geld er selbst auchte, auch nicht verderben wollte. Ueberdies war der Markgraf mals mit dem Kaiser gespannt, er war ihm in den böhmischen und n sächsischen Händeln entgegen, ja wir erblicken ihn sogar bald nachr bei Friedrich's Hausbedrängnissen unter dessen Gegnern. So kamen

die Nürnberger mit dem halben Schaden davon, den Markgrafen aber hatte der Krieg so erschöpft, seine „groß merkliche Schulden" waren so groß und merklich geworden, daß er trotz Nürnberger Abfindung und reicher Heirath mit Margareth von Baden einen Staatsbankerott machte, bei welchem sein Finanz-Minister Martin von Eyb, ein „kleines Männlein mit hoher Vernunft", mit den Gläubigern so geschickt handelte, daß die Schuld verringert und doch nichts bezahlt, vielmehr neue Besitzungen angekauft wurden. Außerdem brachte die brandenburgische Politik endlich eine für die folgende Geschichte wichtige Erbeinigung zwischen Sachsen und Brandenburg (27. Januar 1451) zu Wege und der Markgraf konnte dann in den nächsten Jahren (1451 und 1452) durch Theilnahme an der Würzburger Stiftsfehde neuen Ruhm und neue Vortheile erzielen.

Viel unglücklicher als die Nürnberger hatten indeß die schwäbischen Städte gegen die mit Wirttemberg verbündeten Herren gefochten. Die vielen kleinen ackerbauenden Städte in Schwaben waren nicht mehr im Stande, wie in früherer Zeit Krieg zu führen. Sie waren in ihrer Wehrkraft schon sehr herunter gekommen. Die reichen Ulmer verließen sich auf ihre Stadtsoldaten, allen aber fehlte schon längst der frische heroische Gemeinsinn früherer Zeit. Der Bundes-Kriegsrath, der sich in Ulm versammelte, war gewiß noch ungeeigneter zur Kriegsleitung, als es ein Hofkriegsrath je gewesen ist, weil ihm gewiß noch viel weniger gehorcht wurde und weil je kleiner das Städtchen, desto größer die Eifersucht aufeinander. Und so wurden denn die Städter in Schwaben meist geschlagen, wo sie sich nur vereinzelt auf ein Treffen einließen, bei Eßlingen ward das Heer der Ulmer und Reutlinger vernichtet. Nur hinter ihren dicken Stadtmauern saßen sie noch sicher. Beide Theile wurden dann nach gegenseitiger Verwüstung der Besitzungen auch hier schließlich des Krieges satt und riefen auf Vermittlung des Königs die Entscheidung des Pfalzgrafen an, die jedoch ebenfalls auf sich warten ließ. So blieb zwar Alles vorläufig beim Alten; aber das moralische und militairische Ansehen des Städtewesens hatte in diesen Fehden einen neuen und schweren Abbruch erlitten und den Uebermuth der Fürsten, welche doch manchen eroberten Flecken behielten, nicht wenig gesteigert. Während die große Nürnberger und Schwaben-

hde zu Ende lief, begann auch der Herzog Albrecht von Oesterreich
ien Streit mit der Stadt Ulm, von welcher er die seit vierzig Jah-
r verpfändete Herrschaft Hohenberg ohne Zahlung zurückforderte.
ieser Streit ward wie der Nürnberger ohne Entscheidung in Bam-
rg gestillt, um schon wenige Jahre nachher (1454) vom Herzog
fs Neue erhoben mit der Eroberung der Herrschaft Hohenberg zu
den. Am meisten herunter gekommen zeigten sich die rheinischen
tädte, die einst so gewaltig in der deutschen Geschichte hervorragten.
ie kleineren waren bereits zu fürstlichen Landstädten herabgesunken,
d selbst die vormals so mächtigen Städte Mainz, Worms, Speier
gten zwar noch die alte Freiheit, öffneten aber bereits dem Pfalz-
ifen als einem Schützer und Schirmherrn die Thore. Im An-
luß an den Pfalzgrafen verhielten sie sich, während die anderen
ädte um ihre Existenz stritten, vorsichtig neutral. „Denn," sagt
Wormser Chroniker Zorn, „ihr Verband bestunde Saec. XV nur
h in consiliis," und bald sollte sich zeigen, daß der altberühmte
inische Bund nicht mehr im Stande sei, seine eigene Hauptstadt
: der gänzlichen Unterdrückung zu retten.

Nur die Schweizer Eidgenossen, gegen welche die Volks-Jagd zu-
erhoben worden, gingen siegreich daraus hervor und wuchsen an
acht und Kraft, indeß die Kraft der Städte im Reiche sank. Zürich
ßte nach vielen Unterhandlungen endlich den Bund mit Oesterreich
unverträglich mit den Bünden der Eidgenossenschaft ganz abthun,
sterreich aber die Kriegskosten ersetzen, wofür bei dessen Unvermögen
tere Besitzungen darauf gingen. Doch auch die Baseler behaup-
n sich gegen Oesterreich mit kühner Tapferkeit in ihrem Rechte der
izügigkeit, womit sie unglücklichen Flüchtlingen aus Rheinfelden
utz und Aufnahme gewährt hatten; ebenso vertheidigte die Reichs-
t Schaffhausen (von Kaiser Sigmund gefreit) mit Hülfe der Eid-
ossen ihre Freiheit und trat am 1. Juni 1454 in deren Bund.

Im Ganzen genommen tritt in diesen Städtekriegen der tiefe,
ins Mark der Nation eingedrungene Zerfall des Reiches erschreckend
Tage. Sie waren ins letzte Stadium dieses Zerfalles eingetreten.
13. Jahrhundert die Wiederhersteller des Reiches, im 14. Jahr-
dert dessen Vertheidiger und noch kämpfend für die Wiedergeburt

und Erhebung durch große Bundes-Einung, können sie es im 15. Jahrhundert nicht mehr bis zur wirksamen Selbstwertheidigung durch Bundeshülfe bringen. Es ist übrigens keine Spur vorhanden, daß dieser ganze letzte Bundeskrieg, gleich jenen früheren, einem höheren national-politischen Verfassungszwecke gedient habe, man müßte denn die (oben gewürdigten) Redensarten und Klagen des Raubadels und einzelner hochmüthiger Fürsten, als, die Städte wollten den Adel verdrücken und dergleichen mehr, für Beweise von bestimmten großartigen Verfassungs-Plänen halten. Ohne der Fürsten weiteres Zuthun löste der Bund sich wieder auf und die einzelnen Mitglieder fingen wegen Vertheilung der gehabten Kosten untereinander auf das heftigste zu streiten an. So ging Alles in kleinlicher Selbstsucht und Beschränktheit auseinander; für größere National-Interessen verlor sich vollends Sinn und Verständniß, und Nichts ist kläglicher anzuschauen, als das Verhalten, in welchem nunmehr, den größten weltgeschichtlichen Vorgängen gegenüber, König, Adel und Städte Deutschlands einander überbieten. Dies zeigt sich nirgends deutlicher, als in der orientalischen Frage, wie sie sich damals bereits hervordrängte.

An dieser großen Angelegenheit, bei der es sich um nichts Geringeres handelte, als um die Vertheidigung der gesammten europäischen Kultur gegen eine durch ihr Heerwesen, ihren religiösen Fanatismus und ihre leider nur zu oft gerechtfertigte Verachtung der Christenheit furchtbar gewordene Uebermacht, welche schon seit Sultan Muhamed I. kein Geheimniß daraus machte, daß die Weltherrschaft und allgemeine Ausbreitung des Islam, zunächst die Unterwerfung von Ungarn, Deutschland und Italien ihr Ziel sei, hatte sich das deutsche Reich unter dem trefflichen Albrecht wieder thätig zu betheiligen begonnen. Aber nachdem Albrecht sein Leben dabei zugesetzt, schien unter seinem stets neutralen Vetter Deutschland kein Interesse mehr an dieser Sache zu haben, und da in Ungarn selbst die Thronkriege zwischen Elisabath und dem König von Polen folgten, die Christenheit und die Kirche in innere Händel zerfallen und jede Begeisterung erloschen war, beruhte die Vertheidigung von Europa ganz allein auf den Waffen des großen Helden Johannes Hunyady, welcher den Polenkönig Wladislaus auf den ungarischen Thron hob, ihn von

einem Schlachtfelde auf das andere gegen die Osmanen mit sich fortriß, indeß der tapfere Albaneserfürst Georg Castriota (Skanderbeg) von Epirus her gegen die Osmanen kämpfte. Die glänzenden Siege, die Hunyady bei Semendria und dann auf den Eisfeldern des Hämus errang, nöthigten den Sultan Murad, den Frieden zu bieten, der unter guten Bedingungen zu Szegedin gewährt ward (1444). Aber die römische Kirche und die christlichen Herrscher des Westens waren jetzt nach dem Siege, der ohne sie errungen, wieder von Kreuzzugsplänen erfüllt und drängten durch ihre Gesandten unter Hülfeverheißung zum Friedensbruch. Vergebens widersprach nun der ritterliche Held Hunyady, „nicht leichtfertig solle man dem Feind die Treue schwören, aber wenn geschworen, solle man sie halten." Kardinal Julian Cäsarini, der päpstliche Legat, derselbe, der erst die Hussiten und dann das Concil zu Basel durch Worte besiegt hatte, widersprach mit sophistischer Rede, entband den Ungläubigen gegenüber von Eiden und Verträgen und trieb die Ungarn zum Kreuzzug, der in der blutigen Schlacht bei Varna (10. November 1444) mit dem Untergange des Polenkönigs endete. Als ein Gericht Gottes ward dieses Unglück von der Christenheit bezeichnet, den Kardinal erschlugen die fliehenden Christen selbst auf seiner Flucht und die neue Kreuzzugsbulle des Papstes rief allenthalben nur Hohn und Unwillen hervor. Von der prahlerisch versprochenen Hülfe aus dem Westen aber war nirgends etwas zu sehen; die See-Staaten buhlten um die Freundschaft der Osmanen und der Herzog von Burgund verlangte die ungarische Krone für seinen Sohn Karl als Preis der Hülfe. War es dem Papste Eugenius wenigstens mit Geldhülfe Ernst gewesen, so unterblieb auch diese unter dem geldgierigen und verschwenderischen Nachfolger Nicolaus, welcher sich weigerte, von den ungeheuern Jubel-Ablaßgeldern etwas zu diesem Zwecke abzugeben, dagegen der Christenheit erlaubte, in besondere Büchsen zu steuern. Diese Büchsen blieben aber leer. Das Volk glaubte, es sei nur um neue Geldschneiderei zu thun. Vergebens mahnte Hunyad. Seine Stimme verhallte und in der dreitägigen Schlacht auf dem blutgetränkten „Amselfelde" bei Kossowa (17. bis 19. October 1448) erlag die Blüthe des ungarischen Adels einer vierfachen Uebermacht und dem Verrathe der Wlachen. Aber ihr großer Führer

hatte den Grundsatz, man dürfe nie verzagen, und setzte den Krieg so lange fort, bis nach Murad's Tode dessen Nachfolger Muhamed II. anfangs 1451 einen dreijährigen Waffenstillstand mit ihm schloß.

Doch während nun Hunyad die für sein Vaterland gewonnene Frist zu dessen innerer Stärkung benutzte und die Partei seines jugendlichen Erbkönigs Ladislaus ergriff — um dessen Befreiung zu erlangen er seine Waffen bereits verheerend nach Steiermark getragen hatte — und während sich Papst und Christenheit in der thörichten Hoffnung einwiegten, der jugendliche Sultan Muhamed sei nicht zu fürchten, sahen weise Griechen in der Zukunft dieses Jünglings den Untergang ihres Reiches. Vergebens hatte Kaiser Johannes (1425 — 1448) gehofft, durch die zu Ferrara und Florenz geschlossene Union mit den Lateinern diesen Untergang noch hinauszuschieben. Ohne dadurch die Hülfe des Abendlandes zu erlangen, hatte er den durch einen vielhundertjährigen Despotismus heillos verderbten griechischen Klerus und Pöbel nur zum Aufruhr gereizt, und während die Osmanen sich schon zur Eroberung der Stadt anschickten, erneuerten sich in den Straßenkämpfen zwischen Unirten und Orthodoxen die Scenen der Rennbahn; ja die Orthodoxen erklärten durch den Mund ihres Hauptes, des Großherzogs Lukas, „lieber wollten sie den Turban der Osmanen als den Helm der Lateiner in ihrer Stadt sehen."

Dieser Wunsch byzantinischer Orthodoxie ging sehr bald, schon
1453 am 29. Mai 1453, trotz des Heldenmuthes des letzten Paläologen — er hieß Konstantin, wie der erste römische Kaiser, der hier wohnte — durch die Eroberung von Konstantinopel in Erfüllung, deren tragische Geschichte jedem Gedächtniß in Erinnerung ist. Zwei Monate nach dem Falle forderte Papst Nicolaus, dessen Flotte bereits zu spät gekommen, die Christenheit zur Abwehr auf. Er sandte jetzt aus seiner Kasse große Summen in den Orient, aber nicht um gegen die Osmanen zu streiten, sondern um ihnen umgekehrt für baares Geld die gemachte Beute an Kunst- und Literatur-Schätzen abzukaufen, welche eine Hauptzierde der päpstlichen Paläste wurden. Kaiser Friedrich aber war zu jener Zeit mit Streitigkeiten in seiner Familie allzusehr beschäftigt; er führte, während Konstantinopel in den letzten Zügen lag, einen großen Streich gegen seine Vettern Sigmund und

Ladislaus dadurch aus, daß er den bereits vor hundert Jahren von Herzog Rudolf angenommenen, damals von Karl IV. nicht anerkannten Titel Erzherzog wieder aufnahm, jedoch nur denjenigen Gliedern seines Hauses verlieh, welche Steier, Kärnthen und Krain inne haben würden. Etwa den Ungarn, die ihm bitter verhaßt waren, zu helfen, was doch der einzig praktische Weg gewesen wäre, konnte ihm nicht einfallen. Viel näher lag ihm und Anderen die bodenlose Idee eines Kreuzzugs gegen die Ungläubigen in den fernen Orient. Namentlich war ihm Konstantinopels Schicksal nicht gleichgültig; er hoffte jedoch auch hier zu vermitteln und schrieb dem Sultan einen schönen, von der Eroberung Konstantinopels abmahnenden Brief, den jedoch Muhamed leider nicht befolgt hat. Der Fall jener alten Hauptstadt der Christenheit ergriff dann den frommen Friedrich recht tief; er ging in seine Kammer und weinte und ließ von seinen Schreibern viele Schriften ausgehn über dieses traurige Ereigniß. Aber weiter hat er auch, so viel wir sehen, nichts gethan; und auf den Reichstagen, die nun wegen der Türken zu Regensburg und Frankfurt im Jahre 1454 gehalten wurden, harrte man vergebens seiner Ankunft. Darauf wurde in seiner Residenz Neustadt zu Pfingsten 1455 ein Reichstag gehalten, wo es aber sehr zwieträchtig herging, da man forderte, Friedrich solle vor Allem den Landfrieden in Deutschland herstellen. Es wiederholte sich fortan auf allen diesen jetzt gegen die Osmanen ausgeschriebenen Reichstagen die bereits in den Hussitenkriegen gemachte Erfahrung. Man beschloß jedes Mal, auf dem nächsten Reichstage zu beschließen. Man nahm Entwürfe und Vorschläge an, aber die Ausführung ging im Streite über die Abmessung der Beiträge oder an tausend anderen Hindernissen verloren. Wir werden einige dieser Hindernisse, welche in den politischen Zuständen Deutschlands tief begründet waren, noch näher betrachten. Uebrigens machten es ja die übrigen Länder nicht besser als Deutschland und wenn ein Aeneas, wenn Rom jetzt die Sache unter dem Gesichtspunkt eines Kreuzzuges gegen die Ungläubigen aufgriff, um mittelst derselben das alte Papstthum wieder herzustellen, so war gerade dies am wenigsten geeignet, die erbitterten und gleichgiltigen Völker zur Thatkraft zu entflammen. Es kam daher auf allen den zahlreichen europäischen und

1454
1455

Reichs-Congressen jener Zeit, die den Türken ihre Entstehung dankten, nichts weiter zu Stande, als eine ungeheure Menge langer Reden, eine wahre Sündfluth von Rhetorik, ein tönender Wortschwall, in welchem man vergebens nach einer Spur von Ernst und Wahrheit und Thaten sucht.

Indeß hatte Sultan Muhamed alsbald nach der Eroberung von Konstantinopel und da der Waffenstillstand abgelaufen, seine Angriffe gegen Ungarn erneuert. Die inneren Verhältnisse Ungarns und Oesterreichs hatten aber inzwischen durch die Herausgabe des jungen Königs Ladislaus Posthumus eine glücklichere Wendung genommen. König Ladislaus war, nach Allem, was wir von ihm wissen, der würdige Erbe seines edlen Vaters. In den Stürmen seiner verwaisten Kindheit war er frühe gereift, man rühmte dem 13jährigen, durch hohe Schönheit und Stärke empfohlenen Knaben bereits die Festigkeit und Klugheit des Mannes nach. Man nannte ihn die „Freude der Welt" und als er am 13. September 1452 seinen Einzug in Wien hielt, sah man die größten Männer aus Oesterreich, Ungarn und Böhmen in jubelnder Huldigung ihm entgegeneilen. Er genehmigte ihre Forderungen und ernannte die populairsten und verdientesten Männer der drei Reiche zu seinen Rathgebern und Statthaltern; in Oesterreich den Ulrich von Eyzinger, in Böhmen den calixtinischen Ritter Georg von Cunstadt, Herr zum Podiebrad, in Ungarn jenen großen Helden der Nation, Johannes Corvinus Hunyady, der freilich unter Friedrich's Herrschaft der entschiedenste Feind des Hauses war. König Ladislaus belohnte jetzt die Thaten des Helden mit königlichen Ehren. Auf einem hohen Gerüste im Burghofe zu Wien ließ er dessen Verdienste durch einen Herold in Gegenwart der Großen des Reiches vor allem Volke öffentlich verkünden und erhob ihn zum General-Capitain des Reiches. Mit unsäglichem Jubel zu Preßburg empfangen, erließ er allgemeine Amnestie, zerstörte die Raubschlösser des Adels, machte Frieden mit Polen, indem er dem König Kasimir seine Schwester Elisabeth vermählte, und zog hierauf nach Böhmen, wo er die Freiheit des Volkes und seines hussitischen Glaubens drei Mal beschwor und zu St. Veit gekrönt ward. Auf Podiebrad's Betreiben schlossen die Stände von Böhmen, Oesterreich und Ungarn einen Völ-

kerbund zur Vertheidigung ihres Königs, der sich auch ebenwohl nach des weitblickenden Podiebrad Anleitung um das deutsche Reich in Anstrengungen bemühte, gegen welche die Trägheit des Kaisers traurig absticht. Ladislaus versuchte nämlich, die vor Kurzem — in Folge des auch in Preußen ausgebrochenen Krieges zwischen Herren und Städten — durch Abfall und Lehnshuldigung polnisch gewordenen Städte wieder in ihr früheres Verhältniß zurückzubringen. Der Kaiser hat dann Preußen an Polen hingegeben, und nur die Brandenburger suchten es, wiewohl vergebens, dem Reiche zu erhalten. Ebenso hat sich Ladislaus energisch und nicht ganz erfolglos bemüht, Luxemburg von Burgund zurück zu erlangen. Indeß hatte Ladislaus in Oesterreich ein Heer gegen die Osmanen gesammelt, womit er im Frühling 1456 nach Ungarn zog. Hier hatte Hunyad die Grenzen tapfer ge- 1456
schirmt, den Sultan von Semendria zurückgedrängt, die Donau überschritten, den Vezier bei Stolacz geschlagen, aber sein Heer war aufgerieben und mit ungeheurer Heeresmacht zog Muhamed vor Belgrad. Vergebens waren die Hülferufe und die bitteren Klagen, die König Ladislaus an Papst, Kaiser und Fürsten richtete. Nur im niederen Volke regte es sich an vielen Orten, so daß Karl VII. aus Besorgniß vor Unruhen das Kreuzpredigen und Truppenwerben in Frankreich sogar verbot; — der begeisterte Franziskaner Kapistrano, welcher Deutschland durchzog, fand, obgleich man seine fremde Sprache nicht verstand, sondern nur seine flehenden Geberden sah, viele ergriffene und willige Herzen und führte als ein zweiter Peter von Amiens dem Hunyad mehrere tausend Freiwillige zu Hülfe, um das hartbedrängte Belgrad zu retten. Mit dem Löwenmuth der alten Kreuzfahrer kämpften diese Tapferen unter der Führung der beiden Helden, Hunyady's mit dem Schwerte, Kapistrano's mit dem Kreuze in der Hand, und befreiten endlich Belgrad. Schwer verwundet mußte Muhamed, der schon geschworen hatte, binnen zwei Monaten seinen Thron in Ofen aufzurichten, wieder abziehen. Da hob sich Hunyad's Herz zu den stolzesten Hoffnungen; schon sah er im Geiste den Feind vernichtet; denn er mochte glauben, die Begeisterung, die er unter seinem tapfern Häuflein gefunden, habe das ganze Abendland ergriffen. Der Tod hat ihm den Schmerz der Enttäuschung erspart. Wenige Wochen nach

seinem Siege, auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes, starb er; man sagte, er sei von seinen Neidern vergiftet worden. Mit ihm wich der gute Geist aus Ladislaus' Königshofe unter wüster Parteiung. Ladislaus, der inzwischen nach Böhmen gezogen war, um seine Vermählung mit Madeleine von Frankreich zu vollziehen, starb am 23. No-
1457 vember 1457, im 28. Lebensjahre, zu Prag eines plötzlichen Todes.

Mit diesem Ereigniß zerfiel das vereinigte Oesterreich wieder auf lange Zeit. Die einzelnen Bestandtheile desselben folgten getrennten, feindseligen Bahnen und arbeiteten hierdurch, oft sogar mit unmittelbarer Hülfleistung, den unablässig heranstürmenden Osmanen in die Hände. Ungarn, Böhmen und Oesterreich waren nur in Einem Punkte einig: in ihrem Hasse gegen den Kaiser. In Ungarn und Böhmen bestiegen nach kurzem und siegreichem Kampfe gegen den hohen Adel die beiden Häupter der Volkspartei den Thron, den sie sich durch große Thaten und durch die Liebe ihrer Nation, nicht durch hohe Geburt erworben hatten: in Ungarn Mathias Corvinus, des großen Hunyady Sohn, dessen Herkunft noch heute in Dunkel gehüllt ist; in Böhmen jener George Podiebrad, ein einfacher Ritter und Ketzer. Diese Thronbesteigung zweier Männer aus dem Volke betrachtete man als ein wunderbares Zeichen jener Zeit, in welcher trotz aller Niederlagen die Völker dennoch zur Geltung kamen und die Macht der Feudalherren zerbrachen.

Die Geschichte Ungarns unter König Mathias gehört nicht hierher. Mathias selbst ward, nicht ohne Friedrich's Schuld, der größte Feind Deutschlands. Die orientalische Frage verlor dabei vollends den realen Zusammenhang mit Deutschland und nimmt dann für uns vollends den phantastischen Charakter weitaussehender Kreuzzüge an.

Desto mehr nimmt Böhmens Stellung zu Deutschland unsere Beachtung wieder in Anspruch. Böhmen, das mächtigste Reichsland, seit Jahrhunderten herrschend im Reiche und verfassungsmäßig im Besitze der vornehmsten Kurwürde, tritt jetzt mit gesammelter Kraft unter einem bedeutenden Manne wieder mitten in die Reichshändel hinein, welche in der That ganz dazu geschaffen waren, die Unternehmungslust kühner Häupter herauszufordern. Das Reich war mit der größten und vielseitigsten Unzufriedenheit angefüllt, die Fürsten unter einander

und mit dem Kaiſer zerfallen, dieſer ſelbſt mit ſeiner eigenen Dynaſtie im bitterſten Hader. Schon im Jahre 1450 war ihm auch ſein Bruder Albrecht wieder abgefallen und disponirte, ohne ihn nur zu fragen, mit dem Vetter Sigmund von Tyrol über die künftige Eintheilung der Hauslande. Im Jahre 1452 machte Sigmund einen Bund mit den Kurfürſten von der Pfalz, von Köln und von Trier, welcher die Abſetzung des Kaiſers Friedrich und die Erhebung deſſen Bruders Albrecht bezweckt. Ja es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der hochſtrebende und ſiegreiche Pfälzer ſelbſt nach der Krone ſtrebte, womit jedoch ſeine geiſtlichen Collegen nicht übereinſtimmten. Jene Kurfürſten ſtellen am 10. und 12. November 1454 Urkunden aus, des Inhalts: „da nach mannichfaltiger Rede die Regierung im Reiche durch den Kaiſer nicht alſo trefflich fürgenommen werde, als ſolches dem Reiche und gemeinen Landen und Leuten Noth ſei, und daher ein neuer König wohl erwählt werden möchte, alſo habe man dem Erzherzog Albrecht verſprochen, ihm bei einer etwaigen neuen Wahl förderlich und günſtig zu ſein.“ — Der Kölner bemerkt dabei, daß dies Verſprechen „aus ſonderlicher Gunſt und Neigung zum großmächtigen Hauſe Oeſterreich und allen hochgebornen Fürſten dieſes Hauſes geſchehe.“ Zugleich verbanden ſich des Kaiſers Bruder und deſſen Vettern mit einander und mit den Herzögen von Baiern in mehrfachen Bünden „gegen Friedrich, doch nicht gegen das Reich.“ Die Verbindung war indeß noch nicht ſo gefährlich, wie ſie ausſieht. Den Habsburgern war es vor Allem um Einſchüchterung des Kaiſers und Durchſetzung ihrer Familienhändel zu thun. Bei weitem am wichtigſten war eben Ladislaus wegen Böhmens, welches bei ſeiner Lage unbedingt den Ausſchlag gab. Als daher Ladislaus ſeine Zwecke unter Vermittlung des Markgrafen Albrecht Achilles durch den Vergleich vom 24. Auguſt erreicht hatte, zerfiel der Plan. Albrecht ſtand von der Krone ab und ließ ſich unter dem 18., 19. und 21. December von den Kurfürſten von Trier, Köln und Pfalz beſcheinigen, daß er niemals nach der Krone geſtrebt, ſondern nur für den Fall einer Abſetzung Friedrich's ihre Geneigtheit gewonnen habe, um die Schmach vom Hauſe Oeſterreich abzuwenden.

Bei dieſen und allen folgenden ähnlichen Plänen war es den

geistlichen Kurfürsten gewiß ernstlich um Reichsreform zu thun. Sie fühlten, daß es mit ihrem geistlichen Kurfürsten-Reiche zu Ende eile. Nachdem diese Herren das Reich systematisch ruinirt hatten, ward ihnen bange und sie hätten es nun gerne wieder aufgerichtet, d. h. als Kurfürstenreich wieder aufgerichtet, wie es leider so lange bestanden, zwar mit einem Kaiser mitten in Deutschland, aber umgeben, d. h. in der Hand von Kurfürsten u. s. w. Dieser Wunsch zieht sich als leitender Gedanke durch alle Reformpläne, die von jener Seite ausgingen, und manche Patrioten hofften Gutes davon. Doch nun trat die merkwürdige Erscheinung ein, daß, nachdem die gründlicheren Reformbestrebungen der beiden letzten Reichsoberhäupter, sowie die Erhebung eines neuen nationalen Königthums der Hohenzollern an der Eifersucht und Herrschsucht der rheinischen Kurfürsten gescheitert waren, nunmehr die Wiederbelebungsversuche der letzteren an der Zähigkeit des Kaisers und noch mehr am Widerstande der mächtig aufstrebenden Hohenzollern zerschellten. „Wir merken wohl", so klagte eine kurfürstliche Gesandtschaft zu Regensburg (1454), als Hülfe gegen die Türken gefordert wurde, „wir merken wohl, daß diese Sache das Reich und die Christenheit schwer berührt. Auch ist sonder Zweifel das heilige Reich der würdigen löblichen teutschen Zunge wohl bei Vermögen und Kräften, alle Feinde abzuwehren, und an Landen und Leuten, Städten und Schlössern, Kühnheiten und Mannheiten und aller Wehre so baß geschickt ja vermögender als einige ander gezunge." „Aber leider sei es so gestalt mit dem heiligen Reiche und aller Gehorsam so gar vergangen, daß man unvermögig" sei, „und weiß Niemand im heiligen Reiche, wie lange noch wo er sicher sei." — In einem minder trüben Lichte sah jedoch Albrecht Achilles die Sache an, welcher persönlich erschienen war und „obwohl er die Dinge nach Gebühr und Nothdurft auszusprechen noch zu jung sei", gleichwohl als Wortführer für sich und andere Fürsten aufzutreten „sich getröstet." Auch er beklagt des Reiches Anarchie, setzt aber sein Hoffen auf den Kaiser und sucht die Theilnahme der Versammlung abzulenken vom Türkenkriege, „der dies Jahr doch nit gethan werde", und sie dagegen „mit hoher und tiefer Ersuchung" anruft, ihm in Preußen zu helfen, wo groß Gewalt und Unrecht der ganzen Christenheit im deutschen Orden geschehe,

„insonderheit dem ganzen deutschen Gezunge, die zu dem Orden als ihrem Spital Zuflucht haben."

Wir sehen hier, wie die Parteiung im Reiche, welche alle gemeinsamen Entschließungen verhinderte, auf einem tiefen, offen und geheim, bewußt und unbewußt wirkenden Gegensatze zwischen zwei sich in allen ihren Interessen gegenüber stehenden Richtungen beruhte, der einen, welche die Gelegenheit zur Wiedererlangung einer verlorenen Macht benutzen wollte, der anderen, welche widerstrebte und sich dabei noch obendrein auf den Kaiser berufen konnte.

In ganz derselben Weise wie zu Regensburg scheiterte sowohl die Türkensache, als die Ordens-Angelegenheit, auch zu Neustadt. Hier tritt der Kurfürst von Trier mit einem neuen Verfassungsentwurfe hervor. Der Kaiser soll seine Residenz mitten im Reiche nehmen, einen strengen Landfrieden und ein von allen Ständen zu besetzendes Reichsgericht als Apellhof errichten; dagegen die (vom Reichshof ganz schamlos für Geld betriebenen) Eingriffe in die niedere Justiz abstellen. Zum Unterhalt des Kaisers soll eine allgemeine Steuer eingeführt werden. — — Geschehe dieses nicht, so werde man das Reich nicht vor dem Untergange schützen, geschweige die Türken bekriegen können. — Diesen Vorschlägen trat auch der damals noch nicht mit dem Kaiser vertragene König Ladislaus nicht bloß ausdrücklich bei, sondern verpflichtete sich auch zur Durchführung, selbst für den Fall, daß der Kaiser sie nicht annehmen werde. Offenbar war es jedoch dem Böhmenkönig mehr um sein eigenes Reich und seine Händel in Oesterreich, als um das Deutsche Reich zu thun. Denn er fügt als ausdrückliche Voraussetzung hinzu, daß das Königreich Böhmen nichts dabei verlieren, nichts an seinen Herrlichkeiten, Vorrechten und Besitzungen einbüßen, sondern daran vermehrt werden müsse. —

Indeß gaben die Kurfürsten ihre Reformpläne keineswegs auf. Es war ein wichtiges Ereigniß, daß Jakob von Trier 1456 auch den Kurfürsten von Mainz hinzubrachte, indem er nach langem Hader und drohendem Kriege zwischen Pfalz und Mainz Frieden und Bündniß beider zu Stande brachte. Da alle Versuche, den Kaiser in Bewegung zu setzen, vergeblich waren, schrieben sie jetzt aus eigner Macht, sowohl wegen der Reichsverfassung, als wegen der Türken,

einen Reichstag auf den November 1456 nach Nürnberg aus und luden den Kaiser dazu ein, welcher jedoch gegen dieses Beginnen protestirte, da es nur ihm zustehe, Reichstage zu halten. Wie er stets seine Pflicht als Kaiser gethan, solle es auch ferner nicht an ihm fehlen u. s. w. Leider ward aber diese Versicherung durch sein Verhalten gegen den, nach des Papstes Nicolaus Tode erwählten Papst Calixt III. nur zu sehr widerlegt. Denn als es sich um die Anerkennung des neuen Papstes handelte und dem Kaiser „nicht Wenige zuredeten, nun sei es Zeit, den römischen Stuhl zu nöthigen, daß er ablasse von neuen Uebergriffen, und die von Eugenius geschlossenen Verträge halte;" — auch auf einem von Kurmainz gehaltenen Convente diese Beschwerden und Forderungen formulirt und dem Kaiser zugestellt worden — war Friedrich vielmehr beflissen, sich den Beifall auch des neuen Papstes durch Leistung unbedingter Obedienz zu erwerben. Bischof Aeneas brachte dieselbe 1456 als kaiserlicher Gesandter nach Rom und erwarb sich damit den Cardinalshut. Leicht hatte er seinen Herrn überzeugt, „daß es thöricht sein würde, wenn er den Papst schwächen wollte, dessen Hülfe er brauche. Papst und Kaiser hätten einander nöthig, und unziemlich sei es, Jenen zu verletzen, um den Beifall des Volkes zu erlangen. Denn von Natur unbeständig sei der große Haufe, man dürfe ihm nimmer die Zügel schießen lassen. Die Fürsten könnten sich doch zuweilen vertragen, aber zwischen König und Plebs sei der Haß unsterblich." So erzählt des Aeneas Lebensbeschreiber Gobellinus und nur zu glaubwürdig ist der Bericht; er enthält nur, was gewissenlose Sophisten zu allen Zeiten schwachen und schlechten Fürsten eingeblasen haben. Was den Aeneas betrifft, so war er bei der Aufrechthaltung des ganzen alten Unfugs schon wegen der 2000 Goldgulden betheiligt, die er als Lohn seiner Intriguen von allerlei reservirten Pfründen aus Deutschland alljährlich bezog. Ja es steckte ihm bereits die dreifache Krone im Kopfe, zu der ihm Friedrich einst in Rom Hoffnung gemacht. Und in der That war Aeneas schon jetzt als Cardinal der Leiter der päpstlichen Politik, nahm seinen Sitz in Rom und bestieg, da Papst Calixtus schon nach kurzer Frist 1458 starb, wirklich als Pius II. den päpstlichen Stuhl.

Ein merkwürdiger Briefwechsel des Cardinals Aeneas mit dem

Kurmainzischen Kanzler Dr. Martin Meyer ist aus jener Zeit erhalten. Aeneas läugnet nicht, daß die Verträge von römischer Seite nicht gehalten würden; er schiebt die Schuld aber dem deutschen Adel zu, von dem ihm noch keine einzige ordnungsmäßige Wahl bekannt geworden und welcher sein Geld unbegehrt nach Rom trage, um sich dort Bisthümer und Pfründen zu kaufen. Was Dr. Meyer „Volk" nenne, seien bloß einige böswillige Schreier ohne Bedeutung. Dagegen an die Kurfürsten persönlich läßt er den Papst Calixtus selbst schreiben und sie ermahnen, sich von dem (durch ketzerische Minister gestifteten Kurverein) zu trennen. Den weltlichen Fürsten, z. B. dem Kurfürsten von der Pfalz, wird vorgestellt, daß die Nichtbefolgung des Concordats in ihrem Interesse liege, weil „die Söhne der Fürsten viel leichter durch den römischen Stuhl, als durch die Kapitel und Pfarrer zu Bischöfen gemacht werden könnten", — eine Schlauheit, welche in der That die gänzliche Säcularisation des Bisthums vorbereitet hat. Und damit endlich auch das deutsche Volk nicht ganz leer ausgehe, verfaßte Aeneas in dieser Zeit eine lange schmeichelhafte, rhetorisch verzierte Beschreibung Deutschlands, welche die Ueberschrift führt: De ritu situ moribus et conditione Germaniae. Mit rednerischer Begeisterung suchte er in dieser Schrift durch die Pracht, die Zahl und den Reichthum ihrer Städte, durch die Tugenden und Trefflichkeiten ihres Volkes (das er doch zugleich auch an den Kaiser- und Fürstenhöfen als wankelmüthigen, dummen und einfältigen Pöbel verlästerte), die deutsche Nation für seine Geldschneidereien zu entschädigen.

Der von den Kurfürsten ausgeschriebene Reichstag zu Nürnberg ward von allen Parteien zahlreich besucht. Mit großer Macht und Pracht erschien der Kurfürst von der Pfalz, es hieß schon, er solle zum König erwählt werden; es ward aber nichts beschlossen; die kaiserliche Partei scheint es durchgesetzt zu haben, daß an Friedrich zuvor noch eine Einladung ergehe, welche dann Alle unterschrieben. Man wolle ihm, so lautete ein von der Oppositionspartei aufgestellter Entwurf, falls er nicht mehr von Hause abkommen könne, einen neu zu wählenden römischen König mit seiner Genehmigung und, falls er sie versage, auch ohne dieselbe, zur Seite stellen u. s. w.

Indeß alle diese Versuche scheiterten an dem Widerstande der

brandenburgischen Partei, die durch Verwandtschaften, Erbeinungen und geschickte Benutzung von Lokalhändeln einen bis weit in Süddeutschland reichenden Einfluß, ja durch den inzwischen erfolgten Tod des Jakob von Trier und Erhebung eines Prinzen aus dem verwandten, mit dem Pfalzgrafen verfeindeten Hause Baden — im Kurfürsten-Colleg die Mehrheit erlangt hatte. Ihr Haupt und Führer Albrecht Achilles ward vom Kaiser selbst gleichsam an die Spitze des ganzen Reiches gestellt und durch viele neue Zugeständnisse, Zölle, Erhebung zu seinem Hofmeister und Vertreter ꝛc. für seine Treue belohnt. Um jedoch dieses brandenburgische Uebergewicht zu brechen und ihrer Seits die Obmacht zu erlangen, verbanden sich nun in einem merk-
1437 würdigen Vertrag vom 26. März 1457 *) Kurmainz und Kurpfalz. Auch hier ist wieder viel von der Ehre, dem Nutzen, der Reform des Reiches, sogar auch von der Mailändischen Sache die Rede, am Ende läuft Alles darauf hinaus, daß der Kaiser einen neuen Zoll auf die Frankfurter Oster- und Herbst-Messe legen und den beiden Verbündeten zwei Drittel davon überlassen, sowie ihnen das oberste Münzrecht im Reiche mit zwei Dritteln des Ertrages verleihen, keinen Anderen als sie zu Statthaltern oder Administratoren des Reiches erheben und mit keinem Anderen in Reichssachen ohne ihre Zustimmung sich verbinden solle. Auch wollen sie für alle Fälle verbunden bleiben und bei etwaiger neuer Königswahl sich vorher verständigen.

Nirgends deutlicher als hier zeigt sich, wie die Reformbestrebungen jener Zeit doch nur prunkende Phrasen waren, hinter denen die schnödesten Gelüste es kaum der Mühe werth hielten, sich zu verbergen. Die Eifersucht der beiden feindlichen Dynastien erhielt jetzt neue Nahrung durch Grenz- und Hoheits-Streitigkeiten des Markgrafen mit Baiern, Pfalz und Würzburg wegen der von Albrecht nach erneuter kaiserlicher Verleihung in Anspruch genommenen Gerichtsbarkeit in Franken. Der Pfalzgraf und der Herzog schlossen deshalb im Jahre
1458 1458 ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Albrecht ab. Doch auch der Markgraf war nicht müßig; es gelang seinem diplomatischen Talente, den wankelmüthigen, allen Intriguen zugänglichen Kurmain-

*) Vergleiche Kremer Geschichte des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz. Mannheim 1766. Urkundenband pag. 144 ff.

zischen Hof nun auch zu sich herüberzuziehen und schon im Frühling 1458 ein zehnjähriges Bündniß mit Mainz, Württemberg, Baden ꝛc. gegen den Pfalzgrafen zu Stande zu bringen. Den Anlaß zu dessen Ausführung gab auch sogleich die Execution eines gegen würzburgisch-pfälzische Raubritter vom Gericht des Markgrafen gefällten Urtheils, wozu Brandenburg und Württemberg ein Heer von 15,000 Mann aufboten, welche das Raubschloß vor den Augen des pfälzisch-würzburgischen Heeres zerstörten. Zwar ward der Zusammenstoß der Heere am 2. Juli noch vermieden; aber der Haß ward nur desto größer.

Wenige Monate später trat aber ein Ereigniß ein, welches uns die beiden fürstlichen Parteien zunächst wieder in anscheinender Eintracht zeigt. Herzog Ludwig zog nämlich mit einer Heeresmacht von 14,000 Mann, zu welcher 13 Fürsten und viele Grafen beider Parteien, darunter nicht bloß der Kurfürst von der Pfalz, sondern auch der Markgraf Albrecht Achilles Zuzug schickten, vor die freie Reichsstadt Donauwörth, um sie auf den Grund angeblicher alter Pfandrechte seiner Herrschaft zu unterwerfen. Die Abmahnungsschreiben des Kaisers wurden von keiner Seite beachtet, nur wenige Reichsstädte hatten den Muth, dem Kaiser zu gehorchen und der Stadt Hülfstruppen zu schicken. Durch Verrath der Bürgermeister ward die Stadt dem Herzog am 20. October übergeben.

Nun aber entwickelte der Kaiser eine ganz ungewohnte Energie und die brandenburgische Partei ging jetzt aus ihrer bisherigen mehr abwehrenden Stellung gegen die Wittelsbacher entschieden zur Offensive über. Der Kaiser berief auf Hornung 1459 gegen den Herzog 1459
Ludwig einen Reichstag nach Eßlingen, der aber, noch ehe er sich versammelte, die Erbitterung der Parteien vollends zur Reife brachte. In prunkhaften Festen feierten beide Parteien, zu Aschaffenburg und zu Heidelberg, ihre Weihnacht und begaben sich dann zu einem Concilie nach Bamberg, wo Kurfürst Friedrich und Markgraf Albrecht einander Schälke und Lügner schalten und die Schwerter widereinander zogen. Unter Bünden und Rüstungen nahte der Reichstag, und hier beschloß man den Reichskrieg gegen den Herzog, ein Heer von 40,000 Mann ward aufgeboten und der Markgraf Albrecht als Reichsoberherr an die Spitze gestellt.

Indeß hatte jedoch Aeneas Sylvius als Papst Pius II. auf den Sommer 1459 einen großen Fürsten-Congreß nach Mantua ausgeschrieben, wo er sich in seiner Glorie zeigen und die gesammte Christenheit gegen die Türken aufbieten zu können hoffte — seine Legaten bemühten sich daher sehr, die Beilegung des Reichskrieges zu vermitteln. Herzog Ludwig ward überredet, Donauwörth einstweilen herauszugeben und für sich und den Pfalzgrafen das Schiedsgericht anzunehmen, welches zu Nürnberg über sämmtliche Streitfragen entscheiden solle. Vom Markgrafen Albrecht, der sich — fast der einzige deutsche Fürst — persönlich nach Mantua begab und dort 10,000 Goldgulden zum Türkenkriege empfing, die aber keineswegs zu diesem Zwecke verwendet wurden, erlangte der Herzog einen vortheilhaften Vergleich. Es scheint, man wollte zunächst die Wittelsbacher trennen. Aber der Pfalzgraf zerriß zornig des Herzogs Brief und als die Schiedsrichter nun zu Nürnberg im September den wie es scheint sehr parteiischen s. g. „blinden Spruch" fällten, ward dieser Spruch vom Pfalzgrafen, dann auf dessen Betreiben auch vom Herzog verworfen, der sich in seiner Hoffnung auf Donauwörth durch den Spruch betrogen sah. Seine Gesandten klagten den Markgrafen Albrecht an, daß er ihren Herrn zu jener Unternehmung angestiftet habe, um ihn nun zu verrathen. Da nun aber die Gegenpartei im December zu Mergentheim beschloß, den Schiedsspruch mit Gewalt der Waffen durchzuführen, so konnten selbst die beweglichsten Bitten des Papstes und seines Legaten, des berühmten Cardinals Bessarion, der, umringt von Fehdebriefen und Waffenlärm, zu Nürnberg, zu Worms, zu Wien vergebens die Güte versuchte, den Krieg nicht mehr verhindern.

Alle Feinde der Wittelsbacher griffen jetzt zu den Waffen. Ihnen half außer einigen Reichsstädten am Rhein und in Schwaben und verschiedenen kleineren Herren nebst den Bischöfen von Würzburg und
1460 Bamberg nur der Landgraf von Hessen. Außerdem waren sie noch mit den Herzögen von Oesterreich und dem Böhmenkönig verbündet. Am meisten half jedoch dem Herzog Ludwig dem Reichen sein Reichthum. Denn mit Hülfe von 10,000 böhmischen Söldnern eroberte er Stadt und Bisthum Eichstädt (dieser Bischof hatte den „blinden

Spruch" gefällt), wandte sich dann, von Oberpfälzern unterstützt, gegen den Markgrafen und nöthigte ihn, um Waffenstillstand zu bitten und als Bedingung am 23. Juni die „Richtung im Heer bei Roth" zu unterschreiben, deren Einzelheiten nicht authentisch bekannt sind, aber für den Markgrafen so demüthigend waren, daß ihm „die Augen übergingen" als er den „Schandbrief" unterschreiben mußte, der ihn sein Leben lang gewurmt hat. Indeß hatte auch der Kurfürst von der Pfalz allen seinen Feinden die Spitze geboten und endlich mit dem Landgrafen bei Pfeddersheim über das zum Entsatze Bockenheims heranziehende, 8000 Mann starke Mainzische Heer unter dem Schlachtruf: „Heut Kurfürst oder nicht mehr" am 4. Juli einen Sieg erfochten, der ihm einen Theil seiner Gegner, die Grafen von Nassau, von Hennenberg und von Leiningen, beinahe den Mainzer selbst, als Kriegsgefangene in die Hände lieferte und nach kurzer Zeit sowohl Kurmainz als Württemberg zu einem theuer erkauften Frieden und Auslieferung des „blinden Spruches" zwang.

Die wichtigste Folge dieses Sieges war die wieder hergestellte und seitdem lange Zeit fortbestehende, durch mancherlei Verhältnisse befestigte Verbindung zwischen Mainz und Pfalz. Die kaiserliche Partei war nun wieder gesprengt, der Kaiser selbst ohne Macht, mit seinen Verwandten zerfallen, sein österreichisches Heer in einem Kriege gegen den Ungarnkönig Mathias aufgerieben, dem er ohne alle Rechtsansprüche die Krone streitig machte. Oesterreich selbst, durch die unerhörteste Münzverschlechterung gereizt, war in vollem Aufstand. Auch mit dem Papste, welcher den König Mathias von Ungarn anerkannt hatte, stand Friedrich nicht zum besten. Er ward überhaupt von seinem eigenen Geschöpfe Aeneas, seit dieser Papst geworden, sehr schlecht behandelt und mußte es erleben, daß derselbe seine Gelüste auf Ungarn als thöricht, seine Bedenken gegen Abhaltung eines allgemeinen Congresses in Mantua als albern und lächerlich bezeichnete. Friedrich ließ sich Alles gefallen, leistete aber passiven Widerstand, d. h. er kam nicht; statt seiner erschien der Dechant Senftleben als kaiserlicher Legat, was den eitlen Pius so aufbrachte, daß er den Kaiser einen Knicker schalt, der aus Geiz die Reise weder selbst machen, noch eine stattlichere Gesandtschaft habe schicken wollen. Indeß die

Demüthigungen, welche auch Pius noch sonst hier erfuhr, belehrten auch ihn, daß Papst und Kaiser beide einander nöthig hätten. Er näherte sich dem Kaiser wieder und ernannte ihn zum Generalissimus gegen die Türken: es ward beschlossen, da in Mantua leider nichts gegen die Türken zu Stande gekommen, eine Versammlung in Deutschland zu halten, welche nach Neustadt ausgeschrieben und in Wien am 19. September gehalten wurde. Aber hier erschien kein einziger Reichsfürst in eigener Person und die erschienenen Gesandtschaften erklärten sich in einem viele Bogen langen Gutachten gegen jeden Kreuzzug, weil Deutschland durch die so eben ausgestandenen Kriege „gräßlich abgenommen" habe und „auch sonst mancherlei andere Veränderung entstanden sei." Namentlich hätten die Königreiche Ungarn und Böhmen jetzt eigene Oberhäupter und zumal der „großmächtige König zu Beheim", der „mit seinen Herrn Vettern und Unterthanen wohl genieth et und wohl geübet" sei, müsse als der oberste und mächtigste Kurfürst erst befragt werden.

Nach dem Scheitern auch dieses Kreuzzug-Versuches verließ der Legat Deutschland, „von Strapazen, Kälte und Ekel überwältigt." Aber die Bemerkungen der deutschen Gesandten waren doch sehr begründet: König Podiebrad war wirklich die entscheidende Macht in dem durch Bürgerkrieg und Hader aufgelösten Reiche. Um diesen merkwürdigen Mann dreht sich von jetzt an die ganze Reichsgeschichte. Er war, nach des Aeneas Schilderung, ein kurzer, vierschrötiger Mann, mit lebhaften hellen Augen, angenehmen Manieren, ein Pfleger des Guten und Rechten, nur leider auch „vom Irrthum der Hussiten angesteckt." Doch hält ihn Aeneas nur für „verführt, nicht halsstarrig," denn Podiebrad hatte zu Mantua dem Pius seine Obedienz leisten lassen, um dessen Anerkennung zu erlangen. Er hegte Pläne, welche weit über Böhmen hinausragten, und in der That nichts Geringeres zum Ziele hatten, als die Wiederherstellung der böhmischen Oberherrschaft. Schon als Gubernator des Königs Ladislaus griff er mächtig in die Reichshändel ein; schon zweimal hatte er in Oesterreich selbst den Ausschlag gegeben; der Kaiser hatte sich ihm endlich ganz in die Arme geworfen, ihn auf böhmischem Boden als Böhmenkönig belehnt, in Oesterreich lag ein böhmisches Heer. Ja Friedrich hatte sich mit

Podiebrad ſogar verbunden, Ungarn zu erobern und zu theilen. Dabei iſt Podiebrad auch mit den Herzögen, ja auch mit den Aufſtändiſchen verbunden und im Herbſte 1460 wird ihm von den Ständen Oeſterreichs Treue geſchworen. Aehnlich war es im Reiche, wo ohnedies durch Lehensverhältniſſe von Alters her eine Menge Fürſten an die Krone Böhmen gefeſſelt waren. Die Wittelsbacher waren enge mit ihm verbündet, doch auch deren Gegner fürchteten ſeine Feindſchaft, hofften auf ſeine Gunſt. Beide Parteien riefen in der Richtung von Roth ihn als Schiedsrichter ihrer Händel an.

Wie ein Vogelſteller hatte der ſchlaue Böhmenkönig ſomit für einen Jeden im Reiche die Garne ausgeſpannt und leicht fing er auch die deutſchen Patrioten ein, indem er ihnen Hoffnung auf Reform des Reiches machte. Jener kurmainziſche Kanzler, Doctor Martin Meyer, erhielt am 16. October 1460 von ihm Vollmacht, mit den rheiniſchen Kurfürſten wegen Friedrich's Abſetzung und Wahl des Königs Georg zu unterhandeln. Er habe in ſeinem königlichen Gemüthe die große Uebelthat im Reiche betrachtet, und daß der Friede gehindert, Recht und Gerechtigkeit unterdrückt, des Reiches Straßen verſperrt, der gemeine Nutzen verirrt ſei. Als oberſter weltlicher Kurfürſt halte er ſich vor Gott für verpflichtet, einzuſchreiten. Was er dem Kölner und Trierer und deren Miniſtern verſprochen und in wie fern dieſe auf ſeine Vorſchläge eingegangen, iſt nicht bekannt. Dagegen ſind ſeine Verſchreibungen an die Kurfürſten von der Pfalz und von Mainz, ſowie an deren Miniſter erhalten. Die Mainziſchen Miniſter ſollen jährlich 1000 Gulden, die Pfälziſchen für ihre Mühewaltung und das ihnen auferlegte ewige Stillſchweigen Jeder vorab 200 rhein. Gulden und ein Pferd, außerdem ein Jahrgeld von 200 Gulden erhalten; der Kanzler Rannig auch das erſte aufgehende geiſtliche Lehen, es ſei Bisthum oder Probſtei, der Hofmeiſter von Sickingen einige Städte und Schlöſſer des Reiches. Theurer als die Diener waren deren Herren; aus der langen Reihe ihrer Bedingungen heben wir hier nur die wichtigſten hervor. Der Kurfürſt von der Pfalz ſoll Statthalter des Reiches mit voller Gewalt werden und ſonſt Niemand. Nur in Baiern ſoll er dieſe Würde mit Herzog Ludwig theilen, aber Jedem 8000 Gulden jährliches Gehalt vom König zu Theil

werden. Herzog Ludwig soll Donauwörth zurück erhalten, der Pfalzgraf soll die Stadt Mainz erhalten, ferner ein Drittel von jenem, der Frankfurter Oster- und Herbst-Messe bereits früher zugedachten neuen Zoll, sowie einen neuen Rheinzoll zu St. Felix, ferner die Belehnung mit Lützelburg und allen (einzulösenden) Pfandschaften des Reiches, sowie daß er nur mit Genehmigung von Kurpfalz einen Hofrichter einsetzen wolle; ferner für den Prinzen Ruprecht das erste vacant werdende größere Bisthum. Die vom Mainzer gestellten Bedingungen tragen scheinheiliger das gemeine Wohl, ja sogar ein kirchliches Interesse zur Schau. Der König soll das Hussitenthum unterdrücken, ein Reichsgericht und ewigen Landfrieden machen, die Türken bekriegen, aber doch auch zu diesen Zwecken ohne die Kurfürsten keine Steuern fordern, die deutsche Kirchenfreiheit und die Baseler Decrete vertheidigen und zu diesem Ende ein Nationalconcil am Rheine halten, übrigens dem Erzbischof selbst ebenfalls das Reichsvicariat, sowie den Juden-Pfennig überlassen, dessen Brüder mit Erzbisthümern, dessen Räthe mit sonstigen Pfründen belohnen.

1461 Dies war der Reformationsplan des Königs Podiebrad. Um ihn auszuführen, lud er als Schiedsrichter im Streite zwischen Baiern und Brandenburg, sowie als erster weltlicher Kurfürst seine Collegen auf den 2. Februar nach Eger. Er war des Erfolges schon gewiß und erwähnt den Kaiser bereits als bloßen Herzog von Oesterreich. Denn er glaubte auch der von den Contrahenten ausbedungenen Kurstimmen von Brandenburg und Sachsen sicher zu sein, da Markgraf Albrecht, um einen günstigen Spruch in seiner Sache zu erlangen, ihm angeblich bereits seine Mitwirkung versprochen und versichert hatte, er habe über jene zwei Stimmen Macht. Daß es ihm jedoch hiermit nicht Ernst sein konnte, liegt auf der Hand. Podiebrad hätte ihm denn ebensoviel bieten müssen, als der Gegenpartei, und in der That scheint er nicht genug geboten zu haben. Der Kurfürst von Brandenburg hat es selbst nachher seinem Bruder geschrieben: „Lieber Bruder, wir halten nicht viel vom König, denn Eure Liebe weiß, daß unseres Geschlechtes Gewohnheit stets war und noch ist, von wem wir nicht viel haben, da geben wir nicht viel um." Ueberdies konnte den Brandenburgern an einem so kräftigen und nahe gelegenen Oberhaupte wohl

am wenigsten gelegen sein, sie befanden sich unter Friedrich's Herrschaft viel besser und der Plan, den Kaiser zu stürzen, war ja vornehmlich gegen sie gerichtet. Sie arbeiteten ihm daher nach Kräften entgegen, wobei jedoch, da sie es auch mit dem Böhmenkönig nicht verderben durften, mit großer Vorsicht und Schlauheit verfahren wurde. Und deßhalb hatte Albrecht, um wo möglich einen guten Schiedsspruch zu erlangen, dem Podiebrad Hoffnung auf die brandenburgische und sächsische Stimme gemacht. Als König Georg nun zu Eger diese Wahlstimmen forderte, ward er damit vertröstet, daß die Kurfürsten von Mainz und Pfalz noch nicht im Kurverein seien, und als dies formelle Bedenken auf dem sofort zu Nürnberg gehaltenen glänzenden Tage durch Reception jener Fürsten beseitigt war, und nun die böhmischen Gesandten in Abwesenheit ihres Herrn dessen Wahl forderten, trat der Widerspruch offen zu Tage. Beide Parteien leugneten jetzt Alles ab; jede warf der anderen Conspiration gegen das Reich vor; Albrecht Achilles ward jetzt auch von seiner eigenen Partei des Schürens, Hetzens und Prahlens beschuldigt; doch auch er vermaß sich hoch und theuer, nie gesagt zu haben: „er habe zweier Kurfürsten Macht". Er habe im Gegentheil von allen Reformplänen schon deßhalb abgerathen, weil treffenlicher Part zwei im Reiche wären und welche Partei solches anhübe, so wäre zu glauben, daß die andere es getreulich hindere."*)

Uebrigens fand sich jetzt auch noch eine dritte französische Partei ein. Die Trierer Räthe stellten nämlich zu Eger den bald nachher als Ludwig ~~IX.~~ XI den Thron besteigenden Dauphin als eventuellen Thronkandidaten auf. Da übrigens der Kurfürst von Trier zu Friedrich's Partei gehörte, war dieser Vorschlag wohl mehr gegen Podiebrad, als gegen den Kaiser gerichtet.

Indeß stand die Sache für den Kaiser immer noch sehr gefährlich. Die böhmischen Gesandten, welche man mit Ergebenheits-Versicherungen und Versprechungen von allen Seiten zu beschwichtigen suchte, hatten „wunderliche Drohungen" fallen lassen und die Kurfürsten beschlossen, zu Pfingsten einen Reichstag in Frankfurt zu halten, zu welchem Friedrich in einem Ausschreiben von Sachsen und Brandenburg unterzeichneten scharfen Schreiben

*) Die ganze Sache ist übrigens im Wesentlichen bereits in Müller's Reichstags-Theatrum IV. Vorstell., Cap. 2. §. 3. u. Cap. 3. §§. 1 u. 2. enthalten.

vom 4. März eingeladen wurde. „Seit fünfzehn Jahren habe man ihn nicht mehr gesehen, alle Botschaften an ihn seien vergebens, falls er wieder ausbleibe, werde man ohne ihn beschließen". Schon hieß es auch, der Böhmenkönig wolle mit Heeresmacht nach Frankfurt ziehen; und eben damals hatte er neue Bünde mit Ungarn, Baiern und Oesterreich geschlossen, von vier Seiten sollte Friedrich angegriffen werden. In der deutschen Nation aber wünschten die Patrioten nichts sehnlicher, als Friedrich's Absetzung. Nicht umsonst hatten so viele Reichsstädte ihre Gesandten damals nach Böhmen geschickt. Die Hoffnung der Patrioten spricht sich in einem Briefe ihres Hauptstimmführers, Gregor von Heimburg, um so lauter aus, als die wieder auflebende kirchliche Opposition gegen die erneuerten Uebergriffe des Papstes Pius II. damit auf's Engste zusammenhing.

Denn zwei der mächtigsten Reichsfürsten waren um jene Zeit im heftigsten Streit mit der Curie. Herzog Sigmund von Oesterreich und Tyrol war mit dem gegen die Wahl des Kapitels ihm als Bischof von Brixen aufgenöthigten Kardinal Nicolaus von Cusa, den er seiner Landeshoheit unterwerfen wollte, in eine Menge von Streitigkeiten, und da er den Bischof gefangen nahm, dieser aber nach Rom zu seinem Freunde Pius entfloh — mit seinem ganzen Lande in römischen Bann und Interdict gerathen, welches zwar vom Volk und Klerus, ja von den deutschen Bischöfen selbst nicht befolgt wurde, aber doch zu großen Aergernissen führte, denn der Papst ermächtigte und ermahnte jetzt die verschiedensten Fürsten und Städte des In- und Auslandes, des Herzogs Länder zu erobern, eine Aufforderung, welcher freilich nur der Herzog von Mailand, sowie die Eidgenossen Folge zu leisten suchten. Jedoch auf die Vermittelung Ludwig's des Reichen und einiger Reichsstädte erlangte Sigmund auch von ihnen, freilich nicht ohne neue schwere Opfer — er mußte den Eidgenossen alles inzwischen Eroberte belassen — im December 1460 den Frieden zurück. Er appellirte nun an ein allgemeines Concilium; als sein Sachwalter erscheint Gregor von Heimburg, der schon zu Mantua als Gesandter des Erzherzogs Albrecht dem Papste energisch entgegentrat und jetzt in einer Reihe von Staatsschriften auf's Neue Gelegenheit fand, in seiner so derben als gründlichen Art den römischen Unfug und das unver-

ntwortliche Geschehenlassen durch den Kaiser Friedrich, „dessen Trägheit as In- und Ausland bewundere" — aufzudecken.

Zur selben Zeit hatte auch der erste geistliche Reichsfürst, der Erz- ischof von Mainz, an ein allgemeines Concilium appellirt. Er hatte ich nämlich geweigert, die als Preis für sein Pallium geforderten Be- ingungen einzugehen, zu versprechen, nie ohne Genehmigung des Pap- tes Kurfürstentage und Concilien zu halten, und was die Hauptsache ar, eine mehr als verdoppelte Taxe (20,501 fl.) zu bezahlen. We- en der letzteren kam er zu Rom in den Bann und legte nun die ache zu Nürnberg dem Reiche vor, worauf die dort anwesenden Kur- ürsten seine Appellation an ein allgemeines Concilium ebenfalls unter- hrieben.

Es lag in diesem Schritt zugleich die thatsächliche Antwort auf ie von Papst Pius II. zum Hohn der Verträge in Mantua erlassene ulle, welche alle Berufungen an allgemeine Concilien als Ketzereien hne Weiteres mit dem Banne bedrohte. In einem scharfen Schreiben n den Papst forderten die Kurfürsten Zurücknahme jener concordats- idrigen Bulle. Da auch die willkürliche Anforderung neuer Zehnten, ugeblich zum Türkenkriege, allgemeinen Unwillen in der Nation er- egte, so ward die Idee, mit dem Reichstag zu Frankfurt ein allge- meines Concilium zu verbinden, freudig begrüßt und Gregor von eimburg nach Frankreich geschickt, um die Sache auch dort zu be- eiben.

Der Kaiser endlich ward noch mit besonderer Rücksicht auf diese ache eingeladen, seine Pflichten gegen die Christenheit wahrzunehmen nd in Frankfurt zu erscheinen. Aber es focht ihn wenig an. Er wollte on den „schädlichen Neuerungen" nichts wissen und verhehlte selbst seiner genen Partei seine Empfindlichkeit über ihre Zumuthungen nicht. „Es i noch nicht die rechte Zeit", pflegte er zu sagen, wozu der Speiersche hronist freilich bemerkt, „daß, so lange dieser Friedrich gelebt habe, emals die rechte Zeit erschienen sei". Durch diese Trägheit, und eil er aus Geiz keine Gesandte mehr ins Reich schickte, ward aber seine gne Partei am meisten beunruhigt, vor Allen Albrecht Achilles, welcher genmächtig in Nürnberg einen kaiserlichen Herold, den er irgendwo auf- griffen hatte, als Abgesandten Friedrich's vorstellte. Er ließ jetzt den

Kaiser insgeheim auf das Dringendste zur Thätigkeit ermahnen und den ganzen Umfang der Gefahr in den stärksten Farben ausmalen, so wie Mittel und Wege angeben, den Sturm zu beschwören. Der Kaiser solle sich „die Dinge zu Herzen nehmen", er solle an alle befreundeten Höfe und an die Reichsstädte Gesandte schicken, daß sie einmüthiglich beständen, namentlich auch nach Frankfurt, so getraue er zu Gott, die Kette solle zerrissen werden „wie ehemals in der Neutralität und wie jetzund zu Nürnberg". Dagegen sei es durchaus nothwendig, die Unzufriedenheit der Nation zu beschwichtigen. Der Papst möge Legaten schicken, aber Deutsche, keine hochfahrenden Italiener, er möge statt der eigenmächtigen Auflage einer Türkensteuer die Sache den deutschen Reichsständen überlassen, er möge den Herzog Sigmund aus dem Banne thun. Wenn dies geschehe, habe es mit dem Concil keine Noth. Gegen seinen Bruder Albrecht möge der Kaiser mit den Schweizern sich verbinden, „das werde zu einem trefflichen Widerstand dienen". Endlich möge der Kaiser sich wenigstens erbieten, zu Michaelis in eine Stadt des Reiches zu kommen, um mit den Kurfürsten, Fürsten und Communen des Reiches Sachen zu verhandeln. Wenn dies geschehe, so werde der Kurfürst von Brandenburg im Kurfürsten-Collegium, er selbst, der Markgraf, im Fürstenrath eine bessere Meinung vom Kaiser zu Wege bringen.

Man sieht, daß auch diese Vorschläge ganz vom dynastischen Interesse eingegeben waren. Dem Sigmund, der im Unrecht war, sollte nachgegeben werden; seine Sache war eine Sache landesfürstlicher Gewalt. Den Mainzer, das Concil, die Concordate wollte man fallen lassen, die Türkensteuer zu einer herrschaftlichen Steuer machen.

Und so geschah denn auch. Die Rathschläge des Markgrafen wurden von Kaiser und Papst befolgt. Schreiben und Gesandte beider gingen an Fürsten und Städte. Den Frankfurtern wurde verboten, die Kurfürsten einzulassen. Der mit so großen Erwartungen auf Pfingsten angekündigte Reichstag kam gar nicht zusammen. Dafür lud freilich der Mainzer die Stände nach Mainz, wo auch Gregor von Heimburg, obwohl vom Papste verflucht und mit Steckbriefen verfolgt, als Sigmund's Gesandter zugelassen, eine mächtige Rede „voll Ketzerei und Blasphemie" hielt. Auch der Erzbischof Diether

hielt eine Rede und führte aus, daß es keine andere Rettung von römischer Willkür gebe, als ein Concil. Aber der jetzt erschienene deutsche Legat des Papstes, ein Wormser Dechant, gewann die Versammlung durch Zugeständnisse wegen der Türkensteuer, der Mainzer sah sich von seinen Collegen verlassen, worauf auch er seine Appellation insgeheim zurücknahm; wie er behauptete, hatte ihm dafür der Legat insgeheim den Erlaß der Palliumsgelder versprochen.

Zugleich lenkte der Papst Pius gegen Herzog Sigmund plötzlich ein und ließ seinen Freund Nicolaus von Cusa im Stich, der sich darüber fern von seinem Bisthum und fern von Rom, wo es nun auch ihn anekelte, zu Tode gegrämt hat, während der Ketzer Gregor von Heimburg im bischöflichen Palaste residirte und daselbst seine besten Sachen gegen Rom schrieb, auch, unter Vermittlung der Venezianer, die Verhandlungen Sigmund's mit Rom Jahre lang hinzog.

In dieser Weise lösten sich die Reformpläne zu Gunsten des Papstes und der Fürsten wieder auf, deren Privathändel und Parteiungen aber damit keineswegs erledigt, sondern nur noch ärger geworden waren. Während der König von Böhmen, angeblich aus Unkenntniß der deutschen Rechtsverhältnisse, „über die ihn Niemand gründlich berichten könne", es nunmehr ganz ablehnte, zwischen Baiern und Brandenburg noch länger Schiedsrichter zu sein, spannte Herzog Ludwig, gestützt auf den gegen die Brandenburger aufgebrachten Böhmenkönig, seine Forderungen so hoch, — der Markgraf sollte ihm Abbitte und Lehenshuldigung leisten — daß dessen Brüder in einem Familienrathe beschlossen, „eher wollten sie sich des Landes verjagen lassen, aber mit der Hülfe Gottes sich deß erwehren." Es fehlte nur noch ein Anlaß zum Wiederausbruch des Krieges und diesen gab der Kaiser selbst durch seine Mißverwaltung in Oesterreich, welche das ganze Land fast ohne Ausnahme zum Aufruhr trieb und seinen Gegnern einen guten Vorwand gab, schon auf der Versammlung zu Eger dem dort persönlich erschienenen Erzherzog Albrecht ihre Bundeshülfe zu versprechen, damit er sich Oesterreichs, „um es zu beruhigen", ganz bemächtige. Albrecht begann auch mit bairischer und böhmischer Hülfe sofort den Krieg gegen des Kaisers Söldner und drang bis Wien. Vergebens suchte nun Friedrich die Wittelsbacher zu beschwichtigen: er zeigte sich bereit,

den Pfalzgrafen Friedrich als Kurfürsten endlich anzuerkennen, er lud den im Bade Gastein weilenden Herzog Ludwig freundlich nach Grätz ein, um sich wegen Donauwörth mit ihm zu verständigen. Aber stolz erwiederte der Herzog, daß er ohne seine Bundesgenossen nicht mehr mit dem Kaiser unterhandeln könne. Wegen dieser Antwort, welche Friedrich für eine Majestätsbeleidigung erklärte, sowie wegen der Beschädigung des Markgrafen und des Bischofs von Eichstädt im vorjährigen Kriege — in Wahrheit jedoch mehr um sich in Oesterreich Luft zu machen — ließ der Kaiser am 15. Juli dem Herzog Ludwig den Reichskrieg verkünden und ernannte den Markgrafen Albrecht, daneben die Grafen von Wirttemberg und Baden, zu Reichsfeldherren.

Er berief nun endlich den versprochenen Reichstag nach Nürnberg und beauftragte den Markgrafen Albrecht mit der Leitung, welcher nunmehr mit großem Fleiße das ganze Reich wider die Gegenpartei aufzubringen suchte. Er wies alle Vermittlungsversuche zurück, ließ eine Proclamation gegen den Herzog Ludwig als offenbaren Reichsfeind anschlagen und forderte auch die Böhmen zum Abfalle von Podiebrad auf. Doch auch der Herzog war mit Placaten und Botschaften nicht müssig. Der Krieg, ließ er verkünden, sei ein österreichischer Hauskrieg, aber kein Reichskrieg, und der Markgraf wolle ihn bloß als gute Gelegenheit benutzen, von der Rother Richtung loszukommen. Seine Bestellung zum Reichsfeldherrn sei ein gefährlicher Angriff auf die deutsche Freiheit. Baiern führe nicht gegen den Kaiser, sondern gegen den Erzherzog Friedrich Krieg, welcher durch seine Münz- und Zoll-Bedrückungen nicht bloß die eigenen Unterthanen verletze. Sollten wirklich des heiligen Reiches Städte alle Zeit bereit sein müssen, in den Erbhändeln des Kaisers oder nach dem bloßen Belieben des Markgrafen Kriegsfolge zu leisten, „so möchten sie wenig Ruhe gehaben und in merklichen Unrath fallen". Dem widersprachen freilich, unter Hinweisung auf Donauwörth und Eichstädt, die kaiserlichen Botschaften mit dem Bemerken, daß, wäre selbst der Kaiser bloß in seinen Erblanden angegriffen, so würde auch dieses schon Grund genug zum Reichskriege sein, denn „die kaiserliche Person, Würde und Wesen mag Niemand theilen und scheiden". Die größten Anstrengungen wurden

ietzt gemacht, um die Reichsstädte in den Krieg zu zerren, welche je-
doch mit großer Zähigkeit parteilos zu bleiben suchten. Eine lange
Erfahrung hatte sie belehrt, wie gefährlich es sei, sich in diese
dynastischen Händel einzumischen. Ihre „fürsichtigen, ehrsamen,
weisen“ Bürgermeister und Räthe wurden damals mit vielen gnädigen
und ungnädigen Botschaften bestürmt. Bei den viel geschmähten Eid-
genossen bettelte der Kaiser fast um Hülfe, und erlangte auch, gleich
seinen Gegnern, daß ihm so viele Schweizer Lanzenknechte zu Hülfe
zogen, als er bezahlen konnte, während man die Städte vornehmlich
um Büchsen und Büchsenmeister, d. i. um Artillerie und Bedienungs-
mannschaft anging. Gar zu gern hätte jetzt der Markgraf die Nürnberger
zu Bundesgenossen gehabt. Er bat sie in höchst eigner Person um
Hülfe und wartete im Vorsaal des Rathes auf Antwort. „Da hielt
man so lang Rath über diese Bitt', daß ihm die Weil lang war, und
er thät die Thür auf und ging hinein. Da sagt der Bürgermeister,
wie daß ihr ungefordert in unsern Rath und Stuben dörfft gehen,
wir haben vom Kaiser Freiheit und Gewalt, wenn einer in unsre
Rathstuben ungefordert geht, wenn ein Rath zu Rath sitzt, derselbige
hat den Kopf verloren. Da sagt Markgraff Albrecht: mir nit,
mir nit, und ging wieder hinter sich aus der Rathstuben. Also hielt
man noch lang Rath und zuletzt wurde ihme eine Antwort durch den
Niklas Muffel: es hätt ein ehrbar Rath beschlossen, in diesem Krieg
still zu sitzen und Niemands zu helfen; wo aber er und sein
Widersacher etwas zu ihrer Kriegsrüstung bedörfften, das soll einem
Jeden zu kaufen vergönnt sein, umb sein geld.“ Auch bei den
übrigen Städten erging es ihm nicht besser, trotz der inzwischen erfolg-
ten Reichskriegserklärung. Da er Ende Juli auf einem Städtetage
zu Dinkelsbühl 8000 Mann und 600 Wagen forderte und auf
das beweglichste von der deutschen Freiheit sprach und daß Niemand
werde unvergewaltigt bleiben u. s. w., so erhielt er von 20 Städten
die Antwort, sie wollten darüber auf einem anderen Städtetage Ende
Juni des nächsten Jahres berathen. Nun ward auf dem Reichstage
zu Nürnberg bei schweren Strafen das Aufgebot erneuert, aber trotz
aller Mühe des Markgrafen die Sache wieder auf einen folgenden
Städtetag nach Nördlingen vertagt.

Aber so lange warteten seine Gegner nicht. Dem Angriff zuvorkommend brachen sie mit mehr als 60,000 Mann von Böhmen, Baiern, dem Würzburgischen, Pfälzischen und Mainzischen her, unter persönlicher Führung des Herzogs und des Pfalzgrafen, Ende August in das markgräfliche Franken ein, verbrannten, brandschatzten und besetzten viele Ortschaften und hatten nichts Geringeres vor, als die Hohenzollern auf Brandenburg zu beschränken, ihre fränkischen Lande unter sich zu vertheilen. Der Pfalzgraf ließ sich auch bereits ewige Treue im Lande schwören. Der Markgraf aber hatte sich, bis Hülfe komme, vor der Uebermacht hinter einer großen Wagenburg bei Schwabach verschanzt. Ein schönes Denkmal ist uns aus dieser Zeit von dem heldenhaften Ahnherrn des großen Friedrich erhalten, der ja in gleicher Lage Gleiches schrieb. „Liebe Brüder und Getreue! Ob es sich begebe, daß der Streit mißlinge und wir unterliegen, so bitten wir Eure Liebe brüderlich und empfehlen Euern Räthen, bei ihren Pflichten, daß Ihr unsere Kinder, Land und Leute nicht um unsretwillen verderbet, sondern hart seid zum Widerstand, und ob wir auch im Gefängniß gedrungen würden, Euch zu schreiben, nach der Feinde Willen, daß Ihr Euch dann daran gar nit kehret — denn wo Ihr und unsre Räthe also thätet, so würden wir es Euch niemals in Ungnaden vergessen."

Wie schmählich sticht von dieses Helden Art das Benehmen des Kaisers ab, der sich zur selben Zeit dem Böhmenkönig wieder in die Arme wirft, im Lager vor Larenburg am 6. September mit seinen Gegnern einen zehnmonatlichen Waffenstillstand schließt, seine Truppen verabschiedet, den Markgrafen seinem Schicksal überläßt und dem Böhmenkönig aufträgt, zwischen den kriegführenden Parteien zu vermitteln!

Und dennoch nahm gerade jetzt die Sache des Markgrafen eine glücklichere Wendung. Der Böhmenkönig fand es jetzt in seinem Interesse, ihn nicht fallen zu lassen, und gewährte auch ihm auf einem Convente zu Prag Anfangs December den Waffenstillstand und damit freiere Hand gegen den Herzog, mit welchem die Friedensverhandlung zu Znaym durch den Markgrafen scheiterte. Der Markgraf überlistete dabei den wie es scheint ziemlich gutmüthigen Böhmenkönig zum zweiten Male, nachdem er ihn überredet hatte, er sei bloß durch den Kaiser

daß verführt worden und arbeite eigentlich für Böhmen. Zugleich hatten seine Unterhändler auf den Städtetagen zu Nördlingen, zu Ulm und zu Eßlingen durch gewisse Zugeständnisse — Niederschlagung aller fiscalischen Ansprüche und Prozesse aus früherer Zeit, Entbindung vom Gehorsam gegen verschiedene Bischöfe, Herausgabe von Pfandverschreibungen — endlich Hülfe gegen Baiern erhalten, wobei sich jedoch, unter Führung von Augsburg und Ulm, fast nur die schwäbischen Städte (von den fränkischen nur Rothenburg) betheiligen. Ihre Verhandlungen und Zusagen wurden „lang Zeit mündlich in großer Geheym und hohem Vertrauen" gemacht. So konnte denn der Markgraf endlich wieder als Sieger auftreten, die Schlachten bei Hochstädt und Grimmelfingen gewinnen, das Verlorene zurückerobern und das Würzburgische noch dazu, den Bischof von Bamberg zum Uebertritt zwingen und dann den Krieg ins Baierische tragen.

Mehr als alles Andere war ihm hierbei die römische Politik zu Hülfe gekommen, die einem Theil seiner Gegner gerade jetzt anderweite Beschäftigung gab. Der Papst hatte nämlich durch die am 21. August 1461 ausgesprochene Absetzung des mit den Wittelsbachern verbündeten Kurfürsten Diether von Mainz und Ernennung des zur Gegenpartei gehörenden Domherrn Adolf von Nassau, die wichtige Verbindung zwischen Mainz und Pfalz wieder zerrissen und zunächst einen Stiftskrieg angezündet, der den Kurfürsten von der Pfalz mit seinen Truppen sofort aus Franken abrief. Denn jene Absetzung Diether's, obwohl angeblich wegen Tyrannei gegen die Unterthanen und wegen eigenmächtiger Haltung von Kurfürstentagen ausgesprochen, war lediglich eine gegen den Pfalzgrafen von dessen fürstlichen Gegnern, Trier, Metz, Baden, Veldenz, Württemberg, längst vorbereitete, vom Stiftsadel begünstigte, aber vom Volke verwünschte Intrigue, und der Kaiser schämte sich nicht, noch ehe dieser unerhörte, selbst von den Kardinälen angestaunte Uebergriff des Papstes wirklich ausgeführt worden, bereits zu dessen gehorsamer Befolgung zu ermahnen. Wir sehen hier, wie ein römischer Uebergriff, der vor sechszehn Jahren am Zusammenhalten der Kurfürsten gescheitert war, jetzt zufolge heillosester Zwietracht von den Fürsten selbst veranstaltet wurde. Sie halfen nun

dem Adolf den Rheingau erobern und ließen sich einen Theil abtreten, worauf der Pfalzgraf, von Diether zu Hülfe gerufen, sich ihm zur Zurückeroberung gegen Abtretung der Bergstraße verpflichtete und mit starker Heeresmacht ebenfalls in den Rheingau einfiel. Darauf ward auch ihm der Reichskrieg verkündet, in ganz Deutschland wurden Bannfluchs- und Kreuzzugsbullen gegen ihn angeschlagen, jedoch zum Theil vom Volke abgerissen, weil es, besonders in den Städten, diesem Helden sehr gewogen war. Aber seine fürstlichen Gegner und Vasallen hielten sich nun aller Verpflichtungen für ledig und griffen ihn von allen Seiten an. Tapfere Hülfe fand er wieder an den Hessen, welche bei dieser Gelegenheit den Mainzern Fritzlar und Amöneburg abnahmen. Badener und Wirttemberger verwüsteten Pfalz, Pfälzer verwüsteten Baden und Wirttemberg, Alle zusammen verwüsteten das Mainzische, mitten auf dem zugefrornen Maine lieferten Ende Februar sich Nassauer und Pfälzer ein blutiges Treffen. Die rheinischen Städte, geschreckt durch Reichsacht und Bann, verhielten sich neutral. Doch wollten sie, namentlich die Gemeinen, dem Pfalzgrafen „mehr Gutes gönnen", als ihren Bischöfen und Speier kam deßhalb in den Bann. Dagegen war die Wuth der Fürsten so groß, daß sie sogar die pfälzischen Weinberge zerstören, die Saaten auf dem Felde muthwillig niederreiten und den Pferden dabei Baumäste an die Schwänze binden
1462 ließen. So zog sich der Krieg bis zum Sommer 1462 hin und schien für beide Wittelsbacher einen üblen Ausgang zu nehmen. Schon war auch der Markgraf von Brandenburg in die Pfalz eingebrochen und hatte Mannheim erobert. Der Herzog von Baiern ward dann ebenwohl so hart bedrängt, daß sich das Gerücht verbreitete, der Pfalzgraf sei trotz der eignen Noth selbst nach Baiern geeilt, um Jenem zu helfen. Hierauf beschlossen dessen Feinde, die Pfalz ganz zu erobern und unter sich zu theilen. Das sollte ihnen übel bekommen! Vergebens hatte einer ihrer Räthe gewarnt, „wollet doch nicht dem allermännlichsten Fürsten das Land nehmen; denn fürwahr, Ihr werdet ihn vor Euch finden und mit ihm fechten müssen, so wahr ich die Wand vor mir sehe!" Aber der Pfalzgraf selbst hatte die Herren durch falsche Briefe, die er in ihre Hände fallen ließ, glauben gemacht, er sei abwesend, und indem er sich vor den Einbrechenden mit erlesener Mannschaft verborgen hielt, ließ er sie

vorbeiziehen, bot in aller Stille sein Volk auf und zog Nachts hinter dem Feinde her, bis er ihn bei Seckenheim, wo Rhein und Neckar eine Spitze machen, wie in einer Falle gefangen hatte. Nun ordnete er am frühen Morgen des 30. Juni mit Feldherrnkunst das Treffen, welches mit seinem gewöhnlichen Schlachtruf „heut Kurfürst oder nie", gegen Mittag begann und nach erbittertem Kampfe mit einer vollkommenen Niederlage der Feinde endigte, welche fast sammt und sonders in Kriegsgefangenschaft fielen.

Mit dieser Schlacht war der Krieg entschieden. Friedrich hatte jetzt seine Hauptfeinde, darunter zwei Reichsfeldherren und drei Verwandte des Kaisers, die Grafen von Wirttemberg und von Baden, sowie des letzteren Bruder, den Bischof von Metz, in seiner Gewalt und überwältigte nun leicht auch seine übrigen Feinde, besonders schlimm ging es dem Bischof von Speier. Die beiden gefangenen Fürsten wurden im Königssaal auf dem Schlosse zu Heidelberg, der Bischof von Metz aber zu Mannheim in demselben Zimmer, wo einst der zu Constanz verurtheilte Papst Johannes gesessen, in enger Haft gehalten und mußten Ketten tragen. Es heißt, der Kurfürst habe ihnen wohl ein köstliches Mahl, aber kein Brod vorsetzen lassen, und ihnen erklärt, das geschehe, weil sie den Segen des Landmannes so ruchlos nnd muthwillig zerstört hätten.

Und da ein Unglück selten allein kommt, so ward auch der einzige noch im Felde befindliche Reichsfeldherr, nämlich der Markgraf Albrecht, drei Wochen später, am 19. Juli, ebenfalls in plötzlichem Umschlag des Kriegsglücks, bei Giengen von Ludwig auf's Haupt geschlagen, wobei das Reichsarchiv verloren ging. Ein bairischer Geschichtschreiber nennt deßhalb den Herzog Ludwig den deutschen Hektor, welchen der deutsche Achilles nicht habe besiegen können.

Trotz aller Standhaftigkeit konnte der Markgraf das Kriegsglück nicht mehr wenden. Der Herzog aber nahm Rache an den Reichsstädten, verbrannte ihre Dörfer, belagerte Augsburg; sie glaubten ihrer Reichspflicht nun genug gethan zu haben und wollten nicht mehr „so stattlich ansetzen, als Noth thäte". Der Markgraf mußte sich zu dem auf einem Nürnberger Convente vermittelten Waffenstillstande um so mehr bequemen, als auch König Podiebrad sich mit dem Herzog wieder

verbunden hatte und der Kaiser selbst mit dem Letzteren um Frieden handelte.

Ihm war es, wie wir sahen, bei dem ganzen Kriege wesentlich um Oesterreich zu thun. Er schlug damals seine Residenz in Wien auf; aber schon nach wenigen Monaten belagern ihn die Wiener selbst, denen sein Bruder Albrecht alsbald zu Hülfe zieht, in seiner Hofburg und verlangen, daß er abdanke und auswandere. Die Zähigkeit des Kaisers sieht hier der Standhaftigkeit eines Helden gleich: lieber, sagte er, wolle er mit Weib und Kind unter den Trümmern der Burg sich begraben. Während seine Burg zusammengeschossen ward und die tapfern Söldner, die sie vertheidigten, zu hungern anfingen, wartete er hier geduldig auf Gottes Hülfe. Er hatte das Reich aufgerufen, ein Reichstag hatte sich eilends zu Regensburg versammelt und nicht ohne Bedenken ein Aufgebot beschlossen, aber der Erzherzog Albrecht lachte über die Reichsschlüsse. Da erschien mit überlegener Heeresmacht König Podiebrad und dessen Sohn vor Wien und befreiten den Kaiser gegen die schweren Bedingungen, die der Böhmenkönig am 2. December dictirte. Friedrich mußte die Regierung über Oesterreich auf acht Jahre seinem Bruder überlassen; seinem Retter Podiebrad aber außer vermehrten Privilegien für dessen Königreich Böhmen, und der Erhebung der Söhne Podiebrad's zu Herzögen, eine schiedsrichterliche Stellung, die Bestellung zum Vormunde über seinen eigenen Sohn Maximilian, endlich die Expectanz auf Oesterreich selbst, sowie auf die Grafschaft Katzenellnbogen zugestehen. Um solche Preise freilich konnte Podiebrad, der jetzt auf dem Gipfel seines Ansehns steht, leicht den Retter des Kaisers spielen und die Dornenkrone eines römischen Königs verzichten, sowie das schwierige Amt eines Friedenstifters im Reiche übernehmen.

Von schimpfenden Volkshaufen verfolgt, kehrte Friedrich indeß auf Umwegen wieder heim nach Neustadt; jedoch nur um Oesterreich sofort wieder in Anspruch zu nehmen. Der Bruderzwist brach heftiger als vorher aus, schon rüsteten beide Theile auf's Neue zum Kriege, da
1463 befreite am 2. December 1463 der plötzliche, wie es heißt durch den Genuß vergifteter Trauben herbeigeführte Tod des Erzherzogs den Kaiser von diesem seinem gefährlichsten Feinde.

Dieses für ihn so glückliche Ereigniß setzte ihn in den unbestrittenen Besitz der hinter-österreichischen und eines Theiles der vorder-österreichischen Länder, da Herzog Sigmund von Tyrol sich mit einer Geldsumme abfinden ließ, wofür er außer definitivem Frieden mit dem Papste,*) die Zusicherung erhielt, daß ihm der Kaiser alle seine Wünsche im Reiche erfüllen, namentlich die Reichsvogtei in Schwaben übertragen wolle. Und um dieselbe Zeit hatte ihm die Curie auch mit Mathias von Ungarn, dem er gegen eine große Geldsumme endlich die Krone herausgab, Frieden verschafft. In Baiern kam ihm der im Jahre 1460 erfolgte Tod des benachbarten Herzogs Albrecht von München, der es bisher mit seinen Feinden gehalten, sowie der Erbstreit der Herzöge Albrecht, Christoph und Wolfgang, der jüngeren Söhne Albrecht's, wesentlich zu Statten. Endlich verschaffte ihm Podiebrad auch mit Ludwig im August 1463 zu Prag den Frieden, wo die streitenden Fürsten vor dem Böhmenkönig als vor ihrem Richter erschienen, der jetzt in letzter Instanz die Sprüche fällte, und sich hierbei wieder dem Markgrafen günstig zeigte. Albrecht hatte seine Lieblingstochter Ursula Podiebrad's Sohn und Erben Heinrich von Münsterberg verlobt. So blieben denn nur noch Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche und der abgesetzte Erzbischof Diether von Mainz als Gegner des Kaisers übrig. Aber nicht leichten Kaufs wollte der siegreiche Kurfürst die gefangenen Verwandten und Reichsfeldherren des Kaisers herausgeben und noch weniger den Diether fallen lassen. Gerade dies war jedoch dem Papst die Hauptsache. Kaiser und Papst setzten nochmals alle Hebel gegen ihn in Bewegung und riefen, da im Reiche nichts gegen ihn auszurichten war, den König von Frankreich und den Herzog von Burgund zu Hülfe. Aber der erstere hatte noch genug an seinen als Dauphin in Deutschland gemachten Erfahrungen und dem

*) Daß der Kaiser bei dieser Gelegenheit statt Sigmund's vor dem Legaten einen Fußfall gethan haben soll, scheint denn doch bloße Prahlerei eines Kardinals zu sein. Die deutsche Geschichte dieser wichtigen Zeit ist, obwohl die deutschen Quellen schon so reichlich fließen, bisher viel zu sehr aus römischen Quellen geschöpft worden, aus dem eitlen Geschwätz von Menschen, die ohne Kenntniß der deutschen Verhältnisse, der deutschen Sprache unkundig, überdies schlecht oder parteiisch berichtet waren, immer aber leichtfertig in den Tag hineinschrieben.

alten Herzog von Burgund war die Verbindung mit dem eng befreundeten Helden lieber als die glänzenden Verheißungen von Kaiser und Papst, welche ihm nunmehr die früher verweigerte Königswürde, die Oberfeldherrnschaft des Reiches, das Reichsvicariat jenseits des Rheins und eine Verbindung seiner Enkelin Maria mit des Kaisers Sohn Max anboten. Indeß ließ der aufgebrachte Pfalzgraf die gefangenen Fürsten und Ritter in den Stock legen und da alle Hülfe ausblieb, so lösten sie sich endlich im Frühling 1460 mit ungeheuren Geldsummen, großen Landabtretungen und indem sie ein Abhängigkeitsverhältniß zum Kurfürsten sowie die Verpflichtung eingingen, ihm binnen Jahresfrist mit Kaiser und Papst Friede zu schaffen. Nachdem sie dies vor allem Volke beschworen hatten, wurden ihnen die Fesseln öffentlich abgenommen. Dem Prager Frieden trat dann der Pfalzgraf *nicht* bei: er wollte auch den Erzbischof Diether in edler Bundestreue *nicht* verlassen. Da gelang es jedoch den päpstlichen Agenten, durch einen unächten Brief dem Diether die falsche Meinung beizubringen, der Kurfürst habe ihn aufgegeben, und entmuthigt ließ er sich hierauf gegen Entschädigung an Geld und Gütern den 28. Oktober zum Rücktritt bestimmen. Der entrüstete Kurfürst ward dann mit pfandweiser Hingabe der Bergstraße ebenfalls beschwichtigt. Die Erhebung seines Bruders Ruprecht von der Pfalz auf den vacant gewordenen Stuhl zu Köln kam als weitere Versüßung hinzu. Und so wurden denn endlich im September 1463 die päpstlichen Absolutions-Bullen für den Pfalzgrafen und alle dessen
1464 Verbündete ausgefertigt, am 14. Februar 1464 ward auch vom Markgrafen Albrecht und dessen Verbündeten — nur nicht vom Kaiser, der in zähem Groll verharrte, der Friede mit Kurpfalz besiegelt und am 12. März konnte das Ende dieses langen Bürgerkrieges zu Worms mit großer Pracht und Freude gefeiert werden.

Die hohen Taxen aber für die Absolutions-Bullen mußte nebst anderen Kosten der neue Erzbischof Adolf bezahlen, welcher sich dafür an der *Stadt Mainz* schadlos hielt, die er am 28. Oktober 1462 durch Verrath der Bürgermeister überrumpelt und einem 5000 Mann starken Söldnerhaufen zu schändlicher Mißhandlung preisgegeben hatte. Aus dem confiscirten Vermögen vieler Bürger ward jetzt Alles bezahlt. Frankfurt und Speier entgingen zu ihrem Glücke dem gleichen, ihnen

bereits zugedachten Schicksal. Wir finden nirgends eine Spur, daß Kaiser und Reich dieser schnöden Beraubung irgend einen Widerstand entgegengesetzt hätten. Die Städte aber insgesammt zeigten hier auf traurige Weise ihre provinciale Beschränktheit. Wenn irgend eine Sache sie Alle anging, so war es diese. Gleichwohl fühlten sich nur Worms und Speier, die beiden letzten noch vorhandenen Glieder des rheinischen Städtebundes, dadurch berührt. Aber mit allen Vorstellungen konnten sie nicht einmal einen Städtetag in Worms zusammenbringen und jede Stadt im Reiche schützte andere Hindernisse und Gefahren vor, alle aber fügten hinzu, daß bei der bekannten Unthätigkeit des Kaisers man sich ohnehin nur vergebliche Mühe machen würde.

Das Ergebniß dieser ganzen von den Kurfürsten unternommenen Reformbewegung war also nichts weiter, als die abermalige allenthalbige Stärkung der hervorragendsten Fürsten auf Kosten des Reiches. Um diesen Preis hatte der Papst durch die gelungene Absetzung des obersten Reichsfürsten noch ein Mal seine Macht zeigen dürfen. Eine große Pest, die sich im Jahre 1463 einstellte, kann als der würdige Abschluß dieser Bewegung gelten.

Betrachten wir die Verhältnisse, wie sie sich jetzt gebildet hatten, so finden wir das westliche Deutschland, von Schwaben bis zur Nordsee, als eine besondere fast ausgeschiedene Gruppe, in welcher Friedrich der Siegreiche herrscht. Er nimmt jetzt im Westen eine ähnliche Stellung ein, wie König Podiebrad im Osten. Mainz und Köln suchen bei ihm in ihren Stiftsfehden Schutz; sie nehmen ihn förmlich zum Schirmherrn an, seine Wünsche sind ihnen Befehle; im Sommer 1466 stiftet er zu 1466
Koblenz einen großen Bund zwischen Pfalz, Mainz, Köln, Trier und niederländischen Fürsten. Der Herzog von Burgund erzeigt ihm die höchsten Ehren, seine sieggewohnten Truppen nehmen im burgundischen Heere die erste Stelle ein und pflücken bis vor die Thore von Paris frische Lorbeeren im Kampfe gegen Ludwig XI. Schon ist auch davon die Rede, daß dem jungen Pfalzgrafen Ludwig Marie von Burgund verlobt sei, wodurch das kurpfälzische Haus die Herrschaft in Burgund, die Welt vielleicht eine andere Gestalt erhalten hätte.

Auch im östlichen Deutschland zeigen sich jetzt die Stellungen durchaus verändert. Gleichsam wie in einem Kaleidoskop finden wir

in den chaotischen Reichsverhältnissen nach den heftigen Bewegungen jener Zeit eine ganz neue Gestalt der Dinge. Podiebrad steht auf der Höhe seiner Macht, doch neben ihm ist auch der Kaiser durch den Erbfall von Oesterreich und den Frieden mit Ungarn und Baiern stärker geworden. Markgraf Albrecht und Herzog Ludwig haben sich im Kriege erschöpft. Des letzteren Reichthum ist „gar verschmolzen," seine Söldner sind fortgelaufen, dem Markgrafen hat der Reichskrieg über 400,000 Gulden gekostet und der ihm zur Entschädigung aus dem Vermögen aller Juden vom Kaiser geschenkte dritte Pfennig, obwohl er aus Humanität nur den zehnten Pfennig einfordert, will gleichwohl wie er klagt, nirgends mehr recht eingehn. Der Markgraf war des Krieges satt. „Da wir," schreibt er, „genug mit unsern gebornen Freunden gekriegt haben, und gern deß entledigt sein möchten," — „wo aber die Bischöfe ohne unser Vermerken noch viel Unglück beträfe, das ließen wir gerne geschehen." Das Merkwürdige in der nun eingetretenen Veränderung besteht aber darin, daß der Markgraf und der Herzog, offenbar in Folge des Prager Spruches wegen Frankens, vollkommen Partei wechseln, indem Brandenburg sich seitdem an den Böhmenkönig, Baiern sich an den Kaiser anschließt. Zwar in den officiellen Reichstags-Acten waltet scheinbar noch einige Zeit das alte Verhältniß, desto schärfer zeichnet sich der Umschwung in den geheimen Correspondenzen. Der Markgraf hält mehr als je an der schon 1460 verabredeten Verbindung seiner Tochter mit dem Sohne des Königs fest, während der aufgebrachte Herzog Ludwig umgekehrt die Hand der böhmischen Königstochter ausschlägt. Der Markgraf setzt den König schon 1463 „in großer Gehaym" von den gegen ihn als Hussiten bei den norddeutschen Fürsten versuchten diplomatischen Wühlereien eines römischen Legaten in Kenntniß und versichert ihn des Beistandes der Kurfürsten, sowie seiner eigenen Hingebung. Umgekehrt arbeitet jetzt Baiern auf eine Verbindung mit dem Kaiser, den Bischöfen und den Reichsstädten gegen Böhmen und Brandenburg hin, während Friedrich von der Pfalz beide östliche Gruppen im Gleichgewicht zu erhalten sucht.

Das Allermerkwürdigste hierbei ist aber, daß diese fürstlichen Parteien nun wiederum die Reichsreform als ein Aushängeschild gebrauchen. Doctor Martin Meyer, ein äußerst verdächtiger Charakter, tritt jetzt

als bairischer Minister auf; er möchte Baiern zur Großmacht, sich zum Großkanzler des Reiches machen, und daneben noch den Ruhm eines großen Reformers erlangen. Er bringt jetzt (1463) „in großer Gehaym" dem Kaiser seine Reformpläne vor, die sich auf Reichsgericht, Reichssteuer und Reichsmünze beziehen, und den wesentlichen Zweck verfolgen, dem Kaiser „groß Geld aus dem Reich zu Wege zu bringen und sunderlich von den Städten" sowie auch, falls ihn der Kaiser zum Reichskanzler mache, viele Gefälle zurückzubringen, von denen er jedoch ein Drittel für sich anspricht. Es war dies ein Project, welches dem geldbegierigen Kaiser nicht übel gefiel, aber schwerlich den Beifall der Reichsstädte finden konnte, die freilich, nach Meyer's Vorschlag, von Reichswegen gezwungen werden sollten. Indeß der Alles ausspürende brandenburgische Gesandte, ein „guter Gesell," warnte den Kaiser vor falschen Freunden, man möge den Reichsstädten nicht die Wahl aufdringen, daß sie entweder Schweizer oder Baiern würden. Der Markgraf selbst warnt den Kaiser in einem derben Briefe vor solchen „ungereimten" Plänen, durch welche „die Reichsstädte für ihre dem Kaiser geleistete Hülfe per indirectum von ihm selbst gestraft werden sollten." Der Kaiser möge lieber in seinem Reichshof prompte und gerechte Justiz halten, ins Reich kommen und seine Pflichten entweder selbst wahrnehmen, oder wenn er nicht könne, den König Georg gegen Abtretung der halben Gefälle zum Reichserecutor machen. Das sei die beste Reform. Wenn er aber seine eigene Partei jetzt an den Widerpart opfere, „so stund zu erbarmen, wie es halt Euern Gnaden hernach erginge." Um es auch seiner Seits nicht an einem Plane fehlen zu lassen, macht Albrecht den praktischen und zeitgemäßen Vorschlag einer Einung aller weltlichen Kurfürsten mit dem Kaiser. Jeder solle in seinem Gebiet für den Kaiser die Aufsicht führen, das Reichseinkommen zur Hälfte für die Regierung im Reiche, zur Hälfte für den Kaiser dienen.

Diese Idee eines umfassenden Fürstenbundes, auf welche, wie es scheint, auch Podiebrad und Friedrich von der Pfalz eingingen, die jedoch vom Kaiser abgelehnt wurde, welcher im Gegentheil den Kurfürsten von der Pfalz und dessen Freunde zu keinem Reichstage mehr einladen und von allen Einungen ausschließen wollte, überhaupt aber

keineswegs einer solchen Verfassung hold war, welche mit seinen Kaiserträumen im Widerspruche stand, — sie war gleichwohl die einzig praktische, die den Verhältnissen entsprach. Denn jene Fürsten und ihre Länder (einschließlich Oesterreichs) stellten in der That die politisch-lebensfähigen zu einer würdigen National-Vertretung berufenen Gewalten dar. Die drei Helden der Nation, welche den deutschen Namen wieder groß machten, aber an deren Zwiste Alles scheiterte, sie hätten vereint voran gestanden. Der römische Unfug im Reiche hätte unter solchen Häuptern keine Macht mehr gehabt. Die Curie hätte nicht daran denken dürfen, schon jetzt nach kaum erzieltem Frieden das Reich durch neue Hetzereien wieder in den Bürgerkrieg zu stürzen.

Papst Pius II., dessen Laufbahn zu Ende neigte, wußte sich nämlich in den letzten Jahren seines Lebens vor reactionairen Gelüsten nicht mehr zu lassen. Er wollte die letzten dürftigen Reste jener von seinen Vorgängern und ihm selbst den Völkern gemachten Concessionen wieder vertilgen, oder nach heutigem Sprachgebrauche „mit der Revolution brechen." So bewog er den bigotten Ludwig XI. von Frankreich, daß er die pragmatische Sanction wieder aufhob. Da eine ähnliche auf den König von Böhmen gesetzte Hoffnung wegen der von Pius förmlich wieder aufgehobenen böhmischen Compactaten sich nicht erfüllte, — den Legaten, welcher im Jahre 1462 die Bullen, worin der Gebrauch des Kelches bei schwerer Strafe verboten wurde, vor dem böhmischen Landtag und der königlichen Familie mit ungezogenen Worten verkündete, ließ Podiebrad drei Monate lang einsperren — so beschloß der Papst, mit Gewalt vorzugehn. Er konnte freilich, so lange Podiebrad dem Kaiser unentbehrlich war, nichts gegen ihn wagen. Er weigerte sich aber, ihn anzuerkennen; er klagte über dessen Wortbrüchigkeit; Podiebrad hatte ihm nämlich früher die Obedienz als König geleistet und in üblicher Weise auch die Ketzerei zu unterdrücken versprochen; aber damit war doch noch keineswegs gesagt, daß er die in den Compactaten von der Kirche selbst anerkannte Landeskirche unterdrücken werde und Podiebrad konnte daher sehr wohl zugleich dem böhmischen Landtag betheuern, daß er den calixtinischen Glauben, in dem er geboren und erzogen sei, bis in den Tod vertheidigen werde. Indeß hetzten die römischen Agenten an allen Höfen, namentlich auch bei dem kirchlich ge-

sinnten, kränklichen Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg, wo jedoch der Markgraf Albrecht, die Seele des Hauses, fleißig aufmerkte und entgegenarbeitete. Der Papst drohte endlich im Juni 1464 mit dem Bannfluch, dessen Vollziehung jedoch durch seinen wenige Wochen später am 15. August zu Ankona erfolgten Tod noch aufgehalten wurde. Papst Pius starb während seiner Vorbereitungen zu einem Kreuzzuge, der aber eben so eitel war, wie sein ganzes Leben und Treiben. Er selbst hat es nicht verhehlt, daß ihm selbst bei seinen glühendsten Kreuzreden der rhetorische Ruhm die Hauptsache sei. Auch vor Sultan Muhamed II. hat er seine Rhetorik glänzen lassen, er wollte ihn zum oströmischen Kaiser erheben, unter der Bedingung, daß Muhamed sich taufen lasse und Lehensmann des Papstes werde. Es scheint, daß ihm die Heiligenkrone des Bruders Capistrano in den letzten Jahren seines Lebens keine Ruhe mehr ließ; er wollte sich ebenfalls persönlich an die Spitze von Kreuzfahrern stellen. Aber der Unterschied zwischen ihm und jenem heiligen Manne konnte nicht größer sein, als zwischen dessen glaubensfreudigen Streitern und des Pius zusammengeworbenem Gesindel. Da er demselben die versprochenen Gelder nicht bezahlte, lief es auseinander und er starb mit dem trostlosen Gefühle, trotz aller Intriguen, Phrasen und Triumphe nichts Reelles erreicht zu haben.

Ihm folgte Peter Barbo, ein Venetianer, als Papst Paul II. Dieser setzte natürlich die Reactionspolitik rüstig fort, sprach am 23. December 1466 wirklich Bann und Absetzung über den widerspänstigen 1466
Böhmenkönig aus, und schickte am Neujahrstag 1467 die Bulle zur Verkündigung und Vollziehung dem Kaiser Friedrich zu, dessen anfängliche Gewissensscrupel gegen den Sturz seines Retters inzwischen verscheucht waren. In der That finden wir, daß zum Nürnberger Reichstag im November 1466 König Podiebrad als Ketzer schon nicht mehr eingeladen wird und dem Kaiser deßhalb einen derben Brief schreibt. Der Reichstag selbst war minder orthodox, er ließ die böhmischen Gesandten bei den Verhandlungen wegen der Türken und des Landfriedens zu, weßhalb der päpstliche Legat nicht Theil nehmen wollte. Zugleich beschlossen die Kurfürsten und Fürsten eine Botschaft an den Papst, um ihn zu ermahnen, die böhmische Sache „ohne Blutvergießen und Landver-

wüstung" zum gütlichen Austrag zu bringen. Denn Böhmen sei des Reiches oberstes weltliches Kurfürstenthum, und könne nicht ohne Abbruch für das Ganze in Verwüstung und Aufruhr gebracht werden. Ein Türkenkrieg zumal lasse sich mit solchem Beginnen nun vollends nicht vereinbaren.

Diese Haltung der deutschen Fürsten kann uns nicht befremden. Zwar an der Glaubensfreiheit der Ketzer war ihnen sehr wenig gelegen, sie wurden nicht müde, den Böhmenkönig um Beilegung des leidigen Streites zu bitten, sie wollten die Herrschaft des Papstes über den Glauben gar nicht bestreiten; aber gegen dessen weltliche Uebergriffe lehnten sie sich nun heftig auf; so lange er bloß unsere Könige abgesetzt hatte, waren sie ihm auch dabei behülflich gewesen; jetzt wo die Reihe an sie selbst kam, wurden sie äußerst freisinnig. Es waren nur noch Wenige, die nicht selbst in einem Kirchenbanne sich befunden hatten oder noch befanden. Seit dem 15. Oktober 1466 war auch Albrecht Achilles im Bann, weil er auf der Verbindung seiner Tochter Ursula mit dem Sohne Podiebrad's beharrte. Durch diesen Bann, den er fünfthalb Jahre ohne Beschwerde trug, fühlte er sich nur zu größerer Beschleu-
1467 nigung der, schon im Februar 1467 vollzogenen, Ehe bewogen.

Der König Podiebrad aber zog jetzt die schützende Hand vom undankbaren Kaiser ab, der sich bereits wieder im hellen Kriege mit seinen Unterthanen befand, für welche Podiebrad um so mehr Partei ergriff, als Kaiser und Papst ihm in Aufwieglung seiner eigenen Unterthanen bereits zuvorgekommen waren und mit den katholischen Herren conspirirten. Der Papst hatte nicht bloß allen Unterthanen den Aufruhr befohlen, sondern auch alle Bündnisse und Lehensverbindungen mit Podiebrad für null und nichtig erklärt und gegen denselben den Kreuzzug verkündet. Ja noch mehr, er verfügte sogleich über die böhmische Krone, als ob sie ihm gehöre und bot dieselbe, nicht etwa dem Hause Oesterreich, oder dem Reiche, sondern dem König Kasimir von Polen an, welcher erst vor kurzem dem Reiche unter wesentlicher Mitwirkung der Curie den größten Theil von Preußen entrissen hatte und jetzt auch die Oberherrschaft in Deutschland erlangen sollte. Doch hatte König Kasimir Anfangs keine Lust, seinem Freund und Verbündeten eine Krone zu rauben. Er antwortetete dem Legaten, „daß er nicht glaube,

ein gesalbter und gekrönter König könne abgesetzt werden." Es scheint, daß diese Dinge eine ebenso große als gerechte Entrüstung unter den deutschen Fürsten, die sich nun noch enger um Podiebrad schaarten, hervorgerufen hatten und als daher im Juli wieder ein Reichstag zu Nürnberg versammelt wurde und die Gesandten des Papstes „gegen den Türken-Wütherich, und gegen den Ketzerkönig in Behaim" Kriegshülfe forderten, ward die erstere zwar versprochen, die letztere aber mit Hohn und Entrüstung aufgenommen. „Weit eher erfordere des Reiches Wohl," so sollen mehrere Gesandte erklärt haben, u. A. die pfalzbairischen, „daß man den Georg zum römischen König wähle." Es ward den Legaten eröffnet, daß dem Papste eine Absetzung deutscher Reichsfürsten in keiner Weise zustehe. Zugleich ließ Podiebrad wieder an ein allgemeines Concilium appelliren.

Da die Sache auf diese Weise nicht fortwollte, versuchte man auf dem Umwege einer Einung, einer Art bewaffneter Vermittlung, zum Ziele zu kommen, von welcher Einung der Böhmenkönig ausgeschlossen und hierdurch das Reich in den Krieg gegen ihn verwickelt, vor Allem die Brandenburger und Sachsen von ihm abgezogen werden sollten. Herzog Ludwig macht auf dem Fürstentage zu Landshut (Ende September) diesen vertraulichen sehr patriotisch aussehenden und von dem Dr. Martin Meyer, der nach des Markgrafen Ansicht „nichts als Lug und Trug in sich hat," eifrig empfohlenen Vorschlag, dessen wahre Natur jedoch von brandenburgischer Seite sofort durchschaut wird. Der Herzog solle ihm doch, schreibt der Markgraf, erst den Rother Schandbrief wieder herausgeben, den ihm damals der Herzog mit und durch Böhmen abgepreßt hatte, am liebsten hätte man ihn damals erst gedemüthigt, dann ganz vernichtet, Böhmen ist aber dann wieder für ihn dazwischen getreten, jetzt will man ihn auch von Böhmen abreißen. Keine Einung ohne Böhmen, ist des Markgrafen Programm, er will sich nur äußersten Falles einer solchen Einung anschließen, aber auch dann keinerlei Verpflichtung gegen Böhmen übernehmen. Zwar sein Bruder, der kränkliche und kirchlich fromme Kurfürst, möchte, daß man in Böhmen nur die einmal bestehenden Calixtiner bei ihrem Glauben lasse, aber „die Kinder, die zu ihrer Vernunft nicht kommen sein" der Irrlehre entziehe, doch erklärt auch er, daß bei

den Zuständen des Reiches ohne den offenbaren Ruin Deutschlands kein Ketzerkrieg mehr möglich sei. Und so ist es denn bei diesen so gänzlich widerstrebenden Absichten der Hauptparteien kein Wunder, daß auch auf dem im November zu Regensburg abgehaltenen öffentlichen Reichstage, wo diese Einung behufs Türkenkrieges vorgeschlagen wurde, zum großen Aerger des Dr. Meyer nichts zu Stande kam. Drei Richtungen, behauptete Dr. Meyer, seien im Reiche, etliche Gesandte wollten erst hören und dann Instruction einholen, etliche andere begehrten des Zettels Abschrift, und die dritte Partei wollte allein hören, lernen und hinter sich bringen.

1468 Im Juni des folgenden Jahres wiederholte man den Versuch, aber mit noch geringerem Erfolge. „Er sehe wohl," schreibt der Markgraf seinem Gesandten, „daß Baiern und Oesterreich sich vordrängen möchten, Brandenburg und Sachsen ihnen folgen sollten." Seinen Feinden komme es nur darauf an, ihm erst die Böhmen auf den Hals zu schicken und ihn dann im Stich zu lassen, als vormals seinem Herrn Vater mit den Hussiten 17 Jahre lang geschehen. Aber „verprants kind furchts fewr." Und als nun gleichwohl folgenden Jahres ein Legat in seinen Landen Opferstöcke ausstellen und Krieg gegen die Ketzer predigen lassen will, erläßt Albrecht ein scharfes Verbot. Denn „er sei alt genug, um selbst zu regieren." Auch soll man der Geistlichkeit eröffnen, es schicke sich nicht, ohne seinen Befehl auf Jemanden zu schimpfen." Denn „wenn wir kriegen, so kriegen sie auch, wenn wir Fried' haben, so haben sie auch Fried'." Er wolle nicht, „daß ihn die Bischöfe ärschlings ins Geschirr würfen" und ihm Land und Leute verdürben. Um jene Zeit steht der Markgraf mit Gregor von Heimburg, dem Veteranen deutscher Freiheit, der jetzt als böhmischer Kanzler zu Prag lebte und das Reich mit seinen körnigen Streitschriften gegen Rom erbaute, im innigsten brieflichen Verkehr. Gregor will ihm Mittel und Wege an die Hand geben, wie er die „sent und erzbristerampt alle wol gezwingen" mag, welchen guten Willen der Markgraf „nicht klein vermerkt" und höchst begierig aufnimmt, „dann es ist on das nicht, die unseren werden merklich mit dem Furnehmen der official und geistlichen Gericht beswert — wolleſt uns zum furder-

lichsten solche Unterweisung zuschicken, damit wir der Schinderei abkommen." *)

Man sieht, die Zeit der Kriegswuth gegen die böhmischen Ketzer war jetzt auch bei den deutschen Fürsten längst vorüber. Vergebens bot endlich die Curie auch dem Kurfürsten von Brandenburg die böhmische Krone an. Nach dem Rathe seines Bruders lehnte er sie ab. Der ganze Plan, schrieb ihm Albrecht, sei nur ersonnen, weil man dem Girzik nicht anders beikommen könne. „Sie wollen die Dinge auf Euch schieben und Euch einen langwierigen Krieg machen, indeß sie in Frieden säßen."

Und so mußte denn endlich die Türkensache das Mittel liefern zum neuen Hussitenkrieg. König Mathias von Ungarn, der wegen der Subsidiengelder aus den Türkensteuern vom Papste abhing, ward nach langem Widerstreben dahin gebracht, statt der Türken seinen Schwiegervater zu bekriegen. Er erhielt dafür vom Papste die 50,000 Dukaten, welche man gegen die Türken gesammelt hatte. Der Kaiser Friedrich aber trat ihm als Beitrag zu den Kriegskosten seine Einkünfte eines Jahres aus Oesterreich ab. Er hoffte, Mathias werde Böhmen für ihn erobern, und verband sich jetzt mit demselben in einer Erbeinigung. **)

Es begann nun ein Krieg zwischen den Königen von Ungarn und von Böhmen, in welchem das Glück der Waffen zwischen Beiden schwankte. Aber Podiebrad ward auch im eigenen Lande bedrängt durch den von Kaiser und Papst geschürten Aufruhr der katholischen Herren. Mathias eroberte Mähren; Schlesien, aus Nationalhaß gegen Böhmen erzkatholisch, fiel ihm von selbst zu; zu Breslau ließ er sich im Mai 1469 als Böhmenkönig krönen. Auch er suchte jetzt 1469
vor Allen die Brandenburger in den Streit zu ziehen. Er versprach, eine Tochter des Kurfürsten zu ehelichen, welcher in der That durch

*) Es galt eben nur die Beseitigung der unter anderem Unfug wieder restaurirten geistlichen Sentgerichte.

**) Daß er ihm Böhmen abgetreten habe, gegen den Widerspruch seiner Räthe, die an Maximilians Rechte vergebens erinnert hätten, mag von Vielen vermuthet worden sein und wird fast in allen Geschichtsbüchern erzählt, geht aber aus den urkundlichen Quellen nicht hervor und ist nach dem ganzen Charakter des Kaisers nicht wahrscheinlich.

solche Aussichten angelockt, zu Pfingsten mit großem Pompe in Breslau erschien und ein Jahrgeld ausgesetzt erhielt. Indeß der wiederum eingeholte Rath seines weisen Bruders ging dahin, der Kurfürst möge Alles annehmen, aber sich zu Nichts verpflichten. Eine verwandtschaftliche Verbindung und eventuelle Erbfolge in beiden Königreichen sei zu erstreben. Nach dem Tode Podiebrad's könne man vielleicht dem Mathias, gegen Abtretung von Schlesien oder Lausitz, zu Böhmen helfen. Ueber diesen Plan ward dann viel unterhandelt; es stand ihm Anfangs der Siegesübermuth des Königs Mathias, sowie der Haß der Böhmen gegen die Ungarn entgegen; lieber wollten sie einen polnischen Thronfolger „von gemeinschaftwegen des gezunges." Podiebrad verhandelte deßhalb mit dem polnischen Hofe: Wladislaus, Sohn des Königs Kasimir, sollte Böhmen erhalten. Dafür versprach der König von Polen, ein Heer gegen Ungarn zu schicken, welches von zwei Seiten angegriffen werden sollte. Andererseits suchte Mathias Verbündete im Reiche und schloß am 1. September 1469 zu Preßburg mit Baiern einen Allianzvertrag gegen Böhmen und Brandenburg. Indeß waren aber die Türken durch Serbien und Kroatien in Ungarn eingefallen, es brachen Aufstände gegen den abwesenden König unter dem Adel aus, dieser hatte kein Geld mehr und machte sich durch
1470 Steuerdruck und Münzverschlechterung in Schlesien verhaßt, so daß das Sprichwort entstand: „ein ungrischer Friede sei schwerer zu tragen, als ein böhmisch Gezänke," nun ward er auch von Podiebrad geschlagen; von Hülfe verlassen, beschloß er schon die katholische Parteifahne gänzlich mit der böhmischen zu vertauschen. Der Plan des Markgrafen ward ernstlich wieder aufgenommen. Mathias sollte Podiebrad's Thronfolger werden, dessen Sohn, Herzog Heinrich von Münsterberg (des Markgrafen Schwiegersohn) sollte hinwiederum ihm folgen als König von Ungarn und Böhmen. Alle diese Verhandlungen und Pläne wurden indeß wiederum durch einen Todesfall durchkreuzt. Denn Po-
1471 diebrad litt an der Wassersucht, an der er im März 1471 starb.

Mit vielem Mißvergnügen hatten Papst und Kaiser jene Unterhandlungen beobachtet; sie glaubten bald zu bemerken, es sei zwischen Podiebrad und Mathias „nur ein angelegter Turnier." In Rom soll man nun, wie Gregor von Heimburg wissen wollte, den Plan wieder

aufgenommen haben, den ſchon Papſt Martin zur Zeit der Huſſitenkriege entworfen hatte, nämlich Böhmen ganz zu zerſchlagen und unter die katholiſchen Herren zu vertheilen, alſo dieſelbe Politik zu befolgen, die ſich einſt gegen das deutſche Reich im Kampfe gegen die Hohenſtaufen ſo trefflich bewährt hatte. Doch auch dieſer Plan mußte ſchon am Widerſtande der benachbarten größeren Fürſten ſcheitern, die das ganze Böhmen zu erben hofften und zwiſchen denen die katholiſchen Herren Böhmens dienſtbefliſſen „hin und her walzten." Dieſe Herren waren nur für den Meiſtbietenden; ihr Ergeiz fordert bloß Geld und gerade dieſes konnte oder wollte Rom nicht mehr ſpenden. „Wer das vermöchte," ſchreibt Gregor Heimburg, „wälſch Geld nach Deutſchland zu leiten, der thäte ein größer Werk, als wenn er den Main über den Vogelsberg führte."

In dieſer Lage hatte nun der Kaiſer gehofft, der Papſt werde ihm zur böhmiſchen Krone helfen und wahrſcheinlich um dies zu erlangen, angeblich nur um ein Gelübde zu erfüllen, unternahm Friedrich Ende 1468 unter venetianiſcher Bedeckung eine Pilgerreiſe nach Rom. Aber trotz der großen und übertriebenen Demuth, die er hier zeigte, — er ließ ſich bei der Communion ſogar gegen altes Kaiſerrecht die Kelchentziehung gefallen, — was für einen Mann von ſeiner Frömmigkeit doch gewiß ein ſchmerzlicher Verluſt ſein mußte — erreichte er ſeine Zwecke nicht und zog unverrichteter Dinge nach vier Wochen wieder heim. Der Papſt, dem die ganze Reiſe mißfiel, hielt ihn wahrſcheinlich für viel zu ſchwach, um die böhmiſchen Ketzer zu unterdrücken. Fand doch der Kaiſer nach ſeiner Rückkehr ſogar Steiermark, die letzte Provinz, die ihm bisher treu geblieben, in hellem Aufſtand. Ganz Oeſterreich ſtand in Flammen und bald ſah ſich auch König Mathias in den Bürgerkrieg verwickelt, mit dem Kaiſer in offenem Zwiſte. In dieſen Aufſtänden ließ ſich der Kaiſer, wohl aus Rathloſigkeit, zu einer That hinreißen, die nach wälſchen Hofgeſchichten ſchmeckt: er ließ zwei adelige Rebellen, deren einer ihn einſt gerettet hatte, unter ſicherem Geleite zur Unterhandlung nach Grätz einladen, und die Vertrauenden hinrichten!

Und nun waren auch die Osmanen, denen nach Eroberung von Bosnien, Serbien und Kroatien, Ungarn und die öſterreichiſchen

Lande faſt ſchutzlos offen lagen, in Steiermark und Krain eingefallen, hatten weit und breit Alles verwüſtet, viele Tauſende in die Sclaverei geſchleppt, ja den Kaiſer ſelbſt in ſeiner Gemüthlichkeit geſtört. Zwar wurden ſie vom Landſturm des Volkes verſcheucht, ſetzten aber ihre Beſuche noch Jahre lang zu unabſehlichem Schaden fort. In dieſer Noth, von den eigenen Unterthanen verwünſcht, von den Türken angegriffen, mit allen ſeinen Beſchützern zerfallen, ſuchte Friedrich Hülfe beim Reiche, berief endlich wegen der Türken wieder Reichstage nach Wien und Nürnberg, da aber die meiſten Reichsſtände ſeinem Beiſpiele folgten und nicht erſchienen, ſo entſchloß er ſich endlich, nach 25jähriger Abweſenheit, wieder ſelbſt ins Reich zu kommen und erhob ſich im Juni 1471 zu dem nach Regensburg ausgeſchriebenen „kaiſerlich chriſtlichen Tag der Türken halber."

Dieſem neuen und unerhörten Ereigniß entſprach der glänzende und zahlreiche Beſuch, deſſen Gleichen man ſich ſeit Menſchengedenken nicht mehr erinnerte. Die römiſchen Legaten waren, als ſie die in Regensburg einziehenden Schaaren gewaltiger Recken erblickten, mit den kühnſten Hoffnungen erfüllt, die aber ſchon bald ſehr herabgeſtimmt wurden. Monate lang ließ Friedrich auf ſich warten und ſchlief während der langen Rede des einen Legaten gegen die Türken ein, worauf ihn der andere Legat am Ohre gezupft haben will. Wenn aber ſchon der Kaiſer ſelbſt, den die Sache zunächſt anging, dabei einſchlief, ſo wird man auch den übrigen Reichsſtänden, welche doch viel geringeres Intereſſe hatten, ihre Lauigkeit minder verargen. Die erſte Sitzung wurde wie gewöhnlich mit Rangſtreitigkeiten ausgefüllt; dann verlangten die Burgunder Hülfe gegen Frankreich und als man endlich den Bericht der Fürſten über den Türkenzug hören wollte, drängte eine viel intereſſantere Sache alles Andere zurück. Mit langgewachſenem Barte und in ſchwarzem Gewande, erſchien der Herzog Wolfgang von Baiern laut weinend vor dem Reichstag und klagte, daß ſein Bruder Albrecht (der Weiſe), um ſich der jüngeren, unruhigen und kriegeriſchen beiden Brüder zu bemächtigen (die ihm nach Thron und Leben ſtrebten) dieſelben zu Faſtnacht im Bade habe überfallen und Chriſtoph (den Kämpfer, bekannt wegen ſeiner rieſigen Kraft) nackt habe greifen und einſperren laſſen. Wolfgang war entronnen. Dar-

über ward nun zwischen Regensburg und München viel, aber resultatlos verhandelt; ja die Reichstags-Commissarien gaben dem Albrecht zuletzt Recht. Christoph ward erst nach 19 Monaten freigelassen, nachdem er 36 Bürgen für sein Wohlverhalten gestellt hatte.

Noch mehr als dieses Ereigniß beschäftigte den Reichstag die böhmische Krone, um welche „wie um eine reiche Wittib" die Könige Mathias von Ungarn, Kasimir von Polen, Ludwig XI. von Frankreich, ferner Podiebrad's Sohn (des Markgrafen Albrecht Achilles Schwiegersohn) Heinrich, sowie Podiebrad's Schwiegersohn, Albrecht von Sachsen, endlich der Kaiser selbst sich bewarben. Der Reichstag sah daher mit großer Spannung dem Ergebniß der in Kuttenberg stattfindenden Wahlverhandlungen entgegen. Den geringsten Anklang hatte die Bewerbung des Kaisers gefunden. Dagegen war die hussitische und Volkspartei für Podiebrad's Sohn und neigte wie schon so oft zur Verbindung mit Brandenburg. Mit Heeresmacht war der Herzog von Sachsen erschienen, welchen eine deutsche Partei wünschte — Gregor von Heimburg soll für ihn gewirkt haben, der tapfere Kämpfer für Deutschland starb bald nachher (1473), — aber als Fliehender kehrte Albrecht zurück nach Regensburg mit der Kunde, daß Wladislaus von Polen (durch seine Mutter König Albrechts Enkel), welcher versprochen, das Volk bei seinen Rechten und seinem Glauben zu lassen, gewählt worden sei. Dagegen hatte sich der Papst nun dem Mathias wieder zugewendet, der von dem jetzt durch doppelten Nationalhaß (gegen Böhmen und Polen) ergriffenen Schlesien unterstützt, den Thronkrieg im Namen des katholischen Glaubens wieder erhob. Aber die deutschen Fürsten betrachteten jetzt den Wladislaus als obersten Kurfürsten, ihn erkannte aus Haß gegen Mathias, trotz des Widerspruches der Legaten, endlich auch der Kaiser an.

Wie die böhmische Sache sowie der ebenfalls verhandelte, für Brandenburg entschiedene Streit um Pommern, für die sächsisch-brandenburgische Partei viel interessanter war als die Türkensache, so wurde auch das westliche Deutschland ausschließend durch die Kriege Friedrich's des Siegreichen beschäftigt. Noch immer wollte der Kaiser „den bösen pfälzer Fritz" auch nachdem alle Rechtsbedenken gehoben

worden, als Kurfürsten nicht anerkennen, und erhob jetzt den nichtigen Vorwand, daß zwei Brüder nicht im Kurfürsten-Colleg sitzen könnten. Wegen eines Streites mit den Weissenburger Mönchen gerieth der Kurfürst mit der Stadt in Krieg und diesen Vorwand hatte der Kaiser benutzt, den Reichskrieg gegen ihn verkünden zu lassen und dessen Todtfeind, den Herzog von Pfalzbaiern-Veldenz, dem er die Reichsvogtei des Pfalzgrafen im Elsaß übertrug, mit dem Krieg zu beauftragen. Die Reichsstädte hüteten sich wohl, dem Aufgebot zu folgen; minder vorsichtig war der Veldenzer, mußte aber seine Kriegeslust mit dem Verluste seines halben Landes büßen. Während der Kaiser zum Reichstag zog, stand der Kurfürst mit 20,000 Mann im Felde, Viele in der Versammlung nahmen für ihn Partei und die in Regensburg einlaufenden Siegesberichte beschäftigten den Reichstag unendlich mehr als die Türkensache.

Da endlich in Regensburg die Lebensmittel ausgingen und eine Seuche ausbrach, zog die Versammlung nach Nürnberg, ohne jedoch auch hier mit der eigentlichen Tagesordnung fertig zu werden. Die Nachricht vom Tode des Papstes Paul, und der Wahl seines Nachfolgers, Sixtus IV., sowie der Zweifel, ob man ihn anerkennen solle, kamen noch dazwischen. Ohne andere Ergebnisse, als die wiederholte Verkündigung eines ohnmächtigen Landfriedensgebotes, Vertagung der Türkensache auf folgendes Jahr und Verwilligung einer — nicht geleisteten — Hülfe von 10,000 Mann für den Kaiser zur Grenzvertheidigung lös'te sich der berühmte Reichstag auf und Alles zog nach Hause.

Die Legaten aber nahmen, wie leicht zu denken ist, eine sehr ungünstige Meinung von Deutschland mit sich fort. „Die Germanen," schreibt der Legat Campanus „folgen nur ihrer Zwietracht. Die Häupter der Zwietracht sind der Pfalzgraf und der Kaiser. Dieser streitet mit Worten, Jener mit Waffen. Vom Kaiser ist nichts zu erwarten; er steckt voll ungewisser, verborgener Absichten und denkt bei Allem zuerst an seinen Vortheil." Tag und Nacht feuerte ihn der Legat an; er ward nicht warm, „aber wenn er eben so tapfer kämpft, als er schnarcht, dann kann uns dennoch der Sieg nicht fehlen." — — „Die geistlichen und weltlichen Herren," schreibt der römische Legationssecretair Patritius,

„liegen, wenn sie nicht fehden, dem Müssiggange und den Lüsten ob, ernstere Dinge werden selten zugelassen, mit den Studien befassen sie sich fast gar nicht. Die Regierung überlassen sie gänzlich ihren Räthen, unter denen sich etliche gelehrte Schlauköpfe befinden, die Alles nach ihrer Willkühr leiten. Für diese giebt es keinen höheren Ehrgeiz, als zu Conferenzen berufen, nach ihrem Gutachten befragt, und von den Fürsten für delphische Orakel gehalten zu werden. Sie schwelgen in Neuerungen, wachsen durch den Streit und die Zwietracht der Fürsten und geben sich vor diesen durch immer neue Intriguen den Anschein, als ob sie ihnen die Mittel verschafften, sich von der Verehrung des apostolischen Stuhles (den sie ein hartes und schweres Joch nennen) sowie vom römischen Kaiserthum gänzlich los zu machen." *)

Man sieht aus dieser letzteren Klage, wo eigentlich der Hauptgrund des römischen Mißvergnügens lag und weßhalb die Römer auf uns Deutsche schmähten, wo sie doch nur sich selbst anzuklagen hatten. Denn wahrlich, nur die Kirche selbst mußte man als die Urheberin der Türkennoth bezeichnen. Hatte nicht noch vor vier Jahren König Podiebrad sich erboten, wenn die Kirche seinem Volke den Kelch lasse, ein mächtiges Heer dem Ungarnkönig zuzuführen? Beide Helden hätten dann, da auch Venedig sich aufgerafft hatte und seit 1463 einen verzweifelten Seekrieg führte, durch ihre vereinte Landmacht vielleicht etwas erreichen können. Nüchtern und praktisch hatte damals auch Kaiser Friedrich die Sache aufgefaßt, als er 1467 dem Reiche vorstellen ließ, es komme darauf an, „die ungebührlichen und unziemlichen Aufschläge an der Donau abzuthun und denselben Wasserstrom also zu öffnen und zu sichern, dadurch man den Christenmenschen, so hinabziehen, Speis, Büchsen und andere Notdurft zu Wasser und Land friedlich und sicher bringen möge." Aber Alles war an dem schänd-

*) Die in obigem Zusammenhange von Patritius aufgestellte, von den deutschen Geschichtschreibern gläubig nachgeschriebene Notiz, es sei die Absicht gewesen, in Regensburg den (drei Monate vor dem Reichstag an der Wassersucht verstorbenen) Podiebrad zum römischen König zu wählen; nur dessen Tod habe die Ausführung verhindert, — ist entweder gelogen, oder beruht auf einer wahrscheinlich aus Hörensagen geschöpften Verwechselung mit früheren Vorgängen. Der ganze, von Rom so eifrig betriebene Reichstag soll hiernach eigentlich von Podiebrad veranlaßt worden sein!

lichen Ketzerkriege gescheitert, womit man die einzigen zur Hülfe Befähigten gegeneinander hetzte. Indeß ward Venedig geschlagen, Serbien, Bosnien und Kroatien erobert, und jetzt, da die Türken vor Italien standen, sollte das Reich sich gegen sie begeistern. Und dabei erklärten überdies die Legaten selbst, daß vor hergestelltem Landfrieden an keinen Kreuzzug zu denken sei. Die bloße Verkündigung eines allgemeinen Landfriedens auf vier Jahre, welche zu Regensburg geschah, konnte aber, wie schon so oft erwähnt ist, so lange ihn bloß des Kaisers ohmächtiges Hofgericht zu Wien oder Neustadt schirmen sollte, nichts helfen; ja durch die damals getroffene Bestimmung, daß bei jedem Friedensbruch alle Herren und Städte sechs Meilen in der Runde zu den Waffen greifen sollten, wurden die Fehden noch verzehnfacht und drei Jahre später erklärten die Städteboten zu Augsburg, daß sie durch diesen Landfrieden mehr gelitten hätten, als vorher in vielen Jahren. Die mächtigeren Fürsten wollten überdies nur als Landesherren, nicht in Folge von Reichsgeboten den Landfrieden ihrer Gebiete schirmen und ließen sich für ihre eigenen Kriege in besonderen Privilegien davon entbinden. Um, wie es zu jener Zeit in Frankreich geschah, von Reichswegen alles Raubgesindel zu entfernen, hätte es wie dort einer stehenden königlichen „Gensd'armerie," hierzu aber wie dort einer Reichssteuer bedurft. Nun hatte der Kaiser allerdings in Regensburg Beides, angeblich zur Grenzvertheidigung, verlangt. Auch ward ihm beides im Princip ohne Widerrede zugestanden. Nur scheiterte der Plan alsbald in seiner Ausführung am Mißtrauen der Stände sowohl gegen einander, als gegen den Kaiser. Man traute dem Kaiser nicht, weil man nicht ohne Grund vermuthete, er wolle Geld und Truppen zu seinen dynastischen Händeln, namentlich gegen Pfalz, verwenden, und in diesem Falle hatten namentlich die Reichsstädte nach alter Erfahrung, da sie stets schließlich an die Fürsten verrathen wurden, das Schlimmste zu besorgen. Deßhalb kam man auf den in Folge des Reichstages gehaltenen Städtetagen zu dem Beschluß, die geforderte Hülfe nur dann zu leisten, wenn alle Fürsten und Herren deßgleichen thäten. Sodann waren die Städte mit Recht erbittert, daß die Fürsten alles auf dem Reichstage vorher für sich abmachten, gewöhnlich eine ganz willkürliche Matrikel auf-

stellten, einen „Begriff," bei welchem die Städte nicht gefragt wurden, und mit dessen Ausführung sie sich nicht beeilten. Noch weniger waren sie zum Steuerzahlen geneigt. Vorüber war die Zeit, wo kräftige Könige auf die unerschöpflichen Hülfsquellen ihrer Bürger zählen durften. Seitdem die deutschen Städte, trotz aller Opfer, systematisch vom Reiche verrathen und verkauft wurden, verlor sich der Opfermuth und sie sahen mit Recht in jeder Besteuerung nur eine Gefahr, aber keinen Nutzen und Zweck. Sie fürchteten, daß ihr durch Arbeit erworbener Reichthum kund werden und den Neid faullenzender Ritter und üppiger Fürstenhöfe erwecken möchte. Nun wagten sie zwar in ihrer gedrückteren Stellung nicht mehr so offen zu widersprechen, wie es die Fürsten thaten, sie entschuldigten sich stets mit mangelnder Instruction, sie wollten es „an ihre Freunde hinter sich bringen." Dieses zähe Hintersichbringen beruhte aber nicht auf „lethargischer Schlafsucht," im Gegentheil zeigten die Städte gerade hierbei ihre Wachsamkeit. Aber allerdings brachte gerade dies den schlafsüchtigen Kaiser in Harnisch, so daß er nach einem vergeblichen Convente zu Neustadt (von 1472), im Jahr 1473 1473
nochmals sich ins Reich erhob, Augsburg, Straßburg, Basel, Ulm besuchte, aber trotz Mahnens und Drohens die geforderte Kriegshülfe jetzt um so weniger empfing, als dieselbe merkwürdiger Weise nur noch von den Städten und mit deutlichen Worten nicht bloß gegen die Türken gefordert ward. Friedrich ging wieder ernstlich mit dem Plane eines Krieges gegen Pfalz um, für welchen sich die Städte aufzuopfern nicht die mindeste Lust hatten.

Doch genug von diesen trostlosen Dingen! Es bedurfte neuer, erschütternder Ereignisse, nicht mehr bloß an fernen Grenzen, sondern am Herzen der alten Reichslande selbst, und diese Ereignisse ließen nicht lange auf sich warten.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund, war seinem, am 15. Juni 1467 zu Brügge verstorbenen Vater, Philipp dem Guten, in der Regierung jener ausgedehnten burgundischen Ländermasse gefolgt, welche als die reichste und blühendste der Welt, ihren Regenten zum mächtigsten Fürsten der Christenheit und zum Schiedsrichter über alle großen europäischen Angelegenheiten machte — eine Stellung, mit wel-

cher der kluge Philipp sich auch begnügte, obwohl ihm von Kaiser und Reich die Gelegenheit, ja die Aufforderung zu Einmischungen und Eroberungsplänen oft genug dargeboten ward. Von dieser Mäßigung war jedoch sein Nachfolger, ein Mann von unbändigem Gemüthe und unermeßlichem Ehrgeiz, sehr weit entfernt. Er begann im eigenen Lande mit der Unterdrückung derjenigen Freiheiten, welche sein nicht allzu freiheitsliebender Vater noch übrig gelassen hatte und richtete seine unruhigen Entwürfe dann gegen Frankreich, Deutschland und Friesland. Er eröffnete nach Außen zunächst einen Kampf auf Leben und Tod gegen Ludwig XI., in dem er jedoch, trotz seiner 300 Kanonen, die er „die Schlüssel zu den guten Städten Frankreichs" nannte, wenig ausrichtete, weil die französischen Städte sich mit heroischer Tapferkeit schlugen, sowie weil ein König vorhanden war, der ihn zwar nicht an Tapferkeit, aber an Geschicklichkeit weit überragte. Leider war dieses letztere im deutschen Reiche nicht der Fall und deßhalb hatte Karl hier alsbald die entsetzlichsten Erfolge. Im November 1467 eroberte er die in der deutschen Geschichte so hochberühmte Stadt Lüttich trotz heldenmüthigen Widerstandes ihrer Bürger und da sie das fremde Joch in nochmaliger Erhebung wieder abzuschütteln sucht, läßt er 1468 alle Einwohner, die nicht bei der Vertheidigung umgekommen oder entflohen waren, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts ersäufen, die Stadt verbrennen. Minder glücklich war Karl bei den freien Friesen in Groningen und Friesland; sie schlugen ihn zurück. Dagegen erlangte er im Jahr 1469 ohne Schwertstreich die Landgrafschaft Elsaß, die Grafschaft Pfirt und die habsburgischen Städte am Oberrhein, Breisach, Rheinfelden, Waldshut und sechszehn andere. Der verschwenderische, mit Schulden beladene Herzog Sigmund, hatte sie ihm um fünfzigtausend Gulden verpfändet, in der Hoffnung, ihn auf diese Weise desto sicherer mit den Eidgenossen zu verfeinden, die ihn in harten Kriegen bedrängt und überhaupt durch die Zerstörung vieler Schlösser und Burgen weit und breit den Adel wider sich aufgebracht hatten. Dem Burgunder aber war nichts erwünschter, als dieser Besitz, der an seine Frei-Grafschaft grenzte, und ihn dem nächsten Ziel seiner Gier, dem Herzogthum Lothringen näherte. Auch zog alsbald der berüchtigte Ritter Peter von Hagenbach,

der elsässische Geßler, als burgundischer Grandbailli mit seinen Schergen ein. Im Sommer 1473 eroberte Karl das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen. Vergebens wehrte sich auch dort das Volk. Der alte Graf Arnold hatte ihm aus Haß gegen den eignen Sohn für 90,000 Gulden, der nächstberechtigte Herzog von Jülich für 80,000 Gulden diese Länder verkauft, Summen, die er von den tapferen und treuen Bürgern von Nymwegen auferlegten Brandschatzung bezahlte. Hierauf zog er in des Reiches Krönungsstadt Aachen und ließ sie das Verbrechen, den Lüttichern und Nymwegern bundesmäßig geholfen zu haben, mit 80,000 Goldgulden sühnen; ihre Häupter als „Rädelsführer" mußten barfuß und im Büßerhemde vor ihm erscheinen. Dann zog er gegen Lothringen, um auch dieses Land dem rechtmäßigen Erben zu entreißen. Der Kaiser, der seine Gunst und Hülfe suchte, erwartete ihn seit dem 10. September in der Reichsstadt Metz. Doch diese Stadt wagte, trotz der Bitten und Befehle des Kaisers, dem Eroberer sich zu widersetzen. Sie befürchtete Ueberrumpelung, wollte sich auch nicht zur Wegnahme von Lothringen als Waffenplatz hergeben und verweigerte daher unter dem Vorwande, daß Alles vom kaiserlichen Hofhalt bereits besetzt sei, freilich mit vielen Entschuldigungen und reichen Sühnopfern, den Einlaß eines burgundischen Heerhaufens. Ihn selbst ließen die Bürger nur mit 500 Pferden ein, daher begab sich der aufgebrachte Herzog mit dem Kaiser von Metz wieder hinweg zur feierlichen Zusammenkunft in Trier.

In dieser Zusammenkunft, welche durch die unerhörte Pracht berühmt ist, womit der burgundische Hof die Deutschen verdunkelte, sollten die schon seit vielen Jahren zwischen Burgund und Oesterreich schwebenden Verhandlungen, sowie die bereits vor zehn Jahren vom Kaiser versuchte Verbindung Maximilians mit Mademoiselle Marien von Burgund, des Herzogs einziger Erbin, zum Abschluß kommen. Dem Kaiser war nicht wenig an dieser Verbindung gelegen, welche seinen Sohn zum Erben der schönsten Länder machen und für alle Verluste des Vaters schadlos halten sollte. Nebenbei wollte er mit Hülfe Burgunds die Schweizer Eidgenossen, sowie den Kurfürsten von der Pfalz überwältigen; auch sollte ihm Karl der Kühne die von Sigmund leichtsinnig verpfändeten Hausländer im Elsaß zurückgeben. Da-

gegen war er nunmehr bereit, außer der Belehnung mit Geldern und Zütphen, ja sogar mit Lothringen, welches der Herzog dem rechtmäßigen Erben unter schlechten Vorwänden streitig machte, die höchsten Preise, welche Herzog Philipp einst gefordert hatte, nämlich die burgundische Königskrone, sowie das Reichsvicariat jenseits des Rheines zu gewähren.

Aber die Forderungen Karl's des Kühnen gingen jetzt noch viel weiter als die seines Vaters, weiter als es irgend ein Zeitgenosse außer den Beiden selbst und ihren Unterhändlern wußte und ahnte. Er kannte den Werth des Preises, den er zu bieten hatte und gebrauchte seine Tochter als einen Köder, den er nicht bloß dem Kaiser vorgehalten hat. Er wollte im Ernste seine Tochter noch gar nicht verheirathen und pflegte seinen Vertrauten zu sagen, daß er noch manchem Fürsten damit den Mund aufsperren werde. Dem verstorbenen Herzog von Lothringen hatte er sie, um mit dessen Hülfe Frankreich zu erobern, förmlich verlobt, während er mit dem Kaiser gleichzeitig verhandelte. Er „wolle die Oesterreicher nur betrügen," sagte er jenem Verlobten. Und er hatte jetzt nichts Geringeres vor, als römischer Kaiser zu werden. Wir finden ihn früher in Unterhandlungen selbst mit Podiebrad, der ihm gegen Empfang von 100,000 rhein. Gulden verspricht, mit allen Kräften auf seine Wahl zum römischen Könige hinzuwirken. Der im Haag mit dem böhmischen Gesandten von Stein abgeschlossene Vertrag enthielt Ausdrücke, ebenso beschimpfend für den Kaiser, als schmeichelhaft für den Herzog von Burgund.*) Ueber denselben Plan unterhandelt er dann 1469 persönlich und durch Agenten mit Herzog Sigmund**) und ließ ihn jetzt dem Kaiser selbst förmlich als Bedingung des Ehebundes in etwas veränderter Weise wiederholen. „Er verlange keineswegs'" sollte der Unterhändler Peter von Hagenbach dem Kaiser jetzt eröffnen, „daß er seiner kaiserlichen Würde gänzlich entsage (se deportait de tous poins de la dignité Impériale), im Gegentheil, er wünsche, daß der Kaiser seine Würde

*) Vergleiche Barante hist. des ducs de Bourgogne VII, 156 und die pièces justif. zu den Memoiren von Commines, edid. Lenglet.

**) Vergleiche Lichnowsky VII, 140 und Commines Lenglet III, 238.

behalte, falls die Heirath stattfinde. Wenn aber Maximilian sein Sohn werden solle, so müsse ihn selbst der Kaiser erst zum römischen König machen, dann werde er nach des Kaisers Tode (als Kaiser) seinen Schwiegersohn Maximilian desto leichter zum römischen König und künftigen Kaiser machen. Es sei dies die leichteste und einfachste Art, die Würde ganz beim Hause zu erhalten, die Erblande zu sichern und mit Burgund vereint eine Monarchie zu bilden, der nichts auf Erden widerstehen könne. Der Kaiser werde dann vieler Arbeit und Sorge ledig und könne unter dem Schutze des Herzogs (au moien de mondit seigneur le duc) wieder ruhig und geachtet leben. Er könne dann auch die Türken vertreiben, alle Beleidigungen rächen und die rebellischen Fürsten und Städte des Reiches unterwerfen. Auf diesen Bedingungen soll der Gesandte so lange als möglich bestehen und erst wenn alle Mühe vergeblich sei, als letzten mindesten Preis fordern, daß ihn der Kaiser unwiderruflich zu seinem beständigen Generalvicar durch das ganze Reich ernenne und ihm die Wahlstimmen der Kurfürsten wenigstens für den Fall seines Hintritts verschaffe.*)

Daß der Kaiser die Einwilligung der Kurfürsten zu diesem Plane auch bei dem besten Willen nicht hätte beschaffen können, liegt auf der Hand. Wäre dafür Aussicht gewesen, so würde sich der Herzog direct an dieselben, wie vorher an Podiebrad, gewandt haben. Aber in Wahrheit sahen die Kurfürsten bereits, wenn auch noch unter vielen Complimenten, mit Groll und Besorgniß auf den hochfahrenden Eroberer hin. Der Kaiser wußte es wohl; sollte er nun dem ersten Vorschlage folgen und dem Herzog sich ganz in die Arme werfen, ihn gegen die Zustimmung der Kurfürsten zu seinem Nachfolger und Verweser machen, einen Eroberungskrieg gegen ganz Deutschland beginnen? Dazu war Friedrich doch wieder zu redlich und zu fromm, und zu furchtsam. Auch wäre dies dem Herzog und hätte er 3000 Kanonen gehabt, noch weniger gelungen als in Frankreich. Denn noch steckte für solche Fälle im deutschen Volke eine unermeßliche Widerstandskraft.

*) Die ganze Instruction aus dem geheimen k. k. Archiv abgedruckt bei Lichnowsky, Beilagen, 7. Bd., p. DII, Nro. XII.

Aber andererseits wollte Friedrich doch auch die gehoffte Verbindung nicht fahren lassen und bildete sich in seiner sonderbaren Schlauheit ein, den Herzog von Burgund in Trier überlisten zu können. Es ist erstaunlich, wie Beide Wochenlang in Höflichkeit und Freundschaft sich überboten; aber es scheint nur zu gewiß, daß der Kaiser sowohl durch des Herzogs Ehrbezeugungen und Gastereien, als durch dessen diplomatisches Talent überwunden wurde. Was sie unter vier Augen verhandelten, ist nicht bekannt geworden. Nur soviel ist sicher, der Kaiser drang vor Allem auf die Vermählung, der Herzog suchte umgekehrt die Vermählung hinauszuschieben und mittelst derselben dem Kaiser eine Concession nach der anderen abzuringen. Am 4. November bestätigt ihm der Kaiser Geldern und belehnt ihn feierlich mit allen niederländischen Provinzen. Schon ist auch Alles gerüstet, schon ist die Kirche herrlich ausgeschmückt und der Tag angebrochen, wo dem Herzog die burgundische Königskrone aufgesetzt werden sollte, die er bereits mitgebracht hatte. Wer weiß, was er nicht noch alles erlangt hätte, da wurde er durch die Nachricht überrascht, daß der Kaiser verwichene Nacht plötzlich auf einem Moselkahne Hals über Kopf abgereis't sei.

Die Gründe dieser Flucht sind nicht genau bekannt. Aber sie lassen sich vermuthen. Es war nämlich von den burgundischen Plänen etwas ruchbar geworden. Schon seit Jahren hatten namentlich die Schweizer Eidgenossen die Unterhandlungen zwischen Habsburg und Burgund durch treffliche Kundschafter verfolgt und mit scharfem Blicke bis zu einem gewissen Grade erforscht. Bereits im September hatte Bern dem König von Frankreich Nachricht gegeben und ihm sagen lassen, „er möge Obacht haben." Dort in der Schweiz hieß es, der Herzog solle auch Mailand, Piemont, die Westschweiz und süddeutsche Reichsstädte erhalten. Der König von Frankreich aber schickte seine Agenten und Schreiben nach Trier zum Kaiser und an die deutschen Fürsten, vor Allem auch an Albrecht Achilles, sie vor dem Despotismus und der Eroberungssucht des Burgunders warnend. Ein Brief ist erhalten, worin Albrecht Achilles Alles in großem Geheimniß dem Kurfürsten von Sachsen mittheilt und die Besorgniß ausspricht, es sei dem Kaiser um den Besitz von Elsaß und Schwaben zu thun „und den Herzog an der Seiten, dann warten alle Unterthanen des

Reiches, was sie zu thun haben, die mit dem Kaiser und ihm nicht eins sein wollen." Natürlich arbeiteten die Kurfürsten nun dem Herzog eifrig entgegen und sie und ihre Gesandten verweigerten jetzt dem Kaiser die vom Herzog zur Bedingung gemachten Willebriefe zur Krönung. Ja es entstand sogar ein Streit mit dem Kaiser über dessen Befugnisse, und dieser von allen Seiten gedrängt, vor dem Herzog sich fürchtend (vor dem ihm der König von Frankreich inzwischen Angst gemacht hatte), wußte sich endlich nicht anders mehr zu helfen, als durch seine Nachts vor der Krönung bewirkte Abreise. Ein dringendes Geschäft, ließ er dem Herzog vorstellen, habe ihn so plötzlich abgerufen. Die Verhandlungen seien aber keineswegs abgebrochen, sondern bloß vertagt.*)

Und das war auch in der That seine Herzensmeinung. Er wollte den Heirathsplan nicht im geringsten fahren lassen und es überhaupt mit dem Herzog keineswegs verderben. Dagegen finden wir ihn jetzt wieder mit Maßregeln gegen das pfälzische Haus beschäftigt. In Köln, wo Stadt und Kapitel den allzu herrschsüchtigen und verschwenderischen Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz vertrieben und den Landgrafen Hermann von Hessen eingesetzt hatten, schließt sich der Kaiser zu großem Jubel der Bürger dieser Revolution an und verspricht dem Hermann die Kurwürde. Einige meinten sogar, er sei um dieser Sache willen so eilig aus Trier entwichen. Um den Pfälzern nicht zu begegnen, zieht er dann von Frankfurt auf Umwegen nach Rotenburg und spricht endlich auf dem Reichstag zu Augsburg trotz 1474
aller Vorstellungen seiner besten Freunde gegen den Kurfürsten von der Pfalz in eigener Person ganz formloser Weise und auf abgethane Vorwände hin, die Reichsacht aus. Er mußte die Schmach erleben, daß nicht ein einziger Fürst sie befolgte und auf den Städtetagen den Botschaftern des Kurfürsten offen beigestimmt wurde. Wie konnte es anders sein, da der Kaiser selbst die Sache nur als einen Handel betrachtete, und den Kurfürsten anerkennen wollte, wenn dieser mit gewissen Län-

*) Vergl. über diese merkwürdigen diplomatischen Vorgänge noch v. Rodt, die Feldzüge Karl's des Kühnen I. Pauli, preußische Staatsgeschichte II. Der Brief des Markgrafen steht in Müller's Reichstheater.

dern und einer Geldsumme seine Gnade erkaufen wollte. Allen diesen Verhandlungen und Zänkereien, auch den Lustbarkeiten und Festlichkeiten des Reichstages sah man nichts an von den furchtbar ernsten Dingen, die indeß durch des Reichsfeindes Uebermuth dicht in der Nähe in unseren wichtigsten Grenzländern geschahen.

Voll unverhehlten Grimmes wider die deutsche Nation, deren Widerwille seine hochmüthigen Pläne durchkreuzte, hatte Karl der Kühne Trier verlassen und zog Schrecken und Allarm verbreitend, mit 4000 Lombarden und Pikarden in den Elsaß in seine Pfandschaften. Alle Reichsstädte bis Basel rüsteten sich zur Vertheidigung; der Versuch, Mühlhausen unter dem Vorwande einer Schuldforderung zu erobern, mißlang. Um so ärger durften die burgundischen Schergen wirthschaften, wo sie nur konnten. Jener Grandbailli Peter von Hagenbach, ein roher und ruchloser Mensch, hatte durch seine schändlichen Ausschweifungen und Plünderungen das unglückliche, der Fremdherrschaft verpfändete Land zur Verzweiflung gebracht, die burgundische Herrschaft aber, die zu Philipp's des Guten Zeit als ein Gewinn betrachtet wurde, verhaßt gemacht. Aber mit toller Verblendung spottete der Herzog aller Klagen des Volkes. Er rief „den verdammten Deutschen thue Hagenbach recht, scharf müßten sie im Zaum gehalten werden" — und zog weiter nach Besançon und Dijon und dann zurück in die Niederlande zu neuen Angriffen auf Deutschland. Indeß hatte sein Landvogt, ermuthigt durch den Beifall seines Herrn, den frechen Uebermuth gesteigert und selbst der Adel fand ihn endlich so lästig, daß er bei den verhaßten Eidgenossen nun selbst die Hülfe suchte. Ueberdies ward dem Herzog Sigmund um seine Länder bange, deren Wiedereinlösung er noch immer hoffte und so gelang es denn endlich dem Agenten des Königs Ludwig von Frankreich, von welchem Sigmund Jahrgelder bezog, zwischen ihm und den Eidgenossen im April 1474 die ewige Richtung zu Stande zu bringen. Zwischen den Eidgenossen und den freien Städten im Elsaß, wo Straßburg sich beraubter Schweizer kräftig angenommen, bestand bereits vordem herzliche Freundschaft, die schon im Mai 1473 zum Bunde der niederen Vereinigung geführt hatte, welchem auch schwäbische Herren und Städte angehörten. Unter Gewährleistung Frankreichs schossen jetzt die Städte Straßburg, Basel,

Kolmar und Schlettstadt dem Herzog die ganze Pfandsumme dar, womit dieser, „da ihm nach seinem Land und Volk wieder begehre," dem Burgunder Pfandschaft und Dienst aufkündigen konnte. Aber mit höhnischen Worten und leeren Vorwänden wies Jener die Kündigung zurück und behielt das Land. Er wollte „Gott walten lassen und des Glückes warten." Doch nun brach der Volkssturm gegen ihn los; die verpfändeten Städte schlossen den Burgundischen die Thore und steckten Habsburgs Banner wieder auf; in der Hauptstadt Breisach machten die deutschen Soldknechte, empört über die Ausschweifungen der Wälschen und weil ihnen der Hagenbach zur Strafe für ihre frömmere Zucht und Widersetzung den Sold verweigerte, mit der Bürgerschaft einen geheimen Bund und beide vereint überwältigten in der Oster-Vesper 1474 den Landvogt und dessen fremde Söldner. Hierauf eilte Herzog Sigmund herbei und nahm von seinem Lande Besitz. Das Volk zog ihm entgegen, die Chorknaben sangen: „Christ ist erstanden, der Landvogt gefangen, Kyrie Eleison." Dem Hagenbach aber ward jetzt der Prozeß gemacht; der Herzog ließ ihn foltern, um unter Anderem zu erfahren, was in Trier zwischen dem Kaiser und dem Herzog von Burgund eigentlich verhandelt worden sei? Dann ward er am 9. Mai Morgens, auf öffentlichem Markte vor unzählbarem Volke von einem offenen Landgerichte, zu welchem alle Städte der niederen Vereinigung Richter sandten, wegen willkürlicher Hinrichtung von Bürgern, Umsturz städtischer Verfassungen und Schändung ehrbarer Frauen, zum Tode verurtheilt und vor der Stadt enthauptet. Acht Scharfrichter bewarben sich um die Ehre, den Tyrannen zu köpfen. Als er im Kerker vernommen hatte, Männer in einfachen grauen Gewändern, hochgewachsen, auf gestutzten Pferden, seien ins Thor eingeritten, „wehe mir," rief er da aus, „das sind Eidgenossen, nun helfe mir Gott!"

Das Burgunderheer, welches dann erschien, um den Landvogt durch wüste Gräuel am Volke zu rächen, ward wie vor Zeiten die Armagnacs vom Volke zurückgeschlagen. Karl aber hatte seine unruhigen Gedanken jetzt nach einer andern Richtung hingewendet; er wollte laut eines mit dem König von England geschlossenen Vertrages Frankreich erobern, mittlerweile aber bis zur Ankunft der englischen Trup-

pen, sein mächtig gerüstetes Heer mit der Unterwerfung Niederdeutschlands beschäftigen.

Der von seinen Unterthanen abgesetzte und vertriebene Kurfürst Ruprecht von Köln hatte ihn nämlich um Hülfe angerufen, die ihm auch unter der bereitwillig zugestandenen Bedingung gewährt ward, daß der Herzog Schirmvogt des ganzen Erzstiftes werde. Diese Gelegenheit schien dem Herzog zur Ausführung seiner Eroberungspläne um so geeigneter, da er wußte, daß der Kaiser noch immer in Hoffnung auf die Heirath ihm schwerlich Widerstand leisten würde, während das gerade im westlichen Deutschland so mächtige Haus Pfalz ihn ja eben gerufen hatte. Er bauete wie alle Eroberer auf die Zwietracht und unpatriotische Gesinnung der deutschen Fürsten und in der That finden wir denn auch eine ganze Reihe derselben (Pfalz, Cleve, Jülich, Nassau und viele andere Herren) mit ihrem Zuzug unter dem mehr als 60,000 Mann starken, mit einem für jene Zeit ganz ungeheuren Kriegs- und Lager-Geräthe (350 Geschütze, 2000 Pionniere, u. s. w.) ausgestatteten, seit vielen Monaten zu diesem Zwecke gerüsteten Heere, womit Karl Ende Juli in den Stiftslanden einbrach, Linz und einige kleinere Orte einnahm und die regelmäßige Belagerung der wichtigen Rheinstadt Neuß begann. Doch hier sollte der Eroberer nun erfahren, daß er sich getäuscht habe; zwar nicht am Kaiser und Reiche, — denn viele Monate lang war von beiden nichts zu sehen, — aber am Heldenmuth und Patriotismus des Volkes, vor dessen Ungehorsam er nach seiner frechen Erklärung die deutschen Fürsten schützen wollte.

Denn auf die Kunde von den Absichten des berüchtigten Städtezerstörers, hatten die Bürger von Köln und Neuß mit Anstrengung aller Kräfte sich gerüstet und viele tapfere Hessen und Westfalen waren ihnen zu Hülfe geeilt. Und während Kaiser und Reich mit dem Eroberer handelten, hielt das kleine Neuß, welches nur 4000 Mann auserlesene Besatzung faßte, unter dem tapferen Administrator Hermann von Hessen mit heldenmüthiger Standhaftigkeit eine eilfmonatliche schwere Belagerung aus. Tag und Nacht donnerten die Bombarden und schweren Schlangen, Laufgräben, Minen, rollende Schanzen, Bastiden und Bastillionen näherten sich dem Platze, die Außenwerke wurden genom-

men, durch ein ungeheueres Werk der Rheinarm abgegraben und die Rheininsel vor Neuß erobert; sechsundfünfzig Mal ließ der Herzog stürmen und 15,000 Mann gingen ihm dabei zu Grunde, aber die Besatzung hielt heldenmüthig Stand und benutzte die zahlreichen Feste im üppigen Lager des Burgunderheeres zu siegreichen Ausfällen. Da endlich stellte der Herzog wüthend vor Zorn die Angriffe ein und beschloß, die engblockirte Stadt auszuhungern. Weitere Monate verstrichen, und schon wüthete der Hunger unter den Tapferen, als endlich die „eilende Reichshülfe" in der Nähe erschien. Und hätte sie vom Kaiser abgehangen, sie wäre wohl niemals gekommen. Denn wie sehr er auch die Rettung von Neuß und Köln und die Demüthigung des Pfälzers wünschte, der Heirathsplan steckte ihm noch viel mehr im Sinn. Er versuchte daher bei dem Herzog moralisch zu vermitteln. Langsam nur und widerwillig ward er vom Geschrei der Nation zu entscheidenderen Schritten gezerrt. Zwar Aufgebote zum Reichsschutz wurden schon im August erlassen, der Kaiser selbst erklärte, sich an die Spitze stellen zu wollen, Albrecht Achilles ward zu seinem Oberfeldherrn ernannt und sowohl in seinen an die Reichsstände erlassenen Schriften, als auf den zu weiterer Besprechung gehaltenen Conventen zu Würzburg, Frankfurt, Mainz, Wiesbaden, Andernach, zeigte er sich mit Worten eifrig genug; während freilich die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen vergebens auf Thaten drangen. Indeß suchte Friedrich von Frankfurt aus wieder erst durch den Legaten des Papstes, dann durch den König von Dänemark mit Burgund zu vermitteln, erhielt aber auf seine wiederholten moralischen Vorstellungen nur grobe und hochfahrende Antworten, worin ihn der Herzog gar nicht mehr als Kaiser und Herrn betrachtete. In der Hitze dieses Schriftenwechsels ließ sich der Kaiser dazu hinreißen, seine schmutzige Wäsche mit dem Herzog öffentlich zu waschen; von ihm selbst erfahren wir jetzt, „daß der Herzog schon von Jugend auf den thörichten und eitlen Plan verfolge, Deutschland zu unterjochen, das Reich zu erobern. Deßhalb habe er bereits ohne gerechten Anlaß so viele blutige Kriege geführt, so viele Städte zerstört, so viele Länder verwüstet und erobert." Und doch war es dem Kaiser — wegen der Verwandtschaft — mit der Schwächung des Herzogs kein Ernst! Auch nicht, nachdem ein Bünd-

1475 niß mit Frankreich geschlossen, und am 7. Januar 1475 endlich dem Herzog förmlich der Krieg erklärt war.

So hohe Meinung der französische Hof von der Tapferkeit des deutschen Volkes hatte, — man jubelte über den Angriff auf Neuß und schloß mit dem Herzog von Burgund Waffenstillstand, um ihm Zeit zu geben, „sich an den Deutschen die Hörner abzustoßen," — so gering war doch das Vertrauen zu Kaiser Friedrich, und lange widerriethen die französischen Räthe, mit diesem schwachen, unzuverlässigen und hinterhaltigen Fürsten einen Vertrag abzuschließen. Aber Ludwig XI. wollte ihm auch nicht helfen, sondern nur ihn mit dem Herzog von Burgund entzweien: anderer Seits hoffte Friedrich nun desto unthätiger bleiben, und den Kampf auf Ludwig's, sowie der Eidgenossen Schultern schieben zu können, die er wiederholt zum Kriege aufbot. Die Eidgenossen folgten dem Aufgebot, auch sie erklärten jetzt dem Herzog von Burgund den Krieg, beschäftigten einen Theil seiner Macht und eroberten unter glänzenden Waffenthaten eine Reihe wichtiger Festen in Hochburgund; aber ihr Volk an den Niederrhein zu senden, und hier in der Ferne den Krieg auf sich zu nehmen, das lehnten sie als unthunlich ab. Sie hielten es für einen bösen Anschlag des hinterlistigen Kaisers, dessen Zögern seinen eigenen Feldherrn Albrecht Achilles zur Verzweiflung brachte: „Viele von den Märkischen und Andere sind wieder fort," schreibt er dem Kaiser. „Mich kostet der Monat 3000 Gulden, für einen Fastnachtsschimpf, ich und die Meinigen sind beschimpft, unser Geld ist verzehrt — Ist doch in treuer guter Meinung geschehen — Man muß streiten oder Jener muß weichen, das wolle Ew. Gnaden in Gnaden vermerken, daß Ew. Gnaden und wir nit zu Schimpf werden." Das war am 19. November; aber erst im Februar 1475 sehen wir mit der durch die Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen und Trier ausgeführten Zurückeroberung von Linz einen ernstlichen Anfang des Krieges. Inzwischen war das gesammte Reich zu den Waffen getreten und die Kriegsvölker waren allmählich zum Rhein gezogen. Zwar von den Fürsten war ein Theil nicht erschienen, ein Theil befand sich im burgundischen Lager. Der Kurfürst von der Pfalz erklärte sich aus verwandtschaftlichen Gründen für neutral und verweigerte, bis ihn der Kaiser anerkannt und die über ihn

verhängte Acht aufgehoben habe, der Reichsarmee den Durchzug; so daß, um diesen zu erlangen, es Monate langer Unterhandlungen bedurfte. Aber im Ganzen zeigte sich doch ein Eifer und Zusammenwirken, dessen Gleichen man seit Jahrhunderten in Deutschland nicht mehr gesehen. 68 Reichsstädte sandten, zum Theil aus weiter Ferne, eine stattliche Truppenmacht, und bewiesen somit, daß ihr Patriotismus keineswegs für alle Fälle erstorben sei. Da waren einzelne Städte wie Lübeck, Augsburg, Straßburg, mit mehr als 600 Mann erschienen; durch zahlreiche Artillerie, treffliche Ausrüstung und reichen Mundvorrath zeichneten sich Straßburgs Krieger aus. Mehr als 60,000 Mann kamen zusammen und man sah nun selbst den trägen Kaiser einen Augenblick kriegerisch. Mit bewundernswürdiger Umsicht und Thätigkeit war der Oberfeldherr Albrecht Achilles beschäftigt, in diese tapferen, aber ungefügen, aus den ungleichartigen Bestandtheilen zahlreicher Contingente zusammengewürfelten Massen Einheit, Ordnung und Disciplin zu bringen. Es war dieses aber eine Aufgabe, an welcher selbst sein Feuergeist erlahmte; es war das letzte Mal, wo sich das Reich in seiner ganzen Verworrenheit vollständig zu Felde präsentirt hat. Am meisten Schwierigkeit machte die Eifersucht und der Ungehorsam der Fürsten, welche keinen Befehl befolgten und ein Jeder auf eigene Faust operirten, jedoch in der Eifersucht und Uneinigkeit von den Städten noch weit übertroffen wurden. So erhob sich zwischen den letzteren, welche zur Anerkennung ihres Eifers ein eigenes Hauptbanner, des Reiches Renn- und Lauffahne erhalten hatten, ein langer Zwist über die Ehre, wer dies Hauptbanner führen solle? Der vom Oberfeldherrn endlich gefällte Schiedspruch, daß diese Ehre unter den sechs Städten Straßburg, Köln, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt und Ulm abwechseln solle, gab dann sofort zu der neuen Streitfrage Anlaß, welcher von diesen sechs Städten die Ehre zuerst gebühre? Ein ähnlicher Streit brach zwischen der schwäbischen und fränkischen Ritterschaft aus. Als nun endlich die Reichsvölker beisammen waren, wurden sie erst in Winterquartiere verlegt, die von Worms bis über Koblenz reichten. Der Kaiser und der Legat des Papstes fingen neue Vermittlungsversuche an. Friedrich hatte gehofft, der Herzog werde freiwillig vor dem Reichsheer zurückweichen oder sich gegen die Fran-

zosen wenden, die endlich im Westen den Krieg gegen Burgunder und Engländer wieder begonnen hatten. Sein ganzes Bestreben war darauf gerichtet, mit dem Feinde nicht selbst zusammenzutreffen, um die Heirath mit dessen Tochter nicht zu gefährden. Indeß litten die tapferen Vertheidiger von Neuß furchtbaren Hunger; sie hatten schon ihre Pferde verspeis't, längst fehlte es ihnen an Brod und Salz, auch an Pulver und Blei, nur nicht an Tapferkeit. Endlich im Mai bezog Friedrich sein erstes Lager bei Mühlheim, ging hier über den Rhein und bezog das zweite Lager bei Meeren (wo es zu einem Zwist und blutigen Treffen zwischen den Straßburgern und Münsterschen kam), endlich das dritte bei Zunzt, nur noch anderthalb Meilen vom Feinde. Fünfhundert Schiffe mit Proviant begleiteten das Heer den Rhein abwärts, auf 5000 Wagen ward das Geräthe mitgeführt. Hier bei Zunzt ward die Schlachtordnung bestimmt; bei der Erfft, eine halbe Stunde von Neuß, kam es endlich am 25. Mai zu einem Treffen, in welchem die Burgunder durch Kriegsgeübtheit und Disciplin, die Deutschen durch angeborne Tapferkeit und durch die große Geschicklichkeit der reichsstädtischen Artillerie überwogen. Hier machten die gefürchteten und kriegsberühmten Lombarden unangenehme Bekanntschaft mit den Brandenburgern des Albrecht Achilles. Der Herzog aber zog sich trotz einiger erlangter Vortheile zurück und zeigte sich nun endlich zu Unterhandlungen bereit — auf welche der Kaiser begierig einging und die endlich am 17. Juli zu einem neunmonatlichen Waffenstillstande führten, wonach der Herzog die Belagerung von Neuß aufhob, und der Verbindung mit dem Kurfürsten von der Pfalz und dessen Bruder entsagte; wogegen der Kaiser schon einen Tag nachher die Reichsarmee heimschickte, auf Entschädigung verzichtete, den König von Frankreich, die Eidgenossen, die niedere Vereinigung, seinen eigenen Vetter der Rache des Burgunders Preis gab, dafür aber in einem geheimen Artikel die Ehezusicherung erhielt. Ueber diesen schmachvollen Ausgang, dessen Gleichen seit Karl dem Dicken nicht dagewesen, waren die deutschen Kriegsvölker tief erbittert, es kam zu blutigen Auflehnungen und kostete Zeit und Mühe, sie wieder nach Hause zu bringen. Karl der Kühne, von Deutschland, Frankreich, Lothringern und Schweizern bedrängt, war gerettet und durfte sich noch obendrein als Sieger

gebehrden. Der Kaiser aber reis'te erst von Köln, als alle Gefahr für Burgund vorüber und das Reichsheer wieder fort war. Laut klagten seine Verbündeten über Verrath. Ihn aber hatten wahrscheinlich gerade die Mittheilungen des französischen Gesandten zum Frieden gestimmt, der ihm eine Theilung derselben burgundischen Lande vorschlug, die er durch Heirath ganz für sein Haus erwerben wollte. Auch Markgraf Albrecht, der — angeblich mit Gold bestochen — den Frieden vermitteln half, soll wesentlich durch die Sorge vor den schleichenden Eroberungsplänen Ludwig's XI. bestimmt worden sein; vielleicht auch weil er bei der Beschaffenheit des Reichsheeres und der Gesinnung des Kaisers am guten Ausgange verzweifelte.

In so schmählicher Weise endete der große Reichskrieg. Es ist noch ein Trost, daß die Kurfürsten wenigstens nicht noch weiter gingen, und dem förmlichen Allianzvertrag, der „ewigen Einung" mit dem Herzog von Burgund nicht beitreten wollten,*) welche der Kaiser zu derselben Zeit betrieb, wo der Herzog das deutsche Reichsland Lothringen raubte. Es war im Lager vor Nancy, wo Karl diesen Allianzvertrag mit dem Kaiser schloß, bei welchem Niemand ausgenommen ist und durch welchen der Kaiser jenem Eroberer Alles Preis giebt, dafür aber neue Garantien für die Heirath erhält. Offenbar lag es jetzt im Interesse der kaiserlichen Politik, wenn der Burgunder womöglich ganz Deutschland eroberte. Und auch sein angeblicher Patriotismus gegen Frankreich hinderte nicht, daß Friedrich folgenden Jahres in Paris mit Ludwig XI. ein Bündniß gegen die Pfalz abschließen ließ. Es ist überhaupt schwer zu sagen, welchem von Beiden, dem Kaiser oder dem König, im Jagen nach der fetten burgundischen Erbschaft und im Verfolgen sonstiger Intriguen der Preis der Treulosigkeit gebührte. Auch Ludwig XI. schloß mit dem Herzog einen berüchtigten Tractat (von Soleure), welcher diesem die hauptsächlich durch Ludwig in den Krieg gezogenen Eidgenossen und die Herzöge Sigmund und Renatus Preis gab, wiederum zu keinem andern Zwecke, als damit sich Karl nun auch in Oberdeutschland die „Hörner einstoße."

Und in der That, Karl traf jetzt ungeheuere Anstalten, um an

*) Vergl. Müller a. a. O. V, 73, §. 10.

jenen von allen Seiten verrathenen Völkern eine furchtbare Rache zu üben. Mit 40,000 Mann zog er in Lothringen ein; seine größte Wuth traf die Deutschen; zu Briey ließ er die wälschen Edelleute frei ausgehen, dagegen die deutschen Lanzknechte gegen die Capitulation aufhängen. Doch diese Verruchtheit ist ihm übel bekommen und der Schlachtruf Briey! sollte ihm noch furchtbar in die Ohren gellen. Indeß war mit dem Falle der Hauptstadt Nancy Lothringen in seinen
1476 Besitz gelangt. Hierauf zog er im Januar 1476 gegen die Schweizer.

Dieses kräftige Volk war das einzige, vor welchem der Eroberer von jeher eine gewisse Scheu empfunden, dessen Freundschaft sich zu erhalten, er die Gesandtschaften und glatten Reden nicht gespart hatte. Aber durch den Uebermuth seines Landvogts, durch die Reichsverhältnisse und vor Allem durch Ludwig's XI. Politik und das Uebergewicht der französischen Partei am Vorort Bern, wurden auch die Eidgenossen in den Krieg getrieben. Sie hatten denselben nach gewohnter Weise mit großer Tapferkeit und Härte geführt, viele Burgen und Städte in Burgund und den mit Burgund verbündeten Savoyischen Ländern erobert. Hier nun eröffnete Karl den Feldzug mit der Zurückeroberung von Granson. Auch hier ließ er die tapfere Besatzung, die er nur mit Hunger hatte zwingen können, gegen die Capitulation im Angesicht seines fürstlichen Zeltes theils aufhängen theils ersäufen. Mit dieser That glaubte er wie einst zu Lüttich, jeden weiteren Widerstand vor Schreck verstummen zu machen und er zählte außerdem auf die Zwietracht der Eidgenossen. Ehe sie sich einigten, wollte er sie „in Einem Zuge für immer sich vom Halse schaffen." Aber er hatte sich auch hier in der Schätzung der Volkskraft getäuscht. Einmüthiger als je zogen ihm die Eidgenossen entgegen, um seine „böse Gethat zu strafen" und am 2. März 1476 kam es vor Granson zur Schlacht, in welcher der Uebermuth des Herzogs, der vor dem Heere sich entschuldigte, daß er so viele edle Herren gegen gemeines Bauernvolk führe, endlich die längst verdiente Züchtigung fand. Denn eben dieses edle Heer, da es die Banner der Eidgenossen flattern sah, da es die Harsthörner von Luzern und das Horn von Uri erschallen hörte, da wandte es sich fast ohne Schlacht zur unaufhaltsamen Flucht, in die auch der stolze Herzog trotz aller Tapferkeit mit fortgerissen wurde. Schon

ſein erſter Angriff auf das Viereck der Berner hatte ſeine beſten Ritter verzagt gemacht. Und als die Eidgenoſſen beim Anfang der Schlacht, den Feind Auge im Auge, nach alter Sitte auf die Knie ſanken und „mit zerthanen Armen“ zu Gott um Beiſtand flehten, da war unter ſeine Soldateska erſt Hohngelächter, dann übernatürlicher Schrecken gefahren. Das ganze Lager, Wagenburg und Geräthe, darunter 419 Kanonen, fiel den Siegern zur Beute; ebenſo die „Hälslingſtricke,“ die er „zum Aufhängen frommer Chriſtenleute“ mit ſich geführt; doch auch die orientaliſche Pracht, mit der er wie ein anderer Xerxes prunkte; darunter die weltberühmte Kapelle mit den zwölf großen goldenen Apoſteln, 400 ſeidene Zelte des Hofſtaats, eine koſtbare Bücherſammlung, vier Centner ſilbernes und goldenes Tafelgeſchirr, der Königſtuhl von maſſivem Golde, der juwelenbeſäete Hut und das berühmte Prachtſchwert, an welchem ſich die zehn größten Diamanten und die ſieben größten Rubine der Welt, ſowie 15 Perlen von unſchätzbarem Werthe befanden. Mit der Abſchätzung, Verwerthung und Vertheilung dieſer Beute hat ſich noch Jahre lang die Tagſatzung beſchäftigt. Vieles war auch heimlich erbeutet worden. „Die ſeidenen Wammſe,“ ſagt ein Zeitgenoſſe, „wurden ſeitdem bei den Eidgenoſſen gemein.“

Der Herzog aber in ſeinem grenzenloſen Hochmuth konnte die Niederlage ſeines Heeres nicht begreifen. Er hielt ſich nicht für geſchlagen, er ſchickte in der ganzen Welt nach muthigeren Söldnern aus und ſpannte mit verzweifelter Haſt alle Hülfsmittel ſeiner reichen Lande an. Die Unterthanen mußten ihre Küchengeſchirre in ſeine Gießereien abliefern, Tag und Nacht wurden Kanonen gegoſſen, ein neues Heer ward geſammelt, während die Eidgenoſſen ihrer Gewohnheit gemäß den Sieg nicht weiter verfolgten und den Herzog faſt die ganze Waat wieder beſetzen ließen. Aber ſeine eigenen Verbündeten, Mailand, Savoyen, vor Allen der Kaiſer Friedrich, ſahen dem Ende mit Angſt und Bangen entgegen und boten Alles auf, ihn zur Nachgiebigkeit zu bringen; der Kaiſer half ihm zugleich wie er konnte, ſuchte die Eidgenoſſen von weiterer Gegenwehr abzuhalten, auch den Herzog Sigmund und die Städte der niederen Vereinigung von ihnen zu trennen. Mit dieſem unwürdigen Treiben erlangte der Kaiſer zwar nicht den Frieden, aber doch ein abermaliges Eheverſprechen für Max. Indeß

lauerte Ludwig XI. an den Grenzen und intriguirte und hetzte an beiden Theilen. Er konnte die von den übrigen Fürsten bis nach Ungarn hin gefürchtete Katastrophe nicht genug beschleunigen und hatte besondere Eilposten angelegt, die ihm Kunde bringen sollten. Endlich Ende Mai brach der vor Ungeduld krank gewordene Herzog von Lausanne auf, um Bern und Freiburg, die Häupter des Krieges, zu vernichten. In vier Wochen sollte Alles vorbei sein; dann wollte er über Ludwig herfallen und die Provence erobern, wozu er schon Anstalten traf. Aber diese stolzen Pläne wurden bereits auf halbem Wege vor der kleinen Stadt Murten durchkreuzt, wo die kleine bernische Besatzung vier Wochen lang alle Stürme des Burgunderheeres abschlug. Indeß eilten dann die Eidgenossen und die Bundesfreunde von Lothringen, Elsaß und Schwaben und bis ins ferne Graubündnerland dem bedrängten Vorort, der „Vormauer des teutschen Volkes" zu Hülfe. Die Städte des Elsaß, vor allen Straßburg, welches zwölf Kanonen und 300 Artilleristen mit Fußvolk und Reiterei sandte, zeigten rühmlichen Bundeseifer. Auch der Herzöge Sigmund und Renatus Truppen stellten sich zu den Schweizer Bannern. Mit einem Heere von 24,000 Streitern, welches die Zahl der Burgunder fast erreichte, griffen die Verbündeten am 22. Juni 1476 den ihrer nicht gewärtigen Herzog durch einen raschen Ueberfall*) mitten in seinem Lager an und erreichten hierdurch ihren Zweck „den Krieg mit Einem Schlage zu beenden," durch vollständige Vernichtung des Feindes. Nur wenigen Burgundern gelang hier mit dem Herzog die Flucht durch die langen Lagergassen. Als der Tag vorüber war, zählten die Schweizer 22,700 erschlagene Feinde. Das Beinhaus zu Murten hat ihnen bis zum Jahre 1798 als Ruhestätte, den Schweizern als Denkmal weltgeschichtlichen Ruhmes gedient, auf welchem die Worte des Schweizer Dichters von Haller standen:

Steh still, Helvetier! Hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte.
Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Kennt Brüder Eure Macht! sie liegt in Eurer Treu!
O würde sie noch jetzt bei jedem Leser neu!

*) Ueber das Militairische vergl. namentlich das angeführte Werk von v. Rodt, Bd. II. mit den Karten.

Durch diese Schlacht erreichte der Waffenruhm der Schweizer seine höchste Stufe. Die Eidgenossenschaft ward jetzt zu den ersten Großmächten von Europa gezählt, eine Höhe, auf welcher sie sich trotz des kleinen Landes und seiner losen Bundesverfassung ein halbes Jahrhundert zu erhalten wußte. Schon wenige Wochen nach dem Murtener Tage erschienen die Gesandten vieler Fürsten zu einem Congresse mit den Eidgenossen in Freiburg, Savoyen bat demüthig um Frieden und opferte die halbe Waat, die Kurfürsten vom Rheine trugen den Eidgenossen ein Bündniß an und der König Ludwig von Frankreich sandte seine vornehmsten Hofherrn mit einer Einladung an seinen Hof, „er wolle die Männer kennen lernen, die bei Granson und Murten ihr Volk zum Siege geführt." Er hat sie dann mit königlichen Geschenken bedacht, aber seinen wahren Zweck, 30,000 Mann zu Eroberungskriegen in den Niederlanden zu bekommen, konnte er nicht erreichen. Die Eidgenossen führten keine entfernten Kriege; sie wollten bloß ihre Thäler vertheidigen und erweitern. Ja sie ließen sogar den Herzog mit den kleinen Resten seiner Macht heimziehen, ohne ihn weiter zu verfolgen. Karl den Kühnen aber vermochte auch diese Züchtigung des Himmels nicht zu beugen. Mit einer Standhaftigkeit und Kraft, die besserer Zwecke werth war, suchte er ein neues Heer zu bilden, um, wie er prahlerisch verkündete, mit größerer Macht als je schon im August wieder im Felde zu stehn. Indeß waren Geld, Hülfsquellen und Kredit versiegt, und die von ihm zu Hülfe gerufenen Stände seiner Provinzen, am derbsten die Flamänder, versagten die weitere Hülfe „zum unnützen, muthwilligen und hoffnungslosen Eroberungskriege", der ihnen bereits soviel Blut und Vermögen gekostet habe.

Indeß hatten aber auch die Lothringer mit Hülfe der Reichsstädte im Elsaß die Fremdherrschaft wieder abgeschüttelt und umlagerten Nancy, dessen Besatzung am 6. October capitulirte. Um diese wichtige Hauptstadt und die Verbindung mit seinen niederländischen Staaten aufrecht zu erhalten, brach der Herzog mit dem endlich zusammengebrachten Heere, alles Andere dahinten lassend, nach Lothringen auf.

Und hier vor der Stadt, die er zur Hauptstadt seines großen Reiches bestimmt hatte, traf ihn zum letzten Male die strafende Hand

des Schicksals. Zwar noch einmal schien ihm das Glück zu winken; er schlug wiederholt die Lothringer und belagerte, unerhörter Weise, mitten im Winter Nancy. Der Herzog Renatus floh zum zweiten Male Hülfe suchend zu den Schweizern. Wohl demüthigte sich jetzt auch Karl der Kühne vor ihnen und bat um Frieden und der Kaiser und Papst halfen ihm wieder vermitteln. Aber die Eidgenossen, treuer als die ränkevollen Höfe, wiesen jeden Vorschlag zurück, der nicht alle ihre Verbündeten umfasse und dem Herzog von Lothringen sein Land zurückgebe. Da Karl diese Bedingung verwarf, zogen 8000 Schweizer im Solde Lothringens — als das erste von Staatswegen in fremdem Solde ausgeschickte eidgenössische Heer — in furchtbarer Winterkälte über die Alpen und die Vogesen auf Nancy. Bei der Nachricht erschrak der Herzog, aber er verbarg die Angst unter Schmähworten von Lumpengesindel, das nur fressen und saufen könne. Doch seine Hauptleute riethen dringend zum Rückzuge nach Luxemburg, den er aus Stolz verschmähte. Und so wurde er denn am 5. Januar
1477 mit nur 10,000 Mann, die ihm zur Schlacht übrig geblieben, von 20,000 Lothringern, Schweizern und Elsässern — wobei die Reichsstädter wiederum sich auszeichneten — angegriffen und trotz rühmlicher Tapferkeit, wobei er der Schweizer Kriegsweise nachzuahmen suchte, bald in die Flucht geschlagen. Er kam mit seinen meisten Begleitern auf der Flucht um. Ein Doppelkreuz bezeichnete die Stelle, wo man den nackten, von Frost und Wunden entstellten, nur mühsam wieder erkannten Leichnam dieses stolzesten und prächtigsten aller Fürsten nach langem Suchen gefunden hat.

So endete die Kometenlaufbahn eines Eroberers, der die Völker durch Stolz und Härte, durch Macht und Pracht erst geblendet und erschreckt, dann zu glorreichen Thaten, zu Aufständen und Freiheitskriegen genöthigt hatte, in denen er wie vor einem Gottesgerichte unterlag. Auch auf seine eigenen Lande wirkte der Sturz des Gewaltherrschers mächtig ein. Die niederländischen Städte eroberten ihre Freiheit zurück, zu Gent wurden die beiden vornehmsten Rathgeber des Despoten, weil sie jetzt den König Ludwig gegen ihr eigenes Vaterland zu Hülfe riefen, vor offenem Volksgericht wegen Hochverraths enthauptet. Und als nun Ludwig sich der burgundischen Lande den-

noch zu bemächtigen suchte, da stand nochmals die Bevölkerung auf und trieb die Fremden aus dem Lande. Zwar Burgund mit der Franche Comté, Artois und ein Stück von Flandern blieben nach längeren Kriegen in Ludwig's Besitze. Aber trotz glatter Reden und furchtbarer Gewaltmittel konnte er die Niederländer nicht bewältigen. Damals erfand er die satanische Einrichtung der Mäher, welche das Land kunstgerecht verwüsteten, aber ihm schlechte Früchte brachten. Denn das verzweifelte Landvolk, die „Gesellen mit den geflickten Schuhen," und Andere, erhoben einen für die Franzosen sehr verderblichen Bauernkrieg. In diesen Kämpfen wurde die deutsche Herrschaft in den Niederlanden wieder populair, der Kaiser selbst hatte die burgundischen Völker zum Aufstand für ihre viel umworbene Fürstin und deren verlobten Bräutigam Maximilian aufgerufen und mit allen seinen Umtrieben konnte es Ludwig XI. nicht hindern, daß mit Zustimmung der Stände zu Gent am 21. April die Vermählung durch Procuration geschah und am 20. August von dem mit deutschen Hülfstruppen erschienenen ritterlichen Maximilian unter großem Volksjubel vollzogen wurde. Die Versuche einer französischen Gesandtschaft, die deutschen Reichsfürsten in Köln zur Verhinderung jener Verbindung aufzureizen, hatten nur die schimpfliche Ausweisung des Gesandten zur Folge. Maximilian hat dann mit wechselndem Glücke und rühmlicher Tapferkeit an der Spitze der Flamänder gegen Frankreich gekämpft, wobei wieder tapfere Hessen unter dem Landgrafen Heinrich ihm tüchtige Hülfe leisteten; sie schlugen ein französisches Heer bei Therouennes; Maximilian gewann am 18. August 1479 die blutige Schlacht bei Guynegate, wo 9000 Franzosen und 6000 Burgunder fielen. Es war die einzige größere Feldschlacht, denn Ludwig XI. liebte, wie Kaiser Tiberius, die offenen Schlachten nicht. Der Krieg und die Intriguen zogen sich noch Jahre lang hin; aber die Niederlande wurden vor den Franzosen gerettet.

Die Eidgenossen ruhten jetzt von ihren Siegen aus und hatten bald nachher gar viel im Innern mit einander zu streiten. — Aber im Ausland suchten alle Fürsten und Herren seit jener Zeit ihr Bündniß; doch blieben sie möglichst Aller Freund, während ihre rüstige Mannschaft auf eigene Hand Allen gegen Sold zu Hülfe zog und den Ruhm

der Waffen in fernen Landen aufrecht hielt. Der ewige Friede
1478 stellte auf dem Congreß zu Zürich am 24. Januar 1478 die Freundschaft zwischen den Schweizern und Maximilian her. Sigmund von Oesterreich aber, der die Burgunder zuerst gegen sie aufgerufen, ward ihr innigster Verbündeter. „Von vielen Fürsten," so ließ er verkündigen, „seien ihm Bünde angetragen worden, aber müde der oft erprobten Untreue der Fürsten, baue er nur noch auf die Eidgenossen."

Jene Vorgänge aber, welche die Höhe und den Sturz Karl's des Kühnen begleiteten, erfüllten zu ihrer Zeit die Gemüther der Menschen, wie es nur Freiheitskämpfe und Völkersiege thun. Sie gaben den Völkern frischen Muth und neue Kraft. Sie bilden einen der letzten großen Züge jenes gährenden, an Volkskämpfen so reichen Jahrhunderts. Sie trugen dazu bei, den Königen und Fürsten trotz aller eigenen Erfolge mehr Achtung und Furcht vor ihren Völkern beizubringen, welche den mächtigsten Fürsten gestürzt, vertriebene länderlose wieder eingesetzt hatten.

Der Kaiser hatte nun seinen seit so langen Jahren verfolgten Plan erreicht. Und jetzt, da er sein Ziel erreicht hatte, wäre beinahe Alles an seinem Geize gescheitert, denn er wollte die nöthigen Reise- und Ausrüstungskosten für Maximilian nicht bezahlen und nahm die Hülfe der Reichsstädte, von denen ihm endlich die Kölner eine Summe vorlegten, zuvor in Anspruch. Uebrigens brachte der Besitz der Niederlande ihm, seinem Sohne und dem Reiche wenig Segen. Wichtiger war es für ihn, daß ihn der Tod am 12. Dezember 1476 von seinem größten Gegner im Reiche, dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, befreite, jenem gewaltigen Fürsten, der, wie sein Lebensbeschreiber voll Bewunderung ausruft: „das halbe Deutschland in beständiger Unruhe erhalten hat". Dieser merkwürdige Fürst hatte in der That mehr als alle Mitlebenden dazu beigetragen, eine neue bessere Zeit heraufzuführen. In allen Beziehungen nimmt er im fünfzehnten Jahrhundert eine ähnliche Stellung ein, wie 300 Jahre später sein Namensvetter Friedrich von Preußen, an den auch sein ganzes Wesen, seine Geistesbildung, sogar die äußere Erscheinung, und selbst die geistvollen Züge seines Antlitzes erinnern. Er hat nicht bloß die kleine, verschuldete, durch Theilungen verminderte Pfalz zu einer deutschen Großmacht erhoben, und ihr auf Jahrhunderte die

Stellung angewiesen — aus seinen zahlreichen durch Eroberung, Kauf- und andere Verträge gemachten Erwerbungen sei von den größeren hier nur die des Amtes Starkenburg und der Grafschaft Sponheim erwähnt — sondern was mehr bedeutete, auch soweit sein mächtiger Arm reichte, d. h. in einem großen Theile von Deutschland, hatte er die Pflichten wahrgenommen, zu deren Erfüllung das Reich nicht mehr fähig war. Er gab den Städten tüchtigen Landfrieden, deßhalb hingen sie ihm an und wollten ihn nicht bekriegen. Er zerstörte die Raubschlösser. Er machte dem Vehm-Unfug weit und breit ein Ende. Ebenso dem Münz-Unfug. Diesen Gegenständen waren seine zahlreichen Einungen und Verträge mit Fürsten und Städten meist gewidmet. Er wußte sich durch Güte und Gewalt das Oeffnungsrecht in den festen Schlössern der Ritterschaft zu verschaffen. Er gab treffliche Gerichts- und Polizei-Ordnungen und nirgends reis'ten die Kaufleute sicherer als in den Gegenden, wo Friedrich Krieg führte. Denn er ließ jeden Räuber und Marodeur im Heere ohne Gnade entweder ersäufen oder aufhängen. Man sagte, er habe zuerst die alte Kriegszucht und den alten Kriegsruhm der Deutschen wieder hergestellt. Als Feldherrn stellte man ihn über den Haudegen Albrecht Achilles. Seine Hauptmarime war, die Operationspläne des Feindes, die er wie durch ein Wunder stets vorher kannte, durch rasches Zuvorkommen zu durchkreuzen — (er war auch ein berühmter Schachspieler —). Er hielt nach dem Vorgange der französischen und burgundischen Gensd'armerie in Deutschland die erste stehende Truppenmacht und ließ sie täglich exercieren. Doch auch auf das geistige Leben seiner Zeit hat er tief eingewirkt. Schon in früher Jugend hatte er seine Klassiker studiert, und er pflegte zu sagen, ein Fürst könne nie gelehrt genug sein, um nicht betrogen zu werden. Mitten im Waffengetümmel correspondierte er mit seinen gelehrten Freunden in lateinischen Versen und ärgerte den Kaiser durch geistreiche Worte noch mehr als durch Waffenthaten. Ein leidenschaftlicher Freund der Musik, hat er seine Hofsängerin, die durch Geist und Anmuth berühmte Klara Dettin aus Augsburg sogar geheirathet, was den poetischen Ruhm dieses Fürstenhofes noch erhöhte. Die jungen Prinzen begrüßten den Vater nach erfochtenen Siegen öffentlich in schwungvollen Versen. Minister und Unterthanen wetteiferten in Siegesgesängen.

Unter Friedrich's Regierung erlangte Heidelberg den Namen eines deutschen Athen und man rühmte, daß die dortigen Professoren nicht bloß große Gelehrte, sondern auch gebildete Menschen seien, eine Pflanzschule von Staatsmännern, welche das pfälzische Haus auch nach des großen Fürsten Tode auf seiner Höhe erhielten. Den festen Thurm aber, den er bei Heidelberg baute, nannte das Volk noch Jahrhunderte lang mit Selbstgefühl den Trutz-Kaiser.

Im September 1475 war auch Kurfürst Adolf von Mainz gestorben und das Kapitel wählte nun wieder den einst vom Papste abgesetzten Erzbischof Diether von Isenburg, welcher, da die politischen Gründe seiner einstigen Absetzung hinweg gefallen, die Bestätigung der Curie nunmehr erlangte. Dafür verpflichtete sich nun der treulose Mann, die einst von seinem Gegner vergewaltigte Stadt Mainz auch ferner und für ewige Zeiten dem Domkapitel zu überlassen. Wohl hatte der Kaiser die Stadt aufs Neue zu Handen des Reiches in Anspruch genommen und die Bürger im Vertrauen auf Diether's frühere Verheißungen Freiheitsfeste gefeiert, ihm die Schlüssel ausgeliefert. Aber sie sahen sich schmählich betrogen. Sobald Diether im Besitz war, erklärte er durch eine berüchtigte Bulle, vom 26. Januar 1478, daß die Stadt Mainz gar niemals frei gewesen sei und hob auch die bisher gebliebene innere Verfassung auf. Die Fürsten ließen diese Gewaltthat wiederum, da sie gegen die städtische Freiheit gerichtet war, geschehen, die Städte allein mochten sich nicht widersetzen. Der Kaiser protestirte zwar, wagte aber nicht, etwas Ernstes gegen die Machthaber zu thun, deren er bald wieder mehr als je bedurfte.

Im Reiche übte jetzt Albrecht Achilles die unbestrittene Hegemonie. „Das Reich wird durch Kaiser Friedrich III. vom Kurfürsten Albrecht von Brandenburg regiert," sagt ein italienischer Geschichtschreiber jener Zeit. Seit 1470, wo Kurfürst Friedrich resignirte, regierte Albrecht als Kurfürst die gesammten brandenburgisch-fränkischen Lande. Die Reibungen mit Baiern hörten, auch bei äußerlicher Freundschaft, nicht auf und treten in den diplomatischen Acten oft genug hervor, besonders da Ludwig der Reiche einen engen Bund mit den Nürnbergern machte, denen er sogar das Oeffnungsrecht in seinen Schlössern zugestand. Auch Ludwig der Reiche starb im Jahre 1479. Dessen Sohn

Georg der Reiche und der gelehrte Albrecht von München treten seitdem als Häupter der Wittelsbachischen Partei hervor.

Wir wenden uns nun zu den östlichen Reichsverhältnissen wieder zurück, welche Deutschland fortwährend fast noch mehr in Athem hielten, als jene Ereignisse im Westen. Der mehr als siebenjährige Krieg um die böhmischen Länder, in welchem besonders Schlesien furchtbar heimgesucht wurde und Breslau seinen aus Haß gegen Böhmen entsprungenen katholischen Eifer bitter büßen mußte, endete erst 1478 mit einem Frieden, der den Polen im Besitze Böhmens, den Ungarn im Besitze von Mähren, Schlesien und Lausitz ließ, zwischen beiden aber eine Erbeinigung festsetzte. Die Kirche hatte wenig damit erreicht, das Reich aber seine wichtigsten Länder im Osten an Fremde verloren. Der Markgraf Albrecht konnte zwar seinem Schwiegersohne Herzog Heinrich von Münsterberg, Podiebrad's Sohn und Ursula's Gemahl, Böhmen nicht verschaffen, dagegen verheirathete er 1474 eine andere Tochter, die zehnjährige Barbara an den Herzog Heinrich von Glogau und diese, im zwölften Jahre Wittwe, erbte 1476 das Land ihres Gemahls. So erlangte Brandenburg doch wenigstens einen Theil von Schlesien. Ja der Markgraf vermählte dieselbe Barbara schon 1476 nochmals (durch Civilehe gleich der Ursula, weil die Kirche den Segen verweigerte) an den König Wladislaus und suchte überhaupt auch unter den neuen Verhältnissen seinen alten Einfluß im Osten zu behaupten.

Die endliche Schlichtung der böhmischen Händel, und das im Jahre 1481 erfolgte Ableben Mohameds des Verwüsters, — dessen Nachfolger Bajazet mit Thronhändeln beschäftigt, Frieden machte — waren für die gesammte Christenheit hoch erfreuliche Ereignisse; der Kaiser hatte ihnen freilich seine letzten und schlimmsten Bedrängnisse zu danken. Denn König Mathias wandte jetzt zornig die Waffen gegen ihn, wozu es bei den ununterbrochenen Bürgerkriegen in Oesterreich an Anlässen niemals fehlen konnte. Viele Oesterreicher, die von des Kaisers Verwaltung um jeden Preis erlöst sein wollten, hielten es, wie früher mit Albrecht und dann mit Podiebrad, so jetzt mit Mathias, welchen Friedrich nun um so zäher anfeindete und mannichfach reizte. Schon im Sommer 1477 rückt Mathias mit 17,000 Mann in Oesterreich ein, berennt Wien, erobert 40 Städte und Marktflecken und läßt

sich in ganz Niederösterreich huldigen. Der Kaiser flüchtet von einem Ort zum andern. Aber Alles steht gegen ihn in Waffen und die gleichzeitigen Einfälle der Türken, sowie ein Aufstand der Bauern, welche zugleich gegen ihre Grundherren und gegen die Türken kämpfen, vollenden das düstere Bild. Da vermittelt ihm der Papst einen Frieden, wonach er u. A. den Mathias nun auch mit Böhmen belehnen, ihn bis zur Bezahlung von 150,000 Dukaten im Besitze von Niederösterreich lassen und seine eigenen Unterthanen anweisen muß, dem Mathias zu huldigen. Um sich der drückenden Verpfändungen zu entledigen, bringen ihm endlich die Stände ein (freiwilliges) Zwangs-Anlehen dar. Er nimmt das Geld, kann sich aber aus Geiz nicht entschließen, damit seine Schuld zu bezahlen. „Das Land möge selbst bezahlen!" lautet seine Antwort. Sein Unstern führt ihn überdies in die Hände des aus Ungarn entflohenen Erzbischofs von Gran, der ihn mit seinem Reichthum bezaubert, unter seiner Beihülfe dem Erzbischof von Salzburg sein Bisthum zu entreißen sucht, einen großen Stiftskrieg entzündet und ihn mit aller Welt, auch mit dem Papste, am meisten freilich mit Ungarn verfeindet. Jener Schwindler verspricht ihm dafür Ungarn zu erobern, wirbt Söldner, die in Ungarn einfallen und dem armen Oesterreich furchtbare Repressalien zuziehen. Vergebens ruft Friedrich nun das Reich um Hülfe an, selbst sein treuester Streiter Albrecht von Sachsen schlägt sie ihm mehrfach ab, und läßt sich erst im Jahre
1481 1481 dazu bewegen. Die Reichstage, die zu Eßlingen und Nürnberg im Jahre 1481 wegen dieser Hülferufe gehalten werden, haben kein Ergebniß. Die ungarischen Gesandten machten dort mit ihren Darstellungen mehr Eindruck, als die des Kaisers. Und so ist es denn kein Wunder, daß, als nach erlangtem Frieden mit Bajazet, König Mathias wegen nicht erfüllter Verpflichtungen und zahlreicher Verunglimpfungen und Angriffe mit Heeresmacht in Oesterreich erscheint, das ganze Land sich ihm großen Theils ohne Widerstand ergiebt und nur Oberösterreich und Wien sich wehren. Aber selbst für die eigene Hauptstadt rechten Eifer zu entwickeln, ist Friedrich zu träge und engherzig. Er macht ihren Abgesandten Vorwürfe über Vergangenes, statt auf das Gegenwärtige zu sehen. Die von aller Hülfe verlassene Stadt muß sich endlich auf Gnade und Ungnade den Ungarn ergeben, findet

aber in Mathias einen viel besseren Gebieter als ihren Herrn. Mathias zieht am 1. Juni 1485 in Wien ein, um nach der bald darauf 1485
erfolgten Huldigung des allgemeinen Landtags hier bis an sein Ende zu regieren.

Sehr zeitig, längst ehe der Feind nahte, wich Friedrich vor ihm aus dem Lande. Denn er reis'te selbst auf der Flucht unglaublich langsam. Es heißt, auf einem Ochsenwagen sei er von Ort zu Ort gezogen. Er bettelte und vagabondirte im Reiche herum, bezahlte nirgends mehr seine Zeche, ließ sich von Abteien und Städten gratis speisen, forderte überall Geschenke und falls diese verweigert wurden, Darlehne, auch die kleinsten Beträge wies er nicht zurück und brachte dann zu Nürnberg seinen ängstlich behüteten Schatz in Sicherheit. Hier in Nürnberg, der ihm so werthen Stadt, ruhete er aus und wartete nun in Geduld und Gottvertrauen das Weitere ab. Es war ihm im Grunde am Lande und Volke zu Oesterreich nicht viel gelegen; er sagte, es geschehe den Oesterreichern schon recht, daß Mathias sie beherrsche, sie hätten das um ihren Kaiser wohl verdient. Denen, die treu geblieben, und für ihren Widerstand schwer zu leiden hatten, legte er noch obendrein Steuern auf, und ermahnte sie auszuhalten, verbot aber zu ihm zu reisen, weil er ihre Klagen fürchtete. Und während er zu geizig war, ihnen Truppen zu werben, selbst dem tapferen Albrecht von Sachsen keinen Sold schickte und wie ein Bettler sich gebehrdete, hing er kostspieligen Liebhabereien nach, bezahlte seltene Steine mit 15000 Dukaten u. s. w.

Aber nicht so gemüthlich, als Friedrich, sahen jetzt einige Reichsstände die Sache an, am wenigsten Albrecht Achilles, der bei der wachsenden Uebermacht des Schlesien besetzenden Königs Mathias und dessen Verbindungen mit Baiern bereits um Brandenburg und Franken besorgt zu werden anfing. Unablässig zeigt er sich schon seit Ausbruch des Streites bemüht, dem Kaiser mit Rath und That zu helfen, seine Händel mit Mathias zu schlichten; mitten im Winter schickt er ihm Truppen; er scheut trotz seiner körperlichen Hinfälligkeit keine Reise auf die Reichstage; legt Anschläge an Geld und Mannschaft vor und arbeitet, wie er dem Kaiser selbst schreibt, „damit Ihr mich erkennt als den alten treuen Albrecht." Aber er kann bei dem allgemeinen Unwillen gegen Friedrich nichts für ihn zu Stande bringen. Die

Reichstage wurden faſt gar nicht beſucht und als er endlich mit dem Kurfürſten Ernſt von Sachſen zu dem auf den Januar 1485 lange vorbereiteten großen Reichstag nach Frankfurt zieht, finden ſie faſt Niemanden, am wenigſten den Kaiſer ſelbſt oder deſſen Geſandte, und kehren zornig heim. Im Februar kommt nun zwar doch der Reichstag zuſammen, kann aber nichts beſchließen. Sigmund von Oeſterreich läßt erklären, er werde dem Kaiſer ohnedies helfen, die Herzöge von Baiern: ihre Länder lägen zu nahe dem Mathias, ob das Reich ſie garantiren könne? Heſſen will abwarten, was Köln thut, Pfalz iſt nicht erſchienen, weil der Kaiſer noch immer die Anerkennung verweigert, Trier hat zu viele nähere Feinde u. ſ. w. Albrecht, Ernſt und der Erzbiſchof Berthold von Mainz hatten ſich aber gerade von dieſem Reichstage große Dinge verſprochen. Die Reform der Reichsgerichte, der Münze und der Landfriedensverfaſſung, findet ſich auf einem gleichſam als Tagesordnung von Albrecht ſelbſt geſchriebenen Zettel aufgeführt mit dem Spruche omne regnum in se divisum desolabitur. Auch die Wahl eines römiſchen Königs war im Werke und man hatte, um die Einwilligung des Kaiſers zu erlangen, ſeinen eigenen mannhaften Sohn ins Auge gefaßt. Nächſt dem Markgrafen betrieb Berthold von Mainz, ein Freund Maximilian's, dieſen Plan. Eine Denkſchrift Albrechts belehrt uns, wie die Wahl ermöglicht werden könne. Auf ihn ſelbſt könne man unbedingt zählen. Er wolle nichts mehr haben, „er ſei geſättigt." Sachſen, Trier, Köln ſeien mit Max nahe verwandt, überdies könne man Sachſen durch die Reichshauptmannſchaft, die geiſtlichen Kurfürſten durch Hingabe der von ihnen begehrten Städte Mainz, Köln und Trier gewinnen, dann wären ſie auch „geſättigt." Der Kurfürſt von der Pfalz wird nicht erwähnt. „Nu fehlt nymants dann der König von Behaym, dem gebe der Kaiſer ſeine Tochter, ſo iſt es auch gemacht," falle der Kaiſer dem Plane zu, „ſo iſt das Garn geſtrickt." So weit geht der Eifer des alten Albrecht, er will den Max zum König haben, aber nicht zum Reichshauptmann; als ſolchen ſchlägt er eben ſeinen Schwager, den Herzog von Sachſen vor. Denn würde Max König und Reichshauptmann zugleich werden, „ſo hat er per indirecte mehr Gewalt erworben als der Kaiſer, unſer gnädigſter Herr. Er mag ſprechen: Ich will

Geld haben, daß ich Söldner bestelle, Er mag sprechen: Ich will Leute haben, damit machten wir uns ihm botmäßig." *)

Aber alle jene Pläne scheiterten an der Zähigkeit des Kaisers, welcher als ein Gegner aller und jeder Neuerung weder seinen Gerichtsunfug reformiert, noch sich einen römischen König zur Seite sehen wollte, auch nicht seinen eignen Sohn. Es sei allerlei vor im Reiche, schreibt er im Februar 1485, „er sei aber nicht anders gemeint, als sein Lebtage bei der Regierung des heiligen Reiches zu bleiben, und erst nach seinem Tode den nachfolgen zu lassen, dem es Gott gönne."

Indeß war er aber doch ganz hülflos, von den Ständen abhängig, aus seinem Lande entlaufen. In dieser Lage erhielt er von Albrecht einen sehr schönen Brief: „Daß Ew. Gnaden zu dieser Zeit aus den Erblanden zieht, von einer Stadt zur anderen, möchte Verachtung gebären und unüberwindlichen Abfall." Er empfiehlt ihm, die Theilnahme der Nation durch Reformen zu gewinnen. „Ich schreibs, als es mich ansieht und höre." Er thue was er könne, finde aber im Kurfürsten-Colleg keine Unterstützung mehr. Jeder scheue ihn und halte ihn für parteiisch für den Kaiser, „des ich mich nit schäme oder fast hehle meinethalben." Und er könne wenig mehr thun „und clag Ew. Majestät, das mich die siebenzig Jahre nichts lassen schicken, sunder man muß mich ätzen, tragen und aufheben, als ein junges kindt, dann so vil der kopf, das herz und die zung auch trägt, sonst ist es nichts umb mich und bin lützel oder gar nicht zu gebrauchen." „Und meine Söhne so weit sie der Alte am Schopfe führt, sind gehorsam und willig und können das Hofwerk säuberlich aus Uebung, auch einestheils reiten und reden als aufgehende junge Fürsten, die für ihr Alter nicht wenig gesehen und gehört haben, aber zu der Sach sind sie in Wahrheit untauglich." — Indeß erblicken wir doch den jungen Markgrafen Friedrich bald als thätigen Unterhändler bei dem langsam nach Nürnberg ziehenden Kaiser. „Feiert nicht," schreibt ihm der Vater, „setzt die Weil das Stechen, Rennen und Tanzen hinter die Thür." Nichts ist lehrreicher zu lesen, als die reichhaltige Correspondenz zwischen dem zu Nürnberg hindämmernden Kaiser, und dem nicht weit

*) Vergleiche Minutoli 64 ff.

davon in Onolzbach lahm darniederliegenden, aber unablässig schelten-den und mahnenden, mitten in der Nacht Briefe abfertigenden Kur-fürsten. Mehr noch als vor Mathias warnt Albrecht vor dem „fast hochfartigen“ Herzog Georg dem Reichen und vor den Nürnbergern. Er fordert vor Allem, daß den Nürnbergern verboten werde, ihre nahezu abgelaufene Einung mit Baiern zu erneuern und daß die von Baiern mit Unterdrückung bedrohte Reichsstadt Nördlingen geschützt werde. Der Kaiser schüttelt sich dann vor Lachen. „Ich merke wohl,“ sagt er, „die Nürnberger liegen ihm als wohl im Sinn, als mir der König von Hungarn.“ Doch die kaiserlichen Räthe, welche freilich branden-burgische Jahrgelder bezogen, klagten dem Markgrafen ihre bittere Noth und glaubten, von ihm allein könne „den Landen des Haus zu Oester-reich und dem armen betrübten Volke in allen Trost und Rettung fallen.“ Aber ihm geht endlich die Geduld aus: er will dem Kaiser Nichts mehr zusagen noch helfen, „er druckt als lang und thät her-nach nichts und wartet, ob ihm eine gebratene Taube in den Mund wollt fliegen.“ Er rechnet dem Kaiser nach, wie oft er ihm schon gedient, wie er in seinem Dienst die eigenen Lande versäumt, sich mit dem ganzen Reiche, ein Mal mit zwanzig Fürsten „selbvierter“ herum-geschlagen, die Gesundheit zugesetzt, Tausende von Gulden ausgelegt und nie wieder erhalten habe, aber es helfe ja Alles nichts. Er will, der Kaiser solle eine große Einung aller Stände machen, und führt aus, wie das Haus Brandenburg durch Erbeinung mit zahlreichen Fürsten in die Höhe gekommen sei. Der Kaiser soll zwar die Son-derbünde der Städte mit Dynasten aufheben, dagegen befehlen, daß die Städte, die weltlichen und die geistlichen Fürsten sich zusammen-thun „drei Brei“ machen, die dann der Kaiser leichter lenken könne. „Wenn das ganze Reich ein Ding wär, Herrn und Städte, geistlich und weltlich, so wär es am besten.“ Er sei einst wider des Kaisers Willen versucht worden, da habe er, Albrecht, es verhindert. Jetzt möge nun der Kaiser es thun.

Bis zu einem gewissen Grade scheinen diese Ermahnungen und das Geschrei der Nation, sowie die Noth des Hauses und treuer Diener Sorge endlich gewirkt zu haben. Der Kaiser erhebt sich am Ende des Jahres zu seinem Sohne nach Aachen, um mit demselben

den Reichstag zu Frankfurt zu besuchen, auf welchem am 16. Februar 1486 von allen sechs in Person erschienenen deutschen Kurfürsten 1486
Maximilian zum römischen König einhellig gewählt, zu Rense auf den alten Königstuhl gesetzt, zu Aachen von den drei geistlichen Kurfürsten gekrönt wurde. Die siebente Stimme, König Wladislaus von Böhmen, war als mit dem Reichsfeind Mathias verbündet, nicht zur Wahl eingeladen worden.

Die Königswahl Maximilian's wurde als ein für Deutschland glückverheißendes Ereigniß von den Patrioten begrüßt und hing mit den Reformplänen im Reiche eng zusammen. Nach langer Entzweiung sah man hier alle deutschen Kurfürsten unter sich und mit dem jungen König einig und verbunden. Auch der Kurfürst Philipp von der Pfalz war mit Maximilian befreundet; er konnte freilich die Anerkennung seines Besitzstandes erst nach dem Tode des Kaisers erlangen. Bei der ganzen Wahlbewegung hat sich Niemand zäher und widerwilliger verhalten, als der alte Kaiser. Er ließ sie sich endlich gefallen, aber nur insofern darin eine Sicherung der Thronfolge für sein Haus lag. Maximilian mußte ihm urkundlich versprechen, sich als römischer König nicht in die Reichsregierung einmischen zu wollen.

Einen desto regeren Antheil an diesen Vorgängen nahm der alte Kurfürst Albrecht Achilles. Er hatte sich in einer Sänfte nach Frankfurt zur Wahl bringen lassen. Noch einmal trug er dann dem König das Scepter voran und starb bald nachher am 11. März 1486 im 72. Jahre seines bewegten Lebens. In der Klostergruft zu Heilbronn ward der Held begraben. Noch kurz vorher hatte er auf dem Reichstage einen Anschlag gegen die Ungarn durchgesetzt und einen umfassenden Angriffsplan vorgelegt; auch bei der Vertheilung der Kriegskosten den niedern Ständen mit vieler Wärme das Wort geredet und treffliche ökonomische Bemerkungen gemacht. Man solle sich, so rieth er, doch ja nicht durch den Luxus der Großen über den wirklichen Wohlstand des Landes täuschen lassen. „Wo Einer etwas übrig hat, da haben allewege fünfzig aus den Armen kaum das Brot zu essen" Er selbst hatte es durch seine genaue Verwaltung dahin gebracht, daß er, der einst mit großen Schulden und fast ohne Einkünfte angefangen hatte, trotz so vieler Kriege und einer glänzenden Hofhaltung seinen Söhnen

ein Vermögen von 400,000 Gulden hinterließ. Dabei ward das Volk von ihm wenig belastet, er zog aber den Adel und Klerus zur Besteuerung heran. Ueberhaupt schied mit Albrecht Achilles einer der größten Fürsten jener Zeit vom Schauplatz. Wie er in seiner Jugend als Held geglänzt hatte, so wies er im Alter als Staatsmann seinen Zeitgenossen und Nachfolgern die Wege. Ihm hat das Reich die wiederaufgenommene, nach seinem Tode wenigstens nothdürftig erreichte Reform zu danken. Er hat zuerst, schon dreißig Jahre vor dessen Entstehen, den Gedanken eines schwäbischen Bundes entworfen. Er hat auch mit voller Schärfe den Kampf gegen die römische Klerisei begonnen, unbekümmert um Bann und Inderdict wußte er die Geistlichen zur Erfüllung ihrer Berufspflichten zu nöthigen. Unter ihm erreichte die Macht und der Länderbesitz der Hohenzollern eine Höhe, auf der sie sich bei der nach seinem Tode eingetretenen Theilung zwar nicht behaupten konnten; aber von der Größe und den Traditionen ihres Ahnherrn haben die schwächeren Nachfolger noch lange gezehrt. Noch im folgenden Jahrhundert wurden seine Anweisungen wie Orakelsprüche von den Nachkommen befolgt und wie kostbare Schätze aufbewahrt.

Für die Reichsangelegenheiten war mit Maximilian's Wahl freilich noch wenig gewonnen. Der Kaiser verharrte nach wie vor im zähen Widerstande gegen jede Reform, auch gegen die von allen Seiten geforderte Reform des Kammergerichts, welches er bisher wie ein Handelsgeschäft betrieben hatte. Man forderte, daß es nicht mehr von ihm allein bestellt werden, daß es nach einheimischen Landesrechten urtheilen, auch an eine feste Sporteltaxe gebunden sein sollte. Er sah darin eine Minderung seiner Ehre und seines Fiscus, also eine doppelt verwerfliche Neuerung. Darauf verweigerten die Kurfürsten die Leistung sowohl der großen als der kleinen Hülfe und er blieb länderlos. Ja es zogen jetzt neue und größere Gefahren über ihn herauf. Die Wahl Maximilians erweckte ihm auf allen Seiten neue Feinde zu den alten. Der König Wladislaus forderte Satisfaction für die nicht geschehene Einladung und ward von Mathias unterstützt; Polen, Böhmen, Ungarn, Venedig, die Lombardei und Frankreich, auch der Papst Sixtus und dessen Nachfolger Innocenz zeigten sich entschieden feindselig. Die Erwerbung der Niederlande und des römischen Thrones durch einen Habs-

burger, die Verwirklichung der Pläne Karl's des Kühnen war ein Ereigniß, welches alle Mächte aufregte und nun traten die Herzöge von Baiern, Georg der Reiche von Landshut und Albrecht von München als die gefährlichsten Glieder in diese Kette. Dieser letztere faßte jetzt den Plan, dem Hause Habsburg auch den Rest seiner deutschen Länder zu entreißen. Er bewog den altersschwachen, kinderlosen Herzog Sigmund von Tyrol, daß ihm dieser im Jahre **1487** seine Länder 1487
theils verkaufte, theils vermachte, nachdem er schon vorher des Kaisers Tochter, die dem Sigmund zur Aufbewahrung anvertraut war, entführt und trotz der Protestationen des Vaters, geehlicht hatte; er wollte auch mit Hülfe Sigmunds die Vogtei über Schwaben an sich reißen. In Baiern hatte er sich der Reichsstadt Regensburg bereits durch Verrath bemächtigt. Man wollte, wie der Gesandte Brandenburgs nach Hause berichtete, „dem Haus zu Oesterreich die Gorgel abreißen."

Aber gerade hier, an dieser „Gorgel," nämlich im Schwabenlande wurde jetzt ein Umschwung der Dinge zu Gunsten des Kaisers herbeigeführt. Die Schwaben, welche sich von baierischer Unterdrückung bedroht sahen, (Herzog Ludwig wollte Nördlingen haben), schlossen endlich den so berühmt gewordenen Schwäbischen Bund, d. h. zur Ausführung des zu Frankfurt verkündeten Landfriedens und Abwehr ungerechter Gewalt vereinigte sich jetzt die Rittergesellschaft zu St. Georgen Schild mit den Städten zu einer Einung mit Schiedsgerichten, Bundesrath, Kriegsverfassung, welcher dann als drittes Glied nach und nach eine Anzahl Fürsten, Württemberg, Pfalz und Andere beitreten und von welchen endlich eine Art Wiederherstellung des Reiches ausgeht. Und so tritt uns denn hier am Schlusse dieses Zeitraumes eine Erscheinung entgegen, wie am Ende des vorigen, da der rheinische Städtebund die Wiederherstellung des Vaterlandes übernommen hatte, nur daß jetzt nicht mehr die Städte die erste Rolle dabei spielten. Nicht bei den Städten, sondern bei dem Adel war jetzt allenthalben die leitende Macht und von ihm ging jetzt die Idee dieses Bundes aus. Aber von dem Augenblicke an und in dem Maße, als Fürsten und Adel sich mit dem dritten Stande verbanden statt ihn zu unterdrücken, trat hier wie überall eine Wendung zum Besseren ein.

Der Kaiser sah freilich in dem Bunde eben nur ein Mittel, Söldner

zu ſparen und war inſofern nicht wenig damit zufrieden. Auf dem Reichstag zu Nürnberg gab er am 4. October 1487 dem Bunde reichsgeſetzliche Weihe und verpflichtete alle Ritter und Städte in Schwaben zum Beitritt. Der unermüdliche Graf Hug von Werdenberg, der auch Maximilian's Wahl betrieben hatte, reiſte Mitglieder werbend in Deutſchland umher. Bald erweiterte ſich der Bund durch den Hinzutritt von Mainz, Trier, Brandenburg ꝛc. — — er ward ſo mächtig, daß ſchon nach Jahresfriſt die Baiernherzöge beim Kaiſer ſelbſt um Vermittelung bitten. Der Erzherzog Sigmund war bereits durch die Demonſtrationen des Tyroler Volkes und ſeinen nach Insbruck geeilten Schwiegervater, den Herzog von Sachſen, dahin gebracht worden, ſeine Verſchreibungen an Baiern zurückzunehmen, in den ſchwäbiſchen Bund einzutreten, und im März 1490 ſeine Lande ganz an Maximilian abzutreten.

Die Folgen jener großen Bundeseinung traten nun aber außer den nächſten Zwecken gegen Baiern überhaupt in den inneren und äußeren Reichsverhältniſſen ſofort zu Tage. Schon auf dem großen Nürnberger Reichstage konnte man ſie an dem ungewöhnlichen Zudrange der reichsſtädtiſchen Geſandtſchaften bemerken, denen jetzt endlich eine förmliche Theilnahme an allen Verhandlungen, die Wahl und Mitberathung in den Ausſchüſſen eingeräumt wurde, wogegen ſie nun ihrerſeits die geforderte Hülfe nicht mehr „hinter ſich" brachten, ſondern volle vierzig Prozent derſelben übernahmen und unter ſich vertheilten. Das wurde ſeitdem die Grundform der Reichsverfaſſung, daß die Reichstage in drei Collegien, der Kurfürſten, Fürſten und Städte, gleichermaßen beriethen.

Nach außen ward der innere Fortſchritt ſichtbar, als auf die Nachricht, daß die Niederländer wiederum aufgeſtanden ſeien und im
1488 Januar 1488 Maximilian zu Brügge gefangen worden, ſich mit ungewohnter Schnelligkeit ein Reichsheer von 15,000 ſchlagfertigen Streitern zu Köln ſchon im April verſammelte. Die Meiſten kamen aus Schwaben, unter den Uebrigen ſtanden die Markgrafen von Brandenburg und der Kurfürſt von Sachſen voran. Die Städte leiſteten bedeutende Zahlungen zur Beihülfe. Doch als die Niederländer ſahen, daß es den Deutſchen Ernſt ſei, entſank ihnen der Muth, und Brügge lieferte den gefangenen König ſchon im Mai wieder aus. Der Kaiſer

zog nun wieder ab nach Insbruck, der tapfere Albrecht von Sachsen hat in den folgenden Jahren an der Spitze von Reichstruppen meist glücklich in den Niederlanden gekämpft, so daß Maximilian nun freie Hand hatte, sich zur Zurückeroberung seiner Erblande gegen Mathias 1489
zu wenden.

Zu diesem Zwecke hatte der Kaiser vom Reichstag auf's Neue 40,000 Mann Hülfe verlangt, weigerte sich aber auch jetzt noch, in die zur Bedingung gemachten Reichs-Reformen einzuwilligen. Die Sache schien wieder in das alte Geleise zu gerathen, da fand Maximilian einen Ausweg, er unterschrieb den Abschied, durch welchen er sich für seine Person zur demnächstigen Durchführung der Reform verpflichtete. So war endlich wenigstens eine Aussicht auf demnächstige Reform gewonnen. Friedrich scheint jetzt eine Art von Eifersucht em- 1490
pfunden zu haben, denn er läßt folgenden Jahres eine, freilich sehr ungenügende, Kammergerichts-Reform verkünden.

Als Gegenleistung für seine Verheißung erhielt Maximilian nun eine Hülfe von 6000 Mann bewilligt. Sie genügte, um die Ungarn, nachdem König Mathias am 6. April 1490 ohne Thronfolger in Wien verstorben war, wieder aus Oesterreich zu vertreiben. Doch der Zug, den er dann nach Ungarn unternahm, um die Krone zu erobern, zu welcher König Wladislaus von Polen und Böhmen gewählt worden, konnte schon wegen mangelnder Unterstützung nicht gelingen. Jedoch erlangte Max durch seine Anstalten am 7. November 1491, 1491
in Folge des in kurzer Frist mächtig gestiegenen deutschen Ansehens einen sehr günstigen Frieden, worin ihm Wladislav u. A. beim Mangel männlicher Erben die Nachfolge in allen seinen Königreichen und Herrschaften zusicherte.

So hatte denn König Max durch eine glückliche Fügung in kurzer Frist nicht bloß seine Erblande zurückerlangt, sondern auch im Osten die Aussicht auf zwei Königreiche, im Westen die burgundische Ländermasse behauptet. Schon hatte er auch die Bretagne erworben, am 28. Dezember 1490 die Herzogin Anna von Bretagne durch Procura geheirathet, und bereits den Titel Herzog von Bretagne angenommen, als ihm aus diesem Anlaß Karl VIII. von Frankreich den doppelten Schimpf zufügte, seine Verlobte, Maximilian's Tochter, dem Vater wieder

heimzuschicken und dessen procurirte Gemahlin von Bretagne im Dezember 1491 selbst zu ehelichen. Indeß, Maximilian war nicht der Mann, sich solches gefallen zu lassen, um so weniger, da die Franzosen ihm zwar seine junge Tochter, aber keineswegs auch deren Mitgift, die beiden Provinzen Artois und Burgund, wiedergegeben hatten. Er begann alsbald den Krieg und obwohl er von seinem Alliirten, Heinrich VII. von England, durch den Frieden von Estaples wieder verlassen wurde, eroberte er doch Arras und St. Omer, sowie Hochburgund, wo er am 21. Dezember 1492 in Besançon seinen Einzug hielt. Bei
1492 Dourneu vernichtete er am 17. Januar 1493 in einem blutigen
1493 Treffen das französische Heer und erwarb durch den Frieden von Senlis am 23. Mai 1493 die Grafschaften Hochburgund, Charlois Artois zurück. Frankreich behielt das Herzogthum Burgund und die Picardie.

Zugleich triumphirte der Kaiser auch in Deutschland mit Hülfe des schwäbischen Bundes über den Herzog Albrecht von München, nachdem Herzog Georg sich bereits von Albrecht getrennt und besonderen Frieden erlangt hatte. Der Kaiser erklärte den Herzog wegen verschiedener Anklagen in die Acht und übertrug dem schwäbischen Bunde die Ausführung, dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg, dem „das Wamms schon lange heiß war gegen Baiern" den Befehl. Schon hatten sich auch im Frühjahr 1492 an 12,000 Mann Reichstruppen auf dem Lechfelde versammelt. Da endlich erlangte der gedemüthigte Herzog Ende Mai zu Augsburg gegen Herausgabe von Regensburg und alles dessen, was er vom Reiche, von Sigmund oder von Bundesgliedern genommen hatte, die Begnadigung.

Der Kaiser Friedrich aber war nun endlich am Ziele seines langen Lebens angelangt. Mit geheimen Künsten, Zeichendeuterei, Alchymie, Astrologie u. dgl. beschäftigt, brachte er seine letzten Jahre meist in Linz zu. Welche Stürme hatte er nicht überstanden, welch' eine lange Reihe von großartigen und energischen Widersachern überwunden! aber freilich auch nur dadurch überwunden, daß er sie überlebte! Die zähe Macht der Trägheit, die ihn so alt hatte werden lassen, wurde dann endlich die Ursache seines Todes. Denn da er sich angewöhnt hatte, die Thüre zuzutreten, so war ein Geschwür am Fuße entstanden, welches

eine Amputation, und in deren Folge am 19. August 1493, im achtzigsten Lebensjahre, den Tod zur Folge hatte. Einige behaupteten, er sei aus Geiz verhungert.

Die Regierung Friedrichs III. wurde wie wenig andere entscheidend für die Geschicke des Reiches, dessen Auflösung in dieser Zeit noch größere Fortschritte machte, als bisher. Und zwar geschah dies auf verschiedene Weise; es geschah vor Allem dadurch, daß der Kaiser selbst die Nation ihrem Schicksal in träger Ruhe überließ, ja sogar um seiner dynastischen Interessen willen in den wichtigsten Angelegenheiten, bei den kirchlichen, wie bei den politischen Reformversuchen, in den Schweizer- wie in den Burgunder-Händeln und in den neuen Ketzerkriegen gegen Böhmen eine der ganzen Nation widerwärtige Politik einschlug. War der Gegensatz zwischen den dynastischen Interessen unserer Kaiser und den Interessen der Nation auch im Keime längst vorhanden, so daß schon seit Karl IV. die Kaiser zuerst für ihre böhmische, ungarische, österreichische ꝛc. Monarchie und dann in zweiter Linie erst auch für das deutsche Reich besorgt waren, so trat der Bruch doch minder schroff hervor, so lange diese Interessen nicht allzuweit von einander abwichen, ja die Vorgänger Friedrich's hatten in ihren Bemühungen um Besserung des Reiches und der Kirche noch vielen guten Willen und Eifer an den Tag gelegt. Das Alles war nun anders geworden. Eine tiefe Erkaltung, eine Entfremdung zwischen Haupt und Gliedern war die Folge und gerade die besten Patrioten wurden jetzt die erbittertsten Gegner ihres Kaisers, und sein, meist selbstverschuldetes Mißgeschick erregte ihre Freude. Indeß zerfielen alle Ordnungen im Reiche und fast der ganze Gewinn jener durch viele Fortschritte des Lebens ausgezeichneten Epoche, wo sich überall eine neue Staatsordnung begründet hat, ging für unsere Reichsgeschichte verloren. Während ringsumher mächtige, nationale Monarchien, erfüllt von neuem Leben sich bildeten, verblieb das deutsche Reich im alten wüsten Wesen.

Nun waren aber die Fortschritte des Lebens keineswegs spurlos an Deutschland vorübergegangen, kräftige und ausgezeichnete Fürsten, deren gerade jene Zeit eine Menge hervorgebracht hat, be-

mächtigten sich derselben und erwarben sich durch gute Regierung den Dank ihrer Länder. Damals entstand eine Menge neuer Landesordnungen und Landesgesetze, in denen die politischen Gedanken der Zeit zu ihrem Rechte kamen. Damals entwickelte sich in manchen Gegenden das landständische Institut durch nützliche Thätigkeit zu großer Kraft, und während die Dynastien, die jetzt im Besitze des weltlichen und geistlichen Fürstenthums alle Macht über das Reich an sich gerissen hatten, es in ihrer Eifersucht und Zwietracht zu keinem Zusammenwirken nach außen brachten, wurde doch daheim ihre Verbindung mit der Landschaft fester und inniger. Indeß war ihre Landesherrschaft doch von Geschlossenheit noch weit entfernt; sie wurde besonders vom niedern Adel noch vielfach angegriffen; während gegen Beide, gegen Fürsten und Adel sich in vielen Gegenden, besonders wo die Erinnerung alter Freiheit lebte, oder wo große Volkskämpfe stattgefunden hatten, der Widerstand des Volkes erhob. Zumal Süddeutschland war von wildem Zwist, von Bauernkriegen und Adelskriegen bewegt, der Boden brannte den Machthabern dort noch unter den Füßen.

So hatte sich das Leben der Nation im Ringen nach Neugestaltung ganz nach innen gewendet, es entstand da eine Mannigfaltigkeit von Bewegungen, die je in den verschiedenen deutschen Ländern und Volksstämmen einen verschiedenen Charakter hatten und mit deren näherer Betrachtung wir unser nächstes Buch beginnen werden. Darüber ging dann freilich der Blick und Sinn für das Ganze und namentlich für die Stellung der deutschen Nation zum Auslande auf lange Zeit verloren, und das Reich wurde im Widerstreit von tausend innern Interessen nach außen hin noch mehr als bisher zerrissen und gelähmt, die größten Weltereignisse gingen auf den Reichstagen im Streite unter, selbst der Fall von Konstantinopel, selbst das Vordringen der Türken bis nach Deutschland, selbst der Fall der theuer errungenen preußischen Provinzen unter der Polen und Russen Macht, selbst der Verlust von Böhmen, Schlesien und Oesterreich vermochte diese Lähmung nicht zu beseitigen. Nur wo am Herzen des Reiches die Gefahr der Unterdrückung Allen unmittelbar vor Augen trat, wie im Kriege gegen Karl den Kühnen, da konnte man noch die alte Kraft, aber auch die ganze Verworrenheit des Reichs gewahren.

Und dennoch endigte die Regierung Friedrich's unter vielen Hoffnungen für das Reich. Diese Hoffnungen gehörten freilich mehr der Literatur an als dem Leben, sie kamen weniger aus dem Volke als aus den Büchern, aus den Kreisen der Gelehrten, deren Patriotismus sich am frisch erwachten Studium des Alterthums entzündet hatte, und mehr auf den Idealen und den unklaren Erinnerungen an die alte Kaiserherrlichkeit, als auf den wirklichen Verhältnissen beruhte. Doch hatte sich auch in den Verhältnissen Manches hoffnungsvoller gestaltet. Die Noth und Herabwürdigung des Reiches war endlich den Fürsten selbst zu Herzen gegangen und namentlich die Kurfürsten waren einträchtig zu einer Reformpartei zusammengetreten, um das Reich wieder zu kräftigen. Sie hatten vor Allem dem unfähigen Kaiser in Maximilian einen kräftigeren König zur Seite gestellt, welcher ihren inneren Reformplänen sich geneigt bezeigte und nach außen hin das Reich mit Eifer und Tapferkeit zu vertheidigen, seine verlorenen Erbländer zurück zu gewinnen wußte. Ja sogar eine neue Einung war entstanden zwischen Fürsten, Adel, Städten, welche der Anfang einer stärkeren politischen Einheit Deutschlands zu werden verhieß.

Es mußte sich nun zeigen, ob die Hoffnungen, womit man die Thronbesteigung Maximilian's begrüßte, in Erfüllung gehen, — ob die Reformbewegungen, die sich unmittelbar an seinen Regierungsantritt knüpften und das letzte Jahrzehend seines reichbewegten Jahrhunderts erfüllten, zu dem erwünschten Ziele führen würden.

Siebentes Kapitel.

Kaiser Maximilian.*)

Character und Anfänge Maximilian's. Auswärtige Verhältnisse. Reichstag zu Worms. Verfassungsstreit. Ewiger Landfriede. Reichskammergericht. Gemeiner Pfennig.

Fortgang der Reformen. Reichstage zu Lindau und Freiburg. Der Schwabenkrieg.

Der Reichstag zu Augsburg. Das Reichs-Regiment zu Nürnberg. Bruch des Königs mit den Ständen. Der bairische Erbfolgekrieg. Triumph des Königs. Reichstage in Köln und Konstanz.

Gescheiterter Römerzug. Maximilian nimmt den Kaisertitel an. Bündniß von Cambray gegen die Venetianer. Das Concilium zu Pisa. Die heilige Liga. Kriege gegen Frankreich. Die Schweizer erobern Mailand. Franz I. erobert Italien zurück. Schlacht bei Marignano. Ewiger Friede zwischen Frankreich und der Schweiz. Friede zu Noyons zwischen den Großmächten.

Des Kaisers letzte Pläne und Ende.

Selten hatte wohl ein Herrscher bei seinen Anfängen größere Erwartungen rege gemacht, als Maximilian. Er war ein Mann von glänzenden Gaben, voll Feuer und Schwung, verglichen mit seinem Vater war er ein Held. In seinem reichen Geiste stellten sich alle Bestrebungen einer mächtig aufgeregten Zeit dar. Er war Dichter, Künstler, Gelehrter; er redete mehrere Sprachen; über Alles aber liebte er den Krieg und hatte von seiner Tapferkeit und Kriegserfahrung schon manche Proben abgelegt; er gehört zu den Schöpfern und Bildnern der deutschen Landsknechte und der verbesserten Artilleriekunst. Dabei war er von Herzen gutmüthig, jovial und voll launiger Einfälle, der höflichste und der munterste Mann im Reiche. Einen populaireren Kaiser hat es wohl nie gegeben.

Indessen alles dieses reichte doch nicht aus, ihn zu einem solchen Kaiser zu machen, der den schweren Aufgaben, die er vor sich hatte, gewachsen war. Es giebt zwar Autoren, welche selbst vor einer Pa-

*) Vgl. hauptsächlich Müller's Reichstags-Theater unter Maximilian I., Müller's Reichstags-Staat, die Monumenta Habsburgica, Ranke, Hegewisch, Haltaus u. A.

rallele mit Rudolf von Habsburg nicht zurückschrecken, aber in der That kann man sich keine verschiedenern Naturen denken. Von Rudolf's nüchternem, praktischem, das Nächste fest und scharf in's Auge fassendem und verfolgendem Geiste war das unruhig hin- und herfahrende, überschwängliche, phantastisch-ritterliche, in tausend waghalsigen Abenteuern und den sonderbarsten Projecten sich herumtreibende Wesen Maximilian's eben so weit entfernt, als seine stets in der Ferne schweifende Politik von der auf das Nächste und Nothwendigste gerichteten des großen Ahnherrn. Jener arbeitete unermüdlich, Tag für Tag, viele Jahre lang, unverdrossen und ungeschreckt durch Schwierigkeiten, an der innern Aufrichtung des deutschen Reiches, wie der eigenen Erblande. Der Gedanke an das römische Kaiserthum, an Italien, Römerzug, Kaiserkrönung, Kreuzzüge stand erst in zweiter Reihe. Bei Maximilian war es umgekehrt. Ihn zog es unablässig in die Ferne, während daheim erst noch Alles zu ordnen und einzurichten war. Auf den allzu friedfertigen Vater folgte jetzt ein über alle Maßen kriegslustiger Sohn. Die Reichsgeschäfte waren ihm langweilig; er machte ein großes Wesen davon, als er auf seinem ersten Reichstage zu Worms, wo es sich doch um die wichtigsten Dinge handelte, ein Mal zwei Tage über den Reichstagsacten gesessen hatte. Prunkhafte Feste, Kriegspläne und ritterliche Spiele ließen ihm wenig Zeit übrig. Ueberhaupt war er der Romantik des Kaiser- und Ritterthums, welche sich doch sehr schlecht zu seinen Aufgaben schickte, ganz übermäßig zugethan, und während ihn der Reichstag bereits in bitterem Unmuth an die Erfüllung seiner Pflichten und Zusagen mahnte, ergötzte er den großen Haufen mit einem höchst unpassenden Schauspiel, indem er sich mit einem französischen Ritter öffentlich duellirte. Dieser burschikose Leichtsinn verhinderte ihn auch, seine Kriege ordentlich zu führen. Denn da die Kriege fast nur noch mit Söldnern geführt wurden, so hatte Niemand mehr Geld nöthig und doch wußte Niemand schlechter mit dem Gelde umzugehen als Maximilian. In den entscheidendsten Augenblicken pflegten ihm seine Söldner wegen rückständigen Soldes fortzulaufen. In ganz Europa ward seine Geldnoth zum Sprichwort. Voluntatem sane Maximiliano adesse, pecunias deesse, sagt ein englischer Schriftsteller.

Zeigte sich Maximilian somit in guten und schlimmen Eigenschaften ganz verschieden von seinem Vater, so hatte er doch eines mit ihm gemein, nämlich den Traum der Weltherrschaft, den Gedanken an die Wiederherstellung des alten Kaiserthums und an die Aufrichtung einer neuen österreichischen Großmacht, deren Mittelpunkt jetzt Burgund war. Diese Pläne, welche schon unter dem Vater deutlich hervorgetreten waren und wie wir sahen, die Besorgnisse selbst eines so habsburgisch-gesinnten Fürsten wie des Albrecht Achilles erregt hatten, — mußten, sobald sie der Sohn ungestüm zu verwirklichen strebte, schon jeder für sich allein, zu geschweigen in ihrer Verbindung, auf den größten Widerstand stoßen. Zunächst verwickelten sie ihn in heftigen Kampf mit Frankreich, welches mit Besorgniß auf die neu heranwachsende Großmacht sah, zumal Maximilian schon seit 1489 auch wegen einer ehelichen Verbindung seines Sohnes Philipp mit einer Tochter und seiner Tochter Margaretha mit einem Sohne des Königspaares von Spanien unterhandelte. Schon hatte er auch Frankreichs wichtigste Provinz, die Bretagne erheirathet und dies gab Veranlassung zu der persönlichen Beleidigung, die ihm durch den Raub seiner Verlobten widerfuhr. Aber schon hier konnte er bemerken, daß in diesen ununterbrochenen Hauskriegen, welche den Niederländern selbst im höchsten Grade zuwider waren, auf die Hülfe der deutschen Fürsten nicht weiter zu zählen sei. „Gnädigster Herr!" sagte ihm sein eigener Freund und Gönner, Kurfürst Berthold von Mainz auf dem Reichstage zu Coblenz im Jahre 1492, „unser Vermögen ist nicht also, daß wir solche Anschläge und Satzungen, so bisher von Kaiserl. Majestät und Euch geschehen, erleiden können — — — Sie haben nun ihre Lande wieder erobert, wenn wir aber das Unsere verlieren und in's Verderben gesteckt sind, so wird uns Niemand das Unsere wieder gewinnen" — —. So dachten selbst die besten Fürsten, und damit man nicht glaube, das Volk habe anders gedacht, so wollen wir gleich noch mittheilen, was uns der Rentmeister des Herzogs Albrecht von Sachsen berichtet. Von den ritterlichen Fürsten, welche dem Maximilian glichen und für ihn in der Fremde mit Hingebung fochten, war Herzog Albrecht des Kaisers treuer Feldhauptmann, einer der wenigen, welche zu Hause etwas zu verlieren hatten. Darüber schreibt jener Rentmeister: „Ich bin dabei

gewesen, da meines gnädigsten Herrn edelste und trefflichste Räthe zu Sr. Fürstl. Gnaden sagten: „Gnädigster Herr, Ew. Gnaden haben also gehorsame und getreue untherthänige Leute, als sie kein Fürst im ganzen Reiche hat und geben Ew. Gnaden große Schatzung, die Ew. Gnaden in anderer Herren Länder verkriegen und unsre Lande arm machen. Wir wollen Ew. Gnaden treulich rathen und bitten, Ew. Gnaden wollen es unterlassen, denn es wird doch zuletzt nichts helfen" — — —.

Fast zwei Jahre vergingen, bevor Max seinen ersten Reichstag halten konnte. Gleich nach dem Leichenbegängniß seines Vaters hatte er die in Oesterreich eingebrochenen Türken zurückgetrieben, dann im März 1494 sich mit der Nichte des Ludovico Sforza von Mailand 1494
vermählt, die ihm 300,000 Dukaten mitbrachte; — er belehnte dafür den Ludovico, welcher Mailand eigentlich nur durch Unterdrückung seines Neffen beherrschte, ohne den Willen der Kurfürsten mit dem Herzogthum und begab sich dann in die Niederlande, um das von Karl dem Kühnen eroberte, ihm und später auch dem Maximilian von Kaiser Friedrich verliehene, aber immer wieder aufs Neue mit französischer Unterstützung zu Gunsten des angestammten Herzogs aufstehende Land Geldern zu unterwerfen.

Indeß hatten sich aber im Auslande Unternehmungen vorbereitet, welche bedeutsam für die ganze weltgeschichtliche Entwickelung, namentlich für Maximilian folgenreich wurden und ihn in einen Kampf rissen, der fast sein ganzes Leben ausfüllen sollte. Es begannen die Eroberungskriege um Italien. Dies seit Jahrhunderten in kleine Staaten zerrissene, zum Theil unter der ruchlosesten Tyrannenherrschaft seufzende Land hatte bisher nur den inneren Zerrüttungen der übrigen europäischen Staaten seine Fortdauer zu danken gehabt; sobald diese erstarkt waren, wurde es der Tummelplatz, auf dem sie ihre Kräfte maßen und mit dem Besitze Italiens das Uebergewicht in Europa zu erkämpfen suchten. Als Erbe des Hauses Anjou nahm zunächst der König Karl VIII. von Frankreich Neapel in Anspruch. Von den Italienern, ja sogar von jenem Ludovico von Mailand selbst zu Hülfe gerufen und in seinen Ansprüchen ermuntert, brach er an der Spitze seines Heeres im Sommer 1494 auf, durchzog, ohne Widerstand zu finden, Italien

und ließ sich am 12. Mai 1495 in Neapel krönen. Ja es hieß sogar, er strebe nach der römischen Kaiserkrone und wolle ganz Italien erobern. Er soll sich wirklich vor seinem Aufbruch den eitlen Franzosen im Kaiserornat mit Reichsapfel und Scepter gezeigt haben. Jedoch konnte dies, sowie die Weissagung seiner Astrologen, er werde das Morgen- und Abendland beherrschen, auch auf die beabsichtigte Wiedereroberung von Konstantinopel bezogen werden, welches er einem Verwandten des letzten Kaisers abgekauft hatte; wenigstens versicherten seine Botschafter und Proclamationen, daß er keineswegs nach der römischen Krone und nach fremdem Gute strebe, sondern lediglich aus Christenpflicht die Türken von seinem Erblande Neapel aus nachdrücklicher zu bekriegen, ihnen Konstantinopel zu entreißen gedenke, während Alles, was er sonst in Italien Eigenmächtiges unternehme, nur zu seiner Sicherheit geschehe. Wie dem auch sei, jedenfalls war die Sache für alle diejenigen sehr beunruhigend, welche selbst ein Interesse an Italien hatten oder nach dessen Besitze strebten; besonders für Maximilian; um die Franzosen aus Italien wieder zu vertreiben, schloß er mit dem Papst, dem Herzog Ludovico von Mailand, den Venetianern und dem König von Aragonien am 31. März 1495 das Bündniß zu Venedig.

1495 Wenige Tage vorher, am 26. März 1495, eröffnete er den Reichstag zu Worms. Ganz erfüllt von jenen Welthändeln, hatte er erwartet, das gesammte Reich werde hier sofort mit ihm in den Krieg aufbrechen. Die Reichsstände ihrerseits, welchen jene Welthändel gleichgiltig waren, wußten nicht anders, als daß jetzt die längst verheißene innere Reichs-Reform geschehen solle. Hatte sich doch Maximilian in seinem Einladungsschreiben selbst entschuldigt, daß er bisher durch die Widerwärtigkeiten in seinen Hauslanden an der Wahrnehmung dieser inneren Reichspflichten verhindert worden sei, er selbst hatte die Absicht „Gericht und Recht ordentlich aufzurichten", als einen Hauptgegenstand der Tagesordnung bezeichnet und es machte einen sehr üblen Eindruck, als bei dieser Eröffnung des Reichstags gerade dieser Punkt in den königlichen Propositionen vergessen war. Maximilian legte dieser Versammlung, wie allen früheren eben nur eine Reihe von Anforderungen vor, die sich meist auf die italienischen

Händel und den Krieg gegen Frankreich bezogen. Diese Forderungen wurden nun sogleich mit großem Widerstreben aufgenommen; man meinte, das ohne Vorwissen des Reiches vom König eigenmächtig geschlossene Bündniß verpflichte das Reich zu nichts; der Ludovico habe ja die Franzosen selbst gerufen, gegen welche er jetzt von den Deutschen Hülfe fordere; was sie der König von Neapel und der Usurpator von Mailand angehe? Bei Frankreich wollte man zuvor wegen dessen wahrer Absichten anfragen, eine Gesandtschaft ward abgeschickt; französische Botschafter waren mit friedlichen Versicherungen auf dem Reichstag erschienen u. s. w.

Bei alledem waren die Stände auf jenem Reichstage opferbereiter als je. Der geforderten Hülfe zum Römerzug und Türkenkrieg setzten sie mit seltener Bereitwilligkeit von Anfang an keine Bedenklichkeiten entgegen, sie verwilligten sogar bedeutende Geldsummen als Kriegsanleihe zum italienischen Kriege, nur knüpften sie an alles dieses die Bedingung, daß darüber das Nöthigste, nämlich eine „leidliche, ehrbare Ordnung im Reiche" zu schaffen, nicht länger versäumt werde. Da ihre Vorschläge lange unbeantwortet blieben, so entstand ein heftiger Wort- und Schriften-Wechsel, die Opposition warf dem König sogar vor, er habe sie mit seinem Einberufungsschreiben getäuscht. Der Hülfspunkt werde immer von ihm als das Wichtigste betrachtet, alles Andere versäumt und das verwilligte Geld, das so schwer aufzubringen sei, ohne allen Nutzen verschleudert. Man wußte, daß Maximilian nach geschehener Verwilligung den Reichstag schließen, die Reformen hinausschieben werde und man wollte sich nicht länger hinhalten lassen. Er sah sich endlich genöthigt, auf die Verfassungsfrage einzugehen.

Der innere Grund seiner Abneigung lag allerdings zum Theil auch darin, daß ihm die aufgetauchten Verfassungspläne zu tiefgreifend waren und mit seinen Ideen vom Kaiserthum nicht übereinstimmten. Und doch gingen diese Entwürfe von Männern aus, welche von jeher für das Haus Habsburg gearbeitet hatten, Männern wie der Kurfürst Berthold von Mainz, dem Maximilian seine Erhebung dankte, und der an der Spitze der ganzen Reformbewegung stand, ferner der Kurfürst von Brandenburg und der Graf Hug von Wer-

bemberg, des Kaisers Friedrich unermüdlicher Minister, die jetzt im Verfassungs-Ausschuß saßen. Die Vorschläge dieses Ausschusses schlossen sich nun den Entwürfen Bertholds an und beruhten auf dem Grundgedanken, daß man erstens durch gänzliche und unbedingte Beseitigung des Fehdeunfugs zunächst eine Staatsordnung wieder möglich machen, zugleich aber, damit dieser Landfriede nicht wie alle früheren ein blos papierenes Werk bleibe, zur Handhabung desselben neue Reichsbehörden schaffen müsse, deren Bestellung aber nicht vom Kaiser allein, sondern von den Ständen ausgehen müsse. Statt der bisherigen Matrikel sollte ein gemeiner Pfennig, zur Bestreitung der Reichsbedürfnisse erhoben werden. Mit anderen Worten ein ewiger Landfriede, ein gemeiner Pfennig, ein ständisches Reichs-Gericht, und ein ständisches Reichs-Regiment wurden beantragt. Die beiden ersteren Vorschläge bedürfen keiner Erläuterung, sie waren auch in Deutschland bereits unzählige Male vorgeschlagen und versucht worden; ebenso bildete die Reform des Reichs-Gerichts längst ein stehendes Kapitel der Reichstags-Verhandlungen und Maximilian selbst hatte sie bereits zugesagt. Man wollte durch Beseitigung der Willkür, durch Gerichts- und Sportul-Ordnung, sowie durch Ernennung der Richter nach Wahl der Stände der Reichs-Justiz mehr Würde und Geltung verschaffen. Um aber auch ein ausführendes Organ zu haben, kam man eben auf das Reichs-Regiment oder den Reichsrath. Ihm war ein großer Wirkungskreis zugedacht, er sollte Alles umfassen, was zur Staatsverwaltung gehört, Landfriede und Polizei, Heerwesen und Finanzen, innere und äußere Politik. Er sollte den gemeinen Pfennig erheben und verwalten, die Truppen bestellen, die Vollstreckung der Justiz überwachen, das Reichsgut wieder einziehen, überhaupt des Reiches Wohlfahrt und Nutzen wahrnehmen. Auch die Ausführung der Concordate mit Rom sollte ihm obliegen, wie denn überhaupt die Kirchen-Reform in dieser ganzen Reichsbewegung eine Hauptrolle spielt. Der Reichsrath sollte aus sechszehn Mitgliedern bestehen, der Kaiser sollte den Vorsitzenden, die sechs Kurfürsten (Böhmen ward nicht mitgerechnet) und die vier anderen Erzbischöfe jeder ein Mitglied ernennen, die Stände in Franken, Schwaben, Baiern und Niederland je eines, die Reichsstädte zwei. Von den Kurfürsten sollte

stets einer persönlich Theil nehmen, die Kurfürsten jährlich zusammen kommen und mit dem König die Oberaufsicht führen, die wichtigeren Beschlüsse sollten ihnen und dem König zur Bestätigung vorgelegt werden. Ueber dem Reichsrath stand dann immer noch der Kaiser und die Reichsversammlung als höchste gesetzgebende Macht.

Ein Hauptversehen bei diesem Entwurfe war, daß die Kurfürsten zu sehr an sich selbst und zu wenig an die anderen Stände, namentlich an die übrigen sehr mächtigen Fürsten und Herren, sowie gar nicht an die Ritterschaft gedacht hatten; Elemente, welche ohnedies von jeher wenig geneigt waren, sich der Autorität der Kurfürsten zu unterwerfen und jeder Reform, welche blos von diesen ausging, von Natur widerstrebten.

Dagegen waren die Reichsstädte jetzt die natürlichen Verbündeten der Kurfürsten; sie hielten sich enge zu Berthold und nahmen dessen Entwürfe mit großem Lobe an. Immerhin war es ein stattlicher Theil der Nation, der sich hier nochmals in einer politischen Idee zusammenfand und vielleicht wäre es einem König, der die Sache energisch aufgenommen und mit Ausdauer durchgeführt, sich an die Spitze dieser Reformbewegung gestellt hätte, möglich gewesen, daraus etwas Dauerhaftes zu gestalten. Aber gerade hieran war nicht zu denken. Maximilian wollte eigentlich nur Geld und Truppen haben. Alles Uebrige war ihm zunächst ziemlich gleichgültig, und deßhalb war es auch im Grunde einerlei, ob er die neue Verfassung annahm oder nicht. Denn nicht darauf kommt es an, daß irgend eine Verfassung, und wäre sie die beste, gegeben wird, sondern Alles wird von dem Ernste abhängen, womit sie gegeben und dann auch gehalten und ausgeführt wird.

Maximilian nahm endlich die Vorschläge wegen Reform des Reichsgerichtes an, so widrig sie ihm waren; er wollte die Stellen alle selbst besetzen und das Gericht an seinen Hof berufen; den letzteren Vorschlag ließ er wieder fahren, das Gericht erhielt seinen Sitz in Frankfurt; wegen des Richters und der sechszehn Urtheiler ward bestimmt, daß er sie „mit Rath und Willen der Versammlung kiesen" solle. Ihre Besoldung, soweit die fest bestimmten Sportuln dazu nicht ausreichten, sollte er aus den Reichs-Gefällen zahlen. So kam endlich das Reichs-

kammergericht zu Stande; zugleich wurde jetzt ein ewiger Landfriede verkündet.

Als Gegenleistung für diese Zugeständnisse verwilligten die Stände ihrerseits den gemeinen Pfennig. Jedermann sollte nach Vermögen dazu steuern, die Vermögenderen von je 1000 Gulden einen. Das Volk sollte sogar von den Kanzeln zur Bezahlung ermahnt werden, weil die Steuer zunächst zum Kriege gegen die Ungläubigen dienen sollte. Man hatte dabei freilich gefordert, daß Maximilian selbst mit gutem Beispiele voran gehe und die Steuer zuerst in Oesterreich und Burgund erhoben werde. Auch sollte das Geld ihm nicht in die Hand gegeben werden, sondern eine ständische Commission von sieben Mitgliedern sollte es in einem Frankfurter Gewölbe verwahren und der nächsten Reichsversammlung darüber berichten.

Aus diesen Beschlüssen und vielen anderen Umständen geht nur zu deutlich hervor, mit welchem Mißtrauen sich König und Stände, trotz aller gegenseitigen Zugeständnisse, bereits gegenüberstanden, noch stärker tritt dasselbe aber bei der Frage über Reichsregierung auf. Zwar wünschte auch Maximilian eine centralisirtere Reichsregierung, eine Behörde, die statt der schwerfälligen Reichstage sich der Reichsangelegenheiten annehmen und ihm Hülfe schaffen könne in seinen auswärtigen Nöthen. Aber den Vorschlag eines ständischen Reichsregimentes wies er zurück und machte den Gegenvorschlag, daß dies Reichsregiment nur während seiner Abwesenheit regieren und an seinen Hof berufen werden solle. Man ließ nun den Plan ganz fallen und vereinigte sich vorerst dahin, daß alljährlich am 1. Februar die Reichsversammlung auf mindestens einen Monat sich versammeln solle, zunächst in Frankfurt, um Frieden und Ordnung herzustellen, die Ausführung der beschlossenen Reformen zu sichern und über die Verwendung des gemeinen Pfennigs zu beschließen. Berthold von Mainz ward sogar ermächtigt, nach Bedürfniß besondere Reichstage zu berufen. Ohne Wissen und Willen des Reichstags sollte weder der König noch der Herzog von Burgund noch irgend ein Reichsfürst Kriege anfangen und Bündnisse schließen, „welche dem Reich zum Nachtheil sein könnten." Was vermittelst der Reichshülfe von Land

und Leuten erobert werde, sollte dem Reiche bleiben und nicht wieder beliebig ausgeliehen werden u. s. w.

Fassen wir Alles zusammen, so hatte die Reformpartei doch bedeutende Erfolge errrungen. Die Anwesenden verpflichteten sich, zur Ausführung der gefaßten Beschlüsse nach Kräften zu wirken und Widerspenstige zur Anerkennung des Beschlossenen zu bewegen. Es war freilich ein langes Verzeichniß von solchen, mit denen erst noch unterhandelt werden sollte. Darunter befanden sich u. A. der König von Böhmen, die gesammte Ritterschaft „allenthalben im Reiche", die Eidgenossen, die Friesen, aber auch des Königs eigner Sohn, der Herzog von Burgund, ferner der Kurfürst von der Pfalz, der sich gegen jene Beschlüsse förmlich verwahrt hatte, sowie der Markgraf von Baden, ferner die Herzöge von Lothringen, von Braunschweig-Lüneburg, von Braunschweig-Grubenhagen, von Lauenburg, von Stettin und Pommern, von Schleswig-Holstein, ferner eine Menge von Bischöfen, — — deutlicher als aus dicken Büchern sieht man aus diesem Verzeichniß, welche Schwierigkeiten jede durchgreifende Maßregel im Reiche zu überwinden hatte. Aber es war doch jetzt, falls es den Theilnehmern nur rechter Ernst war, immerhin ein stattlicher Anfang gemacht und es wurden auch sogleich einige wichtige Gesetze und Maßregeln, namentlich wegen Reformation des längst zum wüsten Unfug ausgearteten Vehmgerichts, sowie wegen einer neuen Münzordnung erlassen. Eine treffliche Hülfe hoffte man am schwäbischen Bunde zu finden. Berthold von Mainz und Graf Eberhard von Wirttemberg bemühten sich, dessen Verlängerung zu erwirken, die jedoch bei dem Widerstreben vieler Mitglieder nicht sogleich gelang. — — Auch Maximilian richtete, gleich dem Vater, seine Hauptsorge auf Schwaben; unter den vielen Belehnungen und Festlichkeiten zu Worms war die Erhöhung jenes Grafen Eberhard zum Herzog von Wirttemberg um so wichtiger, weil dadurch das ganze Land als Herzogthum zu einem Reichslehen vereinigt wurde, dessen Heimfall in Aussicht stand. Aber auch hier treten sofort die Gegensätze hervor, welche die ganze Reichsgeschichte jener Zeit erfüllen. Auch hier trauten die Stände der Politik des Kaisers nicht; sie fürchteten österreichisch zu werden und sträubten sich gegen die ihnen zugedachte Ehre; Eberhard selbst machte daher die Be-

dingung, daß bei eintretender Erledigung das Land Württemberg nicht anderweit verliehen, sondern als unmittelbares Reichsland von einem aus den drei Ständen zu wählenden Regimentsrath regiert werde.

Die nächsten Jahre der Reichsgeschichte gingen nun mit Versuchen hin, jene Wormser Beschlüsse auch durchzuführen. Kurfürst Berthold von Mainz, der Haupturheber und Träger der ganzen Reformbewegung, welchem sich u. A. die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und alle Reichsstädte eng angeschlossen, schritt auf dem betretenen Wege unermüdlich fort. Wie er nach den Wormser Beschlüssen die Reichstage berief, so rief er auch das Kammergericht, welches sich aus Mangel an Besoldung schon nach wenigen Monaten seines Bestehens wieder aufgelöst hatte, schon im Jahre 1496 auf's Neue zusammen; es ward beschlossen, dasselbe aus dem gemeinen Pfennig zu bezahlen und nach Worms zu verlegen; die Kammergerichtsordnung wurde weiter ausgebildet. Eine Reihe von Reichsgesetzen war auf dem langen Reichstage zu Lindau (1496, 1497) zu Stande gekommen oder vorbereitet worden, deren Ersprießlichkeit schon aus der Einen Thatsache erhellt, daß sie selbst in Sachsen wohlthätig und umgestaltend wirkten und dort eine neue Landesordnung in's Leben riefen. Aber freilich, oft genug mußte selbst Berthold's rastloser Eifer verzagen. „O liebe Herren," so klagte er einst im Reichstage, „es geht gar langsam zu und ist wenig Fleiß und Ernst in den Ständen des Reiches von oben bis unten und ist billig zum Erbarmen." — — Besonders klagte er über den König: „es gefällt mir gar nicht wohl, versiegelte Ordnungen zu machen und dann nicht zu befolgen." — — Maximilian lebte indeß ganz seinen Kriegsplänen gegen Frankreich. Zwar hatte der König von Frankreich bereits auf die Kunde der gegen ihn geschlossenen Allianz Italien verlassen; die Franzosen waren durch Volksaufstände aus Neapel vertrieben worden; der Rest der französischen Truppen hatte nach erlittenen Niederlagen Italien vor den Alliirten ganz geräumt. Aber nun war Maximilian, ohne den nach Lindau berufenen Reichstag abzuwarten — den Frankfurter hatte er gar nicht gehalten, — in übereilter Weise nach Italien aufgebrochen, um die dortigen Anhänger Frankreichs zu bekriegen; aber er sah sich in seinen Erwartungen betrogen und mußte, da eine französische Flotte

vor Liworno erschien, die Belagerung dieser Stadt aufheben. In unrühmlichem Rückzug kehrte er heim, die Italiener hatten ihre anfängliche Furcht vor ihm verloren und der Waffenstillstand zwischen den Königen von Frankreich und Aragonien vom 15. März 1497, in welchen die Verbündeten aufgenommen wurden, machte den italienischen Händeln vorläufig ein Ende. Um so eifriger nahm Maximilian jetzt die burgundischen Streitigkeiten mit Frankreich wegen der Franche Comté wieder auf, doch mußte er auch hier den Schmerz erleben, daß die burgundische Regierung selbst einen Waffenstillstand, dann Frieden mit Frankreich schloß. Indeß war im April 1498 König Karl VIII. gestorben und die Thronbesteigung dessen Vetters Ludwigs XII., desselben, welcher als Herzog von Orleans an der Spitze der Kriegspartei gestanden und als Nachkomme der letzten Visconti Erbansprüche auf Mailand erhoben hatte, wurde für Maximilian ein Anlaß neuer Besorgnisse und kriegerischen Eifers. Und in der That hatte sich Ludwig bereits die Titel eines Königs beider Sicilien und eines Herzogs von Mailand beigelegt und ließ durch seine Agenten in Italien überall seine nahe Ankunft verkünden. In dieser Lage brauchte Maximilian dringender als je die Hülfe des Reiches. Nach langer Abwesenheit erschien er wieder auf dem Reichstage in Freiburg.

Und wirklich fand er hier eine ihn selbst überraschende Bereitwilligkeit und konnte sich überzeugen, wie ersprießlich auch für ihn eine ernsthafte Reichsreform sei. Durch den Eifer der Reformpartei war nämlich der gemeine Pfennig, wenn auch langsam und unter vielen Schwierigkeiten, doch endlich zum großen Theil eingegangen, die Kurfürsten, mit Ausnahme des widerspenstigen Pfälzers, hatten ihn großen Theils, die Reichsstädte bis auf drei vollständig eingezahlt. Man konnte dem König sofort weitere Subsidien geben. Er zeigte nun auch den besten Willen und versprach Abhülfe aller Beschwerden, er ließ die Steuer nun auch in seinen Erblanden beitreiben und errichtete zu diesem Zwecke dort eigne Behörden. Das innere Reformwerk gewann neuen Fortgang und selten war ein Reichstags-Abschied inhaltreicher als der von Freiburg. Es wurde da u. A. eine treffliche gemeine Münzordnung gegeben, es wurde eine Reformation und Ordnung im Criminalwesen beschlossen u. s. w. Und nun sollte auch mit der Unterwerfung der

Widerspenstigen unter die Reichsgesetzgebung ernstlich begonnen werden. Alle bisher ausgebliebenen Stände wurden nochmals zu einem nach Worms ausgeschriebenen Reichstage eingeladen, dort sollten dann die Beschlüsse nochmals wiederholt werden und dann für Alle unbedingte Gültigkeit erlangen. Um sogleich eine streitbare Macht zur Hand zu haben, ward der schwäbische Bund durch Strafandrohungen gezwungen, sich auf zwölf Jahre zu verlängern.

Wenn die patriotischen Männer, welche in jenen Jahren an der Spitze der deutschen Reichsgeschäfte standen, nach dem Reichstage zu Freiburg auf die Ergebnisse ihrer Thätigkeit zurückblickten, so hatten sie in der That einiges Recht zu den besten Hoffnungen des Gelingens; ja diese Hoffnungen steigerten sich bereits zur Siegesgewißheit und schon konnte Berthold daran denken, selbst die Schweizer Eidgenossen, das erste Kriegsvolk jener Zeit, den neuen Reichsordnungen zu unterwerfen. Doch als er den Schweizer Abgesandten drohend anfuhr: „er wolle die Schweizer mit einem Federzuge zur Unterwerfung bringen," erwiederte dieser: „gnädiger Herr! was Ihr drohet, ist vormals Anderen mißlungen, die es mit Hellebarden versuchten, welche mehr zu fürchten sind, als Gänsekiele." Und in der That, mit diesen Worten war der ganzen Reformbewegung in ihrem hoffnungsvollsten Augenblicke das Urtheil gesprochen. Die Kurfürsten verfielen eben in Maximilian's Fehler; sie überschätzten ihre und des Reiches Kraft und indem sie das Reich sogleich in eine Reihe von auswärtigen Kämpfen stürzten, brach das mühsam aufgebaute Reformwerk im Sturme der Ereignisse zusammen.

Sie waren jetzt nämlich in der auswärtigen Politik auf Maximilian's Ansichten vollständig eingegangen. Die Vorschläge des Königs von Frankreich, welcher bereit war, gegen Ueberlassung von Genua und Neapel — die sich ja schon längst in französischen Händen befunden hatten — auf Mailand zu verzichten und einen ewigen Frieden mit dem Reiche zu schließen, wurden zwar von etlichen Fürsten unterstützt, jetzt aber auch von den Kurfürsten deßhalb verworfen, weil Neapel ein Lehen des Papstes, Genua eine Stadt des Reiches sei! Mit einem Heere von 30,000 Mann fiel Maximilian in die Champagne ein, doch nun brachen von Frankreich her geschürt neue furchtbare

Kriege aus, am Niederrhein gegen die Niederländer in Geldern, in Oberdeutschland gegen die Schweizer, — — welche sehr unglücklich für das Reich ausfielen und den ganzen Zustand der Dinge veränderten.

Das Mißtrauen der Eidgenossen gegen das deutsche Reich hatte unter Friedrich III. tiefe Wurzeln geschlagen und wurde auch auf den schwäbischen Bund übertragen, in welchem die Schweizer ein Werkzeug des Hauses Habsburg sahen, das zu ihrer Unterdrückung bestimmt sei; die Drohungen des schwäbischen Adels, „nun werde man bald mit den Bauern fertig werden", waren nicht geeignet, diese Ansicht zu widerlegen. Unter gegenseitigen Schmäh- und Spott-Reden wuchs die Erbitterung auf beiden Seiten mächtig heran, sie wurde genährt durch mancherlei locale Streitigkeiten zwischen Schweizern und Schwaben. Auch zwischen Tyrol und der Schweiz war viel Streit, besonders als die Graubündner Landleute 1497 und 1498 einen ewigen Bund mit den Schweizern machten. Und dazu kamen nun die Reichshändel. In Allem aber, was aus dem Reiche kam, sahen die Schweizer Gefahr der Unterdrückung. Die Aufforderung, den gemeinen Pfennig zu bezahlen und dem Kammergericht Folge zu leisten, wurde unter Hinweisung auf ihre Privilegien abgelehnt. Sie erklärten dem Reiche treu bleiben, aber ihre verbriefte Freiheit von fremden Steuern und Gerichten nicht aufgeben zu wollen. Das Kammergericht sprach in einigen Händeln die Reichsacht gegen die Schweizer aus; schon wurde vom schwäbischen Bunde zur Vollziehung gerüstet. Indeß hätten Maximilian und die antifranzösische Partei der Tagsatzung den Krieg gern vermieden, ebenso die schwäbischen Städte; man vermittelte von beiden Seiten ernstlich um Beilegung der Händel. Doch während Maximilian eben mit Berner Gesandten unterhandelte, fingen seine Tyroler Räthe in Gemeinschaft mit einigen schwäbischen Herren die Feindseligkeiten an. Nochmals gelang den Gesandten beider Regierungen zu Feldkirch eine Ausgleichung und schon zogen nun die Schweizer von der Grenze wieder heim, als durch den Uebermuth der Landsknechte, welche auf die Heimkehrenden schossen und eines Haufens vom schwäbischen Adel, welcher ein Städtlein überfiel, dieser furchtbare Krieg nun doch zum Ausbruche kam. Denn jetzt eilten die Eidgenossen von allen Seiten zu den Waffen, sie erfochten selbst gegen

die viel zahlreicheren Kriegshaufen der Tyroler und Schwaben eine Reihe glänzender Siege, unterwarfen den Vorarlberg, verwüsteten das benachbarte Schwabenland. Nochmals versuchten Maximilian und die Häupter der Tagsatzung zu vermitteln; aber jetzt verwarf der schwäbische Bund den Frieden und versammelte in Constanz ein Heer, indeß in Tyrol die Schweizer eine Reihe neuer Siege errangen. Auf die Kunde so vieler Niederlagen schloß Maximilian Frieden in Geldern und eilte selbst herbei; er rief das Reich zu den Waffen; etliche Reichsstände folgten dem Rufe, etliche nicht; unter denen welche folgten, bemerken wir die Contingente der Nürnberger unter Willibald Pirkheimer und die Straßburger, denen Gailer von Kaisersberg warnend zuruft: „nicht so zu ziehen als wenn sie nach Baden in's Bad wollten, sondern mit männlichen Herzen und guten langen Spießen, Hellebarden und Büchsen und dazu Gottesfurcht." In der That war dies Reichsheer sehr ungeeignet zu einem Kriege gegen das erste Kriegsvolk jener Zeit. Der Krieg begann für Maximilian gleich in Tyrol bei einem Einfall in's Engadin sehr unglücklich. Seine Söldner litten Mangel und liefen zu Landeck auseinander. Hierauf stellte er sich an die Spitze der Reichstruppen. In einem Kriegsrath zu Ueberlingen ward beschlossen, die Schweiz von drei Seiten, von Feldkirch, Constanz und Basel her anzugreifen und durch Uebermacht zu erdrücken. An der Spitze von 20,000 Mann wollte der König selbst im Thurgau vordringen, aber mit den schwerfälligen Reichstruppen war nichts anzufangen; ja sie weigerten sich zu streiten; denn sie seien nur gekommen, um den Reichsboden zu vertheidigen. Da verließ Maximilian das Heer und ging nach Lindau, auf bessere Nachrichten aus dem Sundgau harrend, wo der Graf von Fürstenberg mit 18,000 Mann Kerntruppen, mit der wälschen Garde und den niederländischen Reitern vorrückte. Doch auch dieses glänzende Heer, dessen Pracht und Siegesgewißheit an die Burgunderheere erinnerte und welches in der That den Schweizern den angedrohten Untergang zu bringen schien; — denn sie hatten ihm nur wenige Mannschaft entgegenzustellen, weil die Hauptmacht anderwärts beschäftigt war — wurde von wenigen tausend Eidgenossen in einer langen und blutigen Schlacht bei Dornach vollständig geschlagen. Unter allen Schweizer Schlachten ist keine, die

sich mit dieser an Zügen des Heroismus messen kann. Die Schweizer betrachten sie noch heute als ihren wichtigsten Sieg. Viele große Herren, auch der Graf von Fürstenberg wurden da erschlagen. Vergebens bot man den Solothurnern reiche Lösegelder für die Leichen. Sie setzten die Leichen in der Kirche zu Dornach bei; „die Edeln sollen bei den Bauern liegen" war ihre Antwort.

Dieser Schlag machte einen tiefen Eindruck auf Maximilian und durchkreuzte in der That alle seine Pläne. Er suchte jetzt zwar auf's Neue den Frieden mit den Schweizern und die Bemühungen der Friedenspartei in der Tagsatzung kamen ihm dabei zu Hülfe. Im Frieden zu Basel, am 22. September, gaben sie die in diesem Schwabenkriege gemachten Eroberungen wieder heraus und behielten nur die Gerichtsbarkeit über den Thurgau. Die Verbindung mit Graubünden, Basel, Schaffhausen blieb in Kraft, diese beiden Reichsstädte wurden zwei Jahre darauf in ähnlicher Weise wie Freiburg und Solothurn in den ewigen Bund aufgenommen. Aber die Freiheit von Gerichtsbarkeit und Besteuerung durch das Reich ward der Schweiz durch den Artikel zugestanden, daß darin Alles bleiben solle wie vor dem Kriege.

So endigte dieser furchtbare Krieg, in welchem 2000 Städte, Dörfer und Schlösser verbrannt sein sollen, das Land dreißig Meilen weit verwüstet, 20,000 Menschen erschlagen wurden, die Schweiz aber zwar dem Namen nach ein deutsches Reichsland blieb, doch in Wahrheit vom Reiche abgelöst wurde.

Den Hauptgewinn zog aber nun der König von Frankreich, der sich mit den Schweizern verbündet hatte und den Abschluß des Friedens zu verhindern suchte. Während die Schwerter noch auf beiden Seiten gezogen waren, führte er seinen Schlag in Italien aus, eroberte das Herzogthum Mailand, im Sommer 1501 auch Neapel mit leichter Mühe, Ludovico und König Frederigo sind beide in französischer Gefangenschaft gestorben. Die Venetianer und der Papst hatten sich nun auch mit den Franzosen verbündet und erhielten Stücke der Beute. Mit dem König von Spanien war ein Vertrag zu Stande gekommen, wonach dieser mit Frankreich das Königreich Neapel theilte. Zugleich waren die seit lange vom Papste, von Frederigo und Ludovico gegen

Venedig aufgestachelten Osmanen bis nach Italien vorgedrungen und streiften verwüstend in Oesterreich.

Unter dem Eindrucke dieser Ereignisse hatte sich im Frühling
1500 des Jahres 1500 der Reichstag zu Augsburg wieder versammelt, um über neue Mittel zu berathschlagen, wie dem Reiche zu helfen sei. Daß es den Kurfürsten, wenigstens ihrem trefflichen Führer, nicht am guten Willen zur Hülfe fehlte, hatten sie schon in Freiburg bewiesen und sie bewiesen es jetzt auf's Neue. Sie versuchten eben Alles und selbst das Aeußerste; es wurde jetzt ein allgemeines Aufgebot in den Pfarreien beschlossen, es war dies eine sehr tiefgreifende Maßregel, die, wenn sie gelang, die größten Folgen haben mußte, weil sie unmittelbar in die Zeiten des nationalen Heerbannes zurückgriff. Je 400 Seelen sollten 1 Krieger, der Fürstenstand die Reiter, die Geistlichen und die Juden, sowie die Städte von ihren Gefällen und Renten sollten die Geldhülfe leisten. Maximilian hoffte schon mit mindestens 30,000 Mann in's Feld ziehen zu können und entschloß sich jetzt auf dringendes Anrathen Berthold's, zugleich in der innern Reichs-Reform einen Schritt weiter zu gehen. Der Reichsrath oder das „Reichs-Regiment", welches er zu Worms verworfen hatte, ward nun von ihm genehmigt, und die Anzahl der Mitglieder auf zwanzig erweitert, zu Gunsten der Ritterschaft, welche wegen ihrer Nichthinzuziehung sich beschwert hatte. Man hoffte sie hierdurch für das Institut zu gewinnen. Sechs Doctoren der Rechte sollten im Reichsrath sitzen, ein Kurfürst, ein geistlicher, ein weltlicher Fürst und ein Graf persönlich anwesend sein, der Kaiser sollte selbst präsidiren oder den Präsidenten ernennen. Gehalt, Geschäftsordnung u. dgl. ward bestimmt. Durch Eintheilung in sechs Wahlkreise, durch Bestimmungen von einigen Gesammtvertretungen durch alle Kreise wollte man der Einrichtung eine nationale Richtung geben, sie etwas über die lokalen Schranken hinausheben.

Die Reichs-Reform, wie sie Berthold wollte, hatte hiermit ihren Schlußstein erlangt und gerade jetzt sollte sie vollständig scheitern. Das Verhängniß des Reiches, welches eben in der inneren Entfremdung seiner Glieder bestand, die ja soeben noch im Schweizerkriege so furchtbar hervorgetreten war, sollte jetzt aller Verfassungspläne spotten.

Das Reichs-Regiment eröffnete zwar noch in demſelben Jahre unter dem Vorſitze des Kurfürſten Friedrich's des Weiſen von Sachſen in Nürnberg ſeine Sitzungen. Ein Theil der beſtimmten Mitglieder erſchien aber gar nicht, darunter z. B. die burgundiſche Stimme. Anderen war angeblich der Ort nicht anſtändig. Etliche Fürſten mochten die Stadt Nürnberg nicht betreten u. ſ. w. Der Reichsrath, deſſen Seele wieder Berthold von Mainz war, nahm ſich nun zwar der Reichsſachen mit Eifer an. Aber nichts wollte jetzt Fortgang nehmen und am wenigſten das Aufgebot. Nicht ein Mal die Verzeichniſſe der Pfarreien waren zu beſchaffen. Der Reichsrath ſah ſich genöthigt, ein „großes Reichs-Regiment", d. h. den für wichtige Fälle vorgeſchriebenen, durch achtzehn Fürſten erweiterten Reichsrath zu berufen, von denen ſich jedoch nicht mehr als ſechs Stimmen einſtellten. Vergebens war es, daß dieſe Verſammlung dringende Mahnungen erließ, einen abermaligen „großen Regiments-Tag" 1501 in Nürnberg veranlaßte, vergebens flehte ſie den König an, theilzunehmen. Einen Augenblick erſchien er wohl, aber nur um alsbald in höchſter Ungnade wieder abzureiſen. Er war, man weiß nicht genau weßhalb? mit dem Reichsrathe, den er freilich nicht um der Reichs-Reform willen eingeſetzt hatte, höchſt unzufrieden. Er hatte, wie es ſcheint, vom Reichsrath und vom Aufgebot größere Wirkungen gehofft. Nach den vorhandenen Quellen iſt es ſchwer, eine zureichende Erklärung für ſein Benehmen zu finden. Er hatte freilich mehr kriegeriſchen Eifer gegen Frankreich erwartet. Doch hatte er ſelbſt einen Vertragsentwurf mittheilen laſſen, wonach er den König von Frankreich unter gewiſſen Bedingungen mit Mailand belehnen wollte. Auf ſeinen Antrag wurden Geſandte des Reichsraths nach Frankreich geſchickt, welche nach ſeiner Inſtruction den Waffenſtillſtand ſchloſſen, den er dann, ſeine Meinung plötzlich ändernd, zu größter Beſtürzung des Reichsraths, zu ratificiren verweigerte: „der König von Frankreich werde ihn doch nicht halten." Der Reichsrath machte ihm „erſchrockenlich" Vorſtellungen und erſt mit Hülfe des Erzherzogs Philipp, der überhaupt für ſeine Lande eben ſo beſorgt und noch viel mehr für den Frieden mit Frankreich geſtimmt war, als nur irgend ein Reichsfürſt, erfolgte die Ratification. Hierauf erſchien eine franzöſiſche Ge-

ſandtſchaft an König und Reichsrath, um die Belehnung mit Mailand nachzuſuchen; daß dieſe Geſandtſchaft in Regensburg mit derſelben Höflichkeit empfangen wurde, welche den deutſchen Geſandten in Frankreich zu Theil geworden, iſt der einzige Vorwurf, den Maximilian dem Reichsrath zu machen wußte und der von dieſem in ſchlagender Weiſe wiederlegt wurde. Uebrigens wurde die Geſandtſchaft mit ihren Vorſchlägen ganz nach den Inſtructionen des Königs vom Reichsrath abgewieſen und zog unverrichteter Dinge wieder ab und hierauf ſchloß gerade er ſchon am 13. Oktober 1501 zu Trier eine überaus enge Allianz mit Frankreich, worin er ohne Reichsrath, Kurfürſten und Reich weiter zu fragen, dem König Ludwig die Belehnung mit Mailand und die Anerkennung ſeines errungenen Beſitzes ſelbſt zugeſtand. König Ludwig verpflichtete ſich dagegen, ihm zur Erlangung der Kaiſerkrone, zur demnächſtigen Erwerbung von Ungarn und Böhmen, ſeinem Enkel Erzherzog Karl zur Nachfolge in den ſpaniſchen Königreichen behülflich zu ſein. Ehebündniſſe der Kinder Philipps mit dem Dauphin und der Tochter Ludwig's ſollten die Allianz befeſtigen.

Wir ſehen aus dieſen Vorgängen, daß der von einigen Geſchichtſchreibern gegen den Reichsrath erhobene Vorwurf, als habe dieſer durch verrätheriſches Einverſtändniß mit Frankreich den Abfall Maximilians verſchuldet, wenigſtens in den Quellen keine Beſtätigung findet. Wir ſind nicht gemeint, die Hinneigung der deutſchen Fürſten zu fremden Königen, von welchen etliche ſogar Jahrgelder bezogen, beſchönigen zu wollen; nur gegen die damaligen Häupter der Reformpartei läßt ſich dieſer Vorwurf nicht beweiſen; die Urſache des Bruches lag vielmehr in Maximilian's innerer Abneigung gegen das Reichsregiment und in ſeinem unſtäten Character; um dynaſtiſcher Ausſichten willen war gerade er jetzt der eifrigſte ſich den Franzoſen in die Arme zu werfen. Solche Sprünge haben ſich bei ihm in der Folge noch ärger wiederholt. Dem Reichsrath trat er jetzt entſchieden feindſelig entgegen. Dieſer ſah ſich in ſeiner Thätigkeit vollends gelähmt. Der „große Regiments-Tag" ſchrieb zwar vor ſeinem Scheiden eine Reichsverſammlung nach Frankfurt aus, aber dieſe iſt gar nicht zu Stande gekommen. Der betrübte Abſchied jenes „großen

Regiments-Tages" enthielt in seinen Klagen über das geringe Ergebniß den Schwanengesang der ganzen Reformbestrebung. Kammergericht und Regiments-Tag gingen schon Anfangs 1502 wieder nach Hause.

Es trat nun ein offener Zwiespalt im Reiche zwischen den Kurfürsten und dem Könige ein. Maximilian berief jetzt nach eigner Willkür ein Reichsgericht nach Regensburg, welches in alter Weise schaltete und sportulirte. Die Reichsordnungen seit 1495 wurden ignorirt. Auf der anderen Seite traten die Kurfürsten zusammen und erneuerten zu Gelnhausen am 29. Juni 1502 den Kurverein von 1446. Sie wollen fest zusammenhalten; in Reichssachen und auf Reichstagen nur gemeinsam beschließen und da es kein Regiment, kein Gericht mehr im Reiche gebe, sich mit ihren Freunden und Nachbarn vereinigen, um für den Landfrieden und das gemeine Wohl zu sorgen, und sich gegenseitig zu vertheidigen. Alljährlich wollen sie nach Vorschrift der goldenen Bulle ein Mal zusammenkommen. Maximilian verwies ihnen dies als Empörung, sie erklärten, nach altem Herkommen vollkommen im Rechte zu sein und beklagten sich ihrerseits über die Eingriffe seines Gerichtes. Schriften und Gegenschriften wurden gewechselt, daneben lief eine bittere Privatcorrespondenz zwischen Maximilian und dem Kurfürsten Berthold, den er einst hoch verehrte und jetzt so bitterlich haßte, daß er ihn auf einem zu Ulm im Juni 1502 gehaltenen schwäbischen Städtetage sogar nicht undeutlich des Einververständnisses mit Frankreich beschuldigte, worüber Berthold, dem es hinterbracht wurde, tief entrüstet Auskunft und offene ehrliche Anklage verlangte. Der König gesteht es in diesem Briefwechsel selbst, daß der Hauptgrund seiner Erbitterung verletzter Herrscher-Ehrgeiz sei. Berthold habe sich zu viel herausgenommen, ihn den König habe man ganz hintenangestellt u. s. w. Offenbar stand aber dies Mal die öffentliche Meinung, namentlich der Städte, auf Seiten Berthold's und der Kurfürsten und sie ließen den König auch ihre Macht sogleich empfinden. Sie schrieben einen Reichstag nach Gelnhausen aus, um nöthigenfalls ohne den König das Reformwerk fortzusetzen und Maximilian mochte es gar nicht wagen, diesen Reichstag zu hindern. Um wenigstens den Anschein zu retten und womöglich die Reichsversammlung für sich

zu gewinnen, ſchrieb auch er denſelben Reichstag nach Gelnhauſen aus. Darauf beſtellten ihn die Kurfürſten wieder ab und dabei iſt es dann geblieben.

Doch gaben die Kurfürſten auch jetzt die Reform noch nicht auf. Merkwürdig iſt auch der Verſuch, nach dem Tode des Papſtes Alexander VI. die Concordate mit Rom zur Geltung zu bringen. Sie fordern den König auf, die Obedienz zu verweigern. Für ſich allein dieſen Schritt zu thun, wie im Jahre 1446, mochten ſie nicht wagen.

In dieſem Streite zwiſchen König und Kurfürſten vergingen die nächſten Jahre. Maximilian verlor am meiſten dabei; ſein Anſehen war mächtig geſchwunden, er konnte, wie ſich nun zeigte, ohne die Stände im Reiche gar nichts unternehmen und weder Reichstage halten noch Beiträge zu neuen Kriegen erlangen. Das Einzige, was er erreichte, war die Vereitelung der ſtändiſchen Reformen.

Dagegen konnten und wollten auch die Kurfürſten nichts Bedeutendes mehr unternehmen. Auch ihr Eifer war erkaltet und iſt mit dem Führer Berthold, der bald nachher ſtarb, vollends wieder erloſchen. Sie wagten weder dem Papſt die Obedienz zu verſagen, noch dem König allen Gehorſam zu kündigen und es war gewiß ein müſſiges Gerede, wenn es hieß, er ſolle auf Betreiben des ihm perſönlich verfeindeten Pfalzgrafen abgeſetzt werden. Noch viel weniger als unter Friedrich wäre dergleichen unter Maximilian möglich geweſen, die perſönlichen Verbindungen ſeines Hauſes waren noch viel ausgedehnter geworden und ſelbſt unter den Kurfürſten bei weitem mächtiger als der ganze ohnedies wieder erlahmte Eifer für das Reich. Dazu kam jetzt der Streit um die baieriſche Erbſchaft, eine Angelegenheit, welche die Fürſten, ſchon ſeit Jahren viel angelegentlicher beſchäftigt hatte, als alle Reichs-Reformen zuſammengenommen. Herzog Georg der Reiche von Landshut hatte nämlich beim Mangel an männlichen Leibeserben ſeinen Schwiegerſohn Ruprecht von der Pfalz eigenmächtig zum Erben ſeiner Länder eingeſetzt. Darüber gab es heftigen Streit mit Albrecht von München, in den ſich der König und viele Fürſten, ſelbſt das Ausland, einmiſchten. Als nun der Herzog am 1. December 1503 ſtarb, ſuchten zwar die zu Landshut verſammelten Landſtände dem armen Lande die Schrecken des Krieges zu erſparen, indem ſie beiden Theilen

die Huldigung so lange versagten, bis der König entschieden haben werde. Es kam aber anders, als sie gehofft hatten; zuerst mußten sie ihr Land zerstückeln sehen; Maximilian unterhandelte nämlich insgeheim mit beiden Theilen, ließ sich von jedem einen Theil des Landes versprechen und nahm mit Zustimmung Albrechts gegen den Protest der Stände zunächst ein Stück von Niederbaiern in österreichischen Hausbesitz. Hierauf suchte er zwar mit Hülfe des schwäbischen Bundes noch zwischen beiden Streittheilen zu vermitteln, aber der ungestüme Ruprecht griff jetzt unwillig zu den Waffen und nahm das Land mit Gewalt ein. Nun ward ihm der Prozeß gemacht, das Herzogthum Landshut wurde dem Herzog von München förmlich zuerkannt, Ruprecht mit allen seinen Helfern am 4. Mai 1504 in die Acht er- 1504
klärt. Der Kurfürst wollte seinen Sohn nicht verlassen und zog ihm zu Hülfe, aber zahlreiche Vollstrecker der Reichsacht aus Schwaben, Baiern, Franken, Hessen, selbst aus Braunschweig und Mecklenburg zogen nun in's Feld. Ein furchtbarer Krieg entspann sich, in welchem die streitigen Länder und die des Kurfürsten schrecklich verwüstet wurden. Die einst von Friedrich dem Siegreichen geschlagenen Gegner des Hauses erhielten jetzt Gelegenheit sich zu rächen und schadlos zu halten, ländergierige Nachbarn konnten sich erweitern. Wären doch die Landfriedensgebote mit halb so viel Gehorsam befolgt, die Kriege gegen das Ausland mit halb so viel Eifer geführt worden, als diese Dynastenkriege gegen deutsche Länder! Kaiserliche Truppen eroberten die pfälzischen Länder in Ortenau und Elsaß. Hessen und Württemberger verwüsteten die Pfalz, in Baiern stritten Baiern, Brandenburger, Nürnberger und andere gegen den Pfalzgrafen, welcher viel böhmische Söldner angeworben hatte. Maximilian hatte Gelegenheit, im Kriegsgetümmel der Vorderste zu sein, er schlug in der Schlacht bei Schönberg am 12. September 1504 die böhmischen Truppen auf's Haupt. Inzwischen war der Pfalzgraf Ruprecht mitten im Kriege gestorben und da der Kurfürst von der Pfalz sich in seiner Hoffnung auf französische Hülfe getäuscht sah, — denn auch Maximilian war jetzt mit Frankreich eng verbunden, — so endete der Krieg mit Maximilian's vollständigem Triumphe. Der Kurfürst bat jetzt demüthig um Gnade und unterwarf sich den Entscheidungen des vom Kaiser

1505 berufenen Reichstages, welcher nunmehr im Juli 1505 zu Köln mit großem Glanze eröffnet wurde. Hier wurde die pfälzische Angelegenheit unter Maximilian's Vorsitz entschieden. Vom Landshuter Erbe, dessen Hauptbestandtheil an Albrecht von München fiel, erhielten die Kinder Ruprecht's nur ein kleines Stück an der Donau im Gebiete von Neuburg, die sogenannte junge Pfalz oder das Herzogthum Pfalz-Neuburg. Von den pfalz-baierischen Ländern erhielten Brandenburg, Nürnberg, Württemberg, Hessen große Stücke, Hessen erhielt u. A. Homburg vor der Höhe. Die Weigerung des Kurfürsten, den förmlichen Verzicht auf das ihm Entrissene zu leisten, hatte die Fortdauer seines Bannes zur Folge, mit welchem er bald nachher, im Februar 1508, gestorben ist.

In diesem Krieg brach die Oppositionspartei vollends in sich zusammen. Von den beiden Hauptgegnern des Königs war der eine überwältigt, der andere, Berthold von Mainz am 21. December 1504 gestorben. Er hatte das traurige Geschick, die Früchte patriotischer Bestrebungen im wilden Bürgerkriege vor seinen Augen untergehen zu sehen. Der Kurfürst von Trier war 1503 gestorben, man brachte einen Verwandten und Anhänger Maximilian's, Jakob von Baden, als Nachfolger auf den erzbischöflichen Stuhl. Maximilian hatte überdies Gelegenheit, durch die sich noch lange hinziehende, definitive Schlichtung des pfälzischen Erbfolgekrieges und die Vertheilung der gemachten Eroberungen seine Partei noch mehr zu verstärken. Aber diejenigen waren sehr im Irrthum, welche meinten, seine Siege würden dem Reiche oder auch nur ihm selbst zu Statten kommen. Im Gegentheil zeigte sich auch hier dieselbe Erscheinung, die sich früher und später so oft wiederholt hat, daß diese dynastischen Triumphe des Kaisers doch nur den einzelnen Dynastien, mit deren Hülfe solche Siege errungen wurden, aber keines wegs etwa der Stärkung des Reiches zu Gute kamen. Es sollte sich dies jetzt sogleich in auffallender Weise zeigen. Maximilian machte nämlich jetzt selbst einen schwachen Versuch, das Reich in seinem Sinne zu reformiren. Er ließ nun auch einen Verfassungsentwurf vorlegen, weil alle früheren durch Bertholds Schuld gescheitert seien. Nun erklärten aber die Stände, er habe bisher so ehrlich und löblich regiert, daß sie ihn nicht darin beschränken wollten und waren trotz seiner Einwendungen von dieser Erklärung nicht abzubringen. In Wahrheit

verhielt es sich aber gerade umgekehrt; der von ihm vorgelegte Entwurf hätte seine Macht nicht beschränkt, sondern gestärkt. Er wollte nämlich die zwölf Räthe, die nebst einem Statthalter und einem Kanzler den neuen Reichsrath bilden und aus den sechs Kreisen genommen werden sollten, selbst auswählen. Jedenfalls sollte dieser Reichsrath mehr von ihm abhängen, als das aufgelöste Regiment und die Hauptsache dabei war, daß vier von ihm ernannte Marschälle mit 100 Rittern, in vier Bezirke vertheilt, sowie ein von ihm ernannter Reichshauptmann die Beschlüsse des Reichsrathes durchführen sollten. — — Dagegen baten ihn die Reichsstände, den gemeinen Pfennig wieder abzuschaffen, weil ihn die Unterthanen nicht erschwingen könnten. Und ebenso das Aufgebot. Man kehrte zur alten Matrikel zurück. Uebrigens drangen die Stände jetzt dringend auf Wiedereinsetzung des Kammergerichts nach den Wormser Ordnungen.

Man sieht aus diesen Verhandlungen auf's Neue recht deutlich, daß die Oppositionspartei unter Berthold im Grunde viel monarchischer gewesen war, als dieser Reichstag, welcher von allen Reformen nur das, was den ständischen Rechten zusagte, behielt und alles Uebrige beseitigt. Und auch in den Hülfleistungen blieb man jetzt noch weit hinter dem Früheren zurück. Zwar wurden dem König 4000 Mann verwilligt zum Kriege gegen die Ungarn, welche auch genöthigt wurden, die habsburgischen Erbrechte wieder anzuerkennen. Aber der Krieg gegen die Türken ward, — zum ersten Male, soviel wir sehen — geradezu abgelehnt, mit der Erklärung, daß das Reich nicht im Stande sei, gegen die Uebermacht und Kriegskunst der Osmanen etwas zu unternehmen, so lange die übrigen Mächte, sowie der Papst, nicht einig zusammen wirkten.

Wäre es dem König ernstlich um eine Herstellung des Reiches zu thun gewesen, so hätte er die Verfassungsfrage nachdrücklicher verfolgt; so aber war er zufrieden, ein Stück Land mehr erworben, die Beute mit Anderen getheilt, zugleich nach Außen den Glanz und die Aussichten seines Hauses erhöht zu haben. Durch den Tod Isabellens von Kastilien war dieses Königreich an seine Dynastie gekommen. Zugleich hatte er mit dem König von Frankreich, welcher, da ihm die Spanier Neapel wieder entrissen hatten, nun um so eifri-

ger die Belehnung mit Mailand und eine Verbindung mit dem Reiche suchte, in den Verträgen von Blois eine überaus vortheilhafte Verbindung geschlossen, durch welche dem Erzherzog Karl als eventuelles Erbgut seiner Verlobten Claudia Mailand, Genua, die Herzogthümer Burgund und Bretagne und verschiedene andere Provinzen verschrieben wurden. Maximilian erhielt außerdem von Frankreich 120,000 Gulden. Auf dem Reichstage zu Hagenau wurde im Jahre 1505 dieser Vertrag ratificirt und König Ludwig, vertreten durch seinen Premier-Minister d'Amboise, — er hatte erst selbst kommen wollen — von Maximilian mit Mailand belehnt.

Man hatte freilich sogleich vorausgesehen, daß dieser Vertrag, durch welchen, wesentlich in Folge einer französischen Hofintrigue gegen den Thronerben, Herzog von Angouleme, dem Hause Habsburg die besten Provinzen Frankreichs zufallen sollten, von Frankreich gar nicht gehalten werden könne. — — — In der That erregte derselbe heftigen Unwillen in Frankreich, durch Abgeordnete der Parlamente ward König Ludwig bewogen, den Heirathsvertrag zu brechen und seine Tochter vielmehr mit dem Herzog von Angouleme zu vermählen. Zugleich schlossen sich, erschreckt durch das Uebergewicht und die großen Absichten Maximilian's, die er selbst am wenigsten zu verbergen suchte, alle Mächte, der König Ferdinand, der Papst und die Venetianer, an Frankreich an, durch ihre drohenden Demonstrationen sah er sich auf's Neue am Römerzug verhindert.

Und so eröffnete er denn in denselben Junitagen 1507, als die Könige Ludwig und Ferdinand sich in Italien persönlich begrüßten und in einer dreitägigen geheimnißvollen Conferenz zu Savona über hochwichtige Dinge — angeblich über die Theilung von Italien — verhandelten, den Reichstag zu Constanz. Seine Gedanken standen wieder mehr als je auf Krieg gegen Frankreich, für welchen er die Reichsversammlung zu entflammen suchte. Er ließ verschiedene Actenstücke vorlesen, sowie Schreiben des Papstes, welcher ihm klagte, die Franzosen wollten ihn absetzen und den französischen Minister zum Papst machen. Dann stand er auf und erinnerte in einer mächtigen Rede an die Ehren der deutschen Nation. „Ihr sehet nun", sagte er da, „Ihr sehet worauf meine seitherigen Klagen auf allen Reichs-

tagen zielten. Ihr sehet, daß der König von Frankreich sich rüstet, nicht mehr wie er sonst gethan, Abgefallene zu vertheidigen, dem Reiche Gerechtsame zu entziehen, sondern um die deutsche Nation der kaiserlichen Hoheit und Würde, die von unsern Vorfahren so ritterlich erobert und erhalten worden, zu berauben. Er hofft, wir werden thun wie bisher und der Zwietracht und Trägheit mehr Raum geben als den Angelegenheiten unserer Ehre und Wohlfahrt. Er zweifelt nicht, weil wir zu geringen Beleidigungen still gesessen, wir werden auch die größeren zulassen. — — Jetzt gilt es, daß die Deutschen, die einst ihre siegreichen Waffen durch die Welt trugen und noch heute fast überall gefürchtet sind, nachdem sie die römische Krone nicht durch Glück, sondern durch Mannheit erwarben, nicht vor aller Welt lächerlich und verächtlich werden. Und wenn Euch dieses nicht bewegt, was kann Euch noch bewegen? Mit welchem Unmuth werden Kinder und Kindeskinder und die späte Nachwelt an Euch denken, da Ihr des deutschen Namens Herrlichkeit und Kraft, den Euch die Vorfahren hinterließen, nicht bewahrtet?" Er forderte die Reichsstände auf, nach alter Reichspflicht ihm die Hülfe zum Römerzug zu leisten. „Mit Eurer und meiner Macht vereint getraue ich mir Italien sieghaft zu durchziehen. Denn die Einwohner, wenn sie nur erst den deutschen Kaiser also stark ankommen sehen, werden uns von selbst zulaufen mit Geld und Waffen, um ihre Freiheiten zu erhalten, um von ihren Tyrannen erlöst zu werden, um uns, ihre Ueberwinder, zu versöhnen."*)

Und in der That hatte Maximilian's Beredtsamkeit auch den Erfolg, daß sich der Reichstag wieder lebhaft der alten Reichsehren erinnerte. Der Gedanke, daß der König von Frankreich römischer Kaiser werden wolle, brachte in der Versammlung große Aufregung hervor. Es ward beschlossen, eine stattliche Hülfe zum Römerzug zu leisten. Zwar nicht mit den ungezählten Fußvölkern und 60,000 Rittern, von denen Maximilian geredet, auch nicht mit den 30,000 Mann, die er beantragt hatte, aber doch mit 3000 Reitern und 9000 Fußgängern, die auf ein

*) Diese von Maximilian angeblich gehaltene Rede ist vollständiger in Müller's Reichstagsstaat abgedruckt.

halbes Jahr, ſo lange als zum Römerzuge nöthig ſchien, verwilligt wurden. Um größere Furcht zu erwecken, war man es auch zufrieden, daß „das Geſchrei“ im Reiche auf 30,000 Mann und auf ein ganzes Jahr gemacht werde. Außerdem verwilligte man 120,000 Gulden zur Bezahlung von Schweizer Söldnern; man hatte die nahe bei Conſtanz in Schaffhauſen verſammelte Tagſatzung durch eine glänzende Geſandtſchaft beſchickt; und die Tagſatzung ſchickte ihre Boten zum Reichstag, welchen dort große Ehren widerfuhren. Auch die Schweizer erklärten jetzt, ſie würden niemals dulden, daß die römiſche Kaiſerwürde dem deutſchen Reiche, als deſſen gehorſame Anverwandte ſie ſich betrachteten, entriſſen werde. Sie verpflichteten ſich, ihre Truppen aus franzöſiſchem Dienſt zurückzurufen und dem Reiche 6000 Mann gegen Sold unter Standesfahnen zum Römerzug zu ſtellen. Die Bezahlung übernahm das Reich, dagegen mußte Maximilian nochmals verſprechen, die zurückzuerobernden Reichsgebiete nicht ferner willkürlich zu verleihen; ſie ſollten eine Reichsdomaine bilden, aus welcher der Unterhalt des Kaiſers und der Reichsbehörden künftig zu beſtreiten ſei. Und nun ſetzte Maximilian auf dringendes Anſuchen der Stände wirklich das Reichskammergericht wieder ein. Es wurde nach Regensburg berufen und zum Unterhalt deſſelben ein kleiner Anſchlag von Matricularbeiträgen auf die Stände vertheilt. Beides, Kammergericht und Matrikel, iſt in dieſer Form ſeitdem beſtehen geblieben.

Dagegen die weiteren Vorſchläge Maximilian's, wornach die Stände jetzt ſelbſt einen Hauptmann, einen Kriegsrath u. ſ. w. ernennen ſollten, wurden mit der Bemerkung abgelehnt, man wolle ihm das Alles vertrauensvoll überlaſſen. Vergebens trug er auch auf Niederſetzung einer Art von ſtändiſchem Reichsregiment an, nämlich eines Ausſchuſſes, der in Nürnberg während ſeiner Abweſenheit die Reichsgeſchäfte führen, Reichstage berufen, an den er ſich um Rath und Beiſtand wenden könne. Auch dieſe Beſchränkung erklärte man ihm nicht auflegen zu wollen. Er möge nur in alter Weiſe die Reichsgeſchäfte einem Stellvertreter übertragen, als welchen er hierauf den Kurfürſten Friedrich von Sachſen beſtellte. Seine Bitte endlich, in der Kürze wieder zuſammen zu kommen, ward mit Rückſicht auf die durch

das kostspielige Reisen zu den vielen Reichstagen ohnedies schon sehr bedrängten Unterthanen abgelehnt. Falls er in Nothfällen den Rath der Stände brauche, solle der Reichsverweser befugt sein, mit Hinzuziehung anderer Fürsten zu handeln.

Mit diesen Ergebnissen ging der Costnitzer Reichstag zu Ende. Die Begeisterung mit der er begonnen, hatte wie es scheint sich bald abgekühlt. Andere Nachrichten waren aus Italien eingelaufen; es fand sich bald, daß der Papst den König von Frankreich viel weniger fürchte, als den Kaiser und der König von Frankreich, der wieder heimgekehrt war und einen Theil seiner Kriegsvölker entlassen hatte, erklärte es für eine Verläumdung, daß er nach der römischen Krone strebe. Er denke nicht daran, die deutsche Nation dieser Ehre zu berauben. Zudem hatten sich in Costnitz eine Anzahl französischer Agenten eingefunden, welche die Reichsversammlung umzustimmen suchten. Ein solcher, der mit Maximilian's Koch freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen suchte, ward, als der Giftmischerei verdächtig, verhaftet. Es war der Almosenier des Königs von Frankreich, man fand bei ihm Creditive für eine ganze Reihe deutscher Fürsten und eine Instruction, in der es u. A. hieß, Maximilian habe dem König von Frankreich die römische Krone bei einer früheren Gelegenheit als Preis für Spanien und Burgund selbst angeboten, Ludwig habe sie aus Loyalität abgelehnt; Niemand sei für die Ehre des Reiches und das Wohl der deutschen Fürsten mehr besorgt und empfinde die vom Kaiser verschuldete Zwietracht des Reiches mit größerem Bedauern als der König von Frankreich. Gehöre er doch selbst von mütterlicher Seite her zu den Fürsten deutschen Geblütes. Wenn er sich des von Burgund unterdrückten Herzogs von Geldern annehme, so geschehe dies nur im Interesse der deutschen Fürsten u. s. w. Maximilian ließ das Schriftstück öffentlich im Reichstage vorlesen und zur Wiederlegung ein heftiges Manifest gegen Frankreich veröffentlichen, worin u. A. erzählt wird, Frankreich habe ihm noch vor Kurzem vergebliche Vorschläge zur Eroberung und Theilung der Schweiz und Venedigs machen lassen.

Wie dem auch sei, weder die Schweizer noch die Reichsstände wollten unter diesen Umständen mit den Franzosen Krieg anfangen. Nur zum

Römerzuge hatten sie ja die Hülfe verwilligt. Die Schweizer verwahrten sich gegen jeden Angriffskrieg gegen Frankreich, mit dem sie verbündet seien; der Reichstag beschloß, auf dem Römerzug den Zusammenstoß mit den Franzosen wo möglich zu vermeiden; eine Gesandtschaft ward abgeordnet mit den von Maximilian selbst entworfenen Vorschlägen, wonach die Franzosen eben nur den Römerzug nicht hindern und sich in den Reichskrieg gegen diejenigen, die ihn zu hindern versuchen würden, nicht einmischen sollten.

Mit seinem gewohnten Feuereifer hatte nämlich Maximilian diesen Römerzug betrieben, auf welchen er die größten Berechnungen baute, den er zur Unterwerfung von Italien, namentlich zur Eroberung von Venedig offenkundig zu benutzen gedachte. Einem seiner Vertrauten schrieb er sogar, er wolle Papst werden und in der That fand dieses Gerücht in Rom vielen Glauben, wahrscheinlich hatte er die Einsetzung eines neuen Papstes im Sinne. Den Venetianern wollte er ihre Eroberungen abnehmen u. s. w. Und so geschah es denn, daß sich Alles in Italien gegen ihn rasch vereinte, während die Hülfe aus dem Reiche nur sehr langsam eintraf. Die Schweizer namentlich waren wieder sehr bedenklich geworden und hielten den Zuzug zurück. Indeß war der Winter herangekommen und da die Sache sehr weit aussehend wurde, so faßte Maximilian jetzt einen wichtigen Entschluß, er nahm „zur Ersparung von Unkosten" und „damit für alle Fälle das römische Kaiserthum der deutschen Nation gesichert bleibe", am 3. Februar 1508 den Titel eines erwählten römischen Kaisers an und theilte dies dem Papste unter dem Bemerken mit, daß hierdurch keineswegs der Römerzug überflüssig werden solle; vielmehr werde er nach Unterwerfung der Venetianer zur Krönung in Rom erscheinen. Um ihn hiervon abzuhalten, bestätigte Papst Julius II. den Kaisertitel sofort in einer Bulle, welcher die Kraft der Krönung beiwohnen sollte und ließ dabei ausdrücklich bemerken, es geschehe dies „um großes Blutvergießen zu verhindern". In der That war jetzt der Zweck des Römerzuges im Sinne der Costnitzer Versammlung bereits erreicht und der Krieg nahm einen ganz neuen Charakter an. Es ward ein bloßer Eroberungskrieg und als Maximilian nun auf's Neue den Durchzug durchs Venetianische begehrte, ward ihm derselbe

von den Venetianern verweigert: „Venedig wisse wohl und sehe aus Allem, daß es sich hier um ganz andere Dinge, als um eine Krönungsreise handle." Es ward nun in Maximilian's Kriegsrath, gegen den Widerspruch einiger verständigen Räthe beschlossen, sofort den Krieg gegen die Venetianer zu beginnen. Wollte Maximilian sie bekriegen, so mußte er freilich bald anfangen, ehe das Geld verbraucht, die Söldnertruppen, die er geworben hatte, wieder verschwunden waren. Aber wie unsinnig gleichwohl dieser Feldzug war, darüber hat uns Maximilian selbst belehrt. Er schreibt den Eßlingern: alle Mächte in Italien, der Papst, Frankreich, Venedig seien ihm zuwider, die Pässe seien stark befestigt, die Festen mit feindlichen Truppen angefüllt, das Land biete einem Occupationsheere keine Lebensmittel. Aber dennoch und trotz alle dem wolle er jetzt vorrücken. Er scheint eine gar zu geringe Meinung von den Venetianern gehabt zu haben, da er sogar wähnte, ihre Lagunenstadt erobern zu können. Und so fiel er denn noch mitten im Winter ins Venetianische ein, der Feind gab ihm zunächst das flache Land zum großen Theile preis, Alles schien vortrefflich zu gehen, aber bald stellte sich der Hunger ein und seine Truppen mußten umkehren. Jetzt fielen die Venetianer aus ihren Festen aus, errangen vollständig das Uebergewicht, drangen ihrerseits auf österreichisches Gebiet vor und eroberten Triest, Portenau, Görz, in Allem 47 feste Orte. Vergebens eilte Maximilian, Hülfe erharrend, nach Innsbruck, vergebens rief er in Ulm den schwäbischen Bund zu Hülfe, er mußte sich endlich am 20. April zu einem dreijährigen Waffenstillstand mit der Republik bequemen.

Seit dieser Zeit wurde der Kampf gegen Venedig Maximilian's unabläßiger Gedanke; ja er vergaß darüber nochmals seinen Haß gegen Frankreich. Tief und mannigfach hatten ihn die Venetianer beleidigt. Ihre nüchterne und rechnende Staatskunst stand mit seinen Kaiserträumen in unversöhnlichem Conflicte. Mit lauernden, bald spöttischen, bald feindseligen Blicken hatten sie seine Laufbahn verfolgt. Schon zu jener Zeit, da er in den Niederlanden gefangen gehalten wurde, hatte ein venetianischer Gesandter den Gentern gerathen, sie möchten ihn aus der Welt schaffen, denn „ein todter Mann mache nicht mehr Krieg". Und da er noch vor Kurzem mit ihnen ein Bündniß gegen Frank-

reich schließen wollte, hatten sie auch seine Bundesgenossenschaft als unzuverlässig verschmäht. „Die Macht des Reiches", führte ein venetianischer Redner aus, als diese Frage in Venedig verhandelt wurde, „dauere höchstens sechs Monate, die des Königs von Frankreich sei ewig." Die Hauptsache war, sie wollten eben keine Wiederherstellung des Kaiserthums in Italien. Nun aber wollten sie doch auch den König von Frankreich nicht zu mächtig werden lassen und gewährten daher dem Kaiser zur großen Unzufriedenheit der Franzosen einen leidlichen Waffenstillstand. Es wäre vielleicht von Maximilian am klügsten gewesen, sie hierbei festzuhalten, um an den Schweizern und an den Venetianern, welche eine ähnliche Politik verfolgten, Bundesgenossen gegen Frankreich zu haben, aber freilich hätte er dann auf seine Eroberungspläne verzichten müssen! Er versuchte nun zunächst nochmals das Reich aufzubieten und wandte sich jetzt an den Reichsverweser, den Kurfürsten von Sachsen, welcher zu Costnitz Vollmacht erhalten hatte, ihm statt des Reichstags in Nothfällen seinen Rath zu geben. Aber der Rath, den er hier erhielt, gefiel ihm gar nicht; er hatte verlangt, man solle die benachbarten Fürsten schleunig aufbieten, um ihm Hülfe zu leisten zur Wiederaufnahme des Krieges, erhielt aber die Antwort, daß dies weit über die Befugniß hinaus gehen würde. Man erbot sich einen Reichstag zu berufen, den jedoch Maximilian, den Erfolg voraussehend, ablehnte. Da er aber seine Pläne gegen Venedig doch auch nicht aufgeben wollte, so warf er sich nun wieder den Franzosen in die Arme, versprach dem König von Frankreich die erneuerte Belehnung mit Mailand und schloß mit ihm, sowie mit dem Papste und dem König Ferdinand, also mit seinen drei bittersten Feinden, das berüchtigte Bündniß von Cambray, welches angeblich gegen die Türken gerichtet war, jedoch hauptsächlich die Unterdrückung der Venetianer, also des einzigen Staates, welcher wirklich gegen die Osmanen kämpfte, so wie die Vertheilung ihrer Länder
1509 zum Gegenstande hatte. Als Maximilian, im Frühling 1509 im hellen Waffenschmucke auf dem Reichstage zu Worms erschien, um Hülfe zu fordern zur Ausführung dieses auch in seinen Einzelnheiten höchst abscheulichen Vertrages, dessen näheren Inhalt er aus guten Gründen nicht anzugeben wagte, — der Papst hatte bei Vertheilung der

Kriegslasten die geistlichen Waffen zu liefern, und sprach demzufolge das Interdict gegen die Venediger und gegen Alle aus, die mit ihnen verkehren würden, was eine ungeheure Verkehrsstockung hervorbringen mußte, — da erregte er allgemeinen Unwillen und erhielt statt der Hülfe heftige Vorwürfe. Die Stände erwiderten seinen Gesandten — er selbst war gleich wieder abgereist — daß er zu Costnitz die letzte Hülfe begehrt und erhalten habe, sich auch nicht von seinen Räthen dürfe einbilden lassen, das Reich müsse helfen, so oft und wozu immer er die Hülfe fordere. Wolle er aber über Friede und Recht, Kammergericht und Münze Vorschläge machen, darauf würden sie gern eingehen. Mit dieser Antwort gingen die Stände auseinander.

Dabei ist es dann im Ganzen geblieben. Auf einigen folgenden Reichstagen wiederholt zur Hülfe gemahnt, wiederholten auch die Stände ihre Erklärung, daß der Krieg, der ohne sie begonnen worden, sie auch zu keiner Hülfe verpflichte. Sie boten aber dringend ihre Vermittelung mit Venedig an und riethen, die Friedensvorschläge der Venetianer anzunehmen. Nur zu kleinen Verwilligungen waren sie noch zu bewegen.

Der mehrjährige Krieg gegen Venedig und die Verwickelungen der hohen Politik, die sich daran knüpften, füllen fast das ganze letzte Drittel von Maximilian's Regierung aus. Gegen Venedig erreichte er Anfangs seinen Zweck. Die Republik gab die ganze Terrafirma den Verbündeten Heeren preis und mit den Truppen, die der Kaiser aus den Subsidien seiner Alliirten geworben hatte, konnte er einen Theil des Eroberten besetzen um es jedoch schon bald wieder zu verlieren. Denn als das Geld ihm ausging, verliefen sich seine Truppen zum großen Theil wieder und plünderten das Land. Er ward immer abhängiger von den Franzosen und nur diesen kam der ganze Krieg zu Gute. Vergebens 1510
hatten ihn die Venetianer mit demüthigen Worten und großen Anerbietungen — sie wollten ihm einen Theil ihrer Besitzungen und einen Geldtribut abtreten, — um Frieden angefleht. Ihre Bitten fanden besseres Gehör bei Papst Julius II., der aus Besorgniß vor der französischen Uebermacht schon folgenden Jahres wieder vom Bündniß abfiel und sich mit den Venetianern verglich. Dieser Papst entwarf jetzt den kühnen Plan mit Hülfe der Venetianer und der Schweizer alle Frem-

den, zuerst die Franzosen, aus Italien zu vertreiben. Den König Ferdinand zog er durch Belehnung mit Neapel zuerst vom Bunde ab. Dann wußte er die durch den Uebermuth der Franzosen aufgeregten Eidgenossen für sich zu gewinnen, bewog sie zu verheerenden Einfällen in die Lombardei und zog selbst an der Spitze seiner Truppen kämpfend in's Feld. Seine Gegner beschlossen nun, den heil. Vater, der mit irdischen Waffen kämpfte, mit geistlichen Waffen anzugreifen und beriefen
1511 zu diesem Ende im Mai 1511 ein allgemeines Concilium nach Pisa, angeblich zur Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Der König von Frankreich hatte seine Prälaten in Tours versammelt und ließ sie Reformvorschläge aufstellen, der Kaiser schrieb an die Kurfürsten und Reichsstädte und schilderte ihnen das Treiben des Papstes, er ließ die Beschwerden der deutschen Nation wieder ein Mal zusammenstellen. Doch im Grunde handelte es sich bloß darum, einen gefügigeren Papst aufzustellen. Nun hatten aber Ludwig und Maximilian jeder einen eigenen Candidaten in Bereitschaft, ja Maximilian hatte die Absicht, selbst Papst zu werden, man weiß nicht recht, ob es Ernst oder Scherz war, seine eigene Tochter fürchtete, es sei Ernst. — — — Indeß berief der Papst das Lateran-Concilium und schloß mit Ferdinand, den Venetianern und den Schweizern die heilige Liga zur Vertheidigung der Kirche. Nun wandte sich auch Maximilian immermehr von den Franzosen ab, da er sah, daß das Concilium zu Pisa einen französischen Papst aufstellen würde, schon wirkte er insgeheim diesem Concil, das er öffentlich berufen hatte, entgegen und hielt die Deutschen vom Besuche ab. Inzwischen hatte der König von Frankreich um Italien zu behaupten, ein großes Heer gerüstet, welches unter
1512 seinem ritterlichen Neffen Gaston de Foix am Ostersonntag 1512 den blutigen Sieg bei Ravenna erfocht, der aber dem Feldherrn das Leben kostete, die Reihen der Sieger furchtbar lichtete, so daß es den 20,000 Schweizern, welche jetzt auf den Ruf der heiligen Liga über Trient und Verona herbeizogen, noch in demselben Jahre gelang, die Franzosen wieder aus Italien zu jagen und den Maximilian Sforza als Herzog in Mailand einzuführen.

Maximilian hatte sich, während diese Dinge geschahen, im entscheidenden Augenblicke von Frankreich wieder losgesagt, das lateranen-

fische Concil beschickt, seine früheren Schritte zu Gunsten des Pisaer „Conciliabulums“ widerrufen, der heiligen Liga sich angeschlossen, und für alles dieses gab ihm der Papst die Venetianer wieder preis, welche nunmehr sich wieder mit dem König von Frankreich verbanden. Aber gegen Frankreich schienen nun endlich seine kühnsten Hoffnungen in Erfüllung zu gehen. Nach einem neuen Einfalle in Italien wurden sie bei Novara von den Schweizern so furchtbar auf's Haupt 1513
geschlagen, daß sie ganz Italien definitiv räumen mußten und nun auch Genua verloren. Aus Angreifern wurden sie Angegriffene. Der König Ferdinand eroberte Navarra, 26,000 Eidgenossen fielen in Burgund ein und belagerten Dijon, 45,000 Engländer landeten in Frankreich und belagerten Therouennes. Dorthin begab sich Maximilian; dort bei Guinegate, wo er einst in seiner Jugend die Franzosen auf's Haupt geschlagen, gewann er — jetzt ein grauköpfiger Alter — an der Spitze der Engländer, von denen er täglich 100 Kronenthaler Sold erhalten haben soll, noch ein glänzendes Gefecht. Jedoch die französische Politik wußte sich durch Geld und Versprechungen der Schweizer und der Engländer zu entledigen, des Königs Ferdinand durch Verzicht auf Neapel. Die heilige Liga selbst verfiel durch den bereits im Februar 1513 erfolgten Tod ihres Stifters, des Papstes Julius II. Dessen Nachfolger Leo X., welcher das Uebergewicht der Spanier auf der Halbinsel fürchtete, näherte sich wieder den Franzosen.

Da starb am 1. Januar 1515 auch Ludwig XII. und dessen 1515
ritterlicher, nach Sieg und Ruhm begieriger Nachfolger Franz I. brach noch in demselben Jahre, verstärkt durch 26,000 in Niederdeutschland geworbene Landsknechte wieder in Italien ein. In der Schlacht bei Marignano kam es am 13. und 14. September zu einem entscheidenden Kampfe gegen die Schweizer, welche zum Rückzug genöthigt wurden. Sie räumten Mailand. Die Kantons neigten jetzt zum Frieden, nur Uri, Schwyz, Zürich, Basel und Schaffhausen stimmten für Unterstützung des Kaisers und als Maximilian mit spanischem und 1516
englischem Gelde ausgerüstet erschien, um ein neues Heer zu werben, eilte ihm wieder viel schweizerisches Kriegsvolk zu Hülfe. Mit einem Heere von 30,000 Mann erschien er vor Mailand. Aber dort waren auch 10,000 Schweizer von der französischen Partei und beide Lager er-

klärten, nicht gegen einander fechten zu wollen. Ja Maximilian, durch falsche Nachrichten des Feindes betrogen, befürchtete Verrath und verließ plötzlich das Lager. Sein Heer löste sich auf. Die Franzosen blieben im Besitze, der im Frieden von Noyons am 13. August von Spanien, im ewigen Frieden zwischen Frankreich und den Schweizern am 29. November auch von den letzteren anerkannt wurde. Maximilian's Enkel Karl, jetzt König von ganz Spanien — Ferdinand starb Anfangs 1516 — behielt Neapel, Frankreich behielt die Lombardei, die Schweiz erhielt italienische Gebietstheile und große Geldentschädigungen, ewigen Frieden und Handelsfreiheit durch Frankreich, Venedig erhielt seine meisten Besitzungen zurück.

Dies war das vorläufige Ende der blutigen Kriege, welche für die Eroberungsgier einiger Herrscher mit deutschem Blute ausgefochten wurden. Denn deutsche Landsknechte, durch Kriegslust und Noth aus der Heimath vertrieben, bildeten den Kern der streitenden Heere. Am liebsten liefen sie den Fahnen des Kaisers zu; hätte er sie nur bezahlen können! Dem gegen seinen Willen von seinem Enkel geschlossenen Frieden von Noyons mußte er endlich beitreten und beklagte sich bitter, daß man ihn und das Reich vergessen habe, worauf sich Karl damit entschuldigte, daß er um seiner eigenen Staaten willen habe Frieden schließen müssen, nachdem die Franzosen und Schweizer einig geworden seien. Maximilian ließ aber seine Pläne nicht fahren
1517 und brachte wirklich am 14. Mai 1517 einen neuen Vertrag von Cambray mit Frankreich und Spanien zu Stande, der zwar auch vorgeblich nur gegen die Türken geschlossen wurde, in den geheimen Artikeln jedoch wiederum die Eroberung des Venetianischen und die Theilung von Italien in zwei Königreiche verabredete. Das Königreich Lombardien sollte der König Franz, das Königreich Italien einer der beiden Enkel des Kaisers erhalten, beide sollten unter dem Kaiser als Lehensherren stehen und ihn bei seiner Krönung geleiten u. s. w. Der Vertrag sollte ausgeführt werden, sobald Zeit und Gelegenheit günstig sei.

Zu solchen und anderen Plänen mag dann auch die große Türkensteuer bestimmt gewesen sein, welche Maximilian auf seinem letzten
1518 Reichstage im Jahre 1518 den Ständen angesonnen hat. Wir können uns mit der Reichsgeschichte der letzten neun Jahre seit jenem Wormser Reichs-

tage kurz fassen. Sie besteht im Wesentlichen darin, daß auf den Reichstagen zu Augsburg, Trier und Köln (1510 und 1512) der Kaiser immer neue und vergebliche Versuche machte, Geld zu erhalten, die Reichsstände aber sich ebenso vergebens bemühten, ihn vom Kriege abzuhalten und im Inneren Ordnung zu stiften. Ihre Abneigung gegen seine Kriege ging so weit, daß der Kurfürst von Sachsen die Reichsverweserschaft niederlegte und der zu Worms versammelte Reichstag es ablehnte, einen anderen Reichsverweser zu bestellen; man hoffe, Se. Majestät werde sich nicht mehr aus dem Reiche entfernen und ein Statthalter folglich nicht nöthig seien. Noch ein Mal hatte man dann zu Köln, um des Kaisers Eroberungen zu behaupten, eine geringe Steuer (1 von 4000, d. i. $^1/_{40}$ Prozent) verwilligt, wobei jedoch die Fürsten und Herren sich selbst und die Ritterschaft eximirten; nur ihre Unterthanen und Hintersassen sollten zahlen, was diese verweigerten. Hier in Köln machte man einen neuen Versuch, den Landfrieden zu handhaben, man machte wie bei früheren Gelegenheiten eine Kreiseintheilung, wobei die für das Kammergericht bereits angeordneten Wahlkreise zu Grunde gelegt und auf zehn erweitert wurden: der österreichische, der bairische, der schwäbische, der fränkische, der oberrheinische, der niederrheinische, der burgundische, der westphälische, der obersächsische und der niedersächsische Kreis. Diese Kreiseintheilung ist wie die Landfriedensordnung selbst seitdem gültig geblieben, trat aber erst in der folgenden Periode in's Leben. Maximilian konnte sich mit den Ständen über die Bestellung der Hauptleute und des Oberhauptmannes nicht verständigen. Fünf Jahre lang kam dann kein Reichstag mehr zusammen: erst als die öffentlichen Zustände einen unerträglichen Grad von Verwirrung erreicht hatten, versammelte sich im Jahre 1517 wieder ein Reichstag zu Mainz. Da hallte der Saal wieder von den Klagen und Schilderungen der öffentlichen Gebrechen und unter den vornehmsten Ursachen dieses Unheils wurde der Mangel an jeglicher Rechtsordnung im Reiche, namentlich der elende Zustand des Kammergerichts aufgeführt, wo Niemand Recht finde noch Recht nehme. Der Vorschlag kaiserlicher Commissarien, ein Reichsheer von zwei Prozent der Bevölkerung aufzustellen, um damit alle Unruhe zu dämpfen, wurde jedoch abgelehnt.

Maximilian hatte sich seit Jahren um die inneren Reichszustände wenig mehr bekümmert, ihn beschäftigte jetzt die Sorge, wie er die zu groß gewordene Macht des Kurhauses Sachsen einschränken und die eigene Dynastie erhöhen könne. Und in der That, dies ist ihm auch wie keinem anderen Herrscher gelungen, nicht durch die unglücklichen Kriege, die er führte, auch nicht durch die lange erstrebte Erhöhung seiner Hausländer — (Tyrols zum Kurfürstenthum, Oesterreichs und Burgunds zu zwei besonderen Königreichen,) — denn Alles dieses scheiterte am Widerspruch des Reiches; aber eine Kette von Heirathen und Fügungen hatte jetzt seinen Enkeln desto größeren Gewinn im Auslande zugeführt: sein Haus besaß jetzt die habsburgischen, burgundischen und spanischen Länder mit Indien und beiden Sicilien. Schon hatte er auch Ungarn und Böhmen wieder an sein Haus geknüpft, indem er den Sohn und die Tochter des Wladislav mit seinen Enkeln vermählte. Vor Allem war er jetzt darauf bedacht, die Wahl seines Enkels, des Königs von Spanien, zum Nachfolger am Reiche durchzusetzen. Diese Angelegenheit, sowie das Verlangen nach einer neuen Reichssteuer, bewog ihn im Jahre 1518 persönlich noch einen Reichstag zu Augsburg zu halten.

Noch ein Mal hat er da, wie einst auf seinem ersten Reichstage zu Worms, das Reich für seine Pläne und Vorschläge zu entflammen gesucht. Ja er hatte jetzt auch einen päpstlichen Legaten mitgebracht, welcher unter pomphaften Ceremonien einherzog und die Autorität der Kirche mit der des Kaisers verbinden sollte, um den Reichstag, angeblich zum Behuf des Türkenkrieges, zur Verwilligung eines Zehntens von allem Einkommen und eines Aufgebotes von je einem Krieger auf 50 Haushaltungen zu bewegen. In seine große Politik verloren, hatte der Kaiser offenbar nicht bemerkt, was inzwischen im deutschen Volke vorgegangen war, sonst würde er wenigstens den römischen Legaten dahinten gelassen haben. Von der tiefen Erregung der Gemüther, von der Erbitterung gegen den römischen Unfug, welche mehr als je alle Stände durchdrang, der er selbst erst vor wenigen Jahren bei seinen politischen Händeln gegen den Papst einen Ausdruck gegeben und die schon auf dem letzten Reichstage zu Mainz heftig zum Ausbruche gekommen war, hatte er keinen rechten Begriff; er

hatte wohl von Luther gehört, aber der sächsische Mönch erschien ihm nur als ein gutes Werkzeug, das man gelegentlich benutzen und „fleißig bewahren" müsse. Daß aber der gewaltige Geist dieses Mönches bereits die ganze Nation ergriffen habe, davon konnte er sich jetzt auf dem Reichstage an der Heftigkeit der Opposition überzeugen, womit seine Forderung eines neuen geistlichen Zehntens aufgenommen und durch ein langes Verzeichniß römischer Geldschneidereien erwiedert wurde. Und noch eine andere Entdeckung war ihm hier vorbehalten. Die Fürsten erklärten nämlich, daß sie ohne Bewilligung ihrer Landstände den Unterthanen keine Steuer zumuthen könnten. Darüber war der Kaiser nun sehr erstaunt. Er behauptete, die Unterthanen seien den Oberen zum unbedingten Gehorsam verpflichtet. Noch nie sei eine solche Bedingung aufgestellt worden. Gerade deßhalb, wurde ihm erwiedert, weil man bisher die Unterthanen nicht gefragt habe, sei auch wenig oder nichts von denselben bezahlt worden. Die Verhandlung hatte das Ergebniß, daß eine kleine Verwilligung beschlossen wurde, jedoch mit dem wichtigen Vorbehalte der Unterhandlung mit den Unterthanen, worüber auf dem nächsten Reichstage zu berichten sei.

So war auch dieser letzte Reichstag unfruchtbar für Maximilian wie alle früheren; die Wahl seines Enkels kam auf demselben gar nicht zu Stande. Was diplomatische Kunst vermochte, war geschehen und auch die Handsalbe war nicht gespart worden. Dennoch scheiterte Maximilian an dem Widerspruche seines Gegners, des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, des einflußreichsten Fürsten Deutschlands, mit welchem er seit Jahren aus vielen Gründen zerfallen war. Dasselbe Rechtsbedenken, an welchem einst Rudolf von Habsburg scheiterte, als er die Wahl seines Sohnes Albrecht betrieb, wurde jetzt auch dem Maximilian entgegen gehalten, daß er nämlich noch nicht als Kaiser gekrönt sei und das Reich nicht zwei Könige haben könne. Verschiedene Entwürfe, wie diese Schwierigkeit zu lösen sei, füllten noch die ruhelose Phantasie des alten Kaisers aus, bis endlich der Tod am 12. Januar 1519 zu Wels allen diesen Plänen ein Ende machte. Die persönliche Liebenswürdigkeit und Heiterkeit, die ihn im Leben auszeichnete, hat ihn auch bis in den Tod begleitet. Er war 60 Jahre alt geworden. Zu Neustadt liegt er begraben.

Mit Kaiſer Maximilian ging das mittelalterliche römiſch-deutſche Reich, — mit deſſen Verjüngung und Herſtellung ſich Manche ſeiner Zeitgenoſſen vergebens abmühten, zu Grabe. Nach dem Schauſpiele, welches uns die Geſchichte dieſes Reiches nun ſeit Jahrhunderten dargeboten hatte, werden wir deſſen Auflöſung nicht weiter beklagen. Haben wir doch aus jener Betrachtung zugleich einen Troſt geſchöpft, der uns beruhigen kann; haben wir doch ſelbſt in den ſchlimmſten Perioden der Reichsgeſchichte aus dem gewaltigen Leben in der Tiefe immer auf's Neue die Ueberzeugung gewonnen, daß mit dem deutſchen Reiche das deutſche Volk noch lange nicht zu Grunde ging. Wie abgeſtorbene Hüllen, an welchen alle Wiederbelebungsverſuche ſcheiterten und wo Alles morſch war, wohin man nur faßte, ſo lagen jetzt Reich und Kirche da. Und doch, welch' ein Leben, welch' ein Glaube war in der deutſchen Nation! Welch' eine Aufgabe war ihr nun beſchieden!

Inhaltsverzeichniß des dritten Bandes.

Achtes Buch.

Die Wiederherstellung und der Zerfall des Reiches.

Erstes Kapitel. Rudolf von Habsburg 1
Zweites Kapitel. Adolf von Nassau 46
Drittes Kapitel. Albrecht I. 63
Viertes Kapitel. Heinrich VII. (von Lützelburg) 85
Fünftes Kapitel. Ludwig der Baier 112
Sechstes Kapitel. Der Zustand Deutschlands im 14. Jahrhundert . . . 178

Neuntes Buch.

Von Kaiser Karl IV. bis Kaiser Karl V.

Erstes Kapitel. Karl IV. 225
Zweites Kapitel. König Wenzel 286
Drittes Kapitel. Ruprecht von der Pfalz 349
Viertes Kapitel. Kaiser Sigmund 378
Fünftes Kapitel. Albrecht II. 461
Sechstes Kapitel. Kaiser Friedrich III. 469
Siebentes Kapitel. Kaiser Maximilian 602

Schnitt v. S. 511 an Dintenfleck L.

Seit 131 Dintenfleck Gift 505.

" 17 "

" " "